Die Gesellschaft

0902
.389

Bibliothek von M

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Schriftleitung: **Hans Merian.**

Jahrgang 1894. Drittes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Adler, Moritz, Das Erprobungsbedürfnis der Institutionen und der Krieg . . 1001
Bierbaum, Otto Julius, Hans Thoma 1017
Conrad, M. G., Mit Purzelbäumen rückwärts 841
Volkslitteratur und der Weimarer Schriften-Verbreitungs-Verein . . . 987
Deutsche Vergnügungsreisen 1115
Aus dem Münchener Kunstleben 924, 1092, 1210
Dehmel, Richard, An meine Gönner 1090
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von O. J. Bierbaum, Karl Bleibtreu, Karl Busse, Richard Dehmel, Gustav Adolf Erdmann, Gustav Falke, Walter Harlan, Eduard Heß, A. von Krane, Willy Lentrodt, Emil Rechert, Heinrich von Reder, A. von Sommerfeld, Ottokar Stauf von der March, Gottlieb Steger, Wilhelm Weigand) 859, 1030, 1128
Eisner, J., Julius Kulka. Ein Erinnerungsblatt 916
Ertl, Emil, Familie Martin. Erzählung 1137
Falke, Gustav, Über die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel 903
Fischer, Otto, Gräfin Flora. Capriccio 1053
Friedrich, Bernhard, Vorspiele 1037
H., F. A., Schlagende Wetter 1068
Herzog, Leopold, Die Passionsspiele im deutschen Böhmerwalde (Höritz) . . 944
Hofmiller, Josef, Sixtus Beckmesser von der Münchener Akademie der Tonkunst 934
Humperdinck, E., Mein Lebenslauf 1126
Jentsch, Karl, Die Lehre vom Tyrannenmord 1117
Kniepf, Albert, Doktor Faust und die modernen Sozialpolitiker 1204
Kritik: Agrarpolitik: S. 961. — Bibliographie: S. 985, 1113, 1241. — Czechische Litteratur: S. 981. — Dänische Litteratur: S. 1107. — Dramen: S. 957, 1102, 1233. — Französische Litteratur: S. 972, 1237. — Frauenfrage: S. 965. — Italienische Litteratur: S. 977. — Kriegshandwerk: S. 1108. — Litteraturgeschichte: S. 962, 1234. — Lyrik: S. 955, 1099, 1232. — Pädagogik: S. 961. — Romane und Novellen: S. 951, 1095, 1230. — Sozialpolitische Schriften: S. 959. — Spanische Litteratur: S. 979. — Vermischtes: S. 983, 1109, 1240. — Vermischte Schriften: S. 966, 1103, 1235.
Langmann, Philipp, Ein Streber 1042
Lowke, Gustav, Aus dem Reiche der Zwerge. Ein Märchen 891

0502 .389 v.10 pt.3 (1894)
(RECAP) 559206

Seite

Mauke, Wilhelm, Akkorde und Dissonanzen vom deutschen Olympia 1215
Mayer, Wilhelm, Aus dem Frankfurter Kunstleben 1093
Merian, Hans, E. Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel" 1184
Panizza, Oskar, Die „unsittlichen" Gebrüder Grimm und die neue „Sittlichkeit" jüdisch-deutscher Verlagsbuchhändler 919
Scheerbart, Paul, Phantastische Geschichten (en miniature) 1133
Schwann, M., Das Christentum und die Gewalt. Zu einem neuen Buche Leo Tolstojs 844
Starkenburg, Heinz, Herr Mauke und seine „Frau" 1086
Steger, Gottlieb, Unentrinnbar 875
Stein, Maximilian, Militarismus und Friedensgesellschaft 1201
Steinmeyer, J., Zum Fall Billroth 895
Tolstoj, Graf Leo, Gedanken über Henry Georges Reformbestrebungen . . . 856
Wundtke, Max, Zur Psychologie der erzählenden Kunst der Zukunft 1192

Porträts:

Leo Tolstoj.
Hans Thoma.
E. Humperdinck.

Левъ Толстой

Leo Tolstoj.

Mit Purzelbäumen rückwärts.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Mit Purzelbäumen rückwärts, nicht aufrechtſtehend, nicht das Auge dem Himmel zugewandt, nicht die Bruſt gegen den Wind. Auch nicht mit ehrlichen Fanfaren, die immer etwas Heldenhaftes haben, ob ſie dahin oder dorthin blaſen.

Nein, mit Purzelbäumen, in kugeliger Bewegung, wobei man ſich auf Allerlei hinausreden kann, zum Beiſpiel, daß es nur des Scherzes wegen, aus naiver Kinderei, oder weil man ſich dabei von der üblichen Marſchpoſe mit dem aufrechten Rückgrat ein wenig erholt, oder weil in allem Abwechslung ergötzlich ſei.

Und über die Ausrede hinaus, wenn's wider Erwarten doch zu ſchief geht und auf den Purzelbaum ein Halsbruch ſteht: Ableugnen! Wer erfrecht ſich zu behaupten, daß im kleindeutſchen-preußiſchen Reich rückwärts marſchiert wird, in die Dummheit, Feigheit und Knechtſchaft hinein? Wer erhebt den Vorwurf, daß wir der Freiheit, dem Geiſt, der Schönheit, allem, was das höhere Menſchentum lockend ſchmückt und das ſtaatliche Leben herrlich und adelig macht für den Geringſten aus dem Volke — wer erhebt den Vorwurf, daß wir dem allen keine Heimſtätte bereiten, daß im Reiche von Preußens Witz und Gnade nicht mehr Raum ſei für den Flügelſchlag einer ſtolzen, hochgemuten Seele?

Mit Purzelbäumen rückwärts, in tauſend kleinen Sätzen, aber ſtetig, ein Stück der Freiheit und Schönheit ums andere unter den Buckel und den Hintern genommen und darüber hinweg, aber mit den Heuchelgeberden der „höheren Erwägungen", der „höheren Staatsintereſſen", mit der Tartüfferie der „höheren Sittlichkeit", der „religiöſen Ideale" — —

Und so fort, Menschenalter hindurch, durch alle Schulen und Amtsstuben und Gerichtskammern hindurch, mit dem Kommandoruf und klingendem Spiel und den bunten Farben des Militarismus, mit tausend Alltagsbyzantinismen, mit hunderttausend kleinen Mittelchen — —

Gewöhnung ist alles. Ist erst einmal das Gehirn betäubt, das Auge stumpf und für gewisse Farben blind, das Ohr eingeschläfert, der Unabhängigkeits- und Selbstbestimmungssinn hypnotisiert, dann bietet die absolutistische Dressur der Herde keine Schwierigkeiten mehr.

Das kleindeutsche-preußische Reich ist trotz aller sozialistischen Spektakeleien in der paralysierenden Dunst- und Stickluft der Großstädte der bestdressierte Staat der Welt. Daran würden selbst etliche anarchistische Experimente und Versuchsbomben nichts ändern.

Also methodisch mit Purzelbäumen rückwärts — und wo sich unliebsame Stockungen ergeben und Massenstauungen, bringt der geschickt gehandhabte Berliner Gummischlauch sofort wieder die wünschenswerte Ordnung und Regelmäßigkeit.

Es giebt keine sogenannte Öffentlichkeit — es giebt keine berechtigte Wahrnehmung sogenannter öffentlicher Interessen durch nicht offiziell beamtete, nicht von staatswegen uniformierte Leute, hört ihr's, ihr sogenannten Vertreter der Presse und der sogenannten öffentlichen Meinung im kleindeutschen-preußischen Reich? Es giebt nur den allmächtigen Staat, nur das absolute Beamtentum, nur die unfehlbare Censur von oben und unterthänigste, treugehorsamste Unterwerfung von unten.

Mit Purzelbäumen rückwärts und Vaterunser dazu gebetet und Choräle und Litaneien dazu gesungen und zur Lungen- und Herzstärkung Hurrah dazu gerufen, denn nur so verdient sich ein Volk den Ruhm, das civilisierteste, schönste, geistreichste, wohlhabendste, stärkste und fröhlichste Volk zu sein von allen Völkern auf Erden.

Und die Denker und Dichter, die in allen Dingen das sublimste Verständnis erweisen, richten sich ein, die einen auf ihre Begriffe, die andern auf ihre Träume, die einen auf ihre wissenschaftliche, die andern auf ihre künstlerische Spezialität; Forschung und Mystizismus sinken sich in die Arme: Ach, wir Auserlesenen, wir Aristokraten des Geistes, wir Übermenschen — was kümmert uns das gemeine Volk mit seiner gemeinen Politik? Was schert uns hehre Idealisten und Symbolisten das unterdrückte Pack mit seiner naturalistischen Sorge und Beschränktheit, uns, die wir im unendlichen Glanze strahlen? Weckrufe der Freiheit? Heldentum in Sprüchen und Liedern? Überlaßt das doch dem lahmen Kerl, dem ungelehrten und unkünstlerischen Tyrtäus und seinen plebejischen Genossen! Ach, wir Auserlesenen, wir Sublimen, wir Aristokraten des Geistes, wir Übermenschen — Hallelujah!

Mit Purzelbäumen rückwärts, unter den Wolluſtſchauern der Harmoniſchen, der Dekadenten, der Nirgendswiderſtrebenden, der Überallzukreuz-Gekrochenen — —

„Es war ein harmoniſches Leben, das hier zum Abſchluß gekommen,“ thränte jüngſt die große ſchwäbiſche Göttertante vom Neſenbach am Sarge Ludwig Pfaus, der Beides geweſen, leider, ein Künſtler und ein Volksmann, der Beides nicht zu trennen vermochte, leider, das Leben des Volkes und das Leben der Kunſt! Wie müſſe man's „im Intereſſe ſeiner harmoniſchen Entwicklung“ bedauern, daß der hochbegabte Künſtler und Kritiker nicht von der Politik laſſen konnte! Was ging ihn denn die garſtige Politik an?

Ach, und wie iſt es nur faßlich, daß ein ſo umſichtiger Gelehrter und feiner Stilkünſtler wie Ludwig Quidde ſo etwas wie dieſen „Caligula“ ſchreiben konnte! Kann ſo etwas Disharmoniſches und die peinlichſten Vergleiche Anregendes wie dieſe Lebensſtudie römiſchen Cäſarenwahnſinns im Arbeitsbereiche eines jungen deutſchen Hiſtorikers von der ſeinen Herkunft eines bremenſer Patriziers liegen? Oder wenn ein ſo vornehmer, ſcharfſinniger Geiſt doch nicht davon laſſen kann, ſich in antikes Seelenleben zu vertiefen und klaſſiſche Herrſcherbilder künſtleriſch zu geſtalten, warum hat er nicht ſtatt des häßlichen Caligula den liebreizenden Titus, die Wonne des Menſchengeſchlechts, gewählt? Wie kam er denn dazu, eine ſo ungeſchickte und unſchickliche Wahl zu treffen? Dergleichen wäre bei Engländern, Amerikanern, Franzoſen u. ſ. w. verſtändlich und entſchuldbar, ja, vielleicht mit Auszeichnung zu begrüßen und in deutſcher Überſetzung mit großem Behagen zu genießen — aber bei einem Deutſchen unter deutſchen Reichsbürgern, oh, oh, oh! Für vornehme, harmoniſche Naturen iſt doch die römiſche Kaiſergeſchichte nicht etwa dazu da, als Spiegel für andere, nichtrömiſche Kaiſertümer zu dienen? Wie dürfte ein wirklich bedeutender und anſtändiger deutſcher Gelehrter von ſeiner erhabenen Wiſſenſchaft einen ſo geſchmackloſen Gebrauch machen! Oh, oh, oh —

Mit Purzelbäumen rückwärts überall im herrlichen kleindeutſch-preußiſchen Reich, in der Rechtſprechung, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Verwaltung und Preſſe, in Geſelligkeit und Kurzweil, zum erheiternden Beiſpiel und Frohlocken aller Völker ringsum, die ihre Augen auf uns gerichtet halten, auf uns Muſterdeutſche, die wir nichts fürchten auf der Welt als Gott und den Staatsanwalt und den Polizeiſpieß und die Schwiegermutter und den Erbonkel und die Philiſtermeinung und die Kritik der höheren Tochter und den Moralkodex der Gartenlaube und die höhere Intelligenz des Unteroffiziers und die Juden und die Jeſuiten und die Freimaurer und den Bauernbund. Denn uns gehört das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.

Das Christentum und die Gewalt.

Zu einem neuen Buche Leo Tolstojs.

Von Dr. M. Schwann.

(Zürich.)

In keinem Zeitalter — sagt Buckle — sind die Schriftsteller so verschwenderisch belohnt worden, als unter der Regierung Ludwigs XIV., und in keinem sind sie so gemein gesinnt, so knechtisch, so durchaus unfähig zur Erfüllung ihres großen Berufes, als Apostel des Wissens und Missionäre der Wahrheit gewesen. Die Geschichte der berühmtesten Autoren jener Zeit beweist, daß sie trotz ihrer Fähigkeiten und Geisteskräfte nicht imstande waren, der sie umringenden Verderbnis zu widerstehen. Um des Königs Gunst zu gewinnen, opferten sie den unabhängigen Geist, der ihnen teurer als das Leben hätte sein müssen. Sie gaben die Erbschaft des Genius weg und verkauften ihre Erstgeburt für ein Linsengericht. Was damals geschah, würde bei gleichen Umständen auch jetzt geschehen. Ein kleines Häuflein ausgezeichneter Denker wird wohl eine Zeitlang imstande sein, dem Druck der Zeitstimmung zu widerstehen. Sehen wir jedoch auf die Zeitstimmung im allgemeinen, so kann die Gesellschaft sich keiner Klasse anders als vermittelst der eigenen Interessen derselben mit Sicherheit bemächtigen. Daher ist jedes Volk verbunden, Sorge dafür zu tragen, daß die Interessen der Schriftsteller auf seiner Seite und nicht auf der seiner Herrscher stehen."

Keine Zeit und kein Volk, selbst nicht unsere heutige Zeit und unser heutiges deutsches Volk, hat dieser seiner Pflicht wohl weniger gedacht, als die Franzosen in jenen Tagen der äußerlich so prunk-, innerlich so jammervollen Regierung des „Roi soleil". Unproduktivität des Volksgeistes auf allen Gebieten ohne Ausnahme war die Folge davon, daß das Volk seine Schriftsteller im Stiche ließ und sie rückhaltlos der „Gnade" der Mächtigen preisgab. Eine natürliche Folge war es, daß die Geister der Menschen „aus den höheren Gebieten" vertrieben, sich in die niederen flüchteten und diesen ihre Kräfte widmeten, „wo nicht die Entdeckung der Wahrheit, sondern die Schönheit der Form und des Ausdruckes Hauptziele des Strebens ausmachen". Und dieses hatte dann wieder zur Folge, daß das Unterscheidungsvermögen sich erst recht verwirrte und das Gefühl für Wahrheit um so mehr verloren ging. Schon im Jahre 1695 hatte ein gewisser Bois-Guillebert ein Buch verfaßt, worin der Beweis angestrebt wurde

dafür, daß seit 1660 alles in Verfall geraten. Man sah in demselben das Werk eines Narren, und erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, die Richtigkeit der Erkenntnisse Bois-Guilleberts anzustaunen. Er von seinen Zeitgenossen hatte allein begriffen, daß Ludwig XIV. nichts anderes gethan hatte, als den Verfall zu organisieren.

Es ist ja gewiß, daß die Litteratur eine Kunst ist; aber ebenso sicher ist es, daß sie nicht nur eine Kunst sein darf. Die Zeit mußte auch für Frankreich kommen, wo sie, geführt von den geistigen Vätern der Revolution, aufhörte, ein bloßes Ziel zu sein, sondern zum Mittel wurde. „Sie mußte eine Macht werden", wie ein geistreicher Franzose sich ausdrückt, der zu Anfang der fünfziger Jahre, als eben das Kaisertum Napoleons III. in Sicht trat, sein Buch über Voltaire mit dem festen Satze eröffnete: „Jetzt oder nie ist der Augenblick, zu sagen, was man denkt, und zu bedenken, was man sagt!"

Und jetzt oder nie ist wieder eine Zeit gekommen, wo es notthut, zu sagen, was man denkt, zu bedenken, was mau sagt, und wieder ward die Litteratur sich bewußt, daß ihr Beruf ist, eine lebendige und belebende Macht zu sein. Ist doch die Pflege der schönen Form noch lange nicht immer ein Zeichen für die Gesundheit und Kraft der Litteratur, ja, ohne Übertreibung kann man sagen, daß von dem Augenblicke an der Geist eines Schrifttums zum Niedergange wankt, wo eine einseitige Pflege der Form sich bemerkbar macht, wo die ästhetischen Forderungen zu alleinherrschenden werden.

Nicht viele unserer zeitgenössischen Schriftsteller haben diese Prinzipien mit tieferem Ernste in sich aufgenommen und zur Darstellung gebracht, als der Russe Tolstoj. Von seinen ersten Schöpfungen an bemerkt man bei ihm ein rastloses Vorwärtsstreben, eine sich nie genügende, nie stillstehende geistige und moralische Vertiefung, die das charakteristische Merkmal seiner Schriften wie seines Lebens ausmacht. Gesinnung ist ihm von Bildung unzertrennlich, er ist der geschworene Feind jeder sogenannten „Bildung". Legt nun ein solcher Mann mit der Kühnheit und dem siegessicheren Idealismus der Jugend in einem Alter, da andere mit ihrem Leben und ihren Gedanken bereits in Ruhestand treten, ein umfassendes Bekenntnis seiner Welt- und Lebensanschauung dar, so bedeutet dies in einer so rast- und ruhelosen Zeit, wie der unsrigen, gewiß mehr, als ein litterarisches Ereignis, es ist eine historische That. Es klingt nicht nur so, sondern es ist der Zwang, den eine tiefernste Moralität auf diesen schöpferischen Geist ausübt, es ist der Zwang des wirklichen Berufes, der Drang nach rücksichtsloser Darstellung der Wahrheit, aus welchem Tolstojs Buch „Das Reich Gottes ist in Euch" geflossen ist.

„Mystik“ — so möchte man wohl bei dem Lesen dieses Titels ablehnend rufen. Doch gemach! Das Buch führt einen doppelten Untertitel, welcher dieses Vorurteil schnell zurückdrängt: „Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre“, und „Christi Lehre und die allgemeine Wehrpflicht“. Damit ist Ausgang, Ziel und Zweck des Buches so klar wie möglich umschrieben, und was es sonst noch mit der „Mystik“ auf sich hat, wollen wir sofort sehen. „Das Christentum wird jetzt von Bekennern der kirchlichen Lehre als eine übernatürliche, wunderbare Offenbarung alles dessen aufgefaßt, was im Symbol des Glaubens gesagt ist, von den Ungläubigen dagegen als eine von der Menschheit überwundene Erscheinungsform ihres Glaubensbedürfnisses an das Übersinnliche, wie eine historische Erscheinung, die ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hat im Katholizismus, in der rechtgläubigen Kirche, im Protestantismus, und die für uns keinerlei vitale Bedeutung mehr hat. Für die Gläubigen liegt die Bedeutung der Lehre in der Kirche, für die Ungläubigen in der Wissenschaft.

„Ich will zunächst von den ersteren sprechen. Vor achtzehnhundert Jahren trat inmitten der heidnisch-römischen Welt eine merkwürdige neue Lehre auf, die mit keiner früheren zu vergleichen war, und die einem Menschen, Christus, zugeschrieben wurde.

„Diese neue Lehre war nach Form und Inhalt völlig neu, sowohl für die jüdische Welt, in deren Mitte sie entstand, als auch besonders für jene römische Welt, in deren Mitte sie gepredigt und verbreitet wurde.

„Inmitten der hohen Entwicklung religiöser Vorschriften im Judentum, wo nach den Worten des Jesaias Vorschrift auf Vorschrift folgte, und inmitten der äußersten Vervollkommnung der Gesetzgebung im Römertum trat eine Lehre auf, die nicht nur jede Gottheit — jede Scheu vor ihr, jede Prophezeiung und den Glauben an sie verwarf, sondern auch alle menschlichen Einrichtungen und ihre Unentbehrlichkeit. Anstatt aller Vorschriften früherer Bekenntnisse stellte diese Lehre nur das Muster innerer Vollkommenheit, der Wahrheit und der Liebe in der Person Christi auf.“

Der Ursprung der Lehre war also nach Tolstoj kein mystischer. Doch „siehe — seit den Uranfängen traten Männer auf, welche von sich behaupteten, daß der Sinn, den sie der Lehre gaben, der einzig wahre sei, und zum Beweise dessen dienten die übernatürlichen Erscheinungen, die die Richtigkeit ihrer Auffassung bestätigten. — Dies war der Hauptgrund der ursprünglich falschen Auffassung der Lehre und späterhin ihrer vollständigen Verstümmelung. — Man setzte voraus, die Lehre Christi werde den Menschen nicht wie jede andere Wahrheit überliefert, sondern auf eine besondere übernatürliche Art, so daß die wahrhaftige Auffassung der Lehre nicht durch

die Übereinstimmung des Überlieferten mit den Forderungen der Vernunft und der ganzen menschlichen Natur bewiesen wird, sondern durch die Wunderbarkeit der Überlieferung, die als ein unanfechtbarer Beweis der wahrhaftigen Auffassung gilt. Diese Voraussetzung entsprang der falschen Auffassung, und ihre Folge war die Unmöglichkeit einer richtigen Auffassung.

„Dies begann in den allerersten Zeiten, als die Lehre noch so unvollständig und oft verkehrt aufgefaßt wurde, wie wir das an den Evangelien und Apostelgeschichten sehen. Je weniger die Lehre begriffen wurde, desto unverständlicher erschien sie und desto notwendiger waren die äußerlichen Beweise für ihre Wahrhaftigkeit. Den Satz, thue andern nicht, was du nicht wünschest, daß man dir thue, brauchte man nicht durch Wunder zu beweisen, für diesen Satz brauchte man nicht Glauben zu fordern, weil dieser Satz an und für sich überzeugend ist, da er der Vernunft und der Natur des Menschen entspricht. Den Satz aber, daß Christus Gott sei, mußte man durch Wunder beweisen, die vollständig unbegreiflich sind.

„Je unklarer das Verständnis der Lehre Christi war, desto mehr Wunderbares nahm sie an; und je mehr Wunderbares sie annahm, desto mehr entfernte sich die Lehre von ihrem Sinne und desto unklarer wurde sie, und je mehr sie sich von ihrem Sinne entfernte und je unklarer sie wurde, desto stärker mußte sie auf ihre Unfehlbarkeit pochen und desto weniger verständlich wurde die Lehre." So kam es „logisch in unsern Zeiten bis zu den Glaubenssätzen der Transsubstantiation und der Unfehlbarkeit des Papstes oder der Bischöfe oder der Schrift, das heißt bis zu dem völlig Unverständlichen, bis zum Unsinn und bis zur Forderung des blinden Glaubens nicht an Gott, nicht an Christus, ja nicht einmal an die Lehre, sondern an eine Person, wie im Katholizismus, oder an Personen, wie in der rechtgläubigen Kirche, oder an ein Buch, wie im Protestantismus."

Für diese logische Entwicklung, welche wir nur bruchstückweise zu geben vermögen, hat Tolstoj die historischen Nachweise keineswegs versäumt. Was er will, ist uns aber dennoch klar: er will vom Christentum, auch von dem sogenannten Kodex desselben, der Bibel, nichts gelten lassen, als was sich mit der gesunden Vernunft verträgt. Und damit schwingen wir uns über das Christentum zum Menschentume hinaus. Gleich Voltaire geht er von Christus aus, um das sogenannte Christentum zu bekämpfen, gleich ihm ist er ein Mensch, der es wieder einmal unternimmt, „an den Grundsäulen des Thrones und Altares zu rütteln". Und wenn sie nicht sofort zusammenbrechen, so mögen wir uns mit Schiller vertrösten:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur."

Dies ist stets das Resultat eines nicht durch Erkenntnis vermittelten, sondern durch nicht mehr zu ertragende Not erzwungenen Fortschrittes, bei welchem der wilde Instinkt, nicht aber das Bewußtsein die Führung übernahm. Und dieses Resultat haben wir stets, auch von dem früheren oder späteren Fortschreiten des russischen Volkes, zu erwarten, wenn regierende Thorheit oder gekröntes Verbrechen fortfährt, die Bildung einer mit den Erkenntnissen unsrer Zeit im Einklange stehenden öffentlichen Meinung gewaltsam zu hintertreiben. In Deutschland ist dies trotz der unverhohlenen Neigung dazu einfach infolge der bisher erkämpften freiheitlichen Positionen auf die Dauer nicht mehr möglich, aber in Rußland fehlen diese materiellen und geistigen Grundlagen bis heute, und weil sie fehlen, ist an ein ungestörtes Fortwachsen der Erkenntnis ins Volk hinein kaum zu denken.

Soll es nun trotzdem zu jenem Ergebnisse kommen, welches uns Schiller so furchtbar zeichnet? Tolstoj liegt dieser Gedanke so fern, wie nur möglich. Aber Tolstojs Buch ist, wie verschiedene seiner früheren Arbeiten, in Rußland verboten, und wenn es nicht den Gegnern der Tolstojschen Wahrheitsliebe gestattet würde, in Zeitungen und Zeitschriften gegen Tolstoj zu polemisieren, würde sein Volk nicht einmal in engerem Kreise etwas von seinen Arbeiten erfahren. Das aber ist ein absolut unnatürlicher Zustand und, weil er es ist, muß er die unnatürlichsten Früchte zeitigen. Die halben und verdrehten Wahrheiten, welche aus solcher Polemik zum Volksgeiste durchsickern und dort halbe und verdrehte Erkenntnisse auslösen, sind naturgemäß gefährlich und verderblich, während dies die ganze ehrliche und freie Kenntnisnahme der Tolstojschen Schriften nicht ist. Solche halbe Wahrheiten beunruhigen nur die Volksseele, ohne ihr die Kraft eines festen Bewußtseins, eines zum Ziele dringenden Urteils zu geben, und daraus kann niemals Gutes erwachsen. Es muß sich des russischen Volkes allmählich jenes Gefühl bemächtigen, wie es einen in höchster Not befindlichen Menschen befallen würde, dem man in künstlicher Dämmerung ein Buch überreichte mit der Aufforderung: „Da lies! Die Mittel sind hier angegeben, mit denen du deine Not zu heben vermagst!" Der Arme sieht das Buch, er erspäht noch auf weißem Grunde die grau verschwimmenden Züge der Schrift, er enträtselt einige Worte, aber lesen, sich die Rettung holen vermag er

nicht, weil es zu dunkel ist. Da muß die dumpfe Verzweiflung zur Tobsucht werden, zur Tobsucht gegen die, welche ihm den Schirm vor der Wahrheit Sonne gezogen, damit er niemals lesen könne, zur zerstörenden Tobsucht gegen alles, woran er im dämmernden Dunkel stößt, das ihm als Hindernis, als Ursache jener Lichtberaubung erscheint.

Sind diese Thatsachen für die Entwicklung und Befreiung des russischen Volkes nun auch von allergrößter Bedeutung, so ist damit die Bedeutung des Tolstojschen Buches noch keineswegs erschöpft. Denn es ist, wenn auch aus jenen russischen Zuständen direkt entsprungen, doch ein Erzeugnis des Geistes, der uns alle bewegt und weit über Rußlands Grenzen hinausträgt. Es ist ein Buch von europäischer, von menschheitlicher Bedeutung. Inhaltlich über dasselbe berichten, hieße es hier wieder zum Abdrucke bringen, denn Satz ist an Satz, Glied an Glied mit so einfach natürlicher Logik geknüpft, daß es nur als Ganzes ganz genossen und gewürdigt werden kann.

Bewegender Faktor in aller Entwicklung ist auch für Tolstoj die zum Bewußtsein gesteigerte Sehnsucht alles natürlichen Werdens und Wachsens zu seiner Vollendung. Dieser positiv wirkende Lebenstrieb, der sich auf seiner höchsten Stufe als Erkenntnistrieb äußert, ist der primäre Faktor auf allen Gebieten. Ihm entsteigen unsere erweiterten Bedürfnisse, und ihnen wieder unser ökonomisches Denken, Forschen und Handeln. Handelte es sich heute oder jemals bloß um einen Erhaltungstrieb, so könnte man wohl mit Marx sagen: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ Aber es handelt sich nicht nur um Erhaltung und Sein, sondern um Leben und Werden, um Fortentwicklung, und in diesem Flusse ist das Bewußtsein nicht immer nur ein ausschließlich getragenes und von andern Faktoren erzeugtes Element, sondern auch ein tragendes und in die Zukunft zeugendes. Im gesellschaftlichen Sein wird das Bewußtsein vielleicht von diesem bestimmt, im gesellschaftlichen Werden wirkt es ebenso bestimmend auf die ökonomischen und wirtschaftlichen Bildungen der Zukunft.

Diese Erkenntnis liegt dem Buche Tolstojs zugrunde. „Wie ein einzelner Mensch höchst selten seine Lebensweise nur nach den Weisungen der Vernunft ändert und meist ungeachtet des neuen Sinnes und der neuen Ziele, die die Vernunft ihm weist, seine alte Lebensweise fortführt und sie nur dann verändert, wenn sein Leben in vollem Widerspruch steht mit seinem Bewußtsein und infolgedessen quälend wird; so fährt auch die Menschheit, nachdem sie durch ihre religiösen Führer den neuen Sinn des Lebens, die neuen Ziele, denen sie zuzustreben hat, erkannt hat, auch nach dieser Er-

kenntnis noch lange fort, in ihrer Mehrheit die alte Lebensweise zu führen, und wird zur Annahme der neuen Lebensauffassung erst dadurch gebracht, daß ihr die Unmöglichkeit der Fortsetzung der alten Lebensweise bewußt wird."

Das Bewußtwerden dieser Unmöglichkeit bis zu jenem quälenden Grade zu steigern, hat Tolstoj als seine Aufgabe erkannt, und er hat diese Aufgabe in so mächtig eindringlicher Weise zu lösen versucht, daß wir ihm unbedingt zugestehen müssen: es ist trotz seiner friedlichen und gewaltlosen Tendenz oder gerade wegen derselben das radikalste Buch, welches unsere Zeit hervorgebracht hat, radikal bis in seine letzten Konsequenzen hinein. Und wer sich etwa daran stoßen möchte, daß die Entsagungstendenz des Christentums in diesem Buche zuweilen durchzubrechen scheint, den verweisen wir darauf, daß das geforderte Maß der Entsagung nicht unter den Grad einer nach modernen Begriffen menschenwürdigen Lebenshaltung hinabsinkt, sondern der Grundgedanke der ist, den schon Shakespeare im Kaufmann von Venedig ausdrückt mit den Worten: „Es sind die ebenso krank, die sich mit allzuviel überladen, als die bei nichts darben." Es ist der gleiche Grundgedanke, den wir in Goethes Wilhelm Meister finden: „Auf bequemen Müßiggang so gut als überstrengte Arbeit, auf Willkür und Überfluß wie auf Not und Mangel sieht Natur mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse und ruhig alle ihre Wirkungen."

Mit allen unsern Lebensbegriffen, wie Staat, Kirche, Ordnung, Wahrheit u. s. w. geht Tolstoj so furchtbar und unerschrocken ins Gericht, wie es nur möglich ist. „Wir wissen, daß zwischen jeglicher Art von Priesterschaft und den Interessen des Christentums gar keine Verbindung besteht," meinte schon Buckle, und Tolstoj finden wir auf seiner Spur. „So sonderbar es klingen mag, die Kirchen als solche waren stets Einrichtungen, die nicht bloß der Lehre Christi fremd, sondern geradezu feindselig waren; und sie müssen es sein. Nicht umsonst hat sie Voltaire l'infame genannt; nicht umsonst haben alle oder fast alle christlichen sogenannten Sekten die Kirche als die Buhlerin anerkannt, die die Apokalypse prophezeit; nicht umsonst ist die Geschichte der Kirche eine Geschichte der größten Grausamkeiten und Scheußlichkeiten.

„Die Kirchen als solche sind nicht gewisse Einrichtungen, die auf einem christlichen Ursprunge beruhen, wenn auch ein wenig vom geraden Wege abgeirrt, wie viele denken, die Kirchen als solche, als Vereinigungen, die ihre Unfehlbarkeit behaupten, sind antichristliche Einrichtungen. Die Kirchen als solche und das Christentum haben nicht nur außer dem Namen keinerlei Gemeinschaft, sie sind zwei völlig entgegengesetzte und einander feindliche

Elemente. Eines ist die Überhebung, die Gewalt, die Selbsteinsetzung, die Starrheit, der Tod; das andere ist die Demut, die Buße, die Unterwürfigkeit, der Fortschritt, das Leben. . . . .

„Die Diener der Kirche aller Bekenntnisse bemühen sich, besonders in letzter Zeit, sich als Anhänger des Fortschritts im Christentum aufzuspielen: sie machen Zugeständnisse, haben den Wunsch, die Mißbräuche, die sich in der Kirche eingenistet haben, abzustellen, und sagen, um der Mißbräuche willen dürfe man nicht das Prinzip der christlichen Kirche verwerfen, die einzig und allein die Menschheit einigen und die Vermittlerin zwischen den Menschen und Gott sein könne. Aber das ist alles falsch. Die Kirchen haben nicht nur nie vereinigt, sie waren stets eine der Hauptursachen der Entzweiung der Menschen, des Hasses, der Kriege, der Metzeleien, der Inquisitionen, der Bartholomäusnächte und dergleichen, und die Kirchen dienen nie als Vermittler zwischen den Menschen und Gott, was auch gar nicht nötig ist, und was Christus geradezu verboten hat, da er seine Lehre ganz unmittelbar jedem Menschen offenbart hat, sie setzen vielmehr tote Formen an die Stelle Gottes und enthüllen nicht nur nicht Gott den Menschen, sondern verhüllen ihn vor ihnen . . . ."

Was Tolstoj hier und an andren Stellen unter Gott versteht, ist nichts andres als die unendliche Wahrheit und Gesetzmäßigkeit des Universums, zu deren Erkenntnis uns „der eine unzweifelhafte Führer zur Seite gegeben wurde: die vernünftige Erkenntnis". Also nicht diese oder jene Kirche!

Und wenn diese oder jene Kirche sich gegenüber der furchtbaren Vorwürfe auf das Gute berufen will, das sie gewirkt habe, so erwidert Tolstoj: „Die Güte und die Vorzüge aller der Menschen, die den Kirchen gedient haben, waren die Güte und die Vorzüge der Menschen, aber nicht der Sache, der sie dienten."

Die Menschen zum Menschenbewußtsein zu erwecken, hat Tolstoj sich zur Aufgabe gesetzt. Sein Kampf ist der Kampf gegen Vorurteile bis zur Vernichtung. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle den tapfern Kämpen auf seiner, wie man sich denken kann, langen Bahn zu begleiten; darum, wie es uns gerade auffällt, greifen wir noch einige Stellen heraus, um die durchsichtige Klarheit der Sprache und Gedanken noch sichtbarer zu machen und dadurch vielleicht einem recht großen Leserkreise die Lust zur intimeren Kenntnisnahme dieses merkwürdigen Buches zu erwecken. Zwar meint Goethe, das sei Pflicht, „andern nur dasjenige zu sagen, was sie aufnehmen können, und der Mensch verstehe nichts, als was ihm gemäß ist", allein nur falsche Auslegung ist es, zu sagen, dem Menschen sei das Unklare, Unwahre und Übernatürliche" gemäßer, als das Klare, Wahre und Natür-

liche. Und wäre selbst ersteres bei einer großen Anzahl von Menschen heute der Fall, so mögen sie sich bei ihren sogenannten Erziehern bedanken, welche aus falscher Auffassung heraus das Unheilswerk vollbrachten, der Menschen natürliche Anlage in eine unnatürliche Verschrobenheit zu verkehren.

„Oft wundert man sich — meint Tolstoj —, warum freie Menschen, die nichts dazu zwingt, die sogenannte Blüte der Gesellschaft, in den Kriegsdienst treten, in Rußland, in England, Deutschland, Österreich, sogar in Frankreich, und die Gelegenheit suchen, Mörder zu werden? Warum die Eltern, sittliche Menschen, die Kinder in Anstalten geben, sie auf das Kriegshandwerk vorzubereiten? Warum Mütter als Lieblingsspielzeug ihren Kindern Helme, Gewehre, Säbel kaufen? (Die Kinder der Landleute spielen nie Soldaten.) Warum gute Männer und sogar Frauen, die durch nichts zum Kriegshandwerk befähigt sind, entzückt sind von den Heldenthaten der Skowelews und anderer und sie mit Eifer rühmen? Warum Menschen, die nichts dazu zwingt, die kein Gehalt dafür bekommen, wie in Rußland die Adelsmarschälle, ganze Monate emsiger Arbeit auf ein physisch schweres und sittlich qualvolles Werk verwenden — auf die Aushebung der Rekruten? Warum alle Kaiser und Könige in militärischen Uniformen gehen, warum sie Manöver, Paraden abhalten, den Soldaten Auszeichnungen geben, Generalen und Eroberern Denkmäler setzen? Warum freie, reiche Menschen es für eine Ehre halten, in Lakaiendienste zu treten zu gekrönten Häuptern, sich erniedrigen, ihnen schmeicheln und so thun, als ob sie an die besondere Größe dieser Personen glaubten? Warum Menschen, die längst nicht mehr den mittelalterlichen, kirchlichen Aberglauben teilen und nicht an ihn glauben können, ernsthaft und immer wieder sich gläubig stellen und lästerliche religiöse Einrichtungen aufrecht erhalten? Warum mit solchem Eifer die Unwissenheit des Volkes nicht nur von den Regierungen, sondern auch von freien Menschen der höheren Gesellschaft bestärkt wird? Warum sie mit solcher Wut über jeden Versuch der Zerstörung religiösen Aberglaubens und auf die wahre Erleuchtung des Volkes herfallen? Warum Menschen, Historiker, Schriftsteller, Dichter, die nichts mehr für ihre Schmeichelei bekommen können, längst verstorbene Kaiser, Könige, Heerführer zu Helden stempeln? Warum Menschen, die sich Gelehrte nennen, ganze Leben darauf verwenden, eine Theorie aufzustellen, nach der die Gewalt, die von den Machtinhabern über die Völker ausgeübt wird, nicht Gewalt, sondern ein besonderes Recht ist?

„Oft wundert man sich, warum, aus welchen Gründen eine Weltdame oder ein Künstler, der, wie man meinen sollte, sich weder mit sozialen noch militärischen Fragen abgiebt, dazu kommt, die Ausstände der Arbeiter zu

verdammen und den Krieg zu predigen und immer so bestimmt auf die eine Seite herzufallen und die andere zu verteidigen?

„Aber über all dies wundern wir uns nur so lange, bis wir begriffen haben, daß dies nur geschieht, weil alle Menschen der herrschenden Klassen stets empfinden, was die Organisation, bei welcher sie die Privilegien genießen können, die sie genießen, aufrecht erhält und was sie zerstört.

„Die Weltdame stellt gar keine Erwägungen darüber an, daß, wenn es keine Kapitalisten und keine Heere mehr geben würde, die sie verteidigen, der Mann kein Geld und sie nicht ihren Salon und ihre Kostüme haben würde; und der Künstler stellt gar keine Erwägungen darüber an, daß er die Kapitalisten brauche, damit es Leute gebe, die Bilder kaufen; aber der Instinkt, der in diesem Falle die Erwägung ersetzt, leitet sie unfehlbar. Und so leitet ihr Instinkt mit geringen Ausnahmen alle Menschen, welche all die politischen, religiösen und wirtschaftlichen Einrichtungen, die ihnen vorteilhaft sind, aufrecht erhalten.

„Aber ist es möglich, daß die Menschen der höheren Schichten diese Ordnung der Dinge aufrecht erhalten, nur weil sie ihnen vorteilhaft ist? Können diese Menschen nicht sehen, daß diese Ordnung der Dinge an sich unvernünftig ist, daß sie nicht mehr dem Grade der Erkenntnis der Menschen entspricht und ebensowenig der allgemeinen Anschauung, und daß sie voller Gefahren ist? Müssen die Menschen der herrschenden Klassen, die ehrenhaften, vernünftigen, guten unter ihnen, unter diesen inneren Widersprüchen nicht leiden, müssen sie nicht die Gefahren sehen, mit denen diese Ordnung sie bedroht? Und wie ist es möglich, daß die Menschen der unteren Schichten, all die Millionen von ihnen, mit ruhiger Seele, all diese offenbar bösen Handlungen der Züchtigung und des Todschlags vollbringen, zu denen sie gezwungen werden, nur weil sie die Strafe fürchten? Und in der That, es wäre unmöglich. Weder die einen noch die anderen könnten blind sein zu der Unvernunft ihrer Thätigkeit, wenn nicht die Staatseinrichtung diesen und jenen die ganze Unnatürlichkeit und Unvernunft der von ihnen vollführten Dinge verhüllte.

„Diese Unvernunft wird dadurch verhüllt, daß bei dem Vollzuge einer jeden von diesen Thaten so viel Aufreizer, Helfershelfer, Dulder teilnehmen, daß auch nicht einer von denen, die an der That beteiligt sind, sich sittlich verantwortlich fühlt."

Und weiter:

„Die konventionellen Stellungen, die vor Hunderten von Jahren eingesetzt sind, die Jahrhunderte anerkannt haben, und die noch jetzt von der gesamten Umgebung anerkannt und durch besondere Titel und besondere

Gewänder bezeichnet werden, die überdies durch aller Art Feierlichkeit und Einwirkung auf die äußeren Gefühle bestärkt werden, werden den Menschen so tief eingeprägt, daß sie, der gewöhnlichen und allen gemeinsamen Lebensbedingungen uneingedenk, sich selbst und alle Menschen nur von diesem konventionellen Gesichtspunkt zu betrachten beginnen, und nur von diesem konventionellen Gesichtspunkt bei der Beurteilung eigener und fremder Handlungen geleitet werden. So wird ein völlig geistig gesunder und edler Mensch, bloß weil man ihm irgend ein Schellenzeug oder Narrenkleid anlegt oder irgend ein Gehänge oder blaues Band über den Rücken hängt, wie es nur einem Mädchen ansteht, daß sich schmücken will, und ihm dabei einbläst, er sei ein General, ein Kammerherr, ein Ritter des Andreasordens oder ähnliche Thorheiten, plötzlich dadurch selbstbewußt, stolz, ja sogar glücklich; oder umgekehrt, weil er das erwartete Schellenzeug oder den Titel verliert oder nicht erhält, wird er traurig und unglücklich, ja sogar krank. Oder was noch auffälliger ist, ein im übrigen völlig geistig gesunder, junger, freier, ja sogar unabhängiger Mann reißt nur, weil er den Titel eines Untersuchungsrichters oder Landrats bekommen und angenommen hat, eine unglückselige Witwe von ihren unmündigen Kindern los und wirft sie oder befiehlt ihre Einsperrung ins Gefängnis, läßt ihre Kinder ohne Mutter, und all dies nur, weil dies unglückliche Geschöpf im geheimen mit Branntwein gehandelt und dadurch die Staatskasse um fünfundzwanzig Rubel beraubt hat, und empfindet dabei nicht die geringste Reue. Oder was noch merkwürdiger ist, ein im übrigen vernünftiger und zartfühlender Mensch beginnt bloß, weil man ihm ein Blechstück oder eine Uniform umgehängt und ihm gesagt hat, daß er ein Wächter oder ein Zollsoldat ist, mit Kugeln auf die Menschen zu schießen, und weder er noch seine Umgebung messen ihm deswegen Schuld bei, ja, sie erklären ihn für schuldig, wenn er nicht schießt. Ich will gar nicht mehr von den Richtern und Geschworenen sprechen, die die Todesurteile fällen, und von den Militärpersonen, die Tausende töten ohne die geringste Reue, nur weil man ihnen eingeprägt hat, daß sie nicht schlechtweg Menschen sind, sondern Geschworene, Richter, Generale, Soldaten.

„Dieser beständige, unnatürliche und schreckliche Zustand der Menschen im Staatsleben wird in Worten gewöhnlich so ausgedrückt: „Als Mensch bedaure ich ihn, aber als Wächter, als Richter, als General, als Gouverneur, als Fürst, als Soldat muß ich ihn töten oder züchtigen," als ob es überhaupt irgend eine mögliche oder von Menschen anerkannte Stellung geben könnte, die die Pflichten beseitigen könnte, die jedem von uns durch die Stellung des Menschen auferlegt sind." — —

Und nun genug! In Tolstojs Logik der natürlichen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes giebt es kein Loch. Er dringt durch bis zur letzten Konsequenz. Unnatürlichkeit und Unvernunft sind seine Feinde. Auf ihnen sieht er den ganzen gesellschaftlichen und staatlichen Bau der Gegenwart beruhen. Ein solcher Bau auf solchen Grundlagen läßt sich — das ist wohl allen erkennbar — nur mit Gewalt aufrecht erhalten. Wir sind aus dem Rechtsstaate, den wir einstens angestrebt und heute immer noch anstreben, in den Gewaltstaat geraten, und den Trägern desselben gegenüber darf man wohl die Frage aufwerfen, ob sie ein Recht, ein sittliches und natürliches Recht zu jener hochtrabenden Entrüstung haben, die sie denen gegenüber zu zeigen belieben, die, von geistiger und materieller Not gezwungen, mit Gewalt die Gewalt niederzukämpfen streben? Der Vorwurf der Gewaltthat, die Rüge und Strafe derselben steht derartigen Leuten doch gewiß nur sehr schlecht zu Gesicht, und Dummheit nur oder Heuchelei kann sich darüber täuschen. Immer wieder und immer von neuem sei es darum betont: nicht Gewalt, sondern natürliche Gerechtigkeit, nicht Brutalität, sondern Vernunft allein ist in einem derart unleidlich gewordenen Zustande das einzige Mittel, welches zu einem guten Ziele führt. Nicht mit Henkersbeilen und Flintenkugeln lassen sich Ideen bekämpfen, sondern nur wieder mit Ideen.

In diesem Sinne hat Tolstoj unbedingt den bewegenden Gedanken des ablaufenden Jahrhunderts erfaßt. Daß dieser Gedanke in Rußland aus dem Grunde einer tiefreligiösen Weltanschauung entsprang, darf uns nicht wundern, denn eine andere Grundlage giebt es dort einstweilen noch nicht, aus welcher er hätte hervorgehen können. Aber die Art religiöser Erkenntnis, wie sie Tolstoj lehrt, mag wohl für einen, der an andere Denkformen gewohnt ist, etwas augenblicklich Befremdendes haben, für viele seiner Leser wird sie darum gerade um so wirksamer und verständlicher. Freilich von mystischer Religiosität sieht auch Tolstoj — dies sei nochmals betont — vollkommen ab; es ist die „vernünftige Erkenntnis", an welche er appelliert, sie soll der Führer zu seinem „Gottesreiche" sein, und diesem Führer kann man sich wohl ohne Argwohn überlassen. Darum wollen wir ihm seine Freiheit, zu sagen, was er zu sagen hat, und es in seiner Form zu sagen, nicht beschneiden, sondern zum Schlusse einen Blick auf die Situation werfen. — Die europäische, die menschheitliche Erkenntnis dringt von allen Seiten an die Mauern, welche die Zwingburg des russischen Selbstherrschers umgeben. Aus diesen Mauern heraus erklingen uns freudige, vom höchsten Idealismus getragene Echos. Sollen wir zweifeln, daß diesem doppelten Drucke, dem von innen und außen, die überlebte Macht des Gewalthabers noch lange widerstehen könne? Nein! Das Gegenteil wollen wir glauben

und mit diesem Glauben unser Bewußtsein dafür stärken, daß auch jenseits der russischen Grenzpfähle ein neuer Morgen zu tagen beginnt, daß auch dort noch sehnende Menschen wohnen, die mit uns eine Sache verbindet: die Sache der Freiheit, Menschenwürde und Gerechtigkeit!

„Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht!" (Goethe.)

Gedanken über Henry Georges Reformbestrebungen.*)

Von Graf Leo Tolstoj.

(Moskau.)

Ich kenne Henry George seit dem Erscheinen seiner „Sozial-Problems". Ich habe das Buch gelesen und war frappiert von der Richtigkeit seines Grundgedankens, von der ausnahmsweisen, ihresgleichen in der wissenschaftlichen Litteratur entbehrenden Deutlichkeit, Gemeinverständlichkeit, der Kraft in der Auseinandersetzung, und insbesondere von dem, in der wissenschaftlichen Litteratur ebenfalls ausnahmsweisen, christlichen Geiste, von welchem das ganze Buch durchdrungen ist. Als ich dieses Buch durchgelesen hatte, kehrte ich der Zeit nach zurück und las „Progress and Proverty" und lernte die Leistungen Henry Georges noch mehr schätzen.

*) Der obige Aufsatz über die Bodenreform entstammt einem vom 27. April d. J. datierten Briefe, den der große russische Reformator, dessen Bild wir in diesem Hefte den Lesern der Gesellschaft vorführen, an unsern Mitarbeiter Bernh. Eulenstein gerichtet hat. Er zeigt, wie klar Tolstoj auch über die wirtschaftlichen Fragen denkt, und beweist, daß Tolstojs „Christentum" — wie M. Schwann in seinem Essay so richtig ausführt — nicht „mystisch", sondern eminent praktisch und verstandesmäßig aufzufassen ist.

(Die Schriftleitung.)

Sie fragen mich nach meiner Meinung über Henry Georges Leistungen hinsichtlich der Frage vom Grundbesitze und über dessen System von der einzigen Steuer. Meine diesbezügliche Meinung ist folgende:

Die Menschheit schreitet beständig vorwärts im Sinne der Klärung ihrer Erkenntnis und der Herstellung von Lebensformen, welche dieser fortgeschrittenen Erkenntnis entsprechen. Und daher erfolgt in jeder Periode des Lebens der Menschheit von der einen Seite der Prozeß der Klärung der Erkenntnis, und von der andern Seite die lebendige Verwirklichung dessen, was uns durch die Erkenntnis klar geworden ist.

Gegen Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erfolgte in der christlichen Menschheit der Prozeß der Klärung der Erkenntnis hinsichtlich des Arbeiterstandes, welcher in verschiedenen Formen der Sklaverei sich befand, und der Prozeß der Herstellung neuer, der geklärten Erkenntnis entsprechender Lebensformen, der Aufhebung der Sklaverei und der Ersetzung derselben durch Lohnarbeit; in der Gegenwart geht der Prozeß der Klärung der Erkenntnis der Menschen in Bezug auf die Benutzung des Bodens vor sich, und bald muß — wie mir scheint — der Prozeß der Verwirklichung dieser Erkenntnis im Leben beginnen.

In diesen Prozessen, welche in sozialer Hinsicht die Hauptaufgaben unserer Zeit bilden, war und ist Henry George Pionier und Leiter der Bewegung. Hierin beruht seine hervorragende Bedeutung. Er hat durch seine vortrefflichen Werke wesentlich sowohl zur Klärung der Erkenntnis der Menschen bezüglich dieser Frage als auch zu deren Hinleitung auf einen praktischen Boden beigetragen. Es ist merkwürdig, daß bei der Frage von der Aufhebung des offenbar empörenden Landeigentumsrechts sich ganz dasselbe wiederholt, was noch unseres Gedenkens bei der Aufhebung der Sklaverei in Rußland wie in Amerika sich zugetragen hat. Die Regierungen und die leitenden Klassen, in der Tiefe ihrer Seele einsehend, daß in der Bodenfrage die Lösung aller sozialen Fragen enthalten ist, mit welcher zugleich alle ihre Privilegien zusammenstürzen, und daß diese Frage jetzt auf der Tagesordnung steht, machen Miene, als ob sie um das Heil des Volkes besorgt wären; und während sie Kassen, Arbeiterinspektionen, Einkünftesteuer und sogar achtstündigen Arbeitstag errichten, ignorieren sie sorgfältig die Bodenfrage, und mit Hilfe ihrer gefügigen, Alles, was ihnen nur beliebt, beweisenden politisch-ökonomischen Wissenschaft behaupten sie, daß die Expropriation des Bodens nutzlos, schädlich und sogar unmöglich sei. Es geschieht ganz das Nämliche, was mit der Sklaverei geschehen ist. Die Leute hatten schon längst empfunden, daß dieser Zustand nicht mehr fortdauern könne, daß die Sklaverei ein ganz schrecklicher, die Seele empörender Anachronismus sei; aber die Quasireligion

hat dennoch bewieſen, daß die Sklaverei entweder nötig, oder, daß es noch zu früh ſei, dieſelbe aufzuheben. Jetzt geſchieht dasſelbe hinſichtlich der Bodenfrage, nur mit dem Unterſchied, daß die politiſch-ökonomiſche Wiſſenſchaft die Stelle der Religion vertritt.

Man hätte glauben ſollen, es müſſe jedem gebildeten Menſchen unſerer Zeit klar wie der Tag ſein, daß der Grundbeſitz von ſeiten ſolcher Leute, die ihn — den Boden — nicht bearbeiten, die nur Hunderte, ja Tauſende darbender Familien des Zutritts zu demſelben berauben, eine ebenſo unſittliche als niederträchtige Sache, ganz ſo wie der Sklavenbeſitz, ſei; nichts deſtoweniger ſehen wir, wie feingebildete engliſche, öſterreichiſche, preußiſche und ruſſiſche Ariſtokraten dieſes grauſame niederträchtige Recht genießen, und, geſtützt auf die fertigen Sophismen, welche ihnen zu ihrer Bemäntelung die politiſch-ökonomiſche Wiſſenſchaft liefert, ſich deſſen nicht nur nicht ſchämen, ſondern ſogar noch ſtolz darauf ſind. Das Verdienſt Henry Georges beſteht nun darin, daß er all diejenigen Sophismen, welche zur Verteidigung des Grundeigentums angeführt werden, in ihre Nichtigkeit aufgelöſt hat, ſodaß die Verteidiger desſelben ſchon nicht mehr zu ſtreiten wagen, ſondern nur dieſer Frage vorſichtigſt ausweichen und ſie gefliſſentlich mit Stillſchweigen übergehen. Allein Henry George hat auch dieſe ihre ausweichende Haltung erſchüttert. Und hierin eben liegt ſein großes Verdienſt. Henry George hat ſich nicht damit begnügt, die Frage bis zur höchſten Stufe der Deutlichkeit zu bringen, bei welcher man nur mit geſchloſſenen Augen die Unvernünftigkeit und Unſittlichkeit des Grundbeſitzes nicht einſehen kann; Henry George war auch der erſte, welcher die Möglichkeit der Löſung dieſer Frage gezeigt hat. Er war der erſte, der eine klare und gerade Antwort auf die gewöhnlichen Einwendungen gegeben hat, welche von den Feinden alles Fortſchrittes gebraucht werden, und welche darin gipfeln, daß die Forderungen des Fortſchrittes als eitle, unpraktiſche und unanwendbare Schwärmereien erklärt werden, die man mit Stillſchweigen übergehen kann und darf.

Das Projekt von Henry George widerlegt dieſe Einwendungen, indem er die Frage ſo hinſtellt, daß ſchon morgen Komitate zur Prüfung und Beurteilung des Projekts und zur Verwandlung desſelben in ein Geſetz einberufen werden können. In Rußland zum Beiſpiel kann die Beurteilung der Frage vom Aufkauf des Bodens oder von deſſen unentgeltlicher Expropriation zum Zwecke der Nationaliſierung desſelben ſchon morgen beginnen und zugleich auch, nach verſchiedenen Wandlungen, ebenſo entſchieden werden, wie vor dreiunddreißig Jahren die Frage von der Befreiung der Leibeigenen entſchieden worden iſt. Die Notwendigkeit einer Veränderung der Sachlage iſt den Leuten klar gemacht und zugleich

auch die Möglichkeit dieſer Änderung gezeigt worden (das Single-tax-Syſtem mag noch Änderungen und Verbeſſerungen bedürfen, aber der Grundgedanke iſt jedenfalls durchführbar), und daher können ſie das nicht ungeſchehen laſſen, was ihre Vernunft erheiſcht. Es iſt nur nötig, daß der Gedanke von der Nationaliſierung des Bodens zur öffentlichen Meinung gemacht wird.

Unſer Dichteralbum.

Juljanka.

I.

Auf dem Fenſter von der Čſarda
Flammt der Schein der Abendſonne,
Glühend bricht er durch die Dämm'rung,
Durch den Dunſt der öden Pußta.

Iſt's die Glut der Abendſonne,
Oder blickt mein herzig Liebchen
Durch die Scheiben nach dem Ziehbrunn,
Wo ich tränk' mein müdes Roß?

Wenn die Sonne raſch verſunken
Und des Fenſters Glut erloſchen,
Seh ich dennoch Jankas Augen
Fernher durch das Dunkel leuchten.

II.

Füttern muß ich erſt die Stute
Und des Karrens Räder ſchmieren,
Dann will ich mit weißen Roſen
Dir die ſchwarzen Haare zieren.

Röten werden ſich die Blätter
Von dem Glanz der Abendſonne
Und, wenn die hinabgeſunken,
Von der Glut der Liebeswonne.

III.

Stumm ſitzt die braun' Zigeunerin
Des Nachts auf öder Heide.
Ihr Haar iſt wirr und wirr ihr Sinn,
Juljanka ſtarrt ins Weite.

Am ſchwarzen Himmel blinkt kein Stern,
Von Wolken überzogen,
Ein Ziehbrunn ragt nur aus der Fern
Als rieſiger Fiedelbogen.

Ihr iſt, als hört ſie Geigenklang
Und auch das Hackbrett klingen.
Wie lang ſchon iſt's, wie lang, wie lang?
Das Herz möcht' ihr zerſpringen.

München. Heinrich von Reder.

Erſte Hoffnung.

Eine Mädchenſtimme:

Mein Freund hat mir ein Bild gemalt:
Maria weint vor Wonne
und iſt von lauter Sonne
überſtrahlt.
Wer weiß die Melodie dazu?

Mein Freund hat mir ein Wort geſagt;
das klang ſo fern beglückend,
mir ſchlug das Herz ſo drückend,
ſo verzagt.
Wer weiß die Melodie dazu?

Mein Freund hat mir ein Lied gemacht;
es iſt ein Lied vom Leben,
ich fühl' es in mir beben
Tag und Nacht.
Wer weiß die Melodie dazu?

Sie lieſt ſein Lied:

O Leben, o Liebe! wie geht ſie verändert,
die ſeligen Augen von Schatten umrändert,
und lacht kaum,
und iſt doch mein Mädel, mein ſonniges, flottes,
nun will ich ſie malen als „Mutter Gottes
am Ufer".

Die Hände über den Schooß gebreitet,
die ſeligen Augen ins Land geweitet,
und Frühling:
ſo ſoll ſie zwiſchen den Binſenſpitzen
am Ufer im Kahn unterm Weidenbuſch ſitzen
und warten.

Nackt flimmernde Zweige, die Knoſpen platzen,
links oben zum Überfluß ſchnäbeln zwei Spatzen,
wie damals;
und hinter ihr wölbt ſich der blankblaue See,
da ſtecken vier fünf Enten die Stietze in die Höh',
wie immer.

Zehn rudernde Beine in emſiger Runde,
die Hälſe, die ſuchen was unten im Grunde
der Wellen:
der Wellen, die wimmelnd wie lauter Pfeilſpitzen
aus eitel Silber zum Himmel aufblitzen,
rechts oben.

Denn links ſtand ein Ahorn, mit knallgelben Blüten;
nun, Mädel, mein braunes, mag Gott dich behüten,
verdammt ja —
wie werd' ich mich bloß ſo als Vater betragen,
Herrjee ja, und was wird das Publikum ſagen,
oh Mutter Gottes!

Pankow b. Berlin. Richard Dehmel.

Sizilien 1894.

Der Eidechs ſchlüpft dahin, ein Bild des Glücks,
Zufrieden, wenn das Leben ihm gewährt
Nur einen Sonnenſtrahl und einen Stein
Als Ruhekiſſen. Stattlich träumt der Mohn,
Rundköpfig, mit gepuderter Perücke.
Die Fliegen blitzen wie Juwelen. Plötzlich
Aus weißem Nebel heben ſich die Berge,
Schwarzſchattig, wo die Wälder drüber wallen,
Buntfarbig, wo der nackte Marmor vorlugt.
Und ſchlummern endlich die Cikalen ein,
Erſetzt ihr unabläſſiges Geſumme
Der Fledermäuſe Flattern und das Rauſchen
Von namenloſen Melodieen rings,
Von Baum zu Baum ein magiſch Echo findend.
Die Feuerfliegen tanzen, langſam bleichend,
Überm gefällten Korn. Denn ihre Zeit
Iſt um zur Erntezeit, wenn golden klimmt
Der Mond über die Hügel, und die Zweige
Der Feigenbäume und der Apfelbäume
Durch ſeinen Gegenſatz ſich dunkler färben,
Die ihre Arme nahgepflanzt verſchlingen,
Spielenden Kindern ähnlich. Nicht mehr gaukeln
Die blauen Schmetterlinge überm Korn,
Lebendigen Kornblumen ſchier vergleichbar.
Unter Weinranken und Olivenblättern,
Wie unter träumeriſchen Wolken, ſchläft
Verſteckt das Kruzifix. Und hoch am Himmel
Ein Sternbild flammt, das alte wohlbekannte
Des Flügelroſſes, deſſen Nüſtern Sterne,
Beſchwingt mit unermeßlichem Verlangen
Ins Reich der Sonne und durchs Reich der Schatten
Dahin zu brauſen. —
Aber unſichtbar
Steigt aus der Erde auf ein grauſes Weib
Mit langem, greiſem Haar, im Winde flatternd,
Und übern Ätna ſchreitet ſie dahin
In dunklem Schweigen und aus Höllentiefen
Des Kraters zündet ſie rotleuchtend an
Und hebt ſie hoch gen Himmel eine Fackel.
Und ſieh, ihr Haar verwandelt ſich zu Schlangen
Und ihr Meduſenhaupt wächſt in die Wolken
Und ihre Fackel färbt die Lüfte rot.
Wie nennſt Du dieſes Weib? Die Nemeſis.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Abendgang durch den Stadtpark.

— Detlev Freiherrn von Liliencron freundſchaftlichſt gewidmet. —

„Leben, Lieben — hurrah!"

Die müde Sonne ſtieg ins Wolkenbett,
Und hinter ihr, die Schlafende zu bergen
Vorm Späherblick des alten Sünders Mond,
Der eben — übernächtig-fahl wie immer
Die Ätherſtraße kommt dahergetaumelt,
Fiel der Gardinen Purpur lautlos nieder.

O Stadtpark, Stadtpark — ach wie lieb' ich dich!
Du Lunge unſrer Lungen, Heilaſyl
Der ſiechen, fluchbeladenen Großſtadtmenſchheit,
Wie lieb' ich dich trotz deiner wohlfriſierten,
Faſt nach Pomade duftenden Ringelbeetchen
Und deinen hochmoraliſchen Sandkiesbahnen!

Tagsüber zwar, da weich' ich ſchon von weitem
Dir ängſtlich aus, beſonders gegen vier,
Wo ſich die „Welt" in dir rendezvouſiert,
Und auf den Gartenſeſſeln Pfauen thronen,
Daneben Pintſcher, Pudel und Bulldoggen,
Vierfüßig und zweibeinig, wie man will —,
In frühen Morgenſtunden, wenn die Sonne,
Die liebe Sonne halbverſchlafen blinzt
Durch feinen Wolkentüll, und wenn die Blätter
In Millionen Edelſteinen flittern,
Der Teich unmerkbar leiſe flutet — ebbt,
Wie eines ſüßen Kindes Pſychebrüſtchen,
Darein zum erſten Mal ſich eingemietet
Die böſe — gute Weltenherrin Liebe —
Dann geh' ich an dem Ufer auf und nieder
Und ſchau' dem Spiel der Schwäne, Störche zu,
Und hämmere Gedanken mir zurecht.
Und gegen Abend, wenn das Schwatzen, Lachen,
Geſchurre und Gegurre der Beſucher
Verſchallt iſt, regungslos die Bäume ſtehn,
Und durch die Kronen mählich niederſickert
Des Mondes Licht in ſeltſamen Reflexen —
Dann ſchreit' ich wieder an dem Ufer hin,
Aus melancholiſchen Gedanken flechtend
Der Dichtung Lorbeerkranz und Dornenkrone . . .

Ein munter Lüftchen kichert durch das Laubwerk
Des jungen blütenüberhauchten Ahorns,
Und fliegt dann, leicht des Teiches Waſſer kräuſelnd,
Quer über die erſchrocknen Fliederbüſche
Zum „Kinderpark", wo die Kaſtanien ſtehn.

Dort tänzelt es galant vor einem Bäumchen
In duftig-roſarotem Sammetkleid,
Das ſehnſuchtsträumend blickt ins Abenddunkel,
Und wiſpert leiſ' ihm eine Botſchaft zu,
Die ſüß erſchauern macht das ſchöne Kind . . .

Des Flieders Lilatrauben atmen ſchwer,
Berauſchend mir ins Angeſicht, und fern
Herüber ziehn Kaſtaniendüfte, krankhaft,
Neurotiſch wie ein Dörmann'ſches Gedicht,
Das Mondlicht gaukelt wie ein Harlequin
Mir vor den Augen und, der Alte ſelber
Auf einem Wolkenpolſter hingepflanzt,
Schielt mich mit breitem, hämiſchen Lachen an,
Indes die Sterne voll Verſtändnis zwinkern,
Und von den Silberbirken her gedämpft
Es ſchallt wie ein mit Müh' verhalt'nes Rülpſen,
Daß mit dem Kopfe ſchüttelnd ganz verdutzt
Ich weiterſchreite in das nächtige Düſter.

Und grade wie ich an der Ruhebank
Vorüber will, wirft eine Handvoll Strahlen
Der Schalk von Mond mir in den Weg, daß hell
Der Kies wie echtes Perlmutter glitzert,
Und auf der Bank wird's plötzlich ſehr lebendig:
Ein Pärchen fährt erſchrocken auseinander,
War juſt beſchäftigt ſeinen Liebesbund
Wie Amtsgebrauch und Rechtens zu beſiegeln,
Und halbverlegen ſchau'n die Leutchen drein —
Ich aber thu', als hätt' ich nichts gemerkt
Und gehe heimlich-lächelnd raſch vorüber . . .

Sechs, ſieben Schritte — wieder eine Bank,
„Haſt wirkli gern mi?" — ah! und wie ein Dieb
Schleich' ich von dann . . . mein Lieblingsplätzchen naht,
Beſetzt! und wiederum ein Liebespärchen,
Eng aneinand' geſchmiegt, die Hände feſt
Verſchlungen, nah zuſamm'gelehnt die Köpfe —
Träumt zul träumt zul . . vorbei . . . vom nächſten Ruhplatz
Hör' ich ein fröhlich Hi — hi — hi-Falſett,
Dazwiſchen Ha — ha — ha in prächtigem Baß;
Ein ſtämmiger Kanonier ſitzt dort und kitzelt
Wie auf Befehl den Schatz, das dralle Mädel
(Daß dich das Mäuschen!), kitzelt emſig wieder,
Und „Hihihi" und „Hahaha", und Kuß
Um Kuß dazwiſchen, ſchmatzend, klatſchend, patſchend,
Platzregenartig, appetiterregend.
Vorbei . . im Schutze der Kaſtanienbäume
Vier Bänke und auf jeder je ein Pärchen,
Die einen ſchwatzend und die andern küſſend.

O Sommernacht, wie viel Gewiſſensmotten
Dir wohl in deinem Mullkleid ſitzen mögen!
Vor allem: Die den „Kinderpark" betreffen.
Dort ſtehn im weiten Halbkreis angeordnet
Ein gutes Dutzend Gartenbänke und
Allabendlich mit Pärchen überſäet:
Zweifarbig Tuch, auf ſeinen Schenkeln ſitzen
Dienſtmädchen aller Grade — — — „Hihihi"
Und „Hahaha" und Küſſe: ländlich, ſittlich;
Geſchäcker, Lachen, Schwatzen, Kreiſchen, Schmatzen —
Geſunde Seelen in geſunden Leibern,
Und jeder Pulsſchlag ſchäumt von Leben, Lieben,
Umhaucht von Blütenduft und Mondenlicht.

Und ſinnend lenk' ich wieder meinen Fuß
Zurück zum „Adelpark" — ach Pärchen rechts
Und Pärchen links, und Liebe vorn und rückwärts,
Und überall, juſt ſo, als wäre hier
Die Wiener Liebe ausgeſtellt, wie in
Chicago jüngſt die ganze Weltkultur.
Und wie die Ausſtellungsobjekte lieben!
Es iſt als kriegten ſie dafür gezahlt — —
O liebt nur zu, und küßt nach Wunſch und Willen,
Denn zieht Ihr das vom Menſchenleben ab,
So bleibt Euch eine Null im beſten Fall;
Die Liebe hoch, der Kuß et cetera,
Trotz aller Maſtodone: hoch-hurrah!
Das iſt der Kitt, der die vermorſchte Welt,
Die wankende, noch ſtramm zuſammenhält,
Und hört der Liebe Herrſchaft heute auf,
So fällt das All in einen Trümmerhauf'.

Die Flliederelfchen atmen immer ſchwerer,
Die Blütenfeen der Kaſtanien matter,
Die Sterne ſtrahlen voller und der Mond
Wirft, wie dereinſt der Großalmoſenier,
Wenn er vor ſeiner Fürſtin würdig ſchritt,
Goldmünzen ſtreute unters jubelnde Volk,
Freigebig Händevoll um Händevoll
Von Funkelſteinen auf die Erde nieder . . .

Der Teich erſchimmert wie geſchmolzen Gold
Und ſpiegelt kaum die ſchlanken Birken wieder,
Die ſehnſuchtsvoll zu ihm ſich neigen, beugen,
Und Frieden endlos wie das Firmament
Und Schweigen überall — allüberall:
Die Zeit des Flieders und die Zeit der Liebe . . .
Am andern Ufer nur, da ſchiurft in Pauſen
Ein altes Storchenpärchen auf und ab,

Von Zeit zu Zeit ſcharf in die Runde äugend
Und alsdann baß-behaglich ſchnarrend, blaſend
Und mit den Cherubflügeln freudig fächernd —
Sonſt Stille, von Kaſtanien und Flieder
Durchſchwängert und von Mond- und Sternenſchein
Beglänzt, der magiſch eine Gloriole
Um Liebespärchen und die Störche ſchlingt . . .

O Sommernacht, o Sommernacht, wie viel
Gewiſſensmotten ſitzen Dir im Mullkleid!

Wien. Ottokar Stauf von der March.

3 × 1 = 1.

Ein mönchiſches Rechenexempel.

Man kommt im Leben am ſicherſten weit
Mit Gottesfurcht und mit Dreiſtigkeit,
Zwei Tugenden, mit denen man
Abſurdes begreiflich machen kann.
Wie man ſich beide macht zu eigen,
Das möge euch ein Beiſpiel zeigen.

Einſt — viele Jahre iſt es her;
Denn jetzt paſſiert dergleichen nicht mehr,
Weil heute ſelbſt der gläubigſte Chriſt
Schon etwas „fin de siècle“ iſt —
Einſt alſo kamen drei Mönchlein feiſt
Fernher durch deutſches Gebiet gereiſt
Und führten mit ſich ſtatt Weggeld und Zehrung
Gar heilige Sachen zur frommen Verehrung.

Der eine, ein ſpeckiger Carmeliter,
Hatt' ägyptiſche Finſternis, volle drei Liter,
Vom erſten Pfingſthauch in zahlloſen Büchſen
Und etliche Brände von Simſons Füchſen.
Ein Dominikaner führte in Flaſchen
Das Waſſer, in dem ſich Pilatus gewaſchen,
Ein Bund von des heiligen Stalles Streu
Und aus der Krippe ein Bündelchen Heu.

Der dritte, ein Franziskaner, trug
Mit ſich Petri Thränen in einem Krug
Und hierbei zur richtigen Komplettierung
Von den Federn des Hahnes in reichſter Sortierung;
Dann einige Sproſſen aus Jakobs Leiter
Und Zähne der apokalyptiſchen Kelter.

Mit ſolchen Schätzen in ſicherer Hut,
Da reiſte ſich's bene und lebte ſich's gut.
Denn wo ſie auch weilten in Dorf und Stadt
Fand gleich eine rieſige Wallfahrt ſtatt.
Die Leute ließen die Arbeit in Stich
Und beſchauten die Sachen andächtiglich;
Und wer genügend bei Kaſſe war,
Der kaufte beglückt ſich ein Strohhalmpaar.
So trug man gewaltige Bündel nach Haus,
Doch Wunder: der Vorrat ging niemals aus! —

Dies waren zwar alles gar herrliche Sachen,
Mit denen brillante Geſchäfte zu machen;
Der Reliquien Krone waren ſie nicht,
Die war noch von einem ganz andern Gewicht!

Ein jeder der Mönche ſchleppte gar ſchwer
Eine ſorgſam verhüllte Kiſte umher,
Darinnen, vor aller Verweſung gerettet,
Das Haupt Johannis des Täufers gebettet,
Von des heiligen Vaters eigener Hand
Durch heilige bulla als echt anerkannt.

Das Haupt Johannis des Täufers zu ſehn
Kam freilich garnicht ſo billig zu ſtehn;
Die Leute mußten die ſilbernen Batzen
Aus allen Ecken zuſammenkratzen.
Doch ließen geduldig Schaf und Lamm
Sich ſcheren in Dei gloriam!

So zogen die Fratres von Ort zu Ort,
Der eine ſchor hier und der andere dort;
Sie verſtanden den Rummel, die Herde war groß,
Und darum ging das Geſchäft ganz famos.

Da wollte das Unglück, das nie pflegt zu ſchlafen,
Daß alle in einem Dorfe ſich trafen,
Und jeder von ſeinem Reliquienkram
So voll als nur möglich die Backen nahm.
Doch bald erkannten ſie da mit Bedauern,
Daß ſtutzig wurden die dummen Bauern,
Wer von den Dreien der Rechte ſei,
Ob der mit der Finſternis, der mit dem Heu,
Oder ob nicht reeller 'ne Hahnenfeder.
So ſtand denn und überlegte ein jeder.

Da packte mit wichtiger Miene beim Schopf
Der Franziskaner Johannis Kopf
Und präſentierte ihn gratis der Menge,
Die zu ihm ſtrömte in dichtem Gedränge.

Schon überſchlug er mit frohem Sinn
Des heutigen Tages fetten Gewinn,
Weil ihm ja ſicher ein reicher Zug;
Da ſchrieen a tempo die andern: „Betrug!
Ihr Leute, bei *mir* iſt das richtige Haupt!“ —
„Gottloſe Lüge! Seht her und glaubt!
Die beiden da ſuchen euch nur zu betrügen,
Leſt dieſe bulla, die ſtraft ſie Lügen!“ —
„Die Peſt!“ ſchrie der Dominikanerpater,
„*Ich* habe die bulla vom heiligen Vater!“ —
„Lump!“ brüllte der Carmeliterfrater,
„*Hier* iſt ſie, die bulla vom heiligen Vater!“ —
Der Franziskaner nur zeigte ſtumm
Im Kreiſe drauf *ſeine* bulla herum. —

Da ſchütteln die Bauern verwundert die Köpfe
Und wollen nicht kaufen, die albernen Tröpfe,
Ja, einer von ihnen ſich gar unterſteht
Zu ſagen, das wäre die Mönchstrinität,
Da niemals er noch in der Bibel geleſen,
Daß dreifach das Haupt des Johannes geweſen.
Die anderen nickten ihm Beifall zu
Und ließen ihr Portemonnaie hübſch in Ruh.

Da ſtand nun das ſchlaue Kirchengelichter
Und machte erſt lange, dann läng're Geſichter.
Das ganze ſchöne Geſchäft ging verloren:
Die Schafe flohen, bevor ſie geſchoren.

Das ging nicht! — Die wild ſich erſt kratzten wie Katzen,
Die ſteckten nun eiligſt zuſammen die Glatzen;
Die Disputation kam in ſchleunigſten Fluß,
Und ſchnell ward geboren ein großer Entſchluß.

Jetzt nahmen die Mönche die Backen recht voll
Und ſchwenkten die Arme und brüllten wie toll:
„Ein Wunder geſchah, wie bisher wohl noch keins:
Drei Häupter Johannis und dennoch nur *eins*.
Es ſind, wie ganz deutlich man ſehen kann,
Die Häupter vom Knaben, vom Jüngling und Mann,
Verſchieden von Ausſehn und Alter, doch glaubt:
Stets iſt es dasſelbe Johanneshaupt!“ —

Dies Wunder erſchien unſern Bauern nicht übel:
Drei Häupter und doch nur *eins*, das war plauſibel.
Bald drängten ſie alle in dichteſten Haufen,
Um Federn und Stroh oder Heu ſich zu kaufen.
Die Mönche ſtrahlten in freudigem Glanz
Und ſchoren ihr Schäflein mit Eleganz.

Bald konnte man kaum noch den Goldregen faſſen,
Drum wurde die Herde mit Segen entlaſſen.

Dann ſanken die Mönchlein fromm in die Knie
Und ſprachen in traulichſter Harmonie:
„Wir bitten dich, Heil'ger, bei deinem Namen:
Erhalte die Dummheit in Ewigkeit! Amen!"

Weilburg. Guſtav Adolf Erdmann.

Bußpredigt.

Schau' nicht ſo ſpöttiſch daher
Du feine Dame
In Deiner ſchönen Karoſſe!
Trägſt Du auch am Finger
Den goldenen Reif,
Den prieſtergeſegneten —
Unrein biſt Du doch!
Unheilig wie ich.

Dreh' Dich nur um
Vor meinem Anblick,
Nimm Dein ſeidnes Gewand
Nur ſorglich zuſammen,
Daß ſeine Schleppe
Nicht ſtreife mein buntes Kleid,
Mich täuſcheſt Du nicht!
Du haſt Dich verkauft wie ich
Und ich grüße Dich, Schweſter!

Entflieh'n willſt Du mir?
Dem Anblick entrinnen?
Du kannſt nicht, denn ſiehe,
Feſt in der Maſſe
Stehen die Wagen,
Die zu dem Feſte Euch bringen,
Eingekeilt im Gedränge
Der müßigen Gaffer
Steh' ich und ſchaue
Dir feſt ins Geſicht.
Auge in Auge
Bohrt ſich in qualvoller Frage,
Und dahinter
Dämmert die Seele.
Und ich ſchau' Deine Armut,
Die in diamantendurchblitzter,
Parfümdurchdufteter Wüſte
Elend verſchmachtet.

Sag', ſchöne Frau,
Weißt Du, was Liebe heißt?
Kennſt Du den Hunger,
Du roſige, blonde Fee?
Weißt Du, was es heißt,
Wenn ſeine Raubtierkrallen
Im Innern wühlen,
Alles ertötend
Im Jammerſchrei:
Brot!

Haſt Du ſchon Brot geſehen?
Nicht Dein zierliches Brötchen,
Zu Lachs und Hummer
Die leckere Beikoſt,
Nein, das heilige, harte,
Schickſalentriſſene
Bittere Brot der Armut?

Du kennſt auch das nicht?!

Du weißt nichts von Hunger und Liebe,
Und doch verkauft!
Verkauft wie ich, und um was?
Um ein paar glitzernde Steine,
Hart wie Dein Herz,
Um Theaterlogen, Badereiſen,
Equipagen, neueſte Moden,
Um Tand, der leeren Köpfen gefällt:
Und darum gabſt Du
Deine achtzehnjährige Jugend
Dem lüſternen Greiſe hin,
Der ſechzig Winter geſehen?
Lügnerin!
Dirne!
Ich, das Weib der Gaſſe,
Verachte Dich!

Was bohrt ſich Dein Auge
So qualvoll in meins?
Faſt regt ſich ein Mitleid
Im Herzen für Dich mir,
Die Du ein Sakrament entweiht.

Hör' mich an!
Es redet die Dirne zur Dirne,
Und ſie ſpricht vom heiligen
Sakrament der Ehe!
Soll ich Dir's lehren?
Haſt Du's vergeſſen
Das alte Lied,
In der Schule gelernt
Unter dem Kichern und Gähnen
Der höheren Töchter,
Die über den Blödſinn
Erhaben lächelten.
„Es iſt nicht gut,
Daß der Menſch allein ſei,
Ihm werde die traute Gefährtin,"
Haſt Du nie gehört
Von Liebe und Treue?

Was weißt Du davon?
Fragt mich Dein Blick.
Ich?
O mehr als Du!
Laß Dir ſagen
Die alte Weiſe, ſchon lange geſungen:

„Sie trägt nicht Schmuck noch Seide,
Ein Ringlein nur von Gold
Schmückt meine Augenweide
Und ziert ſie lieb und hold.

In gut und böſen Tagen
Iſt ſie mein Sonnenſchein,
Ihr kann ich alles klagen,
Zu ihr komm' ich allein.

Wenn draußen Stürme wettern,
Flücht' ich zu ihr ins Haus,
Dann kann mich nichts zerſchmettern,
Bei ihr ruh' ich mich aus.

Die Leiden und die Sorgen,
Die machen mir kein' Schmerz,
Ich bin ja wohlgeborgen
Bei meinem treuen Herz."

Verſtehſt Du das,
Du ſchöne Frau mit dem goldenen Ringe,
Der Dein weißes Fingerchen
So zierlich umſchließt?

Wenn Du mit mir gingeſt!
Draußen, weit fort in der Vorſtadt,
Wo in billigen Häuſern
Die Menſchen wohnen, die Du verachteſt,
Die Menſchen ohne Geld,
Dort könnt' ich Dir etwas zeigen,
Denn treibt es mich oft hinaus
Eh' ich ſuchen gehe
Das ſchreckliche Brot der Schande!
Wie „unmoraliſch" ſagſt Du?
Du verkörperte Lüge,
Du Verkaufte, gleich mir!

Laß mich ſie doch ſehen,
Die gleißenden Steine,
Die Dich umfunkeln,
Was an ihnen iſt ſolchen Preiſes wert?
Pah!
Stein iſt Stein,
Wär's noch Brot
Und hungerte daheim Dein Kind —
Dann wär's begreiflich.
Wie ich dazu kam, fragſt Du,
O, wir waren ſieben,
Der Vater ſchlug im Trunke
Die Mutter zu Tod',
Er ſtarb im Zuchthaus,
Uns verſorgte die Armenverwaltung,
Dem Wenigſtbietenden
Wurden wir zugeſchachert,
Und dann ging's in die Fabrik,
Zu der ewig ſauſenden,
Tag und Nacht ſchaffenden,
Schreckbar lebendigen,
Großen Maſchine!

Kennſt Du die Maſchine?

Vielleicht kamſt Du einmal
Durch eine Fabrik
Aus müßiger Neugier,
Dann zogſt Du wohl Dein Näschen kraus
Und fandeſt, die Luft ſei ſchlecht.

Du weißt nicht, was es iſt
Um die Maſchine!
Das iſt ein Untier,
Ein freſſender Moloch,
Das ſchlingt und ſchlingt
Nimmerſatt menſchliches Leben!
In tönenden Hallen
Kauert's
Wie ein unheiliger Götze,
Regt tauſend Arme,
Hebt ſchwere, erzblinkende Kniee,
Spinnt mit zehntauſend Rädern,
Schwirrt und dreht ſich
In ſtickheißer, ſchwüler Luft,
Bis Kopf und Atem erlahmen,
Bis Schwindel uns faßt
Und uns hinzieht
Nach den drehenden, kreiſenden Rädern.
Ha, weh,
Hat's einen gepackt,
Der achtlos ſich nahte:
Zermalmt reißt man ihn fort,
Schleppt man ihn weg
Von den blanken Zinken und Haken,
Die furchtbaren Griffes ihn faßten!

So brachten ſie mir
Einſt meinen Wilhelm,
Mit dem ich ein paar kurze,
Selige Monde gegangen,
Mit dem ich geſpart
Die ärmlichen Groſchen am Munde,
Um gemeinſam zu hauſen
In Liebe und Treue!

Nun war er tot,
Und dann?
Das Kind ſchrie um Brot —
Ich war ſchön —
Und —
Doch fertig damit:
Du weißt ja, wie man ſich verkauft.
Das brauche ich Dir
Nicht erſt zu erzählen.
Nein, etwas andres
Wollt' ich Dir ſagen,
Vielleicht pocht dann leiſe
Die mahnende Stimme
Dir leiſe im Herzen,
Und ruft Dich zur Buße!

Vernimm von dem Häuschen der Vorſtadt,
Wo Kohl und Gemüſe
Im Gärtchen gedeihen
Und ein paar einfache Blumen,
Vor dem Hauſe eine Laube.
Da ſtehe ich oft
Wie eine verlorene Seele
Und ſtarre ins Paradies.
Da ſeh' ich den Mann
Von der Arbeit kommen,
Fröhlich empfangen vom Weibchen,
Vom krähenden Buben
Und der alten, freundlichen Mutter.
Das einfache Mahl
Steht ſchon in der Laube bereitet.
Sehr „uncommeilfaut"!

Hering und Pellkartoffeln
Und dünnes Bier.
Die Kleider der Leutchen
Sind auch nicht neu,
Und ſie laufen
Auf vielfach geflickten Schuhen,
Aber ſchöne Dame,
Wie arm, wie erbärmlich arm
Biſt Du in Deinen Brillanten,
Verglichen mit jenen!

Und ich, die Ärmſte der Armen,
Ich ſtehe und ſtarre
An manchem rotglühenden Abend
In fremdes Glück,
Bis der Mond aufſteigt
Mit weiß-grünem Licht.
Sie ſehen mich oft,
Wenn mein dunkler Schatten
Einſam im Eckchen ſich duckt,
Doch ſie laſſen mich.
Sie gönnen es mir,
Ihr Glück zu ſchauen.

Einmal, da wollte der Gatte
Mich ſcheuchen, wie man den Hund ſcheucht,
Den unreinen,
Von des Hauſes reinlicher Schwelle,
Doch Mutter und Gattin

Wehrten ihm ab.
„Laß ſie, es bringt ſie auf gute Gedanken!“
Da ließ er mich ſtehen.

Abend für Abend bin ich nun dort;
Und vielleicht einmal
Wächſt mir der Mut,
Daß ich bitte
Um ein kleines, freundliches Wort,
Daß ich, mein Kind im Arm,
Zu der Frau trete und ſpreche:
„O Du Reine, Du Gute,
Hör' auf mich!
Mutter biſt Du, wie ich,
So hör' auf die Mutter!
Um meines Kindes willen
Reich' mir die Hand!“

Vielleicht!
Vielleicht find' ich den Mut,
Bis jetzt war ich zu feige!
Träf' mich ein böſes Wort von ihr —
Ich ertrüg' es nicht.

Horch, ein Dröhnen und Schnauben!
Die Pferde am Wagen
Ziehen an.
Frei iſt der Weg,
Der Dich zum Feſte führt —
Fahr' hin, Du Verkaufte!

Doch vernimm noch den Wunſch der Verkauften.

Thu' Buße!

Schlag' Dir die Bruſt,
Weine und klage!
Thu' von Dir die blinkenden Steine
Und den ſeidenen Tand
Und wirf Dich nieder in Staub!
Fleh' um Erbarmen
Bei dem, der von Magdalenen
Sprach: „Sie hat viel geliebt.“
Vielleicht, daß er ſich erbarmt
Mit Deinem ſtarren,
Steinſtarrem, kalten Herzen!
Vielleicht, daß Du lernſt,
Was lieben iſt!
Denn Du Ärmſte
Biſt tauſendmal ärmer
Als die niedrigſte Dirne der Gaſſen!
Du Sakramentsſchänderin,
Die ſich verkauft
Um eine gute Partie!

Fahr' wohl!
Gott ſei Dir gnädig!
So betet die Schweſter für Dich,
Die Dirne der Gaſſe!

Düſſeldorf. A. von Krane.

Ein Lied der Freude.

Plötzlich überfällt es mich,
Daß ich laut muß ſingen,
Plötzlich überhellt es mich:
Welt, du haſt ein ſchön Geſicht,
Haſt ein lieblich Angeſicht,
Und ich muß vor Freuden ſpringen.

Blumen, die am Wege ſtehn,
Muß ich alle pflücken.
Kann es Blumen beſſer gehn,
Als der Freude roten Glanz
Noch mit ihrem roten Kranz
Hell zu überſchmücken?

Und was mir entgegen tritt
Muß der Luſt erliegen.
Hülpf' ich, Mädel, hüpfſt du mit!
Schöner glüht dein Angeſicht,
Liebkicher dein Angeſicht,
Wenn wir uns im Reigen wiegen.

Muſikanten, nicht geruht,
Geigen und Trompeten.
Tirili, tiwit und tut.
Küß mich Kind. Noch einmal ſo.
Roſen blühen, wo wir froh
Und im Tanz die Erde treten.

Hamburg. Guſtav Falke.

Dialog aus Wolkenkuckuksheim.

Perſonen: Theaterdirektor, Kritiker, Dichter.

Theaterdirektor.

Seit Wochen mehr kein volles Haus!
Das halte euch der Teufel aus!
Dies gottverdammte Lumpenpack
Hat ſeinen herriſchen Geſchmack,
Dem man ſich eben fügen muß.
Doch ich, ein alter Praktikus,
Weiß nicht, beim Teufel, was ſie wollen.
Wer trägt die Schuld?

Kritiker.

Allein die Zeit!
Was hilft das Schimpfen und das Grollen!
Uns fehlt die große Heiterkeit,
Die dieſe Welt bequem verdaut,
Der's nicht vor einem Krötlein graut.
Doch wird ein Schwänkchen aus Paris
Die Kaſſe wieder ſtrotzend füllen.
Das iſt ein Spaß, wenn Paradies,
Parterre und Logen vor Lachen brüllen!
Das alte ſüße Hexentränkchen
Aus Rührſeligkeit und Lüſternheit,
Kredenzt in einem ſaftigen Schwänkchen,
Behagt uns baß zu jeder Zeit.
Und die Kritik auf hohem Roß
Folgt fromm zuletzt dem bunten Troß,
Den ſolch ein derbes Lachen eint
Und der's, im Ernſt, ſo ehrlich meint.

Theaterdirektor.

So oft hab' nie ich fehlgegriffen!
Sie haben jüngſt mir ausgepfiffen
Ein Stück — — ein meiſterhaftes Stück!
Vor zwanzig Jahren macht' es Glück ...

Kritiker.

Hm! Zwanzig Jahre! Schöne Zeit!
Wir brachten's unterdeſſen weit. —
Und wenn die Zeit im Ernſte krank,
Dann heilt ſie allerdings kein Schwank.
Doch Mut! Schon reifen die Poeten,
Und regnen wird es bald Moneten.
Was ſagſt Du, Freund?

Dichter.

Ich ſage nichts!

Kritiker.

O ihr verliebte Nektarſchlucker,
So zart und minnig wie die Mucker!
Die Zeit iſt da des Weltgerichts!
Da iſt das Dichten bittres Glück.
Wie ſteht's mit Deinem neuſten Stück?

Dichter.

Es leidet an der Not der Zeit.

Kritiker.

Du liebe Narrenherrlichkeit!
Die Not der Zeit war immer da
Und ſtets des Schickſals Hilfe nah.

Theaterdirektor.

Ein Drama? Soziale Frage?
Schickt man mir dutzendmal im Tage.
Doch muß ich beſtens mich bedanken!
Ihr dichtet ewig nur von Kranken.
Von oben weht kein günſtiger Wind.
Seht doch die Menſchen wie ſie ſind.

Dichter.

Das thu ich eben.

Theaterdirektor.

Schnickeſchnack!
Ihr ſchildert lauter Lumpenpack.
Die Welt iſt voller Ehrenmänner.

Kritiker.

Das mein' ich auch als guter Kenner! —
Willſt Du ein großer Dichter werden?
Nichts Leichteres giebt's hier auf Erden.
Ich hab' ein ſicheres Rezept,
Mit dem ſich's herrlich dichtet und lebt:
Dein Held ſei keck, ein Betteljunker,
Gewandt im Praſſen und Geſlunker,
Des Wappentier gewiehert im Zug,
Der einſt die Sarazenen ſchlug;

Die Heldin: eines Krämers Kind,
Ein Goldfiſch, adelig geſinnt;
Der Vater noch ein bißchen Protz,
Ein bürgerlicher Ehrenklotz;
Dazu die Frau von dreißig Jahren,
In jenen Künſten wohl erfahren,
Die man zum ſeichten Lieben braucht,
Ein Feuerchen, das — leiſe raucht.
Zerrſt Du an dieſen Marionetten,
Daß die Geſchicke ſich verketten
Zu einem fetten Hochzeitsſchmaus,
So ernteſt Du Ruhm bei vollſtem Haus.

Theaterdirektor.

Das Stück, das ſollten Sie mir ſchreiben!

Kritiker.

Das laſſe ich beim Teufel bleiben.
Ich bin mein eigner Narr im Stück
Mit Laune, wenn auch ohne Glück.

Theaterdirektor.

Hm, — Freunde, — ſeht, in dieſer Welt
Iſt es ſo ſchlimm noch nicht beſtellt.
Ihr macht die lieben Menſchen ſchlecht
Mit Vorbedacht. — Das iſt nicht recht! —

Dichter.

Bin ich allein denn blind vorm Leben?
Was ich erfühlt, hab' ich gegeben,
Das Glück, die Glut, die Diſſonanz,
Die Nacht, die Dämmerung, den Glanz,
Und nach der Harmonie das Trachten.
Im Glück, im Kampf, in Not der Schlachten
Enthüllt ſich mir das Menſchenbild.
Darum der Zeiten Woge quillt.
Was alle feigen Seelen ſchreckt,
Was frommer Seelen Wahn verdeckt,
Will ich nicht katzenleis umgehen.
Das iſt mein Schickſal: ich muß ſehen!
Der Schönheit Abenddämmrung ruht
Zuweilen auch auf meinen Sinnen.
Dann iſt ſo feierlich der Mut
Und ſelig alle Stunden rinnen —

Kritiker.

Die ſtets geſtörte Feierſtille
Der heimlich glücklichen Idylle!

Dichter.

Heut leben, — welch ein Dichterlos!
Die Zeit des wilden Übergangs,
Die Zeit des wilden Werdedrangs —!
Die Sklaven und des Glücks Schlaraffen,
Sie können ſpotten, — doch nicht ſchaffen, —
Das Leben — —

Kritiker.

Iſt ein Schauſpiel nur,
Und ewig ſchweigt uns die — Natur! —

Dichter.

Doch in der ärmlichſten Geſtalt
Wirkt heilig ſchaffende Gewalt.
Sie iſt Geheimnis, wie der Grund,
Darauf ſich regt das Leben bunt,
Des Anblick Freude nur dem Starken,
Der heimiſch in der Erde Marken. —
Mein Werk iſt nicht von mir zu trennen.
Wie ſoll ich echten Jubel kennen,
Wenn ich, der bängſten Zeiten Sproß,
In ſchlecht gezähmter Tiere Troß,
Am Leben doppelt, dreifach leide!

Kritiker.

So lache doch! Das Grollgegrübel
Ward längſt ein allgemeines Übel.
Ihr braucht des Lebens beſte Kraft,
Mit blinder Überleidenſchaft
Dies Leben maulend anzuſchwärzen,
Ihr eiteln Narren Eurer Schmerzen!
Seid mild! Seid ſtark! Und lacht zuweilen!
Dies wird Euch grüne Herrlein heilen.

Theaterdirektor.

Jawohl, das Lachen iſt geſund!

Dichter.

Wenn echt es kommt aus klarem Mund!
Doch Euer Lachen mag ich nicht.
Es iſt kein ſelges Gericht
Des Lebens aus der höchſten Kraft,
Nur Kitzel, keine Leidenſchaft.

Kritiker.

Mein Freund, Gelächter iſt Gelächter!
Ich bin kein ſaurer Koſtverächter.
Meinſt Du vielleicht, ich wüßte nicht,
Daß dieſes Leben kein Gedicht —?
Auf alten Trümmern feiert nur
Die ſtets gebärende Natur,
Doch nicht in kleinen Enkel-Erben.
Die — ſchwerer als die Väter ſterben.
Was hilft's, des Übels Grund zu wiſſen,
Man wird vom Leben mitgeriſſen. —

Theaterdirektor.

Das alles hat mir keinen Sinn.
Mir bringt ein Stück allein Gewinn.
Die braven Leute im Theater
Sind gänzlich frei von Eurem Kater.
Was wollen ſie? Sich ſelber ſehen!
Verſchönt ein wenig, doch nicht viel.
Wenn ſie's von Herzen recht verſtehen,
Dann loben ſie das gröbſte Spiel.
Das Laſter muß die Strafe finden,
Gerechtigkeit muß alle binden.
Gerechtigkeit will unſre Bühne
Und für die Schuld unfehlbar Sühne.

Dichter.

Ja, Schuld und Sühne, alte Lügen,
Den Faſelhänſen zu genügen!

Kritiker.

Freund, läſtre nicht den dunkeln Trieb,
Der tauſend reinen Herzen blieb,
Die Welt im Geiſte zu vollenden,
Und allen Schmerz in Glück zu enden.
Die Nemeſis! Die Nemeſis!
Sie ſchleicht umher, das iſt gewiß.
Doch rätſelhaft iſt oft ihr Schalten
In ewig dunkelen Gewalten.

Bogenhauſen-München.

Dichter.

Ich krittle nicht, ich ſchaffe nur!
Des Lebens rätſelhaftes Walten
Spricht klar aus lebenden Geſtalten.
Geiſt und Natur ſind nicht zu trennen,
Und ewig wird ihr Kampf entbrennen
In Herzen, die zur Fülle reifen
Und nach des Lebens Kronen greifen. —

Theaterdirektor.

Das alles macht kein gutes Stück.
Hier hilft Verſtand, Gefühl und — Glück
Und keine allzufeinen Flauſen.
Wir ſpielen doch nur vor Banauſen.

Kritiker.

Und noch ein Rat: es herrſcht das Weib
In jeder Kunſt, die Zeitvertreib.
Dir blüht ein herrlich Erdenwallen,
Wenn Du den Weibern erſt gefallen.
Dem Weib iſt nie die Welt Fragment,
Wenn nur ſein Herz gehörig brennt.
Was ſagſt Du?

Dichter.

Nichts!

Theaterdirektor.

Auf hohem Roſſe
Gelingt uns keine feine Poſſe

Kritiker.

Und dann, merk ein für alle Mal:
Die Zeit gehört dem Kapital.
Drum werde flugs ein Fabrikant!
Es preiſt Dich dann das Vaterland,
Das Volk, der Dichter und der Denker.
Und willſt Du nicht, — ſcher' Dich zum Henker!

Wilhelm Weigand.

Unentrinnbar.

Eine Weltſtadterzählung von Gottlieb Steger.

(New-York.)

Seit Wochen Tag für Tag, Nacht für Nacht die gleiche, brütende Hitze. Die Reichen, die Freien waren längſt entflohen nach Europa, nach Kanada zu den tauſend Inſeln des St. Lorenz, in die Catskills und die Adirondacks, zum Lake George oder an die Küſte des Oceans. Nur die Sklaven der Arbeit mußten in der Hölle ausharren, ſtumpfſinnig, abgemattet, mehr und mehr empfindungslos werdend gegen die eigenen Qualen und die ihrer Mitmenſchen.

Wohl las man tagtäglich in den Zeitungen, wie ſo und ſo viele vom Hitzſchlag getroffen wurden, wie die Kinder gleich Fliegen hinſtarben, — doch was ging's einen an. Vielleicht berichtete man morgen ſchon über den Leſer ſelber. In der unteren Stadt ſchliefen die Leute auf den Dächern und Feuerleitern. Mancher fiel hinunter und brach das Genick. Unbekümmert um die Gefahr kletterte der Nachbar die folgende Nacht wieder hinauf. Dort war die Luft wenigſtens etwas kühler.

Es war Spätnachmittag, die Geſchäfte hatten geſchloſſen. Aus den Fabriken, den Retail- und Wholeſaleſtores, den Offices der Banken und Agenturen ſtrömten tauſende von Männern und Weibern und Kindern, ſchwitzend, tief atmend, mit roten Geſichtern und trockenem Gaumen, voll Staub und Schmutz, mit zerknitterter und zermatſchter Wäſche. Glücklich die wenigen unter ihnen, die jetzt wenigſtens für die Nacht hinauseilen konnten nach den Vororten der brütenden Rieſenſtadt, weit oben am Hudſon und Harlem oder nach den im Sunde gelegenen Inſeln!

Die Kleider klebten am Leibe, und die Haut brannte von der Prickelhitze. — Die Leute krochen die ſteilen Treppen zu den Hochbahnſtationen hinauf und drängten ſich auf den engen Holzperrons. Die Waggons waren überfüllt, in den Mittelgängen ſtand man Leib an Leib, ebenſo auf den Plattforms. Eigentlich war es verboten, ſich dort aufzuhalten, doch was war zu machen? Jeder wollte ſo bald wie möglich nach Hauſe. Und auf jeder neuen Station immer neue und neue Menſchen, die Kondukteure konnten die Thüren kaum öffnen. Trotzdem aber kein unwilliger Laut, kein Schimpfwort. Gleichmütig ließ man ſich zuſammenquetſchen. Die New-Yorker ſind geduldig. Wer den Arm emporzwängen konnte, las ſeine Abendzeitung. Die, welche einen Sitz gefunden, ſchliefen halb, die übrigen ſtumpfſinnten

ſtehend vor ſich hin. Wenn ſich Bekannte bemerkten, nickten ſie ſich ſtumm zu. Wozu ſprechen?

Ethel Dolge war ſo glücklich geweſen, in der zweiten Avenue Elevated noch einen Platz zu erhalten, obgleich ſie erſt in der Grantſtreet eingeſtiegen. In ſich zuſammengeſunken, lag ſie mehr als daß ſie ſaß auf dem ſtrohüberzogenen Sitze, das Geſicht dem offenen Fenſter zugewandt, um die eindringende Luft einzuſaugen. Die dunklen Haare hingen ihr unordentlich ins ſchweißige, aber hübſche Geſicht, die braunen Augen blickten matt, und die Mundwinkel hingen verdroſſen hinab. Wenn der Zug hielt, glaubte ſie erſticken zu müſſen. Widriger, betäubender Dunſt ſtieg auf von den Füßen und Leibern der vor ihr ſtehenden Menſchen. Dann ging es von neuem weiter, und ſie atmete wieder freier. Station auf Station flog vorüber, endlich war die fünfzigſte Straße erreicht. Das Mädchen erhob ſich und drängte ſich durch die Menge aus dem Waggon.

Auf der Straße angelangt, ſchritt ſie dieſelbe in der Richtung nach Oſten entlang. Trotz des müden Ganges konnte man jetzt erkennen, daß das Mädchen von hoher und ſchlanker Geſtalt war. Die Kleidung war ärmlich, aber mit kokettem Geſchick gefertigt. Die weiße, etwas unſaubere Bluſe ließ, trotzdem ſie die Büſte nur loſe umſchlotterte, die runden Formen der Schultern und Brüſte ahnen. Um die zierliche Taille lag ein ſchwarzer Ledergürtel, von dem ſich ein blauer Rock über die ſich hervorwölbenden Hüften in zahlreichen Falten hinabbauſchte. Die ſchmalen Füße ſtaken in gelbledernen Halbſchuhen, deren Hacken abgetreten waren.

Obgleich das Gehen den Leib des Mädchens noch mehr erhitzte, ſchien ihr Geiſt dadurch erfriſcht zu werden. Ihre Augen verloren den matten Ausdruck. Keck blickten ſie jetzt unter den ſtarken Brauen hervor, und um die Lippen ſpielte ein übermütiges Lächeln. Ethel rückte den Strohhut tiefer in den Nacken und ordnete in ſchnellem Griffe die verwirrten Stirnlocken. Sie hatte nun den Block erreicht, in dem ihres Vaters Wohnung lag. Vor dem Saloon an der Südoſtecke ſtand der Saloonkeeper, Jim O'Reilly, ein Rotkopf. Beim Anblick des Mädchens verzog ſich ſein breites, iriſches Maul zu einer Grimaſſe. Er kniff das linke Auge zu und blinkte mit dem rechten.

„How do you do, Miss Ethel?“ fragte er.

„Thanks, very well, Sir!“

Ethel wollte vorbeigehen, jedoch der Mann trat ihr in den Weg mit den Worten:

„Da, nimm!“

Er zog die Roſe aus dem Knopfloch ſeiner weißen Jacke und reichte ſie dem Mädchen. Der an ſeiner roten, dicken Hand ſteckende Diamant

funkelte. In Ethels Augen leuchtete es auf. Der Stein ſchien ſie zu feſſeln.

„He, gefällt er Dir?“ lachte der Irländer, der des Mädchens lüſternen Blick bemerkt. „Kannſt ihn haben, wenn — he, Du weißt,“ — ſetzte er mit verſchmitztem Grinſen hinzu.

„Go to hell!“ murmelte Ethel und lief an ihm vorüber. Jim wäre ihr am liebſten nachgeeilt, doch traten in demſelben Augenblicke Gäſte in den Saloon. — —

„News, news, Evening sun, World!“ rief ein kleiner Junge in zerlumpter Kleidung ſeine Zeitungen aus.

Ethel hielt an und kaufte ein Blatt für ihren letzten Cent. Dann ſchweiften ihre Blicke über den Fruchtſtand des Italieners. Wie verlockend lagen ſie da, die ſaftigen Pflaumen, die rotbäckigen Pfirſiche, die gelben Bananen! Aber ſie hatte keinen Cent mehr in der Taſche. Seufzend wandte ſie ſich ab und ſchritt weiter, rechts und links Bekannten einen Gruß zurufend. Bei der Waſchbude Wang-Lees kreuzte ſie die Straße. Gegenüber im Tennement wohnte ſie. Im Baſement desſelben befand ſich eine Schuſterwerkſtatt. Ethel hob den rechten und dann den linken Fuß und ſah hinab zu den niedergetretenen Hacken. Sie hatten das Ausbeſſern auch bitter nötig. Zum Glück verlangte der Schuſter kein Bargeld. Sie ſtieg die Treppe hinunter.

„Eich, das Pläſcher, Miß Ethel!“

„Good evening, Mr. Max!“

„Was zu repaire?“

„Sie könnten mir die Hacken e biſſel aufſetzen, ich geh nachher auf Strümpfen upſtairs!“

„G'wis, g'wis, featen Sie ſich doch e Wailchen!“

„Thanks, muß nauf zu Ma!“

„Na, wie geht's denn?“

Ethel zuckte die Achſel.

„Ja, ja, bei die Hitze!“ bemerkte der Schuſter und ſah auf zu dem Mädchen mit gutmütigem Lächeln. „Wenn man auch mal ſo rauskönnt in die Country wie die raiche Lait!“

„Sure to morrow, Mr. Max?“

„G'wis, g'wis, Miß Ethel!“ — — —

Das Mädchen ſchlüpfte auf Socken durch die Werkſtatt und dann hinauf zu ihrer Wohnung im fünften Stock. Atemlos langte ſie oben an. Wie ſie die Thüre öffnete, ſchlug ihr dumpfer, abſtoßender Geruch entgegen, von halb getrockneter Wäſche, Menſchendunſt und irgend einer ſchmorenden Speiſe.

„Is it you?“ rief eine Kinderſtimme aus der Küche.

„Yes, Kate!“

„Komm, Eſſen iſt fertig!“

Schöner Dreck wird's ſein, dachte Ethel und ſchritt an der Küche vorüber durch einen dunklen Mittelraum in die Frontſtube. Auf der Schwelle blieb ſie einen Augenblick ſtehen. Die Mutter ſchien zu ſchlafen. Das Mädchen ſchlich ſich leiſe näher und beugte ſich über die Kranke. Röchelnd lag dieſe auf den ſchmutzigen Kiſſen mit geſchloſſenen Augen.

„Komm, Ethel!“ klang es von neuem aus der Küche.

„No!“

Ethel ließ ſich am Fenſter nieder und blickte hinaus. Ach, wenn ſie nur etwas Eiswaſſer gehabt hätte! Wie ſollte man eſſen bei dem Durſt! Doch der Eismann wollte nichts mehr auf Borg geben. Es war ein rechtes Lumpenleben, die ganze Woche von Morgen bis Abend im Baſement des Drygoodſtores dort unten in der Grantſtreet umherzuſtehen! Im Winter war's da ſchon kaum auszuhalten vor Hitze und Dunſt, aber jetzt erſt im Auguſt! Doch immerhin konnte man dort ſoviel Eiswaſſer trinken wie man wollte. Dabei ſchlechtes Eſſen und das Vergnügen — — pah — —. Was für einen Sinn hatte es eigentlich, ſo zu leben. Beſſer war es, tot zu ſein!

So war es geweſen bis jetzt, und ſo würde es weiter gehen in alle Ewigkeit! Kein Entrinnen möglich! Freilich, wenn ſie gewollt hätte! Der Schuſter unten hätte ſie gleich geheiratet. Dann brauchte ſie nicht mehr in den Store zu gehen. Oder Jim — —!

Draußen wurden die Gaslaternen angezündet. Die Treppen der Häuſer waren vollgedrängt von Menſchen. Kinder ſchleppten Holz und Papier herbei, um auf der Straße ein Feuer anzuzünden. Der an der Ecke ſtehende Poliziſt ſah dem Treiben gleichgültig zu. Der qualmende Rauch trieb empor zu dem Mädchen. Sie huſtete, aber verließ ihren Platz nicht. Die Hitze wurde immer drückender. Seit die Sonne fort war, ſtiegen die Nebel vom Eaſtriver noch dichter auf und legten ſich als ſchmieriger Belag über Häuſer und Menſchen. Der aus den Poren dringende Schweiß konnte nicht verdunſten. In Strömen rieſelte er an Ethels Leibe hinab, die wunde Haut noch mehr reizend. Das Mädchen ſtöhnte und leckte die ſalzigen Lippen.

Sie ließ die Blicke dicht am Hauſe hinabgleiten. Unten auf der Treppe ſaß der Schuſter. Ein guter Kerl war er ja und nüchtern und fleißig. Er verdiente zwölf Thaler die Woche. Davon ließ ſich ſchon leben, doch für immer in dem Baſement hocken — —.

Aus den blitzblanken Scheiben des Saloons ſtrahlte elektriſches Licht

mit aufdringlichem Schimmer. Überhaupt war das Lokal das einzig anständig aussehende Gebäude des Blocks. Hinter der massiven, von glänzenden Messingstrangen umgebenen Bar hantierte Jim. Ethel konnte jede seiner Bewegungen deutlich durch das Fensterglas erkennen. Gast auf Gast kam, und das Geld floß dem Saloonkeeper zu. Was Wunder, daß Jim lebte wie ein Prinz! Wie sauber und prächtig war alles in dem Saloon! Die getäfelte, von goldenen Sternen übersäte Decke, die hohen, jetzt von zartem, bläulichem Flor überzogenen Spiegel, die Vasen und Statuetten, die blinkenden Gläser und Silbergeräte auf den Barfixtures. Ja, Jim war ein großer Mann, der mächtigste in der Ward! Er gehörte zu Tammany-Hall. Wen er nominierte, der wurde in der Ward gewählt, sei es wozu auch immer, zum Alderman, zum Mayor, zum Governor oder Präsidenten. Die Eirischen hatten überhaupt ja über alles in der Stadt zu sagen. Und was für ein Gesicht der Kerl dabei hatte! Eine Oberlippe gerade wie der Chiko, der Chimpanse im Centralpark. Aber Jim kleidete sich stets wie ein Stutzer, und an den Fingern und in der Kravatte glitzerten Brillanten im Werte von Tausenden. — —

Ethel wußte, daß sie Jim gefiel. Sie hätte ihn schließlich auch wohl geheiratet, aber heiraten wollte der sie ja gar nicht, hätt's auch nicht gekonnt, er hatte ja noch eine Frau. Zwar lebte er nicht mit ihr. Sie hatte ihn wegen Untreue verlassen, und er mußte ihr Alimente bezahlen. Scheiden lassen hatte sich das Weib nicht wollen, sie war eine bigotte Katholikin. Und zu dem anderen, wozu Jim sie begehrte, — nein — niemals —!

Da würde es ihr sicher gerade so gehen wie der Anny Bär, der hübschen Jüdin aus dem nächsten Block. Die war jetzt eine Straßenläuferin in der Bowery. — Allerdings schien es der Bär ganz gut zu gehen, — doch! — Wie albern, setzte Ethel ihr Selbstgespräch fort, daß sie immer hundert Jahre im voraus dachte! Vielleicht würde sie ja längst tot sein, bevor Jim sie verließ. Jedenfalls gab es ein paar Jahre ein vergnügtes Leben. Theater, Zirkus, Rennen, Ausflüge nach Long-Island, gutes Essen und Trinken, elegante Kleider — —. Ah! Eine lockende Fata Morgana erhob sich vor des Mädchens Augen. — —.

Die Etagenschelle erklang. Ethel hörte, wie die Schwester hinausging, um den Thüröffner zu ziehen. Bald auch trat der Doktor ins Zimmer.

„Nanu, alles dunkel?" fragte er.

Ethel stand auf und zündete das Gas an.

„Wie geht's denn?" begann der Arzt von neuem.

Es war ein gutmütig dreinschauender Deutscher mit einem Bierbauch und dickem, rotem, von einem blonden Bart umgebenem Gesicht, goldener Brille, einer Glatze und schlecht sitzenden Kleidern.

„Dont know!“ erwiderte das Mädchen.

„So — hm! Sie ſchläft!“

Der Mann griff vorſichtig nach der Hand der Kranken und zählte die ſchnellen, ſchwachen Pulsſchläge. Plötzlich regte ſich das Weib und erwachte. Mit glanzloſen, gleichgültigen Augen ſtarrte ſie empor und ſchloß dann die Lider von neuem. —

„Hm — hm!“

Wird wohl nicht lange mehr machen, dachte der Doktor, um laut hinzuzuſetzen:

„Geben Sie ihr nur recht häufig Eiswaſſer!“

„Haben keins!“

„So laſſen Sie holen!“

Ethel zog eine Grimaſſe, der Arzt verſtand. Einen Augenblick ſchien er mit ſich zu kämpfen, dann ſuchte er in ſeiner rechten Hoſentaſche umher nach einer kleineren Münze, konnte aber keine geringere finden als einen Viertel-Thaler. Verdammt, er war doch ein Narr, ſprach er zu ſich ſelber. Bezahlung würde er ſo wie ſo keine bekommen. Ja früher, da waren das gute Kunden geweſen, ſo lange der Vater noch verdient. Seitdem er ſich aber mit ſeinem Boß entzweit wegen der Politik, — — was wollte ſo ein armer Teufel auch Politik treiben. — Die ganze Praxis war überhaupt ſchon ſchlecht genug! Wär' er nur daheim in Deutſchland geblieben! Was die Leute dort für Unſinn ſchwatzten! Mindeſtens ſofort Profeſſor zu werden, hatte er erwartet. In Amerika taugten ja bekanntlich die Ärzte nichts. Ha — ha! Da hätte er ebenſo gut darauf rechnen können, in Berlin zum Dalai-Lama gewählt zu werden oder in Poſemuckel zum Papſt! Hol's der Teufel!

Er zog den Quarter hervor und reichte ihn dem Mädchen.

„Da, holen Sie Eis!“

„No — no!“ wehrte Ethel ab.

„Werd's auf die Bill ſetzen!“ drängte der Arzt voll Zartgefühl, um ſich im nächſten Moment wieder über dasſelbe zu ärgern. Daun ſchob er ſchnaubend und ſich den Schweiß vom feiſten Geſichte wiſchend ab. — —

Gedankenlos war das Mädchen am Fußende des Bettes ſtehen geblieben, den Viertel-Thaler in der offenen Hand haltend. Im Flur unter ihr begann der franzöſiſche Mandolinenſpieler ſich mit ſeiner Frau zu prügeln. Er war wohl wieder betrunken, dachte Ethel. Sie hörte, wie Stühle umfielen und Geſchirre an die Wand geworfen wurden. Durch den wüſten Lärm hindurch ertönte von der anderen Seite des Stockes die ſchrille Diskantſtimme eines Weibes, die einen Choral ſang. Es war ein Lieutenant der Heilsarmee.

Kate kam herein und ſagte:

„Gieb das Geld!“

„Hier!“

Die Kleine ging, um Eis zu holen, während Ethel ſich wieder ans Fenſter ſtellte. Wang-Lee und ſein Gefährte waren noch immer beim Plätten beſchäftigt. Die langen, dünnen Zöpfe am Hinterkopf emporgewunden und die weiten Ärmel ihrer bauſchigen Röcke in die Höhe geſtülpt, fuhren ſie unabläſſig mit dem Eiſen auf und ab, von Zeit zu Zeit die Wäſche anfeuchtend mit einem Waſſerſtrahl, den ſie zwiſchen den Zähnen aus dem Munde ſpritzten. Seit Jahren hatte das Mädchen die Chineſen ſo arbeiten ſehen, unermüdlich bis tief in die Nacht vom frühen Morgen an. Die Rattenfreſſer ſchienen für nichts anderes Sinn zu haben, — oder doch! Die verdammten Schweinigel, dachte Ethel, — ja — kleine Mädchen, — das waren ihre Leckerbiſſen, — pfui! —. Auch ſie hatte Wang-Lee einmal verlocken wollen! — Das Mädchen lachte. — Nun, gefährlich war's übrigens nicht, was die Kerle trieben, und Folgen hatte es auch weiter keine. — —

Kate war mit einem Eimer Eis zurückgekehrt. Sie bereitete Eiswaſſer und brachte es in die Vorderſtube. Ethel ſtrich über das Geſicht der Mutter, um ſie aufzuwecken, und reichte ihr den Labetrunk theelöffelweiſe. Stumpfſinnig ließ es die Kranke geſchehen. Darauf trank das Mädchen ſelber in langen, gierigen Zügen. Sie drehte das Gas niedrig und ließ ſich auf den Schaukelſtuhl am Fenſter ſinken, nachdem ſie neben ihn den Krug mit Waſſer geſtellt.

Von Zeit zu Zeit einen Schluck nehmend, ſtarrte ſie vor ſich hin, bis ihr die Lider zufielen. Sie begann zu träumen. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

O, welch ein köſtliches Gefühl war es doch, ſich ſo von der weichen, lauen Flut überſpülen zu laſſen! Ethel lag am Strande Long-Islands im Sande. Sie hatte den Körper tief hineingewühlt, ſo daß der auf den gekreuzten Armen ruhende Kopf ſich höher befand, als die Glieder. Weit, weit hinaus über den blinkenden Ocean ſchweiften ihre Blicke. Segelſchiffe zogen langſam vorüber mit geblähtem Leinen, faſt ſenkrecht hob ſich der weiße Rauch aus den Schlöten der vorüberſchaufelnden Steamer und Ferryböte. Möwen ſchoſſen kreiſchend auf und ab. Und über allem breitete ſich blau, regungslos der Sommerhimmel.

Das Mädchen hatte ſich abſeits von den andern Badenden hingeworfen. In das leiſe Rauſchen der Wellen tönte nur verworren das Gedudel der Karrouſſels, das Gerolle der Wagen und das Gejohle und Gelächter der Menge. — —

O, wie entzückend war es, hier ſo zu liegen, dachte Ethel. Doch das alles hätte ſie ſchon vor einem Jahre haben können. Wie dumm ſie geweſen! Jim war doch ein verteufelt netter Kerl. Unbegreiflich, daß ſie das nicht früher eingeſehen. Ein Jahr, ein ganzes Jahr ihrer friſchen Jugend hatte ſie weggeworfen. Dies ſcheußliche Daſein da unten im Baſement des Drygoodſtores und dann im Hauſe der Eltern! — —

Sie ſchauerte leicht zuſammen. Darauf lachte ſie wieder ſchelmiſch vor ſich hin. — Ah, wickelte ſie den Jim um ihren kleinen Finger! Keinen Wunſch durfte er ihr verſagen. Er war dead stock! Aber da ſollte ſich eine auch nur mit ihr meſſen wollen!

Sie ſtreckte behaglich den ſchlanken, geſchmeidigen Leib und fuhr ſich liebkoſend über die ſchwellenden Brüſte und die ſtraffen Hüften. Sie hob das rechte und dann das linke Bein und betrachtete es aufmerkſam. Wie rund und feſt ihr Fleiſch geworden, ſeitdem ſie im Überfluß lebte. Das naſſe Badekleid klebte am Körper und zeigte deſſen Formen in ihrer ganzen Fülle und Schönheit. — —

Was wohl Kate jetzt machen mochte und die Eltern, ſchoß es ihr durch den Sinn, — ah — pah! — —

Sie begann mit den Zehen den Sand aufzuwühlen und in die Höhe zu werfen.

Ein Steinchen fiel plötzlich auf ihre Bruſt. Sie richtete ſich empor und ſah zwei Männer in hellen Sommeranzügen vor ſich ſtehen. Der eine lüftete leichthin den Hut und ſagte:

„Beg your pardon!“

Dann wandte er ſich zu ſeinem Begleiter auf deutſch mit den Worten:

„Verdammt ſchneidiger Käfer!“

Ethel lachte:

„Ich verſtehe deutſch!“

„Das iſt ja allerliebſt! Sie geſtatten!“

Die Herren ſetzten ſich neben ſie in den Sand.

„Ei, Sie gehören ja zu uns,“ begann darauf der, welcher vorhin um Entſchuldigung gebeten.

„Wie meinen Sie?“

„Da!“

Er wies auf ein länglich-verſchlungenes Muttermal auf Ethels rechtem Oberarm. Das Mädchen ſah ihn erſtaunt an.

„Das ſieht gerade ſo aus, wie die Schlange des Äskulap. — Wir ſind nämlich Studenten der Medizin!“ ſetzte er erklärend hinzu.

Ah ſo! kreuzte es Ethels Hirn. Studenten? Was war von denen viel zu erwarten? Nebenbei, nicht einmal hübſch waren ſie! —

Sie sprang auf, grüßte kaum merklich und schritt am Strande entlang dem eisernen Pier zu, der sich weit ins Meer hinaus erstreckte, und an dem eben ein Dampfer anlegte. Interessiert auf das bunte Gewoge von Menschen blickend, die von dem Steamer auf die Brücke strömten, schlenderte sie langsam vorwärts, bis sie fast über die Gestalt eines im Sande liegenden Mannes gestolpert wäre. Sie stieß einen schwachen Schrei aus und trat einige Schritte zurück, der Herr jedoch fuhr lachend in die Höhe und reichte ihr beide Hände zum Gruße mit dem Rufe:

„Halloh, Miß Ethel!"

„Oh you, Mr. Mc. Carty!"

Sie sah, wie des Mannes Augen bewundernd und begehrend auf ihrem Leibe ruhten, auf den nackten Armen und dem entblößten Halse. Sie senkte die Lider, während eine Blutwelle sich über ihre Haut ergoß. Dann ärgerte sie sich wieder über ihre Verwirrtheit. Trotzig, mit geschürzten Lippen, blickte sie Mc. Carty ins Gesicht. Er wies mit der Hand auf den Boden. Sie zögerte einen Augenblick und ließ sich dann in den Sand sinken, worauf der Mann ihrem Beispiel folgte.

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander, bis er das Schweigen brach:

„Geht Ihr noch immer mit Jim?"

„Was geht's Euch an!"

„Hm!" — Er schwieg.

„Ethel, seid keine Närrin!" begann er wieder nach einer Pause. „Seht mich an! Bin ein anderer Kerl!"

Er sprang auf und reckte seine athletische Gestalt. Von neuem ward Ethel von einer seltsamen Empfindung überrieselt. — Ja, er war schön, dieser „big Tom", wie ihn seine Freunde und Anhänger nannten. Alle Mädchen waren toll über ihn. — Und dabei war er ein Mann von Berühmtheit, ein großer Sport, bekannt in der ganzen Union. Neulich erst, in New-Orleans, hatte er den Stier, den Cavanaugh, niedergeschlagen. Eines Tages würde er der Champion aller Preisfechter sein. Und Geld hatte er in Hülle und Fülle. — Die Klubs rissen sich förmlich um ihn. — Aber Jim, sie hatte Angst vor Jim, — und Angst vor Tom. Jim war ihr Sklave, aber er, — der andere. Doch! — — Ihre Augen schweiften hinab an dem Leibe des vor ihr Stehenden, von dem scharfgeschnittenen Lockenkopf mit seinen bartlosen, brutal schönen Zügen und großen, blauen, stahlharten Augen über die hochgewölbte Brust, die schmalen, sehnigen Hüften zu den straffen Beinen, an denen jeder Muskel durch das dünne, enge, nasse Gewand erkennbar war.

Oh! — — Sie schloß die Augen. Eine heiße Welle sinnlicher Begehr

wallte auf in ihr. Welch ein Kalb war Jim gegen ihn! Liebe! — Pah! — Jim und Liebe! — Nein, da war sie die Herrin! — Liebe! — — Oh! — — Wenn der Mann da vor ihr sie nur niedergeworfen hätte, vergewaltigt! — Ja — das war Liebe! — — — — —

Feuchtwarmer Odem strich über ihr Gesicht. Sie öffnete die Augen. Tom beugte sich über ihren Mund. Ein vielsagendes, fast wehes Lächeln zuckte um ihre Lippen. — —

Er küßte sie. —

Oh die Glut, — die brennende Glut! — — Vor Ethels Sinnen wirbelte es, es ward dunkel um sie, nur vor den Ohren brauste und sauste es noch. Die Laute wurden bestimmter, — erkennbar. Sie hörte Lachen, Singen, Gläser klirrten dazwischen, und dann sah sie wieder, zunächst sich selber, — gegenüber in einem breiten Wandspiegel. Ihre Wangen und Lippen waren geschminkt, und von dem Hute nickten lange Federn. — —

Ein Matrose saß neben ihr am Tisch.

„He!" sagte er. „Schlaf doch nicht ein. Weiter, zwei Brandys!"

Der Kellner brachte das Getränk, und Ethel stürzte ihr Glas in einem Zuge hinab. — —

Hm, ja, dachte sie, das war ja merkwürdig. Sie mußte wirklich geschlafen haben. — —

Links von einem Nebentisch grüßte Anny Bär. Ethel sprach zu sich selber:

„Gott, wie die herunter kommt! Das reine Totengerippe! Schade um den hübschen Kerl, den sie bei sich hat. Sollt' ihn der Närrin abspenstig machen!" — — —

Von der Bühne der Musichall klang der blecherne Sopran einer dicken Sängerin in kurzen Röcken. Die Geigen und Flöten jammerten verstimmt in das Gekrächze. Im Hintergrunde begannen zwei Trunkene sich zu schimpfen. Der Herauswerfer eilte herbei und beförderte die Störenfriede an die Luft.

Dichter und dichter ward der Tabaksqualm. Anny Bär hatte ihren Kumpan empört verlassen, weil er zu intim mit Ethel zu schäkern angefangen. Jetzt saß diese auf des Mannes Schoß und kitzelte ihn mit der linken im Nacken, während sie ihm mit der rechten Hand einige Dollarscheine aus der Brusttasche zog. — —

Immer betäubender ward der Rausch und Whiskydunst ringsum, die Gegenstände und Menschen begannen zu schwimmen vor des Mädchens Augen, Bilder und Gestalten huschten in wirrer Folge vorüber. — — Es war zu toll. — — Nun taumelte sie auf der Bowery einher. Ein Polizist hielt sie an. — —

Sie hörte eine Stimme ſagen:

„Sechs Wochen aufs Island!“

Ah, das war das Gefängnis! — — — —

Dann lag ſie wieder neben einem Chineſen auf der Bank und rauchte. Oh, das that gut, das Opium! — Verdammt, hätte der Kerl nur nicht ſo eine Affenfratze gehabt! Am liebſten hätte ſie ihm dieſelbe zerkratzt! — Ja — das wollte ſie. — —

Jemand ſchüttelte ſie auf.

„Still, nicht ſo lärmen, die anderen Kranken wollen auch ruhen!“

Ethel öffnete die Augen.

Oh — ja — ſie hatte Fieber. Das waren alles nur Fieberphantaſien. Ja — richtig! Sie war ja geſtern operiert worden. Den ganzen Leib hatten ſie ihr aufſchneiden wollen. Ob ſie es gethan hatten? Hm! — — Ihre Blicke ſchweiften müde über den langen Raum. Da ſtand Bett an Bett. Hinter einem Vorhang ſprachen zwei miteinander. — —

„Du, weißt Du!“ hörte ſie den einen ſagen. „Das iſt der ſchneidige Käſer, den wir vor zwei Jahren in Long-Island trafen, das Mädel mit dem Äskulapſtab auf dem Arm. Die iſt ſchnell zu allen Teufeln gegangen. So ein Hurenpack, — und einen anſtändigen Kerl laſſen ſie abfahren!“ —

„Na, tröſte Dich nur! Kannſt von Glück reden! Hätteſt Dir eine Bombeninfektion geholt! — Sister, how much?“ — —

Ein Weib mit weißer Haube beugte ſich über Ethel und hob die Decke auf. Dann zog ſie einen Gegenſtand hervor. Dem Mädchen ſchien es ein gläſerner Stift zu ſein.

„106, Doktor!“

„So — hm!“

Der Arzt kam hinter dem Vorhang hervor. Er faßte nach Ethels Puls. Nun trat auch der andere heran.

„Morgen iſt's aus!“

„Scheint ſchon ſomnolent! Hört nichts mehr!“

— — Ob ſie hörte! Sie hätte lachen mögen, wäre ſie nur nicht ſo ſchwach geweſen. Die Dummköpfe! — —

„Iſt auch gut! Brauchen den Platz! Müſſen den Undertaker Beſcheid wiſſen laſſen. Bin neugierig auf die Autopſie!“ — — —

Die Herren gingen. — — —

Autopſie! — Entſetzen packte Ethel. Ja — dann war ſie ja tot! Autopſie, — das war, wo man die Leute zerſchnitt, Stück für Stück. — Unausſprechliches Grauen kroch über das Mädchen. Sie bot all ihre Willenskraft auf, um zu ſchreien, um — — —

Und ſie erwachte. — —

Gott ſei Dank, Gott ſei Dank! So hatte ſie nur geträumt! O du mein Gott, o du mein Gott! — — — —

Sie griff nach dem Kruge Eiswaſſer neben dem Stuhle und trank. Das beruhigte vollends ihre Nerven. — —

Sie blickte von neuem aus dem Fenſter. Das Feuer auf der Straße war ausgeſchwählt, und weniger Menſchen ſaßen auf den Treppen. Nur im Saloon ging es noch immer ein und aus, und gegenüber in der Waſchbude plätteten die Chineſen.

Plötzlich tönten die Laute einer Handharmonika an ihr auf von der Treppe des Tennementhauſes. Sie wußte, das war der Schuſter. Er ſpielte eine alte deutſche Volksmelodie, eine ſchwermütige Weiſe, faſt choralartig. Dem Mädchen ward es weich ums Herz. Er war doch ein lieber Kerl, der Meiſter Max, und ſo fleißig und nüchtern. —

Die Erinnerung an ihren wüſten Traum vibrierte von neuem über Ethels Nerven. Sie gedachte des Schuſters mit freundlicherer Geſinnung als ſie es je gethan. Er hatte ſie gern. Warum ſollte ſie ihn nicht nehmen? Er würde ſie auf Händen tragen. Und ſchließlich, das Baſement war gar nicht ſo übel. Wenn eine Frauenhand es ein wenig ſchmücken würde. Ein paar weiße Gardinen und Blumen — — —. Ihre Gedanken begannen von neuem zu verſchwimmen. Sie ſchlief wieder ein und ſpann im Traume weiter, was ihr durch den Sinn gefahren. — —

Wirklich, das war ganz allerliebſt, dachte ſie, während ſie ſich in dem kleinen Raume umſah, der zu gleicher Zeit als Küche, Eßzimmer und Wohnſtube diente. Weiße Vorhänge zierten die blankgeputzten Fenſter, das wenige Geſchirr im Schranke rechts vom Herde blinkte. Über den wackeligen Tiſch war eine bunte Decke gebreitet, das Lederſofa war neugeflickt, ein halb Dutzend farbiger Kartons, Reklameſchilder verſchiedener Brauereien und Patentmedizinen, gaben den Wänden Schmuck. Durch die Scheiben blickte man auf die grüne Raſenfläche des Hofes, und über dem Dache des gegenüberliegenden Hauſes konnte man noch einen Streifen blauen Himmels erhaſchen.

Vom Herde ſtieg der duftende Dunſt friſchen Kaffees. Der Schuſter kam aus der Werkſtatt, die nach der Straße hin lag, durch das Schlafzimmer in die Stube geſchritten. Auch er ſah gepflegter aus. Die Kleidung war ſauber, und die Wangen raſiert. Er ſchlang den Arm um ſeines Weibes Taille und gab ihr einen Kuß. Dann ſetzten ſich die Gatten zum Eſſen nieder. Es war einfach, aber reichlich und gut zubereitet.

Das Mahl war beendet, der Schuſter ging wieder hinaus an ſeine Arbeit, während das Weib ſich am Fenſter niederließ, um an einem Strümpfchen zu ſtricken. Von Zeit zu Zeit hielt ſie inne und ließ die Hände auf dem Leibe ruhen, der ſeit Wochen ſich mehr und mehr zu runden

begonnen. Was es wohl werden würde, ein Knabe oder Mädchen, dachte sie. Es war ihr, als könnte sie hindurchsehen durch die Kleider, die Haut, die Muskeln, tief in sich selbst bis dahin, wo es keimte und wuchs, dies neue, sonderbare Wesen. Noch wußte es nichts von sich, doch eines Tages würde es da sein, zappelnd mit rosigen Gliedern, schreiend und verwundert herausblickend aus großen Augen in diese wunderliche Welt. Oh Gott, wie süß das sein würde! — —

Die Frau drückte unwillkürlich den Strumpf ans Herz, dann seufzte sie und setzte ihr Werk emsig fort. — —

Nun war es geboren, das lang ersehnte Kindchen. Erschöpft lag die Mutter im Bett mit geschlossenen Augen, das Gesicht bleich und schmal und die mageren Hände über der Brust gefaltet. Eigentlich wußte sie es gar nicht, wie es ihr denn zu Mute war, aber so, wie sie es sich gedacht, war es sicherlich nicht. Freute sie sich? — Ach, wäre sie nur nicht so furchtbar zerschlagen gewesen! Die Frau, die ihr beigestanden in ihrer Not, sagte freilich, das wäre mit jeder so, — aber, nein —, da mußte sonst noch etwas nicht richtig sein in ihr, das fühlte sie nur zu bestimmt. Es fror sie, und doch zugleich brannte etwas in ihr wie glühendes Eisen. — —

Ach, hätten sie nur einen Arzt nehmen können zur Geburt, aber sie waren ja so arm! — —

Lange, lange hatte sie im Bett liegen müssen, dann hatte sie sich erholt, doch so wie früher war es nicht wieder geworden. Ihre Jugend war gestorben, die Jugend des Fleisches und der Seele.

Doch was sollte sie klagen, allen ihren Bekannten ging es ja ebenso. Jedenfalls hatte sie und die Kinder, — — jedes Jahr ward eins geboren, — genug zu essen und zu trinken und sich zu kleiden, waren Essen und Kleidung auch noch so ärmlich. Der Schuster war derselbe nüchterne und fleißige Mann geblieben. Trotz allem Fleiß aber konnte er jetzt kaum noch zwölf Thaler verdienen. Vor Jahren, wo sie allein gewesen, war das ein Reichtum, aber jetzt? — Doch — es ging.

— — Nun lag sie von neuem im Bett. Sie war nicht krank, sie hatte kein Fieber, — — so dachte wenigstens sie, — — sie war einfach zusammengebrochen, wie ein übertriebener Gaul auf der Straße niederfällt. Kein Schimpfwort, kein Fluch, kein Peitschenhieb wird ihn wieder in die Höhe bringen. Er ist verbraucht und zu nichts mehr nütze. —

Lange Jahre hatte es gedauert, bis in dem Weibe alles so zerrädert und zermalmt worden, lange Jahre der Trübsal. Hunger und Sklavenarbeit Tag ein Tag aus, und dabei nie eine Stunde des Aufatmens, nie ein Augenblick des Bewußtseins, daß auch sie ein Mensch war.

Unbemerkt hatte sich das Elend eingeschlichen. Ein Kind war ge-

ſtorben, ein neues ward ſtatt deſſen geboren. Darauf ſtarb wieder eins, und jeder Wechſel hatte nur neue Koſten verurſacht, hatte die Familie nur näher dem Untergange zugeführt. Der Arzt, der Apotheker, der Leichenbeſtatter, — — immer Geld und Geld und Geld, — ſie mußten's ſich vom Munde abſparen. Der Schuſter arbeitete, und ſie arbeitete und wuſch, aber alles vergebens, es trieb ſie dem Abgrunde zu. — Sie erkannten es beide, und das Entſetzen, das ſie packte, lähmte ſie. Stumpfſinnig ließen ſie ſich treiben. — —

Jetzt hatte er ſchon ſeit Wochen keine Arbeit mehr. Wer konnte ſich darüber wundern, niemand im ganzen Blocke hatte Arbeit. Die Zeitungen ſagten, es wären mehr als 200,000 Arbeitsloſe in New-York. Wie ſollte er da Arbeit verlangen! Um wenigſtens das Allernotwendigſte zu beſchaffen, arbeitete ſie nun auch die halbe Nacht. So hatten ſie doch, ſich halbwegs ſatt zu eſſen. Freilich, widerlich genug ſah es aus in dem Raum, in dem die Familie hauſte. Das Baſement hatten ſie längſt verlaſſen. Wie konnten ſie ſich noch drei Zimmer geſtatten! Jetzt wohnten ſie, der Vater, die Mutter, die vier Töchter und zwei Söhne oben in einer kleinen Hinterſtube im ſechſten Stock in der unteren Stadt. Die Wände ſtarrten von Schmutz. Die wenigen Möbel waren ein Bett mit ſchmierigen, halb zerriſſenen Decken, ein Tiſch, ein Stuhl und dann der Herd. Aber kein Feuer brannte in dem Herd. Die Luft war ſtinkend und doch ſo kalt, trotzdem der Vater jede Fuge der Fenſter mit Papier verklebt. — —

Das kranke Weib ſah, wie Anny, ihre älteſte Tochter, ſich plötzlich erhob und ihren Hut nahm.

„Was willſt Du, Anny?"

„Ich hab' genug jetzt, ich geh!"

Alles Elend hatte nicht vermocht, in dem Antlitz des Mädchens die Erinnerung angeborener Schönheit vollends zu verwiſchen. Trotz der Magerkeit war ihre Geſtalt von pikanter Grazie, und die ſchwarzen Augen mochten manchen Mannes Blut aufſieden machen.

Die Mutter wußte, was es hieß: „Ich geh!" — — —

„Bleib, um Himmelswillen, bleib!"

Die Tochter ging, ohne ein Wort zu erwidern. Stöhnend ſank das Weib zurück aufs Lager. — — — — — —

Ihr Kind verloren, — verloren! — — Ha, ha, lachte ſie dann geſpenſtiſch auf. Ha — ha! Warum auch nicht! Welchen Weg ſie gehen mochte, alle, alle führten zum ſelben Ziele, dem Elend, dem grauen Elend! —

Und doch — nein! — Alles bäumte ſich auf in ihr in Empörung, — — und dann ſchwand ihr die Beſinnung. — — — — — — —

Es begann zu dämmern um ſie. Sie ſchlug die Augen auf. Eine kahle,

weiße Decke dehnte sich aus. Sie senkte die Blicke und sah eine Reihe von Betten, und über jedem Bette ein Brett mit Zahlen und Buchstaben. — —

Oh — ja — sie war ja im Hospital. — —

Ein heftiger Schmerz durchzuckte sie. Sie stöhnte. Oh ihr Leib, ihr armer Leib! Ihr war es, als hätte man alles zerrissen in ihrem Leibe. Jemand stand plötzlich neben ihr, eine Hand schlüpfte unter die Decke, ein scharfer Stich wie von einer Nadel, ein kurzes Brennen, und die Schmerzen wurden gelinder. Ihre Gedanken begannen zu verschwimmen. Wie von ferne hörte sie Stimmen. Die eine sagte:

„Es wird vorbei sein bis zur Nacht!"

Dann sprach eine zweite:

„Wunderbar, wie viel Widerstandskraft diese Weiber aus dem Volke besitzen. Muß die Ovarien seit Jahren voll Eiter gehabt haben!"

„Aber wovon nur?" fragte eine dritte. „Macht durchaus den Eindruck einer anständigen Frau!"

„Ah — pah! Blutvergiftung nach der Entbindung! Der Teufel weiß, wie viele diese dummen Hebeammen und ihre schmutzigen Finger auf dem Gewissen haben!" — — — — — —

Immer schwindliger ward es der Kranken, als sänke sie in einen bodenlosen Abgrund. Dann schien ein Halt zu kommen. Sie straffte all ihre Kraft an, um zu widerstehen. Sie hörte.

„Nicht wahr, Sie lassen mich Bescheid wissen, wenn die Autopsie gemacht wird!" — — — —

Wieder dies furchtbare Wort! — — Nein, nein! — —

Mit geballten Händen fuhr Ethel empor und war wach.

Doch diesmal quoll kein dankbares Gebet zu Gott von ihren Lippen. Finster preßte das Mädchen den Mund zusammen, während ihre Blicke mechanisch zum Fenster hinausirrten zur Straße hinab. Dort war es still geworden, die Treppen waren leer. Nur in Jims Saloon lärmten noch Nachtschwärmer, und in der Waschbude plätteten die Chinesen. — —

Um die Ecke links im Hintergrunde der Straße bog eine Gestalt. Es war ein junges Weib. Kokett wiegenden Ganges schritt sie ihres Weges zum Saloon hin. Ethel erkannte Anny Bär. Ein Herr trat aus der Schenke, und wenige Minuten später wanderten die beiden Arm in Arm weiter.

Ethel starrte und starrte, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können.

Anny Bär und ihr Galan waren verschwunden im Dunkel. Durch das Schweigen der Nacht tönten holpernde Schritte. Aus dem Schatten der Häuser löste sich eine Figur. Gebeugten Nackens kam sie über die Straße gekrochen. Ein pfeifender Laut entrang sich der Brust, so schrill, daß er jetzt bei der tiefen Ruhe, die ringsum herrschte, bis zum fünften

Stocke vernehmbar wurde. Ethel wußte sofort, wer es war. Einst hatte sie bessere Tage gekannt, die blonde Frau Renson, bevor ihr Mann in die Maschine geraten. — Man hatte ihn ihr tot ins Haus getragen, und der Schreck hatte sie halb blödsinnig gemacht. Die Jury, die über die Schadenersatzklage zu entscheiden gehabt, hatte erklärt, das Unglück wäre durch die eigene Nachlässigkeit des Maschinisten herbeigeführt worden. Nun bettelte das Weib, und die Polizei ließ sie gnädig gewähren. — — —

Die Schritte verhallten. —

„Wasser!“

Ethel erhob sich und reichte der Mutter, nachdem sie das Gas ein wenig höher geschraubt, den verlangten Trank. Gespenstisches Zwielicht herrschte in dem Raum mit hin und her huschenden Schatten.

Wie seltsam die Mutter aussah, schoß es dem Mädchen durch den Sinn. Wie sie starrte ins Unendliche, als erwartete sie etwas, das kommen sollte von dort. Immer größer wurden die Augen, namenloses Entsetzen sprach aus ihnen.

Die Kranke richtete sich jählings auf. — —

Ein, zwei schnelle Atemzüge, dann stürzte sie zurück. —

Aus dem rechten Mundwinkel sickerte ein schmaler, roter Streifen.

Das Weib war tot. — — —

Ethel wich vom Bett. — —

Totenstill war es ringsum. — —

Das Mädchen trat wieder zum Fenster. Die Luft begann jetzt etwas heller zu werden, trotzdem aber sah Ethel schlechter. Alles füllte sich mehr und mehr mit schmutzfarbenem Nebel, aus dem von der gegenüberliegenden Straßenseite nur die Lichter des Saloons und der Waschbude und der Gaslaternen spukhaft schimmerten.

Das Gefühl trostlosesten Elends senkte sich auf das Mädchen. Sie kauerte sich zusammen auf den Stuhl. — — —

Die Nebelmassen wallten durch das offene Fenster.

Immer schwerer und schmutzfarbener schienen sie zu werden.

Erstickend legten sie sich über den Raum und das Mädchen. Sie wollte aufspringen, aber sie vermochte es nicht, ihre Glieder waren wie gelähmt. — — —

Und dichter und dichter wälzte es sich über sie. — — —

Unentrinnbar, unentrinnbar! —

Im Stock unter ihr begann der Mandolinenspieler im Branntweindelirium mit heiserer Stimme die Marseillaise zu singen.

Aus dem Reiche der Zwerge.

Ein Märchen von Guſtav Lowke.

(Bischofswerda.)

Ein merkwürdiges Volk war es, dieſes Volk der Zwerge. Auf einem kleinen Körperchen ſchaukelte ſich ein ungeheurer Kopf, alſo daß es ausſah, als ſei das Menſchchen ein einziger wandelnder Verſtandesbehälter.

Das Geſicht zierte eine große, hagere, gebogene Naſe, auf der eine gewaltige, goldene Brille balancierte.

Und weil ſie einen ſo großen Kopf hatten, hielten ſie ſich für ſehr kluge Leute.

In dem Lande, das ſie bewohnten, gab es Berge und Schluchten. In die Berge hinein hatten die Zwerge Stollen getrieben und förderten das Erz ans Tageslicht. Die Schächte waren ihr Lieblingsaufenthalt. Die ſchwarzen Wände mit ihren Blendlaternen zu beleuchten, daß ſie im Flackerſcheine glühten, das war ihre Luſt. Hier hielten ſie ſich in der Woche auf, und des Sonntags führten ſie auch ihre Familien herein.

Im Walde, der ihre Berge deckte, gefiel es ihnen weniger. Und auf die Gipfel der Berge ſtiegen ſie gar nicht. Da oben blies ihnen der Wind zu ſtark. Er hatte ſchon manchen der Ihren hinuntergeweht in die Tiefe. In den Wäldern aber waren Sümpfe und Höhlen. Darin hauſten Drachen. Sie hatten ſchon manchen gefreſſen, der ſich dahin verirrt.

Vor langen Zeiten hatte einmal ein Drache den Weg in die Stadt der Zwerge und in ihre Erzgänge gefunden. Täglich hatte er ſich zum Frühſtück und zum Abendbrote einen der Ihren geholt. Da waren ſie in großer Angſt geweſen, hatten gejammert und gebetet. Und es war ein mächtiger Held gekommen aus dem Lande der Rieſen. Der hatte nach langem, heißem Kampfe den Drachen beſiegt und getötet. Und ſie waren dankbar geweſen und hatten ihn hochgeehrt.

Als er wieder Abſchied genommen, um ins Rieſenland zurückzukehren, da hatten ſie ihn gebeten, einen Abguß von ſeinem Körper nehmen zu dürfen, um immer zu wiſſen, wie ein Rieſe ausſehe. Er hatte es erlaubt und hatte ihnen ſeine Doggen, mit denen er den Drachen bekämpfte, obendrein zum Geſchenk gemacht. Dann war er fortgegangen.

Lange hatten ſie ihm nachgeſchaut. Staunend hatten ſie geſtanden, als ſich ſeine gewaltige Geſtalt in der Ferne gegen den Horizont abhob. Jetzt hatten ſie ihn erſt überſchauen können, während ſie ſeinen Scheitel nicht erblickt hatten, da er unter ihnen weilte.

Als er ihren Blicken entſchwunden war, da waren ſie wehmütig zurückgekehrt in ihre Stadt. Und einer der Ihren, der ein geſchickter Künſtler war, hatte nach dem Gyps-Abguß eine Bildſäule aus Erz gefertigt. Die hatten ſie in ihren National-Tempel geſtellt, und an den Tagen, da ſie ruhten von der Arbeit, verſammelten ſie ſich dort, erzählten einander des Rieſen That und betrachteten ſein Bild. Die Doggen aber fütterten ſie auf Staatskoſten.

Ein Jahrhundert war vergangen.

Da gelang es wiederum einem Drachen, in die Arbeitshöhlen der Zwerge einen Weg zu finden. Und er holte ſich wiederum von ihnen einen zum Frühſtück und einen zum Abendbrot.

Sie jammerten und beteten.

Da erſchien wieder ein Rieſe. Er nahm die beiden Doggen mit und ging hinaus in den Wald, den Drachen zu ſuchen. Und im Sumpfe fand er ihn und kämpfte mit ihm. Und nach langem, heftigem Kampfe tötete er ihn.

Als er zurückkam, wurde er ſehr geehrt von den Zwergen und blieb drei Wochen bei ihnen.

Als die drei Wochen um waren, da fiel es einem der Zwerge ein — er hatte eine beſonders große Brille und war deswegen hochangeſehen bei ihnen — alſo, es fiel einem ein, zu bezweifeln, daß dieſer Rieſe ein wirklicher Rieſe ſei. Und ſie ſteckten ihre großen Naſen zuſammen und fanden bald, daß der Zweifel begründet ſei.

Auf einer großen Volksverſammlung ſollte die Frage entſchieden werden.

Auch der Rieſe war hierzu eingeladen.

Der mit der großen Brille präſidierte.

Und er begann zu reden: „Es ſind in unſerem Volke Zweifel laut geworden, ob Du ein echter Rieſe ſeiſt.“

„Seht doch meine Geſtalt,“ entgegnete lächelnd der Verklagte.

„Die können wir nicht beurteilen,“ ſprach der Präſident. „Wir können Deinen Scheitel nicht erkennen, ſo lange Du unter uns weilſt. Erſt wenn Du am Horizonte ſtehen wirſt, wird darnach entſchieden werden können. Einſtweilen iſt's nicht ausgeſchloſſen, daß Du Dich nur ausgereckt haſt, uns zu täuſchen.“

„Ich habe doch den Drachen getötet,“ ſprach der Rieſe.

„Du haſt's gethan, nun ja — aber wie Du's gethan haſt, das iſt's gerade, was uns ſo bedenklich geſtimmt hat. Du biſt nicht auf die Berge geſtiegen und haſt dort das Untier erwartet, um es zu töten im Angeſichte der verſammelten Zwerge, wie Dein Vorgänger, ſondern biſt hinunter gegangen in den Sumpf, bei deſſen bloßem Anblicke einem ehrlichen Zwerge

graut, und ſieh, Du ſelbſt biſt nicht reingeblieben dabei. An Deinen Beinen klebt der widerliche Schlamm.“ Dabei wies er nach den Füßen des Rieſen; und wirklich, dürr und vertrocknet umſchloß der braune Lehm die gewaltigen Muskeln. Der Rieſe aber ließ ſie lächelnd ſpielen, und die Brocken löſten ſich und fielen zur Erde.

„Das iſt nur äußerlich, ſeht Ihr,“ meinte er, „das Fleiſch darunter iſt geſund und ſtark wie zuvor und ſtärker jedenfalls als bei —“ höflich hielt er inne.

„Ferner haben wir bedacht,“ fuhr der Präſident fort, „daß Du die beiden Doggen, dieſe auf Staatskoſten gefütterten Doggen mitgehabt haſt. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſie die eigentlichen Drachentöter ſind. Es iſt nicht ausgeſchloſſen ferner, daß der Drache ſelbſt ſchon altersſchwach und müde geweſen iſt und vielleicht von ſelbſt geſtorben, vielleicht auch von einem der Unſeren erlegt worden wäre, beſonders,“ hier hob er die Stimme, „beſonders mit Hilfe der Doggen jenes Erſten, der allerdings zweifellos ein Rieſe geweſen iſt.“

„Und was wollt Ihr nun?“ fragte der Rieſe.

„Wir ſchlagen Dir eine Rieſenprobe vor, eine Prüfung, ein Examen,“ antwortete der Oberzwerg.

„Eine Probe? Und mein Drachenkampf iſt nicht Probe genug?“ meinte der Rieſe erſtaunt.

„Fürchteſt Du die Prüfung?“ höhnte der Präſident.

Weniger, weil er fürchtete, bei Zwergen für furchtſam zu gelten, als vielmehr, weil er gutmütig war wie alle Rieſen, willigte er ein.

Und nun begann eine Geſchäftigkeit im Zwergenreiche, wie ſich einer ähnlichen die älteſten Zwerge nicht zu erinnern wußten.

Auf dem Markte trat eine Schar an mit gewaltigen Beſen und Gießkannen. Und ſie manſchten und ſegten, bis der viereckige Granit des Pflaſters glänzte wie Marmor aus Carrara. Dann bauten ſie ein Rednerpult auf und ein Gerüſt daneben aus ſtarken Stämmen wie ein gewaltiges Bett: das Rieſenlager.

So blieb es die Nacht über.

Am anderen Morgen aber wurden die Glocken geläutet und Muſikanten zogen durch die Stadt, um mit Trompetentönen die Zwerge zu wecken. Nach und nach wurde es lebendig auf den Gaſſen. Die Hausſchlüſſel knarrten, die Thüren öffneten ſich und die Zwerglein kamen heraus, mit ihren beſten Kleidern angethan; und was einen Orden beſaß, das hatte ihn angelegt. Sie ordneten ſich und zogen in einem feierlichen Zuge auf den Markt.

In einer „hochpathetiſchen“ Rede legte der mit dem größten Kopfe

und der ſchmalſten Bruſt noch einmal alle Nöte dar, die die Zwergenherzen beengten. Er ſchloß damit, daß er ſich an den Drachenkämpfer wandte und dieſem ſagte, er ſolle genau gemeſſen und mit ſeinem Vorgänger Zoll für Zoll verglichen werden. Dann würde es zweifellos klar werden, ob er ein echter Rieſe ſei. Zu dem Zwecke lade er ihn ein, auf dem Rieſenlager Platz zu nehmen.

Der Rieſe that es und alle Zwerge rieſen Bravo.

Und die beiden beſten Meſſer und Rechner, bewährt als ſolche im Dienſte des Zwergenreiches und ausgezeichnet durch Rang und Würden, alſo dieſe zwei ſprangen hinauf zum Rieſen auf das Lager und begannen den Umfang der gewaltigen Muskeln zu meſſen, genau bis auf den zehnten Teil eines Millimeters. Und jede Zahl, die ſie gefunden hatten, rieſen ſie aus, daß es über den Marktplatz hallte und die atemlos ſtill harrende Menge es genau verſtehen konnte. Der Präſident aber notierte jede Zahl auf einen großen Zettel. Von Zeit zu Zeit ſchüttelte er dabei das Haupt. Und wenn er das that, ging eine große Bewegung durch das Volk.

Als der Rieſe gemeſſen war Zoll für Zoll, durfte er ſich's wieder bequem machen. Er that's. Das Lager unter ihm krachte in allen Fugen.

Die beiden Meſſer und Rechner aber machten ſich daran, das Erzbild des Urrieſen zu meſſen, ebenfalls jeden Muskel bis auf den zehnten Teil eines Millimeters.

Nun hatte aber der Urrieſe die Gewohnheit gehabt, ſein gewaltiges Schlachtenſchwert mit der Linken zu führen, und es ſtellte ſich heraus, daß die Maße von ſeiner linken Seite übereinſtimmten mit denen, die des Prüflings Rechte trug, und die Maße ſeiner rechten mit des Prüflings linker Seite.

Der Oberzwerg ſchüttelte darob bedenklich das Haupt, und mit geſpannter Miene ſah das Volk auf ihn.

Endlich erhob er ſich und ſagte, mit bedauernder leiſer Stimme im Anfange und mit ſittlicher Entrüſtung gegen den Schluß hin, daß die Probe für den Prüfling leider ungünſtig ausgefallen, daß er kein Rieſe ſei, ſondern genau das Gegenteil, wie es nun mathematiſch erwieſen ſei. Daß er ſich aber für einen echten Rieſen ausgegeben, das ſei unerhört und es ſollte ein Gericht gehalten werden über den Volksverführer.

Und alles Volk jauchzte der Weisheit des bewährten Führers zu.

Unſer Rieſe aber war aufgeſprungen und hatte im Zorn den Fuß gegen das Balkengerüſt geſtoßen. Da war es mit lautem Krachen zuſammengeſtürzt, und des Urrieſen Bild lag am Boden. Da hatte er ſeinen Zorn bezwungen und war hindurch geſchritten durch die Zwerge mit langſamem, langen Schritte; hinaus aus dem Lande, da man ſeinen Scheitel nicht ſah. Die erſchreckten Kleinen aber mühten ſich, den Urrieſen wieder aufzurichten.

Plötzlich hörten sie eine helle Kinderstimme: „Seht mal, seht mal, da oben, draußen vor der Stadt, ein Riese!“

Sie strömten hinaus vor die Thore. Und wirklich, da hob sich vom Horizonte ab, scharf und bestimmt, des Verstoßenen gewaltige Gestalt. Jetzt erblickten sie seinen Scheitel. Er war wirklich ein Riese gewesen.

Der Oberzwerg aber versprach, mit Hilfe des gewonnenen Zahlenmaterials einen neuen Riesen, die Idealgestalt eines Riesen zu konstruieren. Und das wäre dann das richtige Maß, an dem man, ohne Gefahr sich zu irren, einen künftigen Riesen messen könne, wie er das mathematisch nachzuweisen bereit sei.

Zum Fall Billroth.

Von J. Steinmayer.

(München.)

I.

Als vor einigen Monaten in Wien der berühmte Chirurge Theodor Billroth starb, wußte man in weiteren Kreisen von ihm wohl nicht viel mehr, als daß er in seinem Fache ein sehr genialer Handwerker und im Leben ein sehr harmloser Mensch gewesen sei. Erst jetzt berichteten die Zeitungen, daß er zugleich als ein eminent geistreicher, feln und liebenswürdig gebildeter Gelehrter, kurz als eine Art „delicium generis humani“ durchs Leben gewandelt; und jeder Freund des deutschen Geisteslebens mochte an dieser Nachricht seine Freude haben. Aber die Zeitungen hatten wieder einmal gelogen, höflicher gesagt: einen „Nekrolog“ gedichtet: — es liegen uns heute Dokumente vor, daß Billroth in einer Beziehung durchaus nicht der feinsinnige Mann gewesen ist, als den man ihn ausgiebt. Diese Dokumente sind eine Anzahl von Briefen Billroths, die durch eine Taktlosigkeit des Herrn Hofrats und Professors Dr. Eduard Hanslick in der „Neuen freien Presse“ veröffentlicht wurden; und wenn jemand, der Billroth im Leben nahe gestanden, sich durch unsere Ausführungen verletzt fühlen und uns das „de mortuis nil nisi bene“ entgegenhalten sollte, so mag er sich darüber mit Herrn Hanslick auseinander setzen, der diese Briefe ganz unnötigerweise zur öffentlichen Sache gemacht und dadurch zu einer öffentlichen Kritik geradezu herausgefordert hat. Für den Abdruck dieser Briefe gab es nun wohl Ursachen, aber keine Gründe: denn erstens redet

hier Billroth von Dingen, in denen er bestenfalls bloß Dilettant war, von Musik und Philosophie; — Dilettanten-Meinungen aber machen sich ohnehin schon im heutigen öffentlichen Leben ungebührlich breit —; zweitens zeigt sich hier Billroth in Hemdärmeln, zwanglos-natürlich, das heißt bei diesem Typus Mensch: ohne natürliche Feinheit, ohne angeborenen Geschmack, ohne natürliche Ehrfurcht vor den ernstesten Dingen: — ein Schicksal wie das Ludwigs II. wird mit ein paar jämmerlichen Kalauern abgethan, eine künstlerische Erscheinung wie die Richard Wagners mit der einfältigen Arroganz eines Gymnasiasten „gewürdigt"! Das mag vielleicht nach dem Geschmacke des Herrn Hanslick sein, unserm Geschmack ist das gründlich zuwider; und wenn in eben diesen an die Öffentlichkeit gezerrten Briefen Billroth über den bestverleumdeten Denker unserer Tage, über Friedrich Nietzsche, sich Bemerkungen erlaubt, die an Gemeinheit des Ausdruckes und der Gesinnung dem Häßlichsten gleichkommen, was bisher gegen Nietzsche geschmiert worden ist, so halten wir es geradezu für unsere Pflicht, im Interesse der Philosophie dagegen öffentlich zu protestieren.

II.

Hier zunächst die Dokumente, mit denen wir uns zu befassen haben:

„20. Oktober 1888.

„Ich nahm den „Fall Wagner" zur Hand. Nach wenigen Seiten fiel mir ein Ausspruch Wundts ein über die Sprache der Tiere: „Sie unterscheidet sich dadurch von der menschlichen Sprache, daß sie sich nie in „Interjektionen" äußert." Als ich dies zuerst las, fiel mir Wagnersche Musik ein, als ich jetzt Nietzsche las, fiel mir mein Puffy und mein guter Nero ein, beide augenblicklich höchst verständige, gesunde Menschen im Vergleich mit diesem nervösen Kläffer Nietzsche Was sich der Kerl nur einbildet, daß er es wagt, solchen Blödsinn*) drucken zu lassen! „Zweite Auflage", das ist allerdings ein Beweis unserer Dekadence im litterarischen und künstlerischen Geschmack.

*) Anmerkung: Die Stelle, die Billroth, den intimsten Freund von Johannes Brahms, zu diesem häßlichen Wutausbruch veranlaßte, war vermutlich die folgende Charakteristik von Brahms: („Fall Wagner" 50, 51.) „Was liegt noch an Johannes Brahms! . . . Sein Glück war ein deutsches Mißverständnis: man nahm ihn als Antagonisten Wagners, — man brauchte einen Antagonisten! — Das macht keine notwendige Musik, das macht vor allem zu viel Musik! — Wenn man nicht reich ist, soll man stolz genug sein zur Armut! — Rechnet man ab, was er nachmacht, was er großen alten oder exotisch-modernen Stilformen entlehnt, — er ist Melster in der Kopie — so bleibt als sein Eigenstes die Sehnsucht . . . er wird kalt, er geht uns nichts mehr an, sobald er die Klassiker beerbt. Man nennt Brahms gerne den Erben Beethovens: Ich kenne keinen vorsichtigeren Euphemismus! . . ."

„Nietzsche ist heute mehr Wagnerianer als je, und wird es morgen wieder reuig bekennen; er ist philosophischer — verzeih' das harte Wort — Schauspieler, wie er Wagner einen musikalischen Schauspieler nennt."

„1. Juni 1889.

„Ich hätte die „Götzendämmerung" von Nietzsche wohl nicht zu Ende gelesen, wenn sie mich nicht im Zusammenhang einer gewissen Richtung unserer modernen Litteratur und Kunst interessiert hätte. Mir erscheint dies Buch als das Produkt eines Geisteskranken, und es war mir interessant, daß Nietzsche schon einmal im Irrenhause war, daß man ihn von seiner Professur in Basel delogiert hat und daß er jetzt, wie ich höre, wieder in einer Anstalt für Nervenkranke ist. Die Stimmung, aus welcher das Buch geschrieben ist, ist mir wohl bekannt. Ich habe sie auch durchgemacht, und aus ihr stammen einige meiner Lieblings-Paradoxen, z. B. „Die Lüge ist die festeste Basis der Moral" oder „Der Absolutismus ist die einzige vernünftige Staatsform, vorausgesetzt, daß ich das Absolute bin" u. s. w. Diese Freude am moralischen, psychologischen, sozialen Nihilismus liegt hinter mir; es ist ein gar billiges Vergnügen, alles zu verschimpfieren. Nietzsche charakterisiert sich selbst sehr treffend, wenn er sagt: „Es ist ein Vergnügen für alle armen Teufel, zu schimpfen; — es giebt einen kleinen Rausch von Macht!" Er ist selbst so ein armer Teufel; impotent, etwas Positives zu schaffen, verschimpfiert er alles. Sein positives Kraftideal hat eine frappante Ähnlichkeit mit Hebbels und Nestroys Holofernes. Vae victis! Er sagt, er sei ein Feind des Kritisierens und kritisiert alles. Was er kritisiert und wie er kritisiert, ist hundertmal besser und feiner gesagt. Seine „Götzendämmerung" hat eine unleugbare Verwandtschaft mit dem berüchtigten Buch „Konventionelle Lügen". Beide sind schlechte Bücher. — Dostojewsky ist sein Ideal; mich wundert, daß er sich entgehen ließ, für Ibsen zu schwärmen. Wie kann so ein ekler, gemeiner Kerl von „vornehm" sprechen. Er möchte „Dionysos" sein, doch kein Bildhauer wird ihn als jungen Dionysos wegen seiner Schönheit verewigen. Weil er „krank" ist an Leib und Seele, hält er alles Gesunde im Menschen für Krankheit, Fortschritt für Dekadence, Freiheit für Imbecilität, alles Edle für Greisentum. — Das geistreich Paradoxe kann manchen jungen Menschen verblüffen, halb Gebildete irremachen. Darum ist er ein verderblicher, schlechter Mensch, gegen welchen, wie gegen die ganze Richtung alle, die es mit den Menschen gut meinen, in geschlossener Phalanx Front machen müssen. — Er kokettiert bald da, bald dort mit der Natur und den Naturwissenschaften, und versteht doch nichts davon. Es ist lächerlich, daß diese Art von Leuten ganz übersehen, daß ebensoviel Gutes wie Schlechtes

für das Kunstwerk der menschlichen Gesellschaft aus dem Wesen der organischen Natur des Menschen hervorgehen kann, und daß es darauf ankommt, das Gute zu fördern und als Ideal zu erstreben, im Sumpf des Schlechten möglichst wenig zu rühren, damit die infizierenden Miasmen nicht aufsteigen. Seit ich Ibsens „Stützen der Gesellschaft" sah, hat mich nichts so angeekelt, wie diese „Götzendämmerung". Das Schlechte im Menschen sieht und erfährt jeder im Leben genügend. Das Gute im Menschen zu zeigen und als Beispiel und Maßstab hinzustellen, ist doch die edlere Aufgabe der Litteratur und Kunst. Die Aufdeckung des Guten im Menschen enthält ebensoviel „Wahrheit", wie die Aufdeckung des Schlechten. Schon lange drängt es mich, für das Gute und Schöne der Menschen eine Reihe von Essays in die Welt zu schleudern, doch ich bin nicht stark genug, um zu sagen: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!" Ich muß vorläufig arbeiten, arbeiten. Und würde ich alt genug, darüber hinauszukommen — dann wird es mir an Kraft fehlen, zu sagen und zu gestalten, was so nötig zu sagen wäre. Ich schrieb dir schon früher einmal, daß dieser Nietzsche immer Wagnerianer bleibt, so oft er auch Wagner verleugnen mag. Er betet nur sich an und seine Manneskraft. Es muß aber schwach damit bestellt sein, sonst würde er nicht so viel davon reden.

„Doch genug — vielleicht schon zu viel von diesem Kerl, der überhaupt nur als ein gewisser, ausgeprägter Typus unserer Zeit Beachtung verdient."

„16. Juli 1889.

. . . . „Wenn ich behaupte, Nietzsche ist und bleibt Wagnerianer, so meine ich das so: seine innerste Natur ist so mit der Wagners verwandt, daß er sich gar nicht von ihm loslösen kann. Dieses fortwährende Schreiben von Aphorismen, dieser Salat von Gutem und Schlechtem, von Ekelhaftem und Edlem, Geistvollem und Gemeinem, dieser Gedankenschotter — ist das nicht ganz wagnerisch? Nietzsche bildet sich etwas darauf ein, eine ganze Philosophie in Aphorismen geschrieben zu haben; er nennt es eine neue philosophische That seines Geistes. Ist das nicht ganz wagnerisch? Er ist unfähig, litterarisch, logisch, künstlerisch zu gestalten, und erkennt nur das an, was er kann, hält alles, was er nicht kann, für dumm, schlecht, servil, überwunden u. s. w. Ist das nicht wagnerisch, ganz wagnerisch? Er betet seine Impotenz an und hält die gesunde Aktion für gemein; er phantasiert sich in eine Vorstellung von Kraftideal hinein, bildet sich einen brutalen Naturgötzen aus und ist selbst doch ohne alle eigene Kraft, scheint auch gar nicht überlegt zu haben, daß die menschliche Kultur diese Phase schon wiederholt durchgemacht und überwunden hat. Die Sprachform eines Kulturvolkes zerstören und auf die ersten Anfänge der Sprache, auf

ſtarke Interjektionen mit gehäuften Wiederholungen, auf die erſten zuſammenhängend iſolierten Aphorismen zurückgehen wollen, wie wir ſie in den älteſten Schriften der Inder und Semiten finden, als das Volk noch nicht reif war, geſchloſſene Gedankenreihen zu erfaſſen — kurz, die langſam und mühſam im Laufe von Jahrtauſenden erworbene ſchöne und breite und große Formgeſtaltung für greiſenhaftes Rückgangs-Phänomen anzuſehen — iſt das nicht litterariſcher Wagnerianismus in blödeſter Formloſigkeit: Weil ich nicht mit kann, oder nicht gleich weiß, wohin der Weg nun führen wird, „d'rum iſt Fortſchritt Rückſchritt". Doch genug, eigentlich ſchon zu viel über dieſen falſchen Propheten!"

III.

Soweit Billroth; man geſtatte uns nun einige Bemerkungen dazu:

1. An dem Briefe über den „Fall Wagner" erſcheint uns beſonders zweierlei für den Typus Billroths charakteriſtiſch: Das eine iſt der faſt komiſche Umſtand, daß Billroth, wenn er von Nietzſche und Wagner hört, gerade an — Wundt denken kann, und noch dazu an eine gelehrtenhaft ungenaue und unklare linguiſtiſche Behauptung desſelben! Das andere iſt ein weit betrüblicheres Symptom: die nahezu ſprichwörtliche Kurzſichtigkeit des Gelehrtentums; Billroth hat gar kein Auge für das einzigartige, ergreifende Schauſpiel, das der Fall „Nietzſche contra Wagner" enthält, und das bisher kaum ein Dutzend Zuſchauer in ſeiner ganzen Tiefe begriffen haben: — wie nämlich der erſte Philoſoph unſerer Zeit zum Verkündiger einer neuen Art Kultur werden mußte, und wie er nun als ſolcher mit dem erſten Muſiker unſerer Zeit, als mit dem letzten und zugleich größten und umfänglichſten Vertreter der letzten Kulturphaſe, ein für allemal abrechnen mußte, mit demſelben Muſiker, der einſtmals das verehrte Vorbild, die frohe ſtolze Hoffnung ſeiner Jugend geweſen .... Und wie begreift das alles Billroth? „Was ſich der Kerl nur einbildet, daß er es wagt, ſolchen Blödſinn drucken zu laſſen!" Alſo keine Ahnung von der kulturgeſchichtlichen Notwendigkeit in Wagners und in Nietzſches Geſchick; nichts als leeres Geſchimpf und der blöde Refrain im dritten Brief: „Iſt das nicht ganz wagneriſch? iſt das nicht ganz wagneriſch? iſt das nicht wagneriſch, ganz wagneriſch?" ...

2. Der Brief über die „Götzendämmerung" enthält vor allem drei grobe Irrtümer:

Der erſte Irrtum betrifft biographiſche Daten und eine daraus gezogene abſonderliche Schlußfolgerung: Nietzſche war vorher nie im Irrenhauſe geweſen und iſt von ſeiner Profeſſur auch nicht „delogiert" worden. Die „Götzendämmerung" als das Produkt eines Geiſteskranken bezeichnen,

das heißt von den Bedingungen und der Beſchaffenheit des philoſophiſchen Denkens keinen Begriff haben: ein Buch, in dem die letzten Konſequenzen einer zwanzigjährigen Denkarbeit mit der größtmöglichen Klarheit und Präziſion gezogen werden; ein Buch, das auf den feinſten und ſchärfſten pſychologiſchen Beobachtungen beruht, die ſeit Feuerbach von einem deutſchen Denker gemacht worden ſind; ein Buch, das mit einer geiſtigen Konzentration und einem furchtbaren Ernſte geſchrieben iſt, wie nur wenige deutſche Schriften; ein Buch endlich, das eine prinzipielle Stellungnahme zu den vitalſten Fragen und Intereſſen bedeutet, die der europäiſche Geiſt im allgemeinen und deutſche insbeſondere heute hat: — ein ſolches Buch ſoll von einem „Geiſteskranken“ geſchrieben ſein!!

Aber Billroth muß es beſſer wiſſen: er hat ja die Stimmung, aus der heraus die „Götzendämmerung“ geſchrieben iſt, „auch durchgemacht“! Das heißt doch, wenn wir recht verſtehen, Herr Billroth iſt „auch geiſteskrank“ geweſen?! Herr Hanslick wird dagegen eifrigſt proteſtieren, und wir ſelber wollen ſeinen Proteſt unterſtützen, indem wir hiermit den zweiten Irrtum Billroths berichtigen: Billroth hat die Stimmung der „Götzendämmerung“ niemals durchgemacht. Denn dieſe Stimmung ſetzt eine ganz andere Art Menſch voraus: Menſchen mit ſcharfen, unerbittlichen Augen, hellem Kopf und glühendem Herzen; vulkaniſche Naturen, freie, innerliche Geiſter und umfängliche Seelen, mit eigener Sache und eigenem, feſtem Ziel; Menſchen, die auch der ſchmerzlichſten Erkenntnis noch ſtolz und furchtlos ins Auge ſchaun, in allen Leiden und Überwindungen noch das Leben bejahend: — ſolche Menſchen allein ſind es, welche die Stimmung der „Götzendämmerung“ wirklich erlebt haben und erleben können, dieſen „Frieden der Seele“, von dem Nietzſche ſelber auf Seite 32 des Buches redet. Mit dieſer Stimmung hat Billroth in ſeiner Kurzſichtigkeit eine ganz andere, weit minderwertige und vulgärere Stimmung verwechſelt, wie ſeine „Lieblingsparadoxen“, zwei jämmerliche logiſche Vexierſtückchen, ſehr deutlich beweiſen, — eine Stimmung, deren Anfänge bereits jeder gewecktere Gymnaſiaſt als Kinderkrankheit des Intellektes durchmacht, ein Schaukelſpiel auf den Wäſſerchen einer ſeichten, vulgären Art Skepſis und Freigeiſterei, bevor man den feſten, ſicheren Boden des Philiſteriums betritt. Denn das iſt der Boden, auf dem Billroth als Denker ſtand, von wo aus er „für das Gute und Schöne der Menſchen eine Reihe von Eſſays in die Welt ſchleudern“ und die „geſchloſſene Phalanx“ der Philiſter gegen ſo „verderbliche ſchlechte Menſchen“ wie Ibſen und Nietzſche zu den Waffen rufen wollte; der flache Boden, von dem aus er die „Stützen der Geſellſchaft“ und die „Götzendämmerung“ gleichermaßen verſchimpfierte, impotent, ſelber etwas derart Poſitives wie dieſe zwei Werke zu ſchaffen: — aus den

Essays für das „Gute und Schöne der Menschen" ist nichts geworden, weil daraus nichts werden *konnte*, weil Billroth, wie er selbst gestehen muß, die Kraft zur Komposition und zur Plastik nicht besaß; ganz abgesehen von den „Untiefen, d. h. seichten Stellen", von denen er unterm 20. September 1890 ebenso ehrlich als ergötzlich redet; ganz abgesehen von seiner Verständnislosigkeit in stilistischen Dingen, die der Brief über die Aphorismenform nur allzu deutlich offenbart. In diesem Briefe redet Billroth auch von Indern und Semiten: — als ob er auf diesem Gebiete nicht derselbe oberflächliche Dilettant wäre wie in Musik und Philosophie!

Billroth erlaubt es sich, Nietzsche einen „eklen, gemeinen Kerl" zu nennen. Das häßliche Schimpfwort ist nur der rohe, sprachliche Ausdruck für einen logischen Schnitzer, den Billroth begangen hat, und hiermit kommen wir auf seinen *dritten Irrtum*: Wenn Billroth, von all dem Widerlichen seines medizinischen und speziell chirurgischen Handwerkes angeekelt, in seinen Mußestunden das Bedürfnis fühlte, den Blick davon weg auf das „Gute und Schöne der Menschen" zu richten, so ist das psychologisch sehr leicht begreiflich und sehr achtenswert; wenn er nun aber ohne weiteres auch dem Philosophen zumutet, nur von diesem „Guten und Schönen" zu reden, so ist das, wie gesagt, ein grober logischer Schnitzer, doppelt auffällig an einem „klassisch gebildeten" Mediziner, dem es nicht unbekannt sein konnte, daß erstlich nach einer den Alten ganz geläufigen Ansicht die Philosophie für die Seele dasselbe ist wie die Medizin für den Körper, daß aber zweitens der Heilung wie des Körpers so auch der Seele unbedingt die Diagnose vorangehen muß, und daß die richtige Diagnose nicht selten schon die Hälfte der Heilung ist. Nun ist aber gerade die „Götzendämmerung", in noch höherem Grade als der „Fall Wagner", vor allem eine Diagnose der heutigen europäischen Seele; und wenn eine Diagnose gerade nicht auf das „Gute und Schöne" lautet: — ist denn das überhaupt verwunderlich? ist das die Schuld des Arztes, des Philosophen? Aber andrerseits hat gerade Nietzsche durch seine Lehre vom Übermenschen für die „Aufdeckung des Guten im Menschen" weit mehr und dauernderes geleistet, als Billroth und seinesgleichen heute begreifen können, — „gut" freilich nicht im Sinne der Philistermoral genommen. Man soll „im Sumpf des Schlechten möglichst wenig rühren". Aber hatte das nicht früher schon gerade Zarathustra weit *besser* gesagt: „Man soll den Morast nicht aufrühren. Man soll auf *Bergen* leben." (III, 269.) Und hat nicht Zarathustra seine letzten Bücher vom *Berge* aus geschrieben? Aber Billroth war kurzsichtig, und auch zu faul, Zarathustra zu lesen; denn wenn anders er Nietzsches Bücher wirklich ordentlich gelesen und nicht bloß hastig hineingefressen hätte, — man verzeihe mir das grobe Wort für eine der widerlichsten Manieren unserer

ſogenannten „Gebildeten", nämlich ihre Manier, Bücher zu „leſen" — ſo hätte er gewiß keinen Grund gehabt, an Nietzſche Ekel zu empfinden, und hätte uns die traurige Pflicht erſpart, mit einem Toten rechten zu müſſen.

Aber rechten wir hier wirklich mit einem Toten? oder nicht vielmehr mit einem Typus, der ſein Unweſen ſchon längſt vor Billroth trieb, und auch mit Billroth keineswegs ausgeſtorben iſt, mit dem Typus des unberufenen Kulturkritikers. Und hiermit kommen wir auf den Hintergrund unſeres Falles, — und es iſt uns zuletzt nur um dieſen Hintergrund zu thun, auf den jede Nietzſche-Kritik heute hinauslaufen muß —: Alle Einſichtigen wiſſen, daß unſerer Zeit in kulturellen Dingen die Einheit fehlt, daß für ſie der Zwieſpalt, der Widerſpruch, die Auflöſung und das Experimentieren charakteriſtiſch ſind, alles Symptome, die auf einen Übergang hindeuten, den Übergang von einer geweſenen, erſtarrten, verſteinerten Kultur zu einer kommenden, ſeit vier Jahrhunderten erſt geahnten und vorbereiteten; daß Kulturphaſen wie die Romantik (die eigentlichſte, ja zuletzt einzige Kulturphaſe unſeres Jahrhunderts) immer nur Vorläufiges, nur Vorſtufen bedeuten, unhaltbaren Miſchmaſch aus alten und neuen Elementen, nach deſſen Auflöſung wir immer wieder an der Grenzſcheide zweier Welten ſtehen. Es liegt auf der Hand, daß in ſolchen Momenten, in Fragen von ſo furchtbarem Ernſt, nur diejenigen etwas zu ſagen haben, die der Thatſache Menſch, und damit dem Grunde aller Kultur, am längſten und gründlichſten nachgegangen ſind, die hier am tiefſten gegraben und am ſchärfſten geſehen haben; daß umgekehrt kein Dilettant hier gehört zu werden verdient: alſo kein „Verſöhnlicher", — in dieſen Dingen giebt es nur ein Entweder — Oder, Ja oder Nein; es iſt z. B. ebenſowenig möglich als wünſchenswert, „Glauben und Wiſſen" zu verſöhnen —; auch kein gelehrter Handwerker, wie die Herren Billroth, Hanslick und Nordau, — denn dieſe Herren verwechſeln beſtändig den Menſchen mit jener beſchränkten und vulgären Art Philiſter, der ſie ſelber angehören; — auch kein juriſtiſcher oder politiſcher Staats-Dienſtbote, — denn dieſe Art Menſch, mit der unzureichendſten und fragwürdigſten Bildung ausgeſtattet, die es heute giebt, nämlich der juriſtiſch-politiſchen, erlaubt es ſich, mit einer geradezu naiven Dreiſtigkeit, in alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens hineinzupfuſchen, gleich als ob der Gendarm, der Nachtwächter und der Parlamentsſchwätzer die neue Dreieinigkeit des öffentlichen Lebens wären, — man hat heute in ganz Europa keinen Begriff vom öffentlichen Leben, ſo wenig, als man einen Begriff vom Menſchen, einen Begriff von Kultur hat ... Unſer letzter Einwand richtet ſich gegen den Staat ſelber: Der Staat kompromittiert die Kultur; in dem Kampfe der beiden Kulturen hat er ſich in allen Funda-

mentalfragen auf die Seite der alten, erstarrten, überlebten gegen die kommende, neue gestellt ... Aber man täusche sich doch nicht: diese kommende neue Kultur hat den gesamten europäischen Intellekt der letzten vier Jahrhunderte in all seinen Höhepunkten für sich, der Staat hat ihn wider sich; und man überlege sich Napoleons Wort zu Fontanes (1809): „Il n'y a que deux puissances dans le monde, le sabre et l'esprit. A la longue, le sabre est toujours battu par l'esprit."

Der letzte Denker, der von der kommenden Kultur klares Bewußtsein hatte, ist Friedrich Nietzsche gewesen; kein Wunder, daß sich gerade gegen ihn all der Unverstand der Vertreter der alten Kultur gewendet hat. Man suchte ihn zum „Geisteskranken" zu machen; aber wer kein Interesse hat, sich und andere anzulügen, der weiß, daß Nietzsche als Denker ebenso geisteskrank war als der Mann, der das „Wesen des Christentums" geschrieben hat; eine andere Rache suchte eine Freundin Nietzsches zu nehmen, indem sie ihn zum „Religiösen" stempelte: — doch darüber werden wir ein andermal sprechen.

Aber die Liebe.

Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel.

Von Gustav Falke.

(Hamburg.)

Ein seltsames Buch, ein Buch für einen heute noch kleinen Kreis. Unser großes Publikum und unsere große Kritik wird es kopfschüttelnd bei Seite legen oder sich darüber lustig machen. Dann hat man sich damit abgefunden. Aber auch die wenigen, die schon heute diese Gabe Richard Dehmels ihrem Goldgehalte nach zu schätzen wissen, die wissen, daß sie hier echtwertiges Erz aus einem sehr tiefen Dichterschacht vor sich haben, werden vor manchem Rätsel stehen. Manches wird ihnen als noch im mystischen Dunkel der Tiefe liegend erscheinen, als noch nicht völlig ans helle Licht des Tages befördert. Sie werden noch mehr „Hieroglyphen" in dem Buche finden, als die Erklärung der phantastischen Vignette Hans Thomas.

In dieser Erklärung giebt Dehmel einen Fingerzeig für das Verständnis seines Buches:

Aber die Liebe ist das Trübe.

In allen Tiefen mußt du dich prüfen, zu deinen Zielen dich klarzufühlen. Und in alle Tiefen kannſt du Klarheit tragen, aber die Liebe iſt das trübe, nicht aufzuhellende, ewig rätſelhafte.

Myſtiſch im Ausdruck ſind die Verſe:

Jedweder Rachen,
Drin Sehnſucht ſingt,
Iſt auch der Rachen,
Der ſie verſchlingt.

Das heißt: jedes ideale Ziel geht durch die Mittel ſeiner Verwirklichung des idealen Charakters verluſtig: jeder Rachen, in dem es erſteuert wird, iſt zugleich der Rachen, in den es dabei fällt.

Aber ob rings von Zähnen umgiert
Das Leben ſitzt und jubiliert.

Und das iſt das zweite „Aber" und das tonangebende Aber des ganzen Buches, das „ſelige" Aber, das die unerſchöpfliche Kraft des Lebens bejaht, die immer neue Sehnſuchtslieder anſtimmt, von immer neuen Zielen jubiliert. „Aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen," ſagt Paulus. Dehmels Problem iſt die Liebe, in allen ihren Tiefen, egoiſtiſchen wie altruiſtiſchen, und beſonders in dem Cyklus „die Verwandlungen der Venus", iſt er dieſer Frage, dieſer Lebensfrage mit einer Kühnheit auf den Leib gerückt, die die Kritiker, Moraliſten, Schönheitsgigerl und ähnliche Leute erzittern macht.

Giebt Dehmel in der Hieroglyphe Aufſchluß, was er mit dieſem Buche will, ſo ſagt er in dem erſten Gedicht der Sammlung, in dem „Wendekreislauf", wie er es will: als ein Eigenherrlicher. Der Abſchied von dem alten Geheimrat iſt ihm Symbol des Sichlosſagens von aller Tradition, Autorität und Schule. Er will ganz Dehmel ſein, und dieſer flammende Wille zu ſeinem Ich führt ihn bis in die dunkelſten, geheimſten Tiefen ſeiner Seele, auf Horcherfahrten nach den leiſeſten Tönen, die in den verborgenſten Winkeln eine wunderliche, verſchleierte Kammermuſik exekutieren. Und da gelingt es ihm, Urlaute aufzufangen wie „Über den Sümpfen", Melodien wie „Aufblick", Seelenſymphonien wie „das Geſicht". Aber nicht nur in ſich blickt der Dichter, er blickt auch um ſich. Er geht nicht auf in egoiſtiſcher Selbſtbeſpiegelung, ſein Herz empfindet auch altruiſtiſch. Eine ſoziale Ader pulſt durch ſeine Dichtung, mit fühlbarem Schlag in dem Venus-Cyklus.

Bei einem Buche wie dieſem iſt nichts damit gethan, ins Blaue hinein ſich zu entzücken und zu ſchwärmen. Hier heißt es Gedicht für Gedicht in ſeinen verſteckteſten Schönheiten klarzulegen, um Widerſtrebende zu dieſem Poeten zu bekehren. Das aber hieße, ein Buch über ein Buch

ſchreiben. Ganz aber kann ſich der Rezenſent, der dieſes Buch anzuzeigen unternimmt, dieſer Pflicht nicht entziehen. Und ſo will ich gleich bei jenem Gedicht verweilen, das ich einen aufgefangenen Urlaut nannte, und das in ſeiner wunderbar geheimnisvollen Stimmung zu den ſchönſten Offenbarungen Dehmelſcher Poeſie zählt.

Über den Sümpfen.

Wo wohnſt du nur, du dunkler Laut,
du Laut der Gruft?
Was rinnt und raunt durch Schilf und Duft
und glüht wie Augen durch die Luft,
durch Rohr und Kraut . . . . .

Es lehnt die Nacht am offnen Thor
und weint und winkt.
Zwei graue Hunde ſtehn davor
und lauſchen mit geneigtem Ohr,
wie's klingt
lockt blinkt . . . .

Ich habe „klare" Köpfe vor dieſem Gedicht in einer ſchütteluden Bewegung geſehen; ſie konnten ſich der Stimmungsgewalt dieſer Verſe nicht entziehen, aber — die Hunde? fragten ſie.

Kann man glücklicher verſinnlichen, frage ich. Sind dieſe grauen Hunde nicht ein vortreffliches Geleit der Nacht, ein koſtbarer Dichtereinfall? Dieſe lauſchenden grauen Hunde. Aber der Dichter wollte noch mehr mit dieſen Verſen; ſie haben auch eine ethiſche, ſinnlich ethiſche Bedeutung: es iſt die lockende Macht der Sünde gemeint, neben der zwei gräuliche Hunde lauern: Scham und Schuld. Freilich: Dehmel ſpricht hier als Lyriker, der ſein Gefühl zuſammenfaßt, nicht als Prediger, der es erbaulich erläutert. Ich mache noch auf die Malerei in den letzten Verſen dieſes wunderbaren Gedichtes aufmerkſam:

wie's klingt
lockt blinkt

wo durch Weglaſſen des Kommas die Wörter nahe an einander gerückt werden. Man leſe ſchnell, in eins, klingtlocktblinkt, um das In- oder Durcheinander der Nachtgeräuſche und -lichter, dieſes myſtiſche Chaos von Laut und Licht zu veranſchaulichen.

Derartige techniſche Feinheiten findet man überall bei Dehmel. Der Dichtkünſtler kann ſich nicht genug thun, der Wortmuſiker und Lautmaler. Läßt er ein Pferd wiehern, ſo müſſen ſeine Verſe wiehern, ſpricht er vom Geſang der Nachtigall, ſo muß man aus ſeinen Strophen die Kehle der kleinen Sängerin zu vernehmen meinen. Kein Vokal, kein Konſonant iſt dabei gleichgültig. Dehmel ſucht, überlegt, grübelt bei jedem Wort, bei jeder

Wendung, ängſtlich bemüht, auch in Äußerlichkeiten, ſeine Intentionen genau zu verdolmetſchen. Daß er da manchmal des Guten zu viel thut, werden ihm die am meiſten verargen, die gewöhnlich des Guten zu wenig thun.

Ich möchte dem Dichter ſelbſt hierzu das Wort geben. Eine Briefſtelle:

„In dem Nachtigallengeſang gefallen mir die vielen breiten a-Laute nicht. Die Nachtigall hat eine ü-Sprache, mit i- und ei-Lauten gemiſcht. Das a darf nur dazu dienen, die umgebende Nacht auszudrücken. Die merkwürdigen konſonantiſchen Ziſchlaute, die ſie in ihre Vokaltöne miſcht, müſſen natülich auch irgendwie angedeutet werden."

Dann in einem ſpäteren Brief: „Auch die Nachtigallenzeilen (gefallen mir jetzt) — denn Sie haben ganz recht, ein Mehr wäre hier zu viel. . . . . Denn ſelbſtverſtändlich führt jede Form, auch die eigentümlichſte, ſobald ſie zum Selbſtzweck wird, alſo den Charakter des Einzelfalles außer Rückſicht läßt, zur manieriſtiſchen Formloſigkeit, zum gemachten Stil, d. h. Unſtil. Daß ähnliche Gefahren auch in meiner Technik liegen, die den Sinnwert und ſinnlichen Wert des einzelnen Wortes durch phonetiſche und rhythmiſche Beziehungen zu ſteigern ſucht, gebe ich Ihnen ohne weiteres zu. Ich fühle ſehr wohl, wie leicht mein Streben nach muſikaliſcher Prägnanz unter Umſtänden gerade das Gegenteil der beabſichtigten Wirkung zur Folge haben und dem einzelnen Wort ſeinen vollen inhaltlichen Wert rauben, oder zu erklügelten Übertreibungen verführen kann. Und da iſt es mir ſehr wertvoll, bei . . . zu beobachten, wie weit man mit den einfachen Kontraſten des begrifflichen Wortinhalts kommen und auskommen kann. Denn alle Verſchwendung iſt poetiſch vom Übel; das Geſetz, „mit möglichſt wenig Mitteln möglichſt große Wirkung" iſt auch mir der oberſte Grundſatz."

Das Unterſtreichen ſinnſchwerer Wörter, das er in ſeinem erſten Buche („Erlöſungen") in faſt beleidigender Weiſe übte, hat Dehmel diesmal auf das rechte Maß beſchränkt. Die wenigen, die zu den Werken einer vornehmen Litteratur greifen, verſtehen ja ſinngemäß zu leſen.

Nur einmal wird mein Auge beleidigt mit dem rieſenhaften Strindberg. Jedesmal, wenn ich dieſes STRINDBERG ſehe, muß ich an den berühmten KIESELACK denken.

Auch in „Wiedergeburt", dieſem wunderbaren Poem, kann ſich der Dichter das allzu aufdringliche In-die-Augen-rücken einzelner Wörter nicht verſagen.

Mit den orthographiſchen Kühnheiten, die aus dem Beſtreben hervorgehen, jeden Ausruf auch in der Länge und Dehnung zu Papier zu bringen, wie er den Lippen entſtrömt, kann ich mich nicht befreunden. Dehmel ſchreibt in einem Gedicht ach, aach und einmal ſogar (oder irre ich?) aaach! In dem Strindberg-Gedicht ſchreibt er: der kalte blaue Himmel ſtraalte, um die

Leuchtkraft dieſes Strahlens auch orthographiſch als eine ungewöhnliche zu bezeichnen. Das iſt manieriert und ladet nicht zur Nachahmung ein. Da kommt am Ende noch einer und giebt ſeiner Liihbſten einen Kuhß auf ihre rooooten Lippen.

Da ich einmal dabei bin, über dieſe Äußerlichkeiten zu ſprechen, in die aber eine Menge Leute, die mit den Innerlichkeiten nicht gleich etwas anzufangen wiſſen, ihre kritiſchen Haken ſchlagen werden, ſo will ich hier noch bemerken, daß ich den Grund nicht einſehe, weshalb Dehmel die Novelle „Das Geſicht“ in Verſe abteilte. Es bleibt doch nur Proſa, wenn auch eine Proſa von feinſter rhythmiſcher Gliederung. Ich glaube, Dehmel hat auch hier wieder zu viel Rückſicht auf einfacher begabte Leſer genommen und hat ihnen den Rhythmus durch dieſe in die Augen ſpringende Betonung zu Gehör bringen wollen. Oder fürchtete er auch von feineren Leſern verleſen zu werden?

Da iſt eine Stelle:

Und ihre Scham! ihr Stolz!
dann
würde ſie
gehen!

Lieſt man, mit Vertiefung in die Seelenſtimmung, den Gedankengang, ſtockend, wie überlegend: dann — würde ſie — — gehen! ſo kommt man vielleicht der Abſicht des Dichters nach, und das Mittel, wodurch er uns dahinzwang, rechtfertigt ſich durch den Erfolg und erſcheint als Beweis einer klaren künſtleriſchen Überlegung.

Ein charakteriſtiſches Beiſpiel hinſichtlich Strophenbau und Rhythmus ſteht unter den neuen im Aprilheft der „Geſellſchaft“ mitgeteilten Gedichten Dehmels:

Abſchied ohn' End'.

Und ſo muß ich dich nun doch beſchwören,
dich: ja, flieh mich,
mich!
Ich — hier ſieh mich:
ich
weiß, ich will und würde dich bethören,
und du darfſt, du darfſt mir nicht gehören:
flieh auch dich!

Kind, mit deinen ſeltſam grauen Haaren,
ſehr lieb klingt es:
„wir“ —
ſehr trüb klingt es
mir.
Deine Sehnſucht zählt noch nicht nach Jahren,
aber ich bin tief in mir erfahren,
und in dir.

Alles will ſich dir nach mir empören,
dir! Du freilich,
ſieh,
du glaubſt heilig:
nie —
Und ich weiß, es würde dich zerſtören,
wenn wir dieſe Sehnſucht dann verlören.
Flieh mich! Flieh!

Da geht der Rhythmus mit dem Pulsſchlag der Leidenſchaft, der Empfindung. In dieſem Strophenbau iſt gleichſam der ſeeliſche Wogengang erſtarrt und auch für das Auge ſichtbar geworden. Es fragt ſich noch, ob es eine größere Kunſt iſt, Empfindungen und Gedanken in eine einmal gewählte feſtſtehende Strophenform zu zwingen, zu vorgeſchriebener Gangart zu drillen, oder wie hier Strophe und Rhythmus ſich aus dem Mutterſchoß der ſeeliſchen Erregung frei geſtalten zu laſſen, hier gehorſam in Freiheit, dort gehorſam in Sklaverei.

Noch eins, um gleich alles vorzubringen, was ich an Bedenken auf dem Herzen habe: Der Hamburger Läſterbrief. Der hätte das Buch nicht — verunzieren ſollen, iſt zu viel geſagt, aber man wünſchte ihn weg. Wenn der Dichter nur die ſtimmungsvolle Veilchenpoeſie! den Beſuch bei Detlev von Liliencron ohne die kleinen litterariſchen Ausfälle, die einmal ſogar kalauern, gegeben hätte, ſo wär's ein reizendes Capriccio geworden.

Aber nun genug von dieſen Sachen, die ich nur berührte, um in den Augen der Nüchterlinge und Unbeſtechlichen auch als gewiſſenhafter Kritiker zu beſtehen.

Die erwähnten techniſchen Feinheiten, die manchmal zu Wunderlichkeiten, zu Tüfteleien ausarteten, beweiſen ſchon Dehmels Hang zum Grübeln. Dehmel iſt Denker und Dichter. Aber er ſteht hoch über den landläufigen Gedankendichtern. Der Denker und der Dichter halten ſich in ihm die Wage. Wo der Dichter den Denker überwindet, giebt Dehmel herrliche, tiefe Poeſie. Nie überwindet der Denker den Dichter. Nie wird Dehmel platt, rethoriſch, dem Gedanken zu Liebe. Aber man merkt in manchen Gedichten, daß beide, Denker und Dichter, nicht ganz mit einander fertig geworden ſind. Der Gedanke kommt nicht klar zum Durchbruch. Das dichteriſche Bild, ſtatt ihm lebendige Geſtalt zu geben, verdunkelt, verſchleiert ihn.

Manchmal ſcheint es abſichtliche Geheimnisthuerei zu ſein, wie in dem wunderlichen Strindberggedicht: „Ein Ewiger". Mit der ſchönen geiſtesirren, in einen grünen Sack gewickelten Frau weiß der Leſer nichts anzufangen.

Auch Gedichte wie „Liebe", „Ausblick", „Gieb mir", das ſchon erwähnte „Über den Sümpfen" u. a. erſchließen ſich nicht ſofort dem Verſtändnis eines jeden.

Liebe.

Tief und tiefer: ſeliges Geben,
bang Empfangen — welch' Verſchulden!
Schwellend wühlt ſich Leben in Leben:
wildes Wachſen, ſtilles Dulden.

Ich habe über dieſe Verſe ſtreiten hören. Man wollte ſie als Allgemein-Definition der Liebe nicht gelten laſſen. Man ſtieß ſich an Verſchulden. Vielleicht wäre nur die „außereheliche" „unerlaubte" Liebe gemeint? Dann wollte man die Überſchrift nicht gelten laſſen. Wenn nun aber der Dichter tiefer geſtiegen wäre? Iſt nicht ein Verſchulden in aller Liebe, die aus den Höhen des Seeliſchen durch die Leidenſchaft in die niedere Region des Tieriſchen ſich hat hineinpeitſchen laſſen?

Man muß Dehmel immer in den Tiefen ſuchen, dieſen poetiſchen Maulwurf. Und wer mit ihm ſich einwühlt, findet allerdings auf dem nächtigen Grund der ſexuellen Liebe (ſchwellend wühlt ſich Leben in Leben) die zwei Purpurblüten: Scham und Schuld.

Aber man braucht vielleicht gar nicht ſo in die Tiefe zu gehen. Jeder wirklich Liebende, Mann oder Weib, mit der Seele und den Sinnen Liebende, hat doch das Gefühl, das er mehr empfängt als giebt, daß er dem andern Teil „verſchuldet" bleibt.

Rätſelhafter noch erſchien den Streitenden

Aufblick!

Über unſre Liebe hängt
eine tiefe Trauerweide.
Nacht und Schatten um uns beide;
unſre Stirnen ſind geſenkt.

Wortlos ſitzen wir im Dunkeln;
einſtmals rauſchte hier ein Strom,
einſtmals ſahn wir Sterne funkeln . . .

Iſt denn alles tot und trübe? —
Horch: ein ferner Mund! vom Dom!
Glockenchöre . . . Nacht . . . und Liebe . . .

Der letzte Vers in ſeiner nur andeutenden Myſtik befriedigte nicht. Wo iſt der Aufblick? Wird durch die Glockenchöre die Liebe wieder erweckt?

Es wäre zu diskutieren, ob die recht haben, die vom Künſtler verlangen, er ſolle uns keine Rätſel aufgeben. Er ſolle ſoweit Herr ſeines Stoffes, ſeiner Empfindungen geworden ſein, um klar geſtalten zu können. Aber hat nicht auch Goethe ſich oft mit Andeutungen begnügt und ſeinen Auslegern gegenüber geſchwiegen, „um die Poeſie nicht zur Proſa herabzuziehen".

Der Lyriker, der auf Stimmungen ausgeht, wird ſehr oft, ein um ſo größerer Künſtler er iſt, ſich vor allzu großer Deutlichkeit hüten. Das leiſe, traumhafte Erwachen erſtorbener Liebe im Augenblick des Glockengeſanges, das kurze, in Rückerinnerung wieder aufflackernde Gefühl, eigentlich nur ein Schatten des alten, ein ſüß ſchmerzliches Leben nach dem Tode, ungreifbar,

unſagbar — wer das klar, in proſaiſcher Deutlichkeit auszuſprechen unternimmt, iſt kein Künſtler. Die heilige Scheu, die ihm verwehrt, die Keuſchheit ſeiner Stimmungen zu brutaliſieren, das iſt es, was ich an Dehmel ſo bewundere. Dieſe unerſchrockene Bloßlegung ſeiner Seele, in der er mit der Wiſſenſchaftlerfreude eines Viviſektors herumwühlt, und dabei die große Kunſt des echten Lyrikers, uns mit dem Schleier der Dichtung die brutale Deutlichkeit der Dinge zu mildern und andrerſeits den Seelenzuſtänden ihr Urweſenhaftes nicht zu nehmen und davon abzuſtehen, Nebel in Marmor aushauen zu wollen.

Dieſer myſtiſche Grübler und pſychologiſche Wühler hat auch Humor, und nicht den Humor eines Maulwurfs, ſondern den eines erdenfröhlichen, im Tag ſich freuenden Menſchenkindes. Er iſt zu gemütstief, um nicht Humor zu haben. Ich nenne hier das entzückende „Wiegenlied für meinen Jungen", „Nicht doch!" und das neulich im Februarheft der „Freien Bühne" veröffentlichte „Fitzebutze". Mit Ironie und Sarkasmus durchſetzter Humor kommt in der ethiſchen Burleske „Die beiden Schweſtern" zu Wort. Peitſchenhiebe für die Prüderie. Und nicht nur dieſer Humor ſetzt jene ins Unrecht, die in Dehmel nur den Myſtiker, Miſanthropen? und Peſſimiſten ſehen. Es ſteckt ſo viel Lebensbejahung, ſo viel „inſtinktive Lebensluſt des Realiſten" in dem Buche, daß man nicht begreift, wie bei einem mehr als flüchtigen Leſen ein ſo einſeitiges Bild des Dichters herausſpringen kann. Nein, Dehmel iſt nicht nur eine „Maulwurfsnatur", wie ich ihn vorhin einmal nannte, er hat auch als „Tagraubvogel" gedichtet.

Nicht trübſinniges Verzagen und Verzichten, nicht Dekadenz, iſt der Grundton ſeiner Dichtung und ſeines Lebens, ſondern Lebenswille, Werdeluſt, Aufſtieg. Im „Gebet der Sättigung" heißt es:

Aber Ich war weich wie glühend Eiſen:
darum ſollſt du mich in Waſſer tauchen,
bis mein Wille läßt ſein ſiedendes Kreiſen
und der Stahl wird, den wir brauchen.

Nicht mehr will ich meine Bruſt kaſteien,
die dann mit berauſchter Durſtgeberde
wünſcht, daß unſre Lüſte fruchtbar ſeien
und ein Wurm zur Göttin werde.

Nach der Nacht der blinden Süchte
ſeh ich nun mit klaren bloßen
Augen meine Willensfrüchte;
denn ich bin wie jene großen

Tagraubvögel, die zum fliegen
ſich nur ſchwer vom Boden heben,
aber, wenn ſie aufgeſtiegen,
frei und leicht und ſicher ſchweben.

Gemütstiefe, Gedankentiefe, sinnliche Glut, seelische Leidenschaft, Humor. Fürwahr, dieser Dichter schöpft aus einer reichen Quelle. Und sein Buch ist ein Beichtbuch. Eine zuckende Seele liegt offen vor Augen, die sehen wollen, ein großes, reiches Dichterherz schreit in Ohren, die hören wollen. Eines der herrlichsten Gedichte dieses Seelenbuches ist die Sonnenaufgangsphantasie „Bastard".

Drum sollst du dulden dies dein Herz,
das so von Wünschen bangt und glüht,
wie nach dem ersten Sonnenschimmer
die graue Nacht verlangt und glüht,
und sollst in deinen Lüsten
nach Seele dürsten wie nach Blut,
und sollst dich mühn von Herz zu Herz
aus dumpfer Sucht zu lichter Glut!

Aus diesem Herzen sind Gedichte gekommen, Gedichte geblutet, wie „Es war einmal", das ich nie ohne tiefe Rührung lesen kann, Gedichte, wie alles in dem Abschnitt „Und führe uns in Versuchung". Aus diesem Herzen auch rang sich der Cyklus der Venusgedichte. Wer in diesen Dichtungen nicht den Herzschlag des Dichters hört, wer nicht empfindet, daß hier eine ernstgestimmte Dichterseele in reinster Absicht, wenn auch mit größter Kühnheit, versucht, das Mysterium der Liebe bis ins Tiefste zu durchdringen und sich — nicht irgend einem Professor — klar zu machen, um ein notwendiges Blatt seines Lebens zu schreiben, das er uns, und Gott weiß wem zu Liebe nicht unbeschrieben lassen konnte, der weiß nicht um einen Dichter Bescheid, der lasse Hände und Augen von echten Dichterwerken. Wer aber in diesem Cyklus Lust an Sinnenkitzel verspürt, der ist ein Schwein. Wer es unternimmt die Verwandlungen der Venus zu schreiben, wird nicht umhin können auch eine Venus Perversa zu schreiben; er wird die Venus Nutrix nicht über die Urania vergessen dürfen, oder er rührt überhaupt nicht an diesen Stoff: die Tante hat's verboten.

Manches in diesem Cyklus ist brutal, cynisch, aber nur unter dem Zwang des Stoffes. Aber dem stehen Gedichte gegenüber wie das reine, innige „Venus Mater", das intime Seelenstück „Venus Religio". Wen reißt nicht die leidenschaftliche Glut der „Venus Primitiva" hin? wen ergreift nicht nach der „Venus Socia" ein dumpfes „Spielt mir noch Einmal"? wer hat nicht für die gegenständliche Kunst in der „Venus Pandemos" Anerkennung und wer, der in die mystische „Venus Sapiens" verstehend eingedrungen, wagt noch die tiefsittlichen Absichten des Dichters zu bezweifeln? Ein Gedicht wie die „Venus Perversa" hat freilich nur als Glied einer Kette künstlerische Berechtigung. Und so führe ich für diese Perversa das Urteil eines „Idealisten" an: „Wohl hat auch das Widerwärtigste und Häßlichste seinen

Wert in der Dichtkunſt, aber nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern nur als Beſtandteil eines harmoniſchen Ganzen, wie die Diſſonanzen im Muſikſtück," ſchrieb — Herr Profeſſor Emil Wolff, als er Detlev von Liliencron „den Markt verderben" wollte. Richard Dehmel hat dieſem Detlev von Liliencron ſein Buch gewidmet, und zu Nutz und Frommen aller marktverderberiſchen Profeſſoren und „Idealiſten" ſei das Widmungsgedicht hierher geſetzt:

Ecce poeta!

Doch hör' ich noch der Tauſende Entzücken
und Ihn von ſeinen goldnen Sternen ſprechen
und ſehe noch ihn ſeine Roſen brechen
und noch den Kranz das Haupt ihm blutig drücken.

Sie lagen jubelnd an den Silberbächen
und ließen ſich mit ſeinen Blumen ſchmücken
und ſahn ihn Blüte nur um Blüte pflücken
und nicht die Dornen ihm die Stirn zerſtechen.

Sie waren alle jammernd hergekrochen
und jeder ſprach von Plagen ohne Zahl,
er hatte allen alle weggeſprochen,

verſchmachtet ſank er hin am Bachesrande;
da ſtarrten ſie, da ſahn ſie ſeine Qual. — —
So träumte mir von unſerm Vaterlande.

Nun noch ein Wort über den Nachdichter Richard Dehmel. Unter dieſen Nachdichtungen ſind entzückende Sachen. Hier zeigt ſich der Künſtler Dehmel als ein großer. Ich muß ſie alle nennen: „Auf der Reiſe", „Der Pirat", „Helle Nacht", „Wiedergeburt", „Der tote Ton", „Zu Gott", „Lied des vogelfreien Dichters", „Lied der Gehenkten", „Chineſiſches Trinklied", „Fromme Wünſche", „Loke der Läſterer", „Die Illuſion". Wie herrlich iſt „Wiedergeburt" (nach Paul Verlaine), das „chineſiſche Trinklied". Das erſchütternde „Der tote Ton" nach Kornel Ujeskis Phantaſie zu Chopins Trauermarſch. Könnte man nicht über jedes einzelne Gedicht Seiten ſchreiben? Grade bei Dehmels Gedichten fiel mir wieder ein, was ich vor einiger Zeit in einem Briefe an Detlev von Liliencron las. Der Briefſchreiber, Rektor Karl Gutmann in Eſſen, meint: „eine neue Beſtätigung —, daß die Lyrik immer noch — auch in unſern beſſern Litteraturblättern — meiſtens am Katzentiſch ſitzt. Ein neues Werk von Max Klinger etwa, eine einzige Schöpfung von ihm, ſie iſt liebevollſten Eingehens bei unſern Kunſtſchriftſtellern gewiß; Maler, Bildhauer, Romanſchriftſteller, erfolgreiche Dramatiker werden mit eindringlichem Ernſt behandelt: wann aber hätte ſich bei denen, die in unſerer Kritik Sitz und Stimme haben, — mit rühmlicher, vielleicht einziger Ausnahme von O. J. Bierbaum — die Erkenntnis lauten und deutlichen Aus-

druck verſchafft, daß auch ein einziges lyriſches Gedicht ſchon, ebenſo wie ein Gemälde, eine Skulptur, eine künſtleriſche Großthat bedeuten kann, deren Herold zu ſein ein ſchöner, ehrenvoller, hoher Beruf ſein müßte".

Das iſt mir aus dem Herzen geſprochen. Aber die Lyrik wird wohl noch lange am Katzentiſch ſitzen müſſen. Das Publikum will es ſo. Die Großmacht der Preſſe wird dieſem Willen gegenüber zur Ohnmacht. Alles kann ſie, Stimmung für die haarſträubendſten Geſetze machen, die abenteuerlichſten Erfindungen, Stiefelwichſe, eine neue Kaffeemühle, Kneipkuren, einen neuen fröhlichen Krieg, alles kann ſie dem lieben Publikum mundgerecht machen, als notwendig, unentbehrlich, als kulturfördernd aufſchwätzen, aber — wie geſagt: das Publikum will keine Gedichte, alſo reden wir ihm nicht davon, es wird ſonſt böſe und wir haben den Schaden. Und ſo ließe ſich ſchließlich noch die Schädlichkeit der Lyrik ziffernmäßig beweiſen.

Aber mit einem Tauſendmeilenſprung von der Preſſe zu Richard Dehmel zurück.

Der Novelliſt Dehmel reicht in „die drei Schweſtern" nicht an den Lyriker. Allerdings ſtammt dieſe Novelle auch aus der Anfängerzeit, iſt ſchon vor Jahren geſchrieben worden. Gegen ihre Aufnahme in dies Buch läßt ſich nichts ſagen, denn ſie hat entſchieden dichteriſche Qualitäten, die das rechtfertigen.

Der Erzähler, der alte Amtmann, iſt vielleicht etwas zu weich, zu ſentimental geraten. Aber der ganze Vortrag der Erzählung iſt vortrefflich: langſtielig und ſpannend. Mit wenigen Strichen ſind die Zuhörer charakteriſiert, genügend, um keine Schemen zu ſein, und nicht zu ſcharf, um auch nur vorübergehend das Intereſſe von dem Erzähler abzulenken. Pſychologiſch iſt die kleine Novelle ſehr reich und verrät den tiefgreifenden Poeten. Was mich doch im Ganzen nicht zu völliger Befriedigung kommen läßt, iſt vielleicht, trotz aller Berechtigung, weil charakteriſtiſch für den Erzähler, der etwas langſtielige Vortrag und die etwas zu weiche Zeichnung des in ſeinen Erinnerungen kramenden Amtmannes. In dem zweiten novelliſtiſchen Stück „das Geſicht" ſteht Dehmel auf gleicher Höhe mit ſeiner Lyrik. Ich rühmte ſchon oben dieſe Dichtung.

Das wären nun ſo in etwas krauſer Ordnung meine allgemeinen Betrachtungen über dieſes reiche und neue Buch, über das mich völlig auszuſprechen ich noch dreimal ſo viel Zeit und Raum dran wenden müßte.

Richard Dehmel hat außer ſeinen zwei Gedichtbüchern „Erlöſungen" und „Aber die Liebe" nichts veröffentlicht. Wie ich höre, hat er aber auch dramatiſche Dichtungen liegen. Ein ſpäteres Heft der Geſellſchaft wird davon eine Probe bringen. Da iſt es angezeigt, auf einen Aufſatz Dehmels hinzuweiſen, der früher einmal in dieſer Monatsſchrift mitgeteilt wurde, und worin er

intereſſante Bemerkungen über „die tragiſche Wirkung“ macht. Dieſer Aufſatz erweckt den Wunſch nach weiteren Äußerungen Dehmels zur „künſtleriſchen Erfahrungswiſſenſchaft, der Wiſſenſchaft von den Wirkungsmitteln“. Und wir werden da wohl noch manches zu hoffen haben.

Hinſichtlich der tragiſchen Wirkung kam Dehmel in jenem Eſſay zu folgendem Ergebnis:

„Das Tragiſche iſt demnach der ſittlich als notwendig erkannte, ſinnlich wünſchenswerte Untergang von idealiſch ringenden Geſtalten, durch mittelbare oder unmittelbare Selbſtvernichtung, die von unerträglichem Seelenleid befreit. Alſo nicht die Gerechtigkeit macht den Untergang des Ringenden erforderlich, weil er eine Schuld auf ſich geladen hat, die Sühne erheiſcht; wer könnte auch darüber entſcheiden? Nur der dogmatiſche Idealiſt! Sondern das natürliche Zweckbewußtſein macht ihn notwendig, einerſeits als ſittliches Zweckbewußtſein, weil da ein Menſch einen Kampf heraufbeſchworen hat, dem ſeine ideale Unzulänglichkeit (ſeine Unvernunft) nicht gewachſen iſt, durch den er daher Selbſtzerſtörung übt — andrerſeits als ſinnliches Zweckbewußtſein, als Glückſeligkeitstrieb, weil die Rückwirkung jener Unzulänglichkeit ſolches Leid in ihm erzeugt, daß ſein Leben widerſinnig, ſeine ſchließliche Selbſtvernichtung zur Selbſterlöſung wird. Und nicht durch Mitleid (mit dem Unterliegenden) und Furcht (vor der eigenen Schwäche) bewirkt dieſe Selbſtvernichtung einen Genuß in uns vermittelſt einer „Reinigung“; denn das wären keine Genüſſe, und die „Reinigung“ liegt eben ſchon in jener Erkenntnis der ſittlichen Idee, die durch das tragiſche Ende enthüllt wird. Sondern der Genuß beſteht in der Ausſöhnung unſerer Lebensfreude mit dem tragiſchen Ende — alſo gerade in der Befreiung von dem durch das tragiſche Ringen in uns erzeugten Mitringen, Mitfürchten, Mitleiden — und in der Befriedigung unſerer Rachewolluſt durch das tragiſche Ende; Rache für unſern beleidigten Glückſeligkeitstrieb. Alſo die tragiſche Unvernunft des Menſchen! Das iſt es, was das tragiſche Schickſal begreiflich und ergreifend macht, das vor allem muß zur vollen Darſtellung gebracht werden. Eben der Glaube des Menſchen an ſeine Ausnahmeſtellung im Ganzen und die Folgerungen, die der Einzelne daraus zieht!“

„Ich glaube,“ ſchreibt Dehmel an anderer Stelle, „den viel umſtrittenen Begriff der tragiſchen Wirkung endgültig definiert zu haben; endgültig, weil ich der Überzeugung bin, daß die werdende Kunſt ſich allmählich überhaupt des tragiſchen Wirkungsmittels entſchlagen wird. Wir können darin Shakeſpeare nicht mehr übertreffen, weil wir nicht mehr an den völlig freien Willen glauben; und dieſer Glaube iſt die Axe der tragiſchen Unvernunft.“

Auch über den Roman hat Richard Dehmel ſeine eigenen Anſichten: „Ich

bin nämlich der Meinung, daß der Roman als eigentliches Kunstwerk vorläufig noch nicht existiert. Selbst in seinen besten Gattungsexemplaren ist er immer noch der Löffelbrei aus bloßer Berichterstattung, verkleideter Wissenschaft und wirklicher unmittelbarer Darstellung des Lebens und der Zeit, als der er aus dem alten Epos und den Dialogen der Philosophen hervorgegangen ist. Die epische Kunst war diese: einen Hauptbewegzustand (Motiv) durch die Kette der bewirkten Ereignisse darzustellen, das Wie ausschließlich durch das Was zu geben, die Menschen dadurch zu gestalten, daß und was sie erlebten. Darum kam das Epos ohne weiteres zu seinem äußerlich gebundenen Stil und dessen mannigfachen Formen, während es sich erst durch Dante zu einer Art von innerer Architektur hinfand. Der Roman ist auf der Suche nach dem innerlich gebundenen Stil, der — wenn gefunden — auch die äußerliche Ungebundenheit als von innen aus notwendige Form (Rhythmus) erscheinen lassen wird. Das muß erfolgen, sobald der dichtende Künstler sich daranf beschränken wird, seine Menschen nur noch dadurch darzustellen, daß und wie sie erleben, also jedes Was nur durch sein Wie zu geben, ein Hauptereignis durch die Kette der bewirkenden Bewegzustände auszudrücken. Wobei ich jedes Wort auf seinen vollen Begriffswert hin betone."

Einen Versuch nach dieser Richtung hin hat Dehmel in der Studie „Das Gesicht" („Aber die Liebe") unternommen; nicht als Gedicht oder Novelle, sondern als Romanfragment will er diese Seelenstudie betrachtet wissen.

Da ich dem Dichter schon oft das Wort gegeben habe, mag er es zuletzt auch noch nehmen, um uns eine kleine Selbstbiographie zu geben. Er erzählt in den „Neuen litterarischen Blättern":

„Ich bin am 18. Nov. 1863 in Wendisch-Hermsdorf (Mark Brandenburg) als ältester Sohn eines Försters geboren. Ich bin ein Mischling aus slavogermanischem und keltogermanischem Blut. Aus sothanem internationalem Instinkte, hauptsächlich aber wohl aus Liebe, habe ich mich mit einer Jüdin verheiratet und bis jetzt zwei Kinder mit ihr gezeugt, die sich der besten Gesundheit und mich durch einen ganz unglaublichen Eigensinn erfreuen; Junge und Mädel. Vorher hatte ich (Nov. 1882—1886) auf Deutschlands hohen Schulen, ziemlich sämtlichen, nach faustischem Rezept und mit demselben Erfolge Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Philosophie und „leider auch Theologie" studiert; was ich am besten dabei gelernt habe, wissen meine Gläubiger. Im übrigen bin ich konfessionslos; desgleichen meine Frau und Kinder. Unser größter Schmerz ist der, daß man vom Dichten in Deutschland nicht leben kann, wodurch ich mich verurteilt sehe, Lohnsklavendienste zu leisten, die eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geist der Zukunft sind. Ich habe kein Vaterland, ich liebe meine

Heimat. Auch die Menschen liebe ich, soweit sie nicht verächtlich sind. Und liebe uns Deutsche, obgleich nicht blind, noch prahlerisch. Über alles aber meine Muttersprache; die bleibt mein, auch bis in fremdes Land. Meine Erlebnisse, die wesentlichen, stehen in meinen Büchern."

Seine wesentlichen Erlebnisse stehen in seinen Büchern, diesen Offenbarungen einer lebensreichen, einer reichlebigen Dichternatur, diesen unerschrockenen, ehrlichen Beichtbüchern, diesen Vivisektionen seiner eigenen Seele. Daß ein Buch wie „Aber die Liebe" ein volles Jahr nach seinem Erscheinen erst eine einzige eingehende Würdigung (von Franz Servaes i. d. Gegenwart) seitens der Kritik erfahren hat, giebt zu denken. Unsere schnellfertigen Bücherbesprecher mögen sich die Finger nicht daran verbrennen. Und wer wird dies Buch heut lesen? Ein kleines, aber gewähltes Publikum: die Künstler und die Staatsanwälte.

Julius Kulka.

Ein Erinnerungsblatt von J. Eisner.

(Wien.)

Eine Welle hat sich verlaufen. Nicht wild von stürmischen Wogen umbrandet, sondern glatt und ruhig.

Ja, glatt und ruhig! So durchlief Julius Kulka seine Lebensbahn, so waren die hervorstechendsten Merkmale seines Eigenwesens geartet, und so schlummerte er auch hinüber.

Fast könnte man diese Charakteristik als versteckten Tadel auffassen.

Denn unwillkürlich drängt sich dem Auge bei solcher Beurteilung eine gewissermaßen blank polierte, abgehobelte Persönlichkeit auf, ohne Ecken und Kanten, eine abgeschliffene Mittelmäßigkeit. — Das war er mit nichten. —

Ihm fehlten wohl die Attribute einer sogenannten „glänzenden Persönlichkeit", jene sinnfällig ins Auge stechenden Eigenschaften, die man gemeinhin imponierend nennt, welche sich aber in Wirklichkeit zumeist aus physiologischen und schauspielerischen Elementen zusammensetzen, die aller Welt in die Augen stechen und ihrem Inhaber als wirkungsvolle Reklame dienen. —

In diesem Sinne bedeutend war er nicht. Ihm ging — so sehr er auch an der Kunst und namentlich an der darstellenden hing — jedes Talent, sich künstlerisch in Scene zu setzen, ab. —

Hierzu war er zu schlicht und vornehm. — Fremd war ihm jede Pose, fremd alles Geklügelte und Berechnete. Dieses war auch die Quelle, aus der jene Enttäuschung und Bitternis entsprang, die ihm eine Zeitlang alle Lebensfreude und Genußfähigkeit verdarb. —

Es war jener Zeitpunkt, als er den ersten Schritt ins praktische Leben that. Eine keusche, nach innen gekehrte Natur, die nur die idealen Güter des Lebens abzuschätzen weiß, war er genötigt, einen Beruf zu ergreifen, der zu seiner vollständigen Ausfüllung bei dem gegenwärtigen Zeitgeiste alles andere eher erfordert, als idealen Schwung und ethische Reflexion. —

Nein, aus solchem Holze werden keine neuzeitlichen Advokaten geschnitzt. — Ihm war Themis noch jene hehre Lichtgestalt, die, losgelöst vom materiellen Getriebe, nur der Erforschung des einzigen und wahren Rechts dient.

Deshalb stand er auch weltfremd jenem akademischen Mob gegenüber, der sich zumeist in den Großstädten an jenen Beruf heranzudrängen liebt, ihm jeden sittlichen Gehalt aussaugt und die industrielle Ausbeutung, die brutale Plusmacherei als führende Standarte voranträgt.

Aus diesem Wettbewerbe konnte er nur als Besiegter hervorgehen. — Verbittert und enttäuscht zog er sich auch eine Zeitlang auf sich selbst zurück.

In dieser Periode kam die geistige und praktische Seite seines Ich zur volleren Reife. —

Der Schriftsteller erwachte in ihm. — Schüchtern und fast jungfräulich scheu, wie sein ganzes Auftreten, waren seine litterarischen Erstlingsversuche. Gar seltsam stach die sichere Auffassung, der richtige Gedankenkern von der tastenden Form ab, in die seine Aufsätze gekleidet waren. Das konnte auch nicht verwundern. —

Fehlte ihm doch die Hauptbedingung zu erfolgreichem litterarischem Schaffen, der Glaube an sein Talent und die ermunternde Anerkennung. Wer sollte auch in dem bescheidenen jungen Manne, der sich nie in Pose zu setzen wußte, jedem Talente Achtung und Vertrauen entgegenbrachte, eine ernst zu nehmende litterarische Figur vermuten?

Er, der trotz seines modernen Empfindens und seines vollständigen Aufgehens in der neuesten zeitgenössischen Litteratur es nicht über sich bringen konnte, wenigstens dreimal im Tage den alten Parnaß zu erstürmen und die erbgesessenen Götter und Halbgötter der Litteratur von ihren Thronen zu stürzen.

Erst allmählich erwachte die Erkenntnis seines Wertes.

Die „Moderne Rundschau", das Centralorgan der Wiener Modernen, übergab ihm das ständige Theaterreferat, welches er auch bis zum Aufgehen des Blattes in die Berliner „Freie Bühne" beibehielt. —

Jeder neue Aufsatz gab Zeugnis von einer Vertiefung seines Wesens, von seiner wachsenden Beherrschung der Form.

Knappe Diktion in epigrammatischer Kürze waren die Hauptvorzüge seines Stils, dem ein ausgeprägtes Kunstgefühl und Kunstverständnis gleichsam als Folie diente. —

Und so kam es, daß er im Laufe der Zeit förmlich über sich selbst emporwuchs.

Aus seinen Berichten, denen man ursprünglich einen leisen Anklang reporterhafter Schablone anmerkte, wurden feinciselierte Essays, die ein nicht alltägliches litteratur- und theatergeschichtliches Wissen verrieten.

Auf diese Weise erzwang er sich auch allmählich die achtungsvolle Aufmerksamkeit jener, die in zünftlerischem Hochmute alles beiseite schieben zu müssen glauben, was nicht die offizielle Marke der herrschenden Clique trägt.

Seine mehr feuilletonistische Begabung erkennend, wagte er es nie, Ausflüge in fremde Gebiete zu machen.

Die lyrische Epidemie, welche bei unseren „Jüngsten" der Litteratur so sehr um sich gegriffen, ihn hat sie nie erfaßt.

Es fand eben das antike „Erkenne Dich selbst" an ihm einen verständnisvollen Erfasser. — Er war sich nur zu sehr seiner mehr reproduktiven Begabung bewußt, als daß er den Ehrgeiz besessen hätte, selbstschöpferisch zu wirken.

Ob nicht die Zukunft auch in dieser Hinsicht angenehme Enttäuschungen bereitet hätte?

Wer kann es wissen, da der Vorhang gefallen, ehe noch der Prolog zu Ende gesprochen. —

Mit 28 Jahren hat er seinen Lebenstraum ausgeträumt.

Wenn er auch keine Werke von bleibendem Werte hinterlassen, so wird er doch in der Erinnerung aller jener, die ihm nahestanden, fortleben als Mensch, und zwar als Mensch in dem Goethe'schen Sinne, edel, hilfreich und gut. —

Die „unsittlichen" Gebrüder Grimm

und die neue „Sittlichkeit" jüdisch-deutscher Verlagsbuchhändler.

Von Oskar Panizza.

(München.)

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad;
Mein — Onkel ist verschwunden,
Der mich geliebet hat."

An diese Verse, die Umänderung eines alten, deutschen Volkslieds, wie sie vor einigen Jahren in einem Liederbuch für höhere Töchter vorgenommen wurde, mußten wir uns erinnern, als wir das Zirkular der Ferdinand Dümmlerschen Buchhandlung, Inhaber Herr H. Bernstein, welche sich eine ähnliche Ver-Onkelung oder Ver-Dümmlerung der Grimmschen Märchen zum Ziel setzt, lasen. Herr Bernstein schreibt: „Nichts in der Welt übt auf das kindliche Gemüt einen tieferen Zauber aus als unser alter, deutscher Märchenschatz. (Ihr Märchenschatz, Herr Bernstein?) Aber gewiß wird es schon Jedermann empfunden haben, daß dieser unversiegbare Quell der Freude für die Kinderwelt auch sehr viel Roheiten enthält, die äußerst schädlich auf das kindliche Gemüt wirken müssen. Schon längst hat sich daher das Bedürfnis geltend gemacht, die erste geistige Nahrung unserer Jugend auf ihren sittlichen Grund zu prüfen. Diese Erwägungen haben uns veranlaßt, eine neue (jüdische) Ausgabe der Grimmschen Märchen zu veranstalten, welche nach ethischen Gesichtspunkten revidiert worden ist (von Ihnen, Herr Bernstein?). Sie enthält eine Zusammenstellung derjenigen Märchen, welche als sittlich förderlich erscheinen, und in denen alles ausgemerzt ist (von Ihnen, Herr Bernstein?), was nachteilig auf das Kindesgemüt wirken muß." —

Endlich also haben wir das saubere Brüderpaar, Jakob und Wilhelm Grimm erwischt! Diese Leute veröffentlichen allerlei Werke unter den poetischsten Titeln „Altdeutsche Wälder", „Deutsche Sagen", „Kinder- und Hausmärchen", und wir brauchen siebzig Jahre und länger, um endlich zu finden, daß ein entsetzliches Gift in diesen Schriften schlummert. Andere Nationen haben wir auch schon angesteckt. In England haben die „Popular and Household-Stories of Grimm", schon 1823 aufgelegt und von Cruikshank sogar illustriert, unzählige Auflagen erlebt. Offenbar stammen die traditionelle Roheit der Englischen Kinder und ihre wüsten Spiele von der Lektüre dieser Märchen. Was ist da zu thun? — Nun, vielleicht ist noch nicht alles verloren. Zunächst müssen sofort die Grimmschen Märchen

konfisziert werden; und die Platten vernichtet; oder wenigstens sogleich, nachdem Herr Bernstein seine Märchen fertig hat. Wir verlangen dies im Interesse einer sittlichen Gesundung der Nation. —

Herr von Gizycki soll, so entnehmen wir einer späteren Notiz, Herrn Bernstein bei der Ausmerzung der unsittlichen Stellen aus den Grimmschen Märchen helfen. Gehört von Gizycki einem östlicheren Almanach, als dem Gothaschen an? — Gizycki ist einer der Anführer der sog. „ethischen Bewegung" in Deuschland. Die Bewegung kommt von Amerika herüber. Immer war uns die große Zahl semitischer Namen in den Flugschriften dieses neuen ethischen Bundes, welcher ohne eine religiöse Basis, resp. ohne eine geoffenbarte Religion zu einem Moralkodex zu kommen hofft, auffallend. Es ist etwas entsetzliches um das Mißtrauen! Woher kommt es, daß, sobald wir in einem neuen Unternehmen, sei es materieller, sei es ästhetischer, ja sei es sittlicher Natur, einen bestimmten Prozentsatz jüdischer Namen begegnen, wir zu stutzen anfangen, den Titel des Unternehmens ganz vergessen, und zu grübeln beginnen: was die Leute hier, in einem ihrer Rasse, ihrer Vergangenheit, ihren Neigungen gänzlich abgelegenen Gebiet zu erstreben versuchen? „Bewegung für ethische Kultur": Cohn, Adler, Stern. — „Ausmerzung unsittlicher Stellen aus den Grimmschen Märchen": Bernstein. Woher kommt es, daß unser Gemüt, noch bevor wir zu denken anfangen, daß aus unserer tiefsten Seele, noch bevor wir reflektiert haben, eine Ahnung aufsteigt, welche jeden idealen Impuls in solchen Fällen leugnet? — Ist es nur Mißtrauen? Oder ist es ein vererbter Zustand? Oder eine a priori vor aller Erfahrung vorhandene transcendentale Eigenschaft unserer Seele, die uns ein Gott eingegeben hat. Oder ist es eine Krankheit? — „Ja, ja, ja! — hör' ich hundertstimmig hinter mir rufen — Sie sind krank, mein Herr! Sie müssen nach Berlin!" —

Doch ist es uns diesmal gelungen, unser Mißtrauen zu unterdrücken. Die in Aussicht gestellte „sittliche Gesundung der gesamten Nation" hat uns doch mächtig gepackt. Und der feine Zug, die Kinderseelen vor dem Anstößigen, vor dem Rohen, vor dem — ah! — Sitt-lich-Be-denk-li-chen zu bewahren, hat auch uns innig gerührt. Und einmal mit uns eins geworden und überzeugt, daß es sich hier wirklich um eine Frage von tiefer, ethischer Bedeutung handelt, haben wir nicht gezögert, uns selbst in die Reihen der sittlichen Mitkämpfer zu stellen. Und haben selbst Hand angelegt — soweit es unsere schwachen Kräfte gestatten. Und haben selbst die Grimmschen Märchen vorgenommen. Und gleich das erste, welches voller Bedenklichkeiten steckt, haben wir durchaus sittlich rekonstruiert. Und hier legen wir es dem geneigten Leser als Probe dafür vor, ob wir uns zu unserem ferneren Unternehmen ermutigt dürfen glauben:

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

„unsittliches“ Grimmsches Märchen, „sittlich“ rekonstruiert nach — Bernstein.

„In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat (o mein Gott, wo würden wir dann gewisse Leute hinwünschen!), lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen. Wenn nun der Tag sehr heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldne Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk. — Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Nu, was is los, Königstochter, du kraischst ja so ferchterlich, daß sich a Stein künnt' erbarmen.“ Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. ‚Ach du bist's, alter Wasserpatscher,‘ sagte sie, ‚ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist.‘ — „Sainse ruhig, sagense gar nix,“ antwortete der Frosch, „werd ich helfen, werd ich wieder heraufholen de goldene Kugel; aber was bekomm' ich, Königstochter?“[1]) — ‚Was du haben willst, lieber Frosch,‘ sagte sie, ‚meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage.‘ — „Wie haißt — antwortete der Frosch — Klaider, Perlen, Staine, ist alles schön und gut; ist aber nicht genug; aber wenn du mich lieb haben willst, und ich soll dein Geselle und Spiel-

[1]) Es liegt hier die Vermutung nahe, daß der ursprüngliche Vorgang, der historische Kern der Erzählung märchenhaft verschleiert ist. Die goldne Kugel, mit der die Königstochter spielt, ist vielleicht symbolisch für das Darlehen, das ihr Vater, der König, als er in Geldverlegenheit war, von dem schmutzigen Frosch erhalten hat. Die Kugel läuft aber immer wieder zum Frosch im Brunnen zurück, d. h. die Wucherzinsen fressen das Darlehen zum größten Teil auf. Und der Frosch holt die Kugel immer wieder, leiht immer wieder, bis nichts mehr da ist. Rolle und Charakter des Frosches scheinen wohl mit einigen Zügen hier angedeutet, sind aber noch nicht ganz klar, und werden sich wohl aus dem Folgenden ergeben. Wir bitten um des Lesers gespannteste Aufmerksamkeit.

kamerad ſein, an deinem Tiſchlein neben dir ſitzen, von deinem goldenen Tellerlein eſſen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein ſchlafen: wenn du mir das verſprichſt, ſo will ich hinunter ſteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen."[2]) Die Königstochter wußte ganz genau, was der Froſch wollte. Sie war alt genug, um zu wiſſen, was es heiße: in ihrem Bettlein ſchlafen wollen. Sie war aber auch genügend vertraut mit den Prinzipien der ‚neuen deutſchen Sittlichkeit', um zu wiſſen, daß ſich eine ſolche Sprache einem jungen Mädchen gegenüber nicht zieme; gar in einem Grimmſchen Märchen. Andrerſeits wollte ſie aber die goldene Kugel um jeden Preis haben. Sie richtete alſo die Antwort ſo ein, um auf der einen Seite als ‚ſittliche höhere Tochter' dazuſtehen, auf der andern Seite aber ihren Zweck zu erreichen. ‚Froſch — ſagte ſie daher — was du da ſagſt, iſt unſittlich; das darfſt du nicht ſagen; ich weiß ja ganz genau, was du willſt; und ich will dir auch alles geben, was du verlangt haſt; verſtehſt du: alles; hole mir nur zuerſt die goldne Kugel herauf.' (Man ſieht, die Familie war in ſchwerer Geldbedrängnis; und der Alte, der König, brauchte notwendig ein neues Darlehen.) Heimlich aber dachte ſie: was der ſchmutzige Froſch ſchwätzt, der ſitzt da unten im Waſſer bei ſeinesgleichen, und quakt, dem kann es doch nicht einfallen, in meinem Bett ſchlafen zu wollen. — Der Froſch, als er die Zuſage erhalten hatte, tauchte ſeinen Kopf unter, ſank hinab und über ein Weilchen kam er wieder herauf gerudert, hatte die Kugel im Maul und warf ſie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als ſie die goldene Kugel wieder erblickte, hob ſie auf und ſprang damit fort. „He, wart' mal," rief der Froſch, „nimm mich auch mit, ich kann nicht ſo laufen wie du, ich hab etwas krumme Beine." — Aber was half ihm, daß er ihr ſein quack, quack ſo laut nachſchrie, als er konnte! Sie hörte nicht darauf, eilte nach Haus und hatte bald den garſtigen Froſch vergeſſen, der wieder in ſeinen Brunnen hinabſteigen mußte. —

Am andern Tage, als ſie mit dem König und allen Hofleuten ſich zur Tafel geſetzt hatte, und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, glitſch glatſch, glitſch glatſch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an der Thür und rief: „Macheſe auf, Königstochter, macheſe auf!" Sie lief und wollte ſehen, wer draußen

[2]) Die Intentionen des Froſches werden hier ſchon deutlicher. Schmuck und Steine, denkt er ſich, fallen bei Ausſtellung des nächſten Wechſels mir wahrſcheinlich ſowieſo zu. Er will aber weiter. Er will in vornehme Familien eindringen und Fürſtentöchter heiraten. Er will auf goldenen Tellerlein ſpeiſen, Ahnengallerien haben, mit einem Wort ‚a fainer' Froſch ſein. Der Leſer gebe genau acht, was noch kommen wird.

wäre; als ſie aber aufmachte, ſo ſaß der Froſch davor. Da warf ſie die Thür haſtig zu, ſetzte ſich wieder an den Tiſch und ward ihr ganz Angſt. Der König ſah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und ſprach: mein Kind, was fürchteſt du dich, ſteht etwa ein Rieſe vor der Thür und will dich holen? — ‚Ach nein,‘ antwortete ſie, ‚es iſt kein Rieſe, es iſt ein garſtiger Froſch, du weißt, eben jener, der uns wieder — die goldene Kugel gebracht hat; und ich hab ihm verſprechen müſſen, daß er von meinem goldenen Tellerlein eſſen, und in meinem Bettlein ſchlafen darf.‘ Da wurde der König ernſt und ließ Gabel und Meſſer fallen. Und die ganze Tiſchgeſellſchaft wurde ſchweigſam und traurig. Denn alle kannten die geheime Not des Königs. Inzwiſchen klopfte es zum zweitenmal. Da ſagte der König: was du verſprochen haſt, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf! — Sie ging und öffnete die Thüre; da hüpfte der Froſch auf ſeinen krummen Beinen herein, ſtreckte den Kopf in die Höh, um das Königs-Gemach beſſer beſchauen zu können, und rief ſchmunzelnd: „Gott, was ä Pracht! was ä Pracht!“ Als er aber bis zum Stuhl der jüngſten Königstochter gekommen war, rief er: „Heb mich herauf zu dir!“ Sie zauderte, bis es der König befahl. Als der Froſch erſt auf dem Stuhle war, wollte er auf den Tiſch, und als er da ſaß, kroch er hin zum Tellerlein der Königstochter, und begann zu eſſen, und machte ſich breit, und ließ ſich's ſchmecken, und ſchaute herum, und beguckte die Hofleute und ſagte: „Gott, was ä ſaine Geſellſchaft!“ — Aber niemand konnte mehr eſſen, der König, die Hofleute und die Königstochter, ſo ekelte ihnen vor dem garſtigen Froſch. Als er ſich aber ſatt gegeſſen hatte, gähnte er, und ſagte: „Ich bin müd; es hat mer geſchmeckt; nu wollemer ſchlaafe gehe; mach dei ſeiden Bettche zurecht, Königstochter, und trag mich hinüwwer!“ — Da ſprang die Königstochter mit einem Schrei auf, flüchtete davon, ging in ihre Schlafkammer und ſperrte ſich ein. Und der König und alle Hofleute kamen außer ſich über die Schmach, die ihnen widerfahren ſollte. Und einer nach dem andern verließ den Saal und ließen den Froſch allein zurück. — Als es aber Abend wurde und die Königstocher in ihrem Bettchen ſchlief, da rührte ſich etwas an der Thüre; und der Froſch kam unten durch die Ritze hindurchgekrochen; und als er in ihrem Zimmer war, begann er zu ſeufzen: „Ach liebſte, ſcheenſte Königstochter, höreſe e bißche, was ich ihne ſaag: Mer ſind jetz am End vom Märche; und es beginnt ewwe die Entzauberung. Ich bin ka Froſch; ich bin a Prinz, vonnem alte Herkomme. Ich bittſe, erlöſeſe mich! Sprecheſe das Wort aus, was mer am End vom Märche ſage muß. Erlöſeſe mich und mei Geſchlecht von dem Fluch, der jetz ſeit zweitauſend Jahr' auf uns laſtet!“ — Da wurde die Königstochter zornig, nicht ſittlich, ſondern zornig, ſprang auf und warf den ſchweren eiſernen Leuchter nach

dem garſtigen Froſch, und rief: ‚Nein, das erlöſende Wort ſprech ich nicht! Denn du biſt kein Prinz. Du biſt von keiner edlen Raſſe. Du und die deinen, mögt Ihr Froſch, Hirſch oder Löb heißen, ſeid nicht zu erlöſen. Erlöſt wird man nur in einem Grimmſchen Märchen. Nicht durch kühle Berechnung und Verſtandes-Operation. Im Märchen, wie im Leben, in der Kunſt, wie in der Wirklichkeit erlöſt uns nur die Herzens-Einfalt. Nicht die Schlauheit. Der dumme Hans gewinnt den Preis. Nicht die ſchlauen, älteren Söhne. Ihr ſeid und bleibt Froſch, Hirſch und Löb, und werdet nie ins Prinzen-Geſchlecht aufſteigen. Denn euch fehlt der naive Glaube.‘ — Damit wandte ſich das Mädchen, ſchlug die blonden Zöpfe in die weißen Kiſſen und ſchlief ein.“ —

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Schack-Galerie iſt alſo den Münchenern erhalten, zur Freude aller echten Kunſtfreunde, auch der Nichtmünchener.

Nach Berlin oder ſonſtwohin verbracht, wäre ſie ein fremdes Schauſtück in einem fremden Rahmen geblieben. Am Orte ihres Entſtehens und Wachstums iſt ſie allein im richtigen Milieu, hält ſie ſich zwanglos als wertvolles Glied in der hiſtoriſchen Kunſtentwicklung ihrer Umgebung und erfreut durch die ſtilvolle Einheit ihrer Geſamterſcheinung in dem für ſie geſchaffenen, wenn auch im äußerlichen wenig geſchmackvollen Hauſe.

Aber die Fragwürdigkeit dieſes Geſchmackes — Meiſter Gedon wurde ſelbſt ſeiner Lebtag die künſtleriſchen Gewiſſensbiſſe über dieſen architektoniſchen Wechſelbalg nicht los — iſt eine Pikanterie mehr und macht ſich ganz gut als Illuſtration eben jener Zeit, in welcher Schack ſeine Gemäldeſammlung ſchuf.

Welch' eine Zeit der Gegenſätze, der chaotiſchen Gährung und des gewaltigſten Saftaufſtiegs und Knoſpenbruches, der erſten Vorpoſtengefechte der neuen freien Kunſt gegen erbeingeſeſſene Monopoliſtenkunſt der Akademiker, Epigonen, Zunftmeiſter und anderer halbwirren, halb impotenten Kunſtmacher, ich ſage, welch' eine toll bewegte, äußerlich ſtagnierende, polizeilich gedeckte Zeit jenes zweite Drittel dieſes Jahrhunderts war, iſt dem heutigen Nachwuchſe nur in wenigen zerſtreuten Einzelzügen, aber kaum im Geſamtbilde vorſtellbar. Und es war vielleicht die reichſte, heldenhafteſte Strömung auf dem politiſch verſchütteten Quellengebiet unſerer nationalen Kunſt, die den fünfziger und ſechziger Jahren, bis gegen die ſiebziger Jahre das Bismarckiſche Preußentum in Deutſchland obenauflam und das Volk in andere Intereſſenbahnen riß, den fortwirkenden weltgeſchichtlichen Geiſtesinhalt verleihen durfte. Wagner, Liszt, Bülow, Semper, Böcklin, Feuerbach und andere erſte Größen kreuzten damals München und brachten die ſanften Sympoſionsbrüder am Hofe des raſch ablebenden Königs Max II.

in Verwirrung und ſchrieben die erſten Flammenzeichen einer neuen freien Kunſtoffenbarung an den helleniſch-klaſſiziſtiſch beblauten bayeriſchen Himmel idealiſtiſchen Epigonentums. Eines der ſchönſten und belehrendſten Denkmäler aus jener Adventszeit der modernen deutſchen Kunſt iſt die Schackgalerie.

Schack war der berufene Mäcenas, der auserwählte Schirmherr im Gebiete der Farbendichtung, und unendlich viel bedeutender in dieſer Rolle, denn als ſelbſtſchöpferiſcher Wortdichter. Um als Selbſtſchöpfer das Höchſte und Lebendigſte zu leiſten, ſtand ihm gerade das im Wege, was ihn in ſo außerordentlichem Maße zum Mäcenas befähigte: ſeine genießende Schönheitsfreudigkeit, ſein vornehmes Sichabſeitshalten vom Alltagskampfe des Volkslebens, ſeine ariſtokratiſchen Neigungen und Liebhabereien, ſeine materiellen Beſitztümer, die ihn jeder perſönlichen Not und harten Prüfung entrückten, ſein gelehrtes Sichverſenken in die überlieferten Geiſtesſchätze aller Zeiten und Zonen.

Man hat den edlen Mann ja in gewiſſen litterariſchen und künſtleriſchen Kreiſen zuweilen ein wenig verſpottet und ihm gerne nachgeredet, daß er gerade für die modernen Meiſter, die er in ſeiner Galerie geſammelt, am wenigſten eigene Schätzungskraft beſeſſen habe (ſiehe Wilbrandts Roman „Hermann Ifinger“!) — aber wird dadurch ſein Verdienſt geſchmälert, wenn er zuweilen nur in guter Treu gehandelt und im Glauben an befreundete Empfehlungen die hilfsmächtige Hand geöffnet hat? Iſt nicht gerade dieſer Weſenszug kennzeichnend für ſeine unverfälſcht edelmänniſche Natur?

Was er geſammelt hat, ſind Unika, deren ſich keine mitzeitige Galerie rühmen kann. Die tiefſinnigen, urdeutſchen Märchen Schwinds, die herrlichen Erſtlingswerke Böcklins, die poeſiegeſättigten Gemälde Feuerbachs, die geiſtvollen Schöpfungen Genellis, die Lenbachſchen Originale und Kopien — wo in aller Welt hat damals ein deutſcher Fürſt oder Privatmann ſolche Schätze von höchſtem kunſtgeſchichtlichem Werte zuſammengebracht?

Und man muß in Schacks Schrift „Meine Gemäldeſammlung“ ſelbſt nachleſen, mit welcher Begeiſterung und Eindringlichkeit er von ſeinen hervorragendſten Meiſtern ſpricht. Hier nur einige Proben, die zugleich für das Kunſtleben jener Epoche überaus charakteriſtiſch ſind.

Zu Bonaventura Genelli kam Schack 1857 mit dem Landſchaftsmaler Karl Roß. Er berichtet darüber:

„Ein ſchon bejahrter Mann von ſtattlicher Figur und impoſanten Geſichtszügen, welche um jene Zeit von Karl Rahl in einem trefflichen Porträt verewigt worden ſind, empfing uns und öffnete uns bereitwillig ſeine übervollen Mappen. Schon die erſte der Zeichnungen, welche ſie enthielten, erregte mein Erſtaunen, und dieſes wuchs mit jedem neuen Blatte, das ich betrachtete. Jedem der Blätter war das Gepräge eines mächtigen Geiſtes unverkennbar aufgedrückt, und ich konnte nicht zweifeln, der Künſtler, welcher ſo beſcheiden und anſpruchslos in ärmlicher Umgebung vor mir ſtand, ſei einer jener großen Genien, wie ſie ſelten im Laufe der Jahrhunderte erſcheinen, und denen man ſich nur mit Ehrfurcht nahen darf. Aus ſeinen mythologiſchen Zeichnungen lachte mir ein ganzer Olymp von göttlichen Geſtalten in himmliſcher Lebensfülle entgegen, während ſeine bibliſchen Kompoſitionen mich bald mit den Schauern göttlicher Erhabenheit erfüllten, bald mit unwiderſtehlichem Reize in die altteſtamentliche Patriarchenwelt und unter die heiligen Geſtalten des Hirtenlandes Kanaan führten. Alles erſchien mir als aus einem gewaltig ſchaffenden Naturgeiſt hervorgegangen, der ſich durch keine berechnende Kunſt erſetzen läßt, und die Pygmäenwerke der Gegenwart, vor denen die Menge gaffend ſteht, ſo weit überragt, wie der Rieſentempel von Karnak einen modernen Backſteinbau. . . . .

Zunächst drängte sich mir nun die Erwägung auf, wie es doch möglich gewesen, daß von einem Manne, der so Außerordentliches hervorzubringen vermocht, bisher keine Kunde zu mir gedrungen sei. Ich meinte, seine Produktionen, ja schon die jugendlichsten, unvollkommensten derselben, hätten Aufsehen in ganz Deutschland erregen, die Zuschauer auf den Ausstellungen hätten sich begierig um dieselben drängen, die Kunstfreunde um deren Besitz wetteifern müssen. Statt dessen erfuhr ich — aber nicht von dem Künstler selbst, denn er war zu stolz, um zu klagen — daß Genellis ganzes bisheriges Leben von Verkennung, Entbehrung und traurigen Erfahrungen aller Art getrübt gewesen sei. Kein Sonnenstrahl des Ruhmes war auf dieses Haupt gefallen; das deutsche Volk hatte einen seiner edelsten und größten Söhne, auf den es hätte stolz sein müssen, nicht nur darben lassen, sondern ihm in Spott und Verhöhnung den Schwamm mit bitterer Galle gereicht. In einem kleinen, sehr engen Kreise allein war seinen Kompositionen Anerkennung zu teil geworden; jedoch der Ertrag hatte für ihn kaum ausgereicht, um die elementarsten Bedürfnisse des Lebens damit zu bestreiten. Roß teilte mir mit, Genelli sei oft in solcher Armut gewesen, daß es ihm an Mitteln gefehlt habe, sich Papier und Bleistift zu kaufen. An größeren Aufträgen hatte es ihm, außer einem einzigen in Leipzig, der aber bald aus mir unbekannten Gründen wieder zurückgezogen wurde, stets gänzlich gemangelt. Fast unbegreiflich muß es nun scheinen, daß Genelli mehr als zwanzig Jahre in München zu weilen vermochte, wo damals Kirchen, Paläste und Museen mit zahlreichen Fresken geschmückt wurden, und daß ihm auch nicht der kleinste derartige Auftrag erteilt ward. Gerade zu solchen monumentalen Gemälden im hohen Stile hatte dieser Künstler eine Begabung, wie kein anderer, Cornelius ausgenommen, und hätte er deren zur Zeit seiner vollen Mannesreife in der bayerischen Residenz ausführen können, so würde diese in weit höherem Sinne den Namen einer Kunststadt verdienen, als ihr derselbe jetzt zukommt. Aber die Zeit, wo Genelli die Hallen unserer Paläste mit hohen Gebilden von unvergänglichem Werte hätte schmücken können, ist für immer dahin, und Deutschland hat — so schwer es mir auch wird, muß ich es doch aussprechen — durch die Mißachtung, die es einem seiner größten Männer gezeigt, ein Brandmal auf sich gedrückt, das nicht wieder erlöschen wird."

Moriz Schwind war allerdings über die bittersten Notstände hinaus, als ihn Schack kennen lernte, er hatte aber doch noch unausgesetzt zu ringen, um sich voll zur Geltung zu bringen. Schack schreibt u. a. über ihn:

„Auf Moriz v. Schwind war ich schon weit früher aufmerksam geworden, als auf Genelli. Ich säumte daher nicht, bald nach meiner Ankunft in München (1857), das Atelier des Meisters aufzusuchen, und gewann durch die zahlreichen Skizzen und halb vollendeten Bilder, die ich hier fand, einen noch viel höheren Begriff von dem Reichtum seines Talentes. Auch Schwind war bis in das vorgerückte Lebensalter, in dem er damals schon stand, durchaus nicht in seiner Bedeutung gewürdigt worden, und er sprach sich, während Genelli sich in stolzes Schweigen hüllte, hierüber mit unverhohlenem Unmute aus. Seine beißenden, oft überaus witzigen Ausfälle gegen Künstler, die von dem urteilslosen Haufen vor ihm bevorzugt wurden, liefen von Mund zu Mund. Da sich seine Sarkasmen noch höher verstiegen, so verscherzte er hierdurch auch die ‚Wohlgeneigtheit' desjenigen, von dessen Aufträgen Ruhm und äußerer Vorteil der Künstler im damaligen München abhing. Er vertraute mir sogleich, daß er sich seit zwanzig Jahren vergeblich nach einer Bestellung sehne, welche es ihm ermögliche, eine seiner Lieblingskompositionen — „Die Rückkehr des Grafen von Gleichen" — als Ölgemälde auszuführen. Die Bleistiftzeichnung derselben, die er mir zeigte, erregte mein lebhaftes Interesse, und ich zögerte nicht, ihm den gewünschten Auftrag zu erteilen. Auch hier wurden von

vielen Seiten Versuche gemacht, mich von diesem Schritte zurückzuhalten. Mir ward gesagt, die Vorsicht gebiete, nur fertige Bilder zu kaufen, da es ja zweifelhaft sei, ob die bestellten nach Wunsch ausfallen würden. Es ist etwas Wahres an diesem Satze, ohne daß er völlig und für alle Fälle Geltung hätte. Ich habe, indem ich solche mir gegebenen Ratschläge in Erwägung zog, wohl zuweilen geschwankt, mich aber schließlich, wo ich ein echtes Talent vor mir hatte, nicht durch sie irre machen lassen, und daß ich dies nicht gethan, hat, wie ich glaube, der Kunst zum Segen gereicht. Da es für große figurenreiche Gemälde nur wenige Liebhaber giebt, so ist nicht leicht ein Künstler in der Lage, Jahre an die Ausführung derartiger Entwürfe zu setzen, wenn er noch nicht weiß, ob er einen Käufer finden werde. Kaum ein einziges der Bilder, welche gerade die wertvollsten Zierden meiner Sammlung ausmachen, würde ins Leben getreten sein, wenn ich jenen Rathgebern gefolgt wäre. Fast sämtliche Werke Schwinds, Genellis, Feuerbachs und vieler anderer, die sich in meinem Besitze befinden, sind von mir bestellt worden, allerdings, nachdem ich die Skizzen gesehen und gebilligt, und bei keinem einzigen habe ich den gefaßten Entschluß zu bereuen gehabt.

„Schwind arbeitete mit großer Liebe und Hingebung am ‚Grafen von Gleichen'. Wie konnte es auch anders sein, da er diesen Stoff ein halbes Menschenalter in sich getragen und sich darnach gesehnt hatte, ihn in Umriß und Farbe verkörpern zu dürfen? Nach etwas mehr als einem Jahre liebevollsten Fleißes, das er ausschließlich dem Gemälde gewidmet hatte, war dasselbe vollendet. Das ganze Mittelalter wird uns darin in seinen schönsten Zügen vor Augen gezaubert. Schwind war selbst bis an sein Ende mit Recht stolz auf diese Leistung und nannte sie das beste unter seinen größeren Gemälden. Der „Graf von Gleichen" war nach seiner Vollendung eine so unerschöpfliche Quelle von Freude und Genuß für mich, daß ich die Begierde nach weiteren Werken des Meisters nicht unterdrücken konnte. Ich erwarb zunächst die nach meinem Geschmack schönsten unter den Bildern, welche sich fertig in seiner Werkstatt fanden und die unbegreiflicherweise, wiewohl sie zu dem Kostbarsten der Kunst gehören, bisher keinen Käufer gefunden hatten. Obgleich deren eine beträchtliche Anzahl war, wuchs doch mit ihrem Besitze meine Begier nach neuen ähnlichen Erwerbungen, und Schwind ließ sich bereit finden, bis zu seinem im Jahre 1871 erfolgten Tode noch verschiedene andere Gemälde eigens für mich zu vollenden. Auf solche Art gelangten im Ganzen 34 Werke von ihm in meinen Besitz, so daß meine Sammlung mehr derselben zählt, als alle übrigen öffentlichen und Privat-Galerien zusammengenommen. Sie gehören zu deren schönsten Zierden, und ich glaube, ihnen einen unvergänglichen Wert zuschreiben zu können."

Über Anselm Feuerbach schreibt Schack:

„Auch schon zu den Toten eingegangen ist ein Maler, von dem meine Galerie eine beträchtliche Anzahl Gemälde aufzuweisen hat, die zu ihren besonderen Zierden gehören. Meine Aufmerksamkeit auf Anselm Feuerbach ward zuerst erweckt, als ich die Kunstausstellung zu Köln (irre ich nicht im Jahre 1862) besuchte. Dort erregte ein mit seinem Namen bezeichnetes Ölbild: ‚Dante mit edlen Frauen bei Ravenna lustwandelnd' meine Bewunderung in solchem Grade, daß ich für die übrige Ausstellung kaum noch Sinn hatte. Es erschien mir wie ein Phönix unter allen anderen Bildern; ich kehrte immer wieder zu demselben zurück und wünschte lebhaft, es für mich zu erwerben. Leider war dies nicht möglich, da es schon einen Eigentümer hatte; aber ich beschloß sogleich, mich mit dem Urheber eines so vorzüglichen Werkes in Verbindung zu setzen. Daß mir der Name Feuerbach ganz unbekannt war, schrieb ich beschämt meiner Unwissenheit zu. Ich sagte mir, ein solches Werk könne kein Erstling sein, und derjenige, der es geschaffen, müsse längst in der Kunstwelt Aufsehen erregt haben. Bald aber ward

ich dahin aufgeklärt, Anſelm Feuerbach lebe zu Rom in der gedrückteſten Lage; ſeine Arbeiten würden vom Publikum kalt aufgenommen und kaum ein anderes derſelben, als der Dante, habe einen Käufer gefunden. Daß der Großherzog von Baden dieſen erworben, war faſt die einzige, dem jungen Künſtler gewordene Auszeichnung geweſen. So wurde mein Wunſch, Bilder des jungen Malers zu erwerben, zunächſt in denjenigen verwandelt, ihn mit neuer Schaffensfreudigkeit zu erfüllen und ihm zur verdienten Anerkennung zu verhelfen. Meine Verbindung mit ihm ward durch Vermittlung ſeiner damals in Heidelberg lebenden Stiefmutter Henriette Feuerbach angeknüpft. Als dringendſte Pflicht für mich, nachdem ich von ſeiner Lage gehört, erkannte ich es, die materielle Not zu heben, von der er gerade bedrängt war. Ich kaufte zunächſt die beiden Gemälde, die er zuletzt vollendet und eben nach Deutſchland geſandt hatte. Dies waren der Garten des Arioſt und das Porträt einer Römerin. — Das Porträt ſtellt die berühmte Nanna vor, ein von den Künſtlern in Rom früher ſehr begehrtes Modell. Dasſelbe Geſicht kehrt auf vielen Bildern Feuerbachs wieder; er ſcheint ſich die Schönheit lange nicht anders als mit dieſen Zügen gedacht haben zu können. Feuerbachs Porträt iſt von edler und keuſcher Auffaſſung und erinnert, nicht zu ſeinen Ungunſten, an Bildniſſe der guten Italiener. Gleich hier will ich es als eine beſondere, kaum hoch genug zu preiſende Eigenſchaft dieſes Künſtlers rühmen, daß er ſtets frei von jeder Affektation und Koketterie iſt und nie durch niedere Sinnlichkeit zu beſtechen ſucht. Ganz fremd iſt ihm jene Geziertheit, jenes ſüßliche Lächeln, das ſo viele moderne Bilder entſtellt. Einfachheit und Natürlichkeit gehört eben zur Signatur der wahren Kunſt. Aber gerade daß ſeine Werke dieſe tragen, iſt vermutlich der Grund geweſen, weshalb ſie nie populär geworden ſind."

Über ſeine Beziehungen zu Arnold Böcklin:

„Ein Künſtler, deſſen Thätigkeit ich von jeher mit größtem Intereſſe verfolgt habe, iſt Arnold Böcklin. Ich lernte ihn ſchon 1859 in München kennen und behielt ihn und ſein Wirken ſeitdem beſtändig im Auge, um die beſten ſeiner Arbeiten mir nicht entgehen zu laſſen. Als er ſpäter in Rom, dann in ſeiner Vaterſtadt Baſel und ſchließlich in Florenz ſeinen Aufenthalt nahm, ſuchte ich ihn an dieſen verſchiedenen Orten zu wiederholten Malen auf und wurde durch die immer neuen Entfaltungen ſeines Talents, man darf wohl ſagen, ſeines Genies, überraſcht. Wiewohl ich vorhin geſagt habe, daß dasjenige, was man gewöhnlich Originalität nennt, keineswegs zu den notwendigen Eigenſchaften eines bedeutenden Künſtlers gehöre, daß ſogar auf die größten unter ihnen dieſes Epithet nicht paſſe, ſo muß ich doch Böcklin dasſelbe beilegen.

„Als ich 1864 Rom beſuchte, fand ich Böcklin in einem geräumigen Atelier, das er gemeinſam mit dem bald noch zu nennenden L. v. Hagn und Franz Lenbach gemietet hatte, mit der Ausführung einer großen Landſchaft für mich beſchäftigt. Dieſe hatte mich ſchon in der Skizze entzückt. Es iſt eine Villa am Meeresufer, auf welcher eben noch die Strahlen der untergegangenen Sonne ruhen. Vor dem Gebäude wiegen ſich die Wipfel rieſiger Cypreſſen im Winde, Luft und Himmel ſind, wie es beim Wehen des Sirocco zu ſein pflegt, mit dichten, grauen Dünſten erfüllt. Als Verkörperung der ſchwermütigen Stimmung, welche über dem Ganzen ruht, ſchreitet nach dem Meeresufer zu eine mit ſchwarzem Schleier verhüllte Geſtalt. Das übrigens ganz frei behandelte Motiv iſt wohl von dem an der Küſte, unfern von Oſtia, ſo melancholiſch gelegenen Caſtel Fuſano entlehnt. Dieſes Bild übt eine zauberhafte Wirkung und wurde nach ſeiner Vollendung von Allen, die es ſahen, bewundert. Leider hatte der Künſtler, der das Experimentieren liebt, es mit unſolider Technik gemalt. Als es in München anlangte, zeigte es ſich, daß die Farben ſich nicht gehörig mit der Leinwand verbunden hatten; es waren, glücklicher Weiſe an Stellen, die ſich leicht ausbeſſern ließen, ganze Stücke

derselben herausgefallen. So bestellte ich, da ich die Vergänglichkeit des einen Exemplars erkannte, das Gemälde nach einmal, und beide hängen nun als Gegenstücke in meiner Galerie. Das zweite hat manche Schönheiten vor dem ersten voraus und zeigt eine sorgfältigere Behandlung des Details, entbehrt aber der wunderbaren Wirkung, welche auf jenem der letzte Sonnenblick hervorbringt. Wie es jedes Mal bei Gegenstücken geht, ziehen die Einen dieses, die Andern jenes vor; ich selbst schwanke in meinem Urteil darüber und neige mich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Aber kann nicht jedes der beiden Exemplare seine eigenen Vorzüge haben?"

„Das letzte Bild, das Böcklin für mich malte, möchte auch sein großartigstes sein: Ein Triton, in der Mitte des sturmgepeitschten Oceans auf einer Felsklippe sitzend, stößt in sein Muschelhorn, um die anderen Meerbewohner heranzurufen. Neben ihm ruht eine Nereide rückwärts auf dem Felsgestein und liebkost eine mächtige Schlange, die wahrscheinlich ihre Gespielin auf dem Meeresgrunde ist. Es herrscht ein wilder Jubel in dieser Scene; man glaubt, das Sausen und Wehen des Naturgeistes, das Jauchzen der Elementargötter im Kampfe der entfesselten Mächte des Meeres und der Lüfte zu vernehmen. Leute, welche blind für echte Schönheit, unempfänglich für alles sind, worauf die wahre Bedeutung eines Kunstwerkes ruht, suchen sich oft eine Kennermiene zu geben, wenn sie den Arm der Nereide für verzeichnet erklären. Es ist fast unglaublich, wie Unwissenheit und Unbildung sich beim Besuche von Gemälde-Galerien, sowie überhaupt im Gebiete des Schönen, breit machen. Ich habe darin das Ärgste erlebt und will, dessen zum Beleg, zunächst einen Fall erzählen, der mir unlängst in Rom vorkam. Ich hatte dort am Vormittage zwei deutsche Damen im Vatikan getroffen, welche laut die abgeschmacktesten Äußerungen über die Statuen mit so weiser Miene machten, als ob sie die tiefsten Kunstkenntnisse besäßen; sie waren von zwei Herren begleitet, die ihre thörichten Auslassungen wie Orakelsprüche zu verehren schienen. Am Abend führte mich der Zufall in die Nähe derselben beiden Damen, und ich hörte die Eine sagen: ‚Welch ein Unsinn, eine Marmorbüste als das Bild des Homer zu bezeichnen; ein jeder weiß ja, daß Homer nie gelebt hat.' Hierauf antwortete die andere laut: ‚Aber, liebe Louise, wie kannst Du nur das sagen? — Homer hat ja so hübsche Sachen geschrieben! wie magst Du da behaupten, daß er nie gelebt hat?' Diese beiden Damen können als Typen von neun Zehnteilen derjenigen gelten, deren Geschmack und Urteilskraft heute für das Schicksal neuer Erscheinungen in Kunst und Litteratur maßgebend ist; nur so läßt sich erklären, wie die mittelmäßigsten und schlechtesten Produkte auf beiden Gebieten meistens mit großem Beifall aufgenommen werden, gute dagegen keine Beachtung finden. — Von Vorgängen, wie dem obigen, bin ich fast jedesmal Zeuge, wenn ich in meine Galerie während der Stunden, wo sie dem Besuche geöffnet ist, trete. In der Mitte des einen Ganges steht ein Tisch, für welchen der im Hause des Michel Angelo zu Florenz befindliche als Muster gedient hat. Auf der Platte dieses Tisches ist die Decke der sixtinischen Kapelle sehr deutlich abgebildet. Man sollte nun denken, jeder, der nicht völlig fremd auf dem Gebiete der Kunst ist, müsse doch einmal wenigstens einen Kupferstich oder eine Photographie dieser vielleicht größten malerischen Schöpfung aller Zeiten gesehen haben. Nun finde ich aber sehr oft anscheinend gebildete Leute, die sich vor diesem Tische den Kopf darüber zerbrechen, was wohl die Figuren darauf bedeuten möchten. Die meisten glauben, die Bilder stellten ein Märchen, etwa wie Schwinds ‚sieben Raben' vor, und eben die nämlichen Kenner wissen dann an jedem Gemälde dies und das zu tadeln. Mit der Beurteilung eines Bildes, das den Künstler Jahre des angestrengtesten Fleißes gekostet hat, sind sie in wenigen Sekunden fertig. Der eine findet ein Bein zu lang, der andere findet es zu kurz; dem ersten erscheint ein Gesicht zu klein, der zweite meint,

es sei zu groß. Mehrenteils sind solche Bemerkungen völlig aus der Luft gegriffen und zeugen nur von der Unwissenheit derer, die sie aussprechen. Aber wäre auch einmal ein solcher Tadel berechtigt und eine Verzeichnung wirklich vorhanden, so kann doch nur eine gänzliche Unerfahrenheit wähnen, ein Bild sei wertlos, weil irgendwo auf demselben die Zeichnung mangelhaft ist. Bilder der größten Meister sind oft von einzelnen Gebrechen nicht frei."

„Böcklin, der schon so viel Herrliches hervorgebracht, steht in der Blüte seiner Kraft, und sicher läßt sich von ihm noch viel vortreffliches erwarten. Wären meine Räumlichkeiten nicht völlig angefüllt, so würde ich, da Genelli, Schwind und Feuerbach heimgegangen sind, meine Sammlung noch vor allem mit seinen Bildern vermehren, denn diejenigen, die ich bereits von ihm besitze, sind mir eine unerschöpfliche Quelle immer neuen Genusses."

Wie Schack Franz Lenbach kennen lernte? Schack erzählt von seinem Plan, eine Sammlung hervorragender Kopien von älteren Musterwerken anzulegen und fährt dann fort:

„Ein glücklicher Zufall ermöglichte es mir, bald die ersten Schritte zur Ausführung meines Vorhabens zu thun. Ich sah in der Pinakothek zu München eine eben vollendete Kopie jenes reizenden Bildes von Rubens, auf dem die zweite Frau dieses Meisters ihr nacktes, mit einem Federhut geschmücktes Söhnchen auf dem Schoße hält. Man konnte hier kaum noch von einer Kopie reden: das Original war in allen seinen Feinheiten so wundervoll reproduziert, daß man es ein Facsimile nennen durfte. Beim ersten Anblick gewann ich die Überzeugung, derjenige, welchem diese Arbeit so unübertrefflich gelungen, sei für den von mir in Aussicht genommenen Zweck geeignet, wie schwerlich ein anderer. Der damals, im Jahre 1863, noch sehr junge Franz Lenbach — denn ihm verdankte jene Neuschöpfung eines der schönsten Rubensschen Bilder ihre Entstehung — ging mit Freuden auf meinen Vorschlag, sich zunächst in der angedeuteten Absicht nach Italien zu begeben, ein. Ist doch dieses Land das Ziel der Sehnsucht für jeden Künstler! und unseren Lenbach, dessen Seele von früher Jugend an mit hoher Begeisterung für die alten Meister glühte, zog es vor allem mit Gewalt dorthin. Vor seiner Abreise hielt ich vielfach Rücksprache über die zu unternehmenden Arbeiten mit ihm. Er hatte schon einmal, wenn auch nur flüchtig, die italienischen Städte bereist, und es traf sich günstig, daß mehrentells seine höchste Bewunderung denselben Werken zugewendet war, die auch ich vor allen liebte. Am meisten war unser Augenmerk auf die großen Venezianer gerichtet, denen nach langer Vernachlässigung in unserer Zeit mit Recht wieder die allgemeine Beachtung zu teil wird. Mein nächster und lebhaftester Wunsch war, das Wunderbild des Tizian, das mit dem Namen „Die irdische und himmlische Liebe" bezeichnet wird, womöglich in so treuer Wiedergabe, wie der Künstler sie von der „Frau des Rubens" geliefert, zu besitzen, und Lenbach begann denn, alsbald nach seiner Ankunft in Rom, die Arbeit in der Galerie Borghese, deren schönste Zierde trotz aller anderen Herrlichkeiten, die sie enthält, dieses Werk genannt werden muß. Wenige Monate später, als ich selbst nach Rom kam, fand ich die Kopie vollendet, und zwar in so überraschender Trefflichkeit, daß ich oft, während ich sie vor dem Originale stehen sah und mit dem letzteren verglich, meinte, man könnte sie mit diesem vertauschen, ohne daß es irgend jemand merken würde. Ich halte das Gemälde selbst für einen Triumph der Kunst, wie sie nur wenige so glänzende gefeiert hat."

Doch genug der Proben, die — für jeden wahren Kunstfreund natürlich vollkommen überflüssigen — Beweis erbringen, ein wie groß angelegter, unermüdlich thätiger Förderer der Kunst uns Deutschen in dem Grafen Schack beschieden war. In seiner

Gemäldeſammlung, die aber auch gar nichts gemein hat mit den Renommier-Galerien modernſter Millionär-Protzerei ohne Geiſt und Herz, hat ſich der Edle ein unvergängliches Denkmal in der Geſchichte der ſchönen Künſte geſetzt.

Bei dieſer Gelegenheit ſei nicht verſäumt, auf O. J. Bierbaums vortrefflichen Aufſatz über die Schackſche Gemäldeſammlung zurückzuweiſen, den unſere Zeitſchrift im Jahre 1887, II. Sem. S. 948—961, veröffentlicht hat.

* * *

Am Pfingſtſonntage haben in dem von München kaum drei Bahnſtunden (Simbacher Linie) entfernten, maleriſch am Inn gelegenen alten Markte Kraiburg die vor zwei Jahren eingeführten Volksſchauſpiele wieder begonnen. Die Schaubühne iſt an das Riedlſche Gaſthaus angebaut und nach dem Perfallſchen Muſter für Shakeſpeare-Aufführungen am Münchener Hoftheater (inzwiſchen von Perfalls Nachfolger leider beſeitigt) ſehr zweckmäßig eingerichtet. Der Zuſchauerraum, an das Bayreuther Wagnertheater erinnernd, iſt wie die Bühne, elektriſch beleuchtet. Das Martin Greifſche Schauſpiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf" — rein litterariſch genommen ein minderwertiges Werk — kommt in dieſem Rahmen merkwürdig gut zur Geltung und macht auch auf verwöhntere Zuſchauer in vielen Teilen einen lebendigen Eindruck. So ſehr es auch dem Dichter Greif in ſeinen vaterländiſchen Dramen an urwüchſiger, robuſter Eigenart gebricht, ſo kommt in den mehr lyriſchen Scenen das ſchlicht Volkstümliche doch recht anheimelnd und ergreifend heraus. Die Darſteller ſind mit Leib und Seele bei der Sache. Die Hauptrollen werden in ihrer Art geradezu vortrefflich gegeben. Mit Auszeichnung ſind zu nennen: Der Steinmetz Andreas Wagner als Ludwig der Bayer, der Lebzelter Ludwig Forſter als Herzog Friedrich der Schöne, der Bader Jakob Walther als Nürnberger Burggraf Friedrich v. Zollern, der Lederer Johann Gillitzer als Seyfried Schweppermann, Fräulein Maria Baumgartner als Ludwigs Gemahlin, Fräulein Pia Rabuſchin als Friedrichs Gemahlin, der Schuhmacher Andreas Wieſenbacher als Karthäuſerprior. Daneben erſcheinen noch Prinzen, Ritter, Knappen, Herolde, Bürger und Bürgerinnen, Bannerträger, Ratsherren, Bäckergeſellen und Schuhwerker, Kloſterbrüder, Landleute, fahrende Schüler, Muſikanten — und dieſe ganze Maſſe Volks wird von den Kraiburger Bürgern in ſehr verſtändiger, die Wirkung des Stückes fördernder Weiſe dargeſtellt. Es iſt kein Zweifel, daß vaterländiſche Schauſpiele ſolcher Art von günſtigem Einfluſſe auf den Volksgeiſt ſind und namentlich in Zeiten ſozialer Kämpfe ſittigend und friedigend wirken. Die Kraiburger verdienen für ihr Spiel unſere lebhafte Anerkennung. Auch die Wahl des Stückes hat große Vorzüge, denn die ewigen Leidensgeſchichten, die anderwärts mit Vorliebe dargeſtellt werden, können ſich hinſichtlich der Geſundheit und Kraft reinmenſchlichen Empfindens nicht mit den Vorgängen meſſen, die ſich auf dem Boden unſeres eigenen Volkstums zugetragen haben. Altbayeriſche Bauern und Kleinſtädter in den Koſtümen und in der Mimik der Hebräer zur Zeit Chriſti und mit Sprüchen orientaliſcher Pathetik, das reimt ſich doch nur für den zuſammen, der alle natürliche Empfindung für das Stammesmäßige und Echte verloren hat.

* * *

Das königliche Hoftheater geht als Schaubühne zur Zeit ſichtlich zurück, während es als Muſikbühne einen ungeahnten Aufſchwung nimmt. Der Generaldirektor Poſſart wendet all ſeine reiche Erfahrung, ſeinen Scharfſinn und ſeine Energie der Oper zu und überläßt das Schauſpiel ſeinen Regiſſeuren. So bekommen wir in dem

nämlichen Haus heute Stücke von Sardou, Moser u. a. als Neuigkeiten zu sehen, die gerade noch ausreichen würden, auf dem Spielplan des Theaters am Gärtnerplatz ein kurzes Dasein zu fristen, und morgen bietet man uns eine Wagner-Oper, die in der Inscenierung, Besetzung und künstlerischen Durcharbeitung wohl das Höchste leistet, Höheres selbst als Bayreuth in seinem besten Festspiel.

Der neu ausgestattete Lohengrin, wie er unter Possarts Leitung an des Meisters Geburtstag (22. Mai) gegeben wurde, war in jedem Betracht eine entzückende, unvergleichliche Leistung.

Das Geheimnis dieser wunderbaren Wirkung, der scenischen und zum Teil auch musikalischen Neugestaltung liegt ganz einfach darin, daß endlich grundsätzlich und konsequent auf des Meisters Vorschriften zurückgegangen wurde. Und zwar dem Buchstaben wie dem Geiste nach. Dadurch kam nicht nur einheitlicher künstlerischer Stil in das Bühnenbild, sondern auch frisch pulsierendes, kraftvolles Leben in die dramatische Darstellung. Eins hebt und trägt das andere und hilft ihm zu größter Vollkommenheit des Eindrucks auf den Hörer und Zuschauer. Es wird den Festspielern in Bayreuth, die den „Lohengrin" jetzt auch in der neuen Münchener Ausstattung geben wollen, nicht leicht fallen, das Münchener Muster zu erreichen. Denn von allem äußerlichen abgesehen, wird es den Bayreuthern kaum möglich sein, Orchester und Chöre und Solisten zu jener wundervollen Verschmelzung imposanter Gesamtleistung zu führen, an der wir uns heute in München erfreuen. Der neue Münchener „Lohengrin" wird auf lange hinaus nirgends seinesgleichen finden.

Schon die Besetzung der Hauptrollen — Lohengrin, Elsa, Telramund, Ortrud — sichert der Münchener Hofoper eine glänzende Überlegenheit. Gesanglich und schauspielerisch ist Herr Vogl ein unvergleichlicher Lohengrin. Nicht auf dieser Höhe steht der jugendlichere Herr Walter in dieser Rolle, er ist noch zu sehr absoluter Tenorist, zu wenig dramatischer Künstler. Als Elsa sind die Damen Dreßler und Bettaque, als Ortrud die Damen Frank und Ternina, als Telramund die Herren Gura und Brucks in ihrer Art vollendete Repräsentanten. Der junge Baßbariton Bauberger als Kaiser Heinrich und Bertram als Heerrufer dürfen gleichfalls als eine hervorragende Verbesserung in der Besetzung bezeichnet werden.

Um so schmerzlicher berührt es, daß das Münchener Schauspiel den Zug ins Große, wahrhaft Künstlerische, den die Oper so herrlich aufweist, immer deutlicher vermissen läßt, trotz lobenswerter Anläufe im einzelnen.

Ob z. B. ein Hoftheater vom Range des Münchener sich dramatische Nichtigkeiten wie den Schwank „Fräulein Frau" von Moser und Misch oder das Genrebild „Militärfromm" erlauben darf, ist unter ernsten Kunstfreunden keine Frage mehr. Für solche Sachen, welche ohne jeden künstlerischen Anspruch einfach die Heiterkeit harmloser Zuschauer erregen wollen, sind in München doch andere Theater da. Dazu braucht man wahrlich auch keine Hofschauspieler, um solche wertlose Scherze mit ausreichendem Erfolge herunterzuspielen. Das können die Kollegen am Gärtnerplatz und im Volkstheater ja wohl auch und stellenweise sogar noch besser und effektvoller, weil sie sich ungebundener geben dürfen und keine „Weihe des Hauses" und keine „große Tradition" zu wahren haben.

Gewiß, der berühmte Falstaff-Spieler Häussler macht aus dem Pantoffelhelden in „Fräulein Frau" eine prächtige Figur, und „Militärfromm" gab der vorzüglichen Naiven Fräulein Schwarz Gelegenheit, sich als geborene Amerikanerin und verheiratete deutsche Offiziersfrau den größten Beifall zu erringen, und Fräulein Daubler sah in den Hosen des schmucken Fähnrichs sehr flott aus. Aber so etwas kann man auch im

Volkstheater und auf Spezialitätenbühnen sehen, dazu braucht man kein königliches Hof- und Nationaltheater zu strapazieren.

Und während man an dieser ersten Kunststätte Zeit und Kraft an solche kunstlose Dinge vergeudet und die Führung auf dem Gebiete der modernen Theaterdichtung und Menschendarstellungskunst sich aus der Hand gleiten läßt, erscheinen fremde Gastspieltruppen, wie die des Herrn Fiala im Gärtnertheater oder des Herrn Meßthaler im Volkstheater, um der Kunststadt München Haides „Jugend", Ibsens „Gespenster", Zolas „Therese Raquin" vorzuspielen, wahrhaft moderne Kunstwerke, an denen seither die Leiter der königlichen Bühne ängstlich vorbeigegangen. Liegt nicht eine bittere Ironie in dieser Thatsache?

Selbst die Kritik in der Münchener Tagespresse beginnt jetzt ihre warnende Stimme zu erheben, und Max Bernstein, der kluge, vorsichtig abwägende Theaterreferent der „Neuesten Nachrichten", hält mit der bitteren Wahrheit nicht mehr zurück, daß das Münchener Hofschauspiel unmerklich, aber stetig von seiner Höhe herabsinkt, wenn nicht ein erleuchteter, energischer Geist dem jetzigen System der schaukelnden Systemlosigkeit rücksichtslos Halt gebietet. Der zum Ober-Regisseur des Schauspiels beförderte Herr Keppler steht auf einem verantwortungsvolleren Posten, als er sich vielleicht in der Fülle der Triumphe träumen läßt, die ihm das Fach der dankbaren Rollen und der dekorativen Nachahmungskunst seit einem Jahrzehnt angehäuft. Er ist gewiß ein geistvoller, gewandter Schauspieler und verfügt auch als Regisseur über Geschmack und Empfindung für das scenisch Wirksame, allein seine litterarischen Neigungen scheinen sich in keinem viel weiteren Rahmen zu bewegen, als seine Liebhaberei für den kleinen Rollenkreis, worin er sich selbst immer wieder spielen kann mit zuverlässigem, jahrzehntelang erprobtem Effekt. Aber die Jahre geben nicht nur Reife, sie nehmen auch Frische, Beweglichkeit, Fortschrittsfreude. Und wer nicht vorwärts schreitet, der geht zurück. Das mag der einzelne für sich verantworten können mit einem Tel est notre plaisir — als Ausrede für eigenes Mißbehagen vielleicht — jedoch für ein großes Kunstinstitut gilt diese burschikose Auffassung nicht, hier heißt's, mit Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit seine volle künstlerische und verwaltungstechnische Schuldigkeit thun. Die Moral von „jenseits von gut und bös" hat hier keinen Kurs, die Kunstgeschichte läßt nicht mit sich spaßen.

Neben dem Oberregisseur Keppler treten die Regisseure Schneider und Savits weniger hervor. Sie sind vorwiegend im Klassischen beschäftigt, haben also auf die Pflege des Modernen weniger Einfluß. Savits hat den Vorzug, nur Regisseur zu sein; persönliche schauspielerische Liebhabereien spielen auf dem Motivenkonto seiner Berufsarbeit nicht mit. Zudem ist er eine feinsinnige, fast sensitive Natur. Der Trieb zum Intriguieren und Dominieren scheint bei ihm am wenigsten entwickelt. Schneider ist einer der unterrichtetsten und tüchtigsten Bühnenkünstler und von einer seltenen Gewissenhaftigkeit. Savits war die rechte Hand Perfalls bei der vielbesprochenen und von der gesamten Münchener Kunstpolitik vielgerühmten Einrichtung der reformierten Shakespearebühne. Um so verwunderlicher ist es, daß die Beseitigung dieser Bühne unter Possart so widerspruchslos erfolgen konnte. Der Schluß liegt nahe, daß das Regie-Kollegium nicht auf künstlerischen Grundsätzen von großer Kraft fußen kann, wenn so wichtige Wendungen im Handumdrehen vollzogen werden können.

Ohne einen großen Fond von Initiativ- und Beharrungskraft, ohne weiten und kühnen Blick, der die Schaubühne im Rahmen der gesamten modernen Kunstentwicklung umspannt und beurteilt, wird kein Regiekollegium seiner verantwortungsreichen Aufgabe gewachsen sein. Immer werden persönliche Interessen auf das Zünglein an der Wage

wirken, immer werden außerkünſtleriſche Rückſichten den Gang der Dinge beherrſchen — und der Aufſchwung in die höheren Sphären des künſtleriſchen Ideals bleibt ein ſchöner Wahn oder eine bewußt erlogene Paradephraſe.

Wie wäre das Münchener Schauſpiel auf geſunden Boden zu ſtellen, der kraftvolle Entwicklung und moderne Führerſchaft verbürgt? Ich glaube nicht, daß ſich das Regiekollegium dieſe Frage vorlegen wird. Ich glaube, daß es, trotz aller einzelnen Weckrufe in der Preſſe, ſich immer noch als ein Muſterinſtitut in der beſten aller Theaterwelten träumt. Wir erfüllen einfach eine kritiſche Pflicht, wenn wir in dieſen gefährlichen Traum einige Unruhe zu bringen verſuchen.

* * *

Am erfreulichſten giebt ſich das Kunſtleben Münchens auf dem Gebiete der Malerei und Bildnerei. Die ſiegreiche Sezeſſion iſt zu einem Element der Verjüngung für die alternde Künſtlergenoſſenſchaft geworden. Die beiden Kunſtausſtellungen des Sommers 1894 bedeuten zweifellos einen neuen Fortſchritt ihren Vorgängerinnen gegenüber. Mit den ſchlimmen Traditionen ihrer unfruchtbaren, herrſchſüchtigen Wirtſchaft beginnt die Künſtlergenoſſenſchaft gründlich aufzuräumen, während die Sezeſſion durch ſtrenge juroriſche Maßnahmen den Elitecharakter ihrer Ausſtellungen immer ſchärfer herausarbeitet. Wir werden im nächſten Hefte in ausführlichen Berichten die Ergebniſſe der diesjährigen internationalen Münchener Ausſtellungen vorführen.

* * *

Die Orlando di Laſſo-Feier anläßlich der dreihundertſten Wiederkehr des Todestages des großen Meiſters wurde auf Anordnung des Prinzregenten von der königl. Hofmuſikintendanz und der Direktion der königl. Akademie der Tonkunſt offiziell begangen. Der Hauptteil der Feier beſtand in einem großen Odeons-Concert am 15. Juni, mit Aufführung von Kompoſitionen von Orlando di Laſſo und der neunten Symphonie von Beethoven. Am Abend vorher veranſtalteten die ſechs größten Geſangvereine Münchens eine Serenade vor dem Standbilde des Meiſters auf dem Promenadenplatz.

Sixtus Beckmesser von der Münchener Akademie der Tonkunst.

Von Joſef Hofmiller.

(München.)

Motto: „Fiat experimentum in corpore vili.“

I.

Sub specie artis aeternae. — Ein ephemeres und untaugliches Werk auf eine bleibende und förderliche Art abzuthun, — das iſt fürwahr eine Luſt für jeden, der es ernſt und treu mit der Pflege unſerer „heiligen deutſchen Kunſt“ im Sinne hat. Das iſt nun freilich keine Arbeit für Zeitungen, die als ſolche mit dem Tage, der ſie mit ſeinem Datum geſtäupt hat, vergehen, die eben, weil ſie nur für den Tag gemacht

ſind, als Tagelöhnerarbeit auch da nicht mitgerechnet werden, wo es ſich um Intereſſen handelt, die nichts mit Tageslärm und -lügen gemein haben; vollends aber ein überaus kräftiger Sporn und eine eindringliche Mahnung, ſtreng und ſchonungslos zu richten, iſt die Veröffentlichung in einer Monatsſchrift, wie dieſe, — wo die Unzeitgemäßheit zum Prinzip, die kühle und kühne Verachtung jeder Sorte von öffentlicher Meinung zur Methode geworden iſt.

Der Muſikant, mit dem uns hier zu beſchäftigen wir die unerfreuliche, aber gebieteriſche Pflicht haben, iſt Max Zenger, laut dem Muſiklexikon von Riemann Autodidakt, Komponiſt, Muſikprofeſſor und Kritiker. Seine Thätigkeit als Komponiſt iſt durch die Nomen „Koin“, „Joskori“, „Ruy Blas“, „Eros und Pſyche“, „Fauſtmuſik“ und endlich „Wieland der Schmied“ in ihren dem Titel nach bedeutendſten Werken konſtatiert; ſeine Thätigkeit als Muſikprofeſſor beſteht im Abhalten von Vorleſungen über Muſikgeſchichte und Geſangstheorie; ſeine Thätigkeit als Kritiker endlich im ſyſtematiſchen und dilettantiſchen Verketzern aller wirklich bedeutenden und lebenskräftigen Muſik, von Beethoven angefangen bis herauf zu Cornelius, Liszt und Grieg. Wir werden in dieſem Aufſatze eingehender behandeln 1. dasjenige ſeiner Werke, das er ſelbſt für ſein chef d'oeuvre hält, „Wieland“, 2. ſeine muſikaliſchen Kritiken in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, kenntlich durch einen Paragraphen und zwei Sterne (§**), endlich 3. den Typus, den er vertritt, und den wir als den Typus Beckmeſſer charakteriſieren. Denn er iſt ein Typus! Sonſt würden wir uns überhaupt nicht mit dieſem Muſikanten befaſſen — was liegt uns an einem Zenger! Aber am Gedeihen unſerer holdſeligen und geliebten deutſchen Muſik liegt uns viel, ja alles, darum wollen wir dieſem Zenger und denen, die ſeiner Art ſind, mit Skorpionenhieben einmal die Wahrheit auf den Rücken geißeln, nach der ſchönen Inſchrift des Leipziger Gewandhauſes: „Res severa verum gaudium“, was in unſerem Fall ungefähr überſetzt lautete: „Einen Beckmeſſer auszupeitſchen iſt auch ein Vergnügen.“

So beginnen wir denn, sub specie artis aeternae, — und wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, wird finden, daß wir nicht nur von Max Zenger reden, ſondern auch noch von ganz anderen Leuten. . . .

II.

Münchener muſikaliſche Petrefakten. — Man kann die alten Herren, die zu den Quartettabenden im Münchener „Muſeum“ gehen, in zwei Kategorien einteilen: Kategorie Eins geht hinein aus Biedermaierbehagen an angenehm klingender Muſik: die verſtehen nichts, ſchauen ſich bei „ſchönen Stellen“ mit verliebten Blicken und bewunderndem Kopfverdrehen zärtlich an, wie wenn ſie etwas dafür könnten, ſind im übrigen liebenswürdig und harmlos. Kategorie Zwei geht hinein aus Oppoſition gegen die Odeonskonzerte, weil die Quartettabende noch nicht ſo mit moderner Muſik vergiftet ſind; verſtehen auch nichts, ſchauen ſich bei jeder Harmonie, die über den reinen Dreiklang hinausgeht, mit wütenden und erſtaunten Augen an, „ſpotten, ſperren das Maul auf und ſchütteln den Kopf“, wie es in Pſalm 22, Vers 8, gar anmutig und deutlich beſchrieben iſt, ſind im übrigen ſehr unliebenswürdig und geradezu gemeingefährlich: Denn dieſe Clique iſt es, von deren Treiben in Zeitungen nie etwas zu leſen iſt, die aber das ganze muſikaliſche Leben Münchens durch ihr Hetzen ſeit den ſechziger Jahren in einem fort geſchädigt haben und auch heute noch ſchädigen. Dieſe Clique hat die Frechheit, ſich den Ehrentitel „konſervativ“ zu uſurpieren. Wir aber ſagen mit einem verehrten Meiſter: „Das ſoll Konſervativismus ſein? Jene Kunſtanſchauung, auf der alle unſere großen deutſchen Meiſter fußten,

verleugnen? Das ist Kunstdemagogentum! Die Konservativen aber sind wir, die wir die Kunstanschauung der alten großen deutschen Musiker konservieren!" Diese Clique hat die zweite Frechheit, einen nobeln und verehrten Namen immer und immer zu ihrer Rechtfertigung „eitel zu nennen", den Namen des alten Lachner. Nein, ihr Herren! Der Mann hat nichts, aber auch gar nichts mit euch und euresgleichen zu thun gehabt noch je zu schaffen haben wollen. Oder wünscht ihr, daß ich euch mit Details aufwarte? Mit Details darüber, wer eigentlich an den Ereignissen von 1865—1868 die Schuld gehabt hat? Soll ich ein paar artige kleine Geschichten erzählen von gewissen Herren Klerikaldemokraten, die so lange zwischen Lachner und Wagner Zwischenträgereien gemacht haben, bis das Mißverständnis da war und die Verstimmung? Gewiß, du selbst warst damals noch nicht bei der Arbeit, edles Kleeblatt! Aber eure Clique war es, und die versteht es meisterhaft, das klarste Wasser zu trüben, diese Herren Gevatter Geberdenspäher und Geschichtenträger! Oder wollt ihr gar wissen, wie der alte Lachner über euch gedacht hat? Ich fürchte, eurer Neugierde dürfte sehr unlieber Aufschluß werden! — Wie wir nach einer ziemlich verbürgten Sage wissen, beabsichtigt ein gewisser langer Regierungsrat, der dem „Zengerbund" nicht allzu ferne steht, eine Biographie Lachners zu schreiben, wenn er es überhaupt noch beabsichtigt. Daß Sie mir nicht fälschen, Herr Regierungsrat! Daß Sie mir Lachner nicht mit Zenger verwechseln! Daß Sie mir fein ja die Wahrheit sagen, — das Andenken des alten Lachner nicht durch die Fortsetzung einer Hetze schänden, die er mehr als einmal deutlich genug abgelehnt hat! Oder wird man mehr von Ihnen verlangen können als trockene Thatsachen, tant bien que mal sie eben ein Staatsbeamter zu protokollieren imstande ist? Haben Sie sich jemals ernstlich die Frage vorgelegt, ob Sie eine Ahnung vom Wesen des alten Lachner haben? Von seiner prachtvollen Renaissancenatur, von seiner kerzengeraden Ehrlichkeit, von seinem furchtbar strengen Ernste in künstlerischen Dingen, seinem ingrimmigen Hasse gegen alles Halbe und Untüchtige, vom reichgegliederten und kerngesunden Organismus seiner ganzen Musik, von der stolzen Einsamkeit seines Schicksals, in einer kleinlichen Zeit sich die besten Jahre seines Lebens für ein kleinliches Publikum zu mühen, und — last not least — von der blutigen Ironie, eines Max Zenger Lob erdulden zu müssen!

III.

Beckmessers Preislied. — Im dritten Bande der gesammelten Schriften und Dichtungen Richard Wagners ist das wundervolle Fragment „Wieland der Schmied" enthalten, jene herrliche dramatische Paraphrase über das Wort Hölderlins von der „starken Helferin, der Not". Ein tiefsinniges Symbol und, selbst als Torso, ein solcher Koloß, daß man allen Grund hätte, die Hände von diesem Stoffe zu lassen, nachdem die Klaue des Löwen ihn für alle Zeiten gezeichnet. Was thut aber Zenger? Mit jenem beneidenswerten Selbstvertrauen (seien wir parlamentarisch! sagen wir „Selbstvertrauen"!), das von jeher ein typisches Symptom des Epigonentums ist, wagt er sich an diesen Stoff! Aber hat sich nicht auch Geibel an „Brunhild", Heyse an „Don Juan", Wolff an den „Fliegenden Holländer" gewagt, ganz andere Künstler doch noch, diese drei, als Zenger und sein Textdichter! Besann sich Zengers Ahne, der verstorbene Herr Sixtus Beckmesser, weiland Stadtschreiber und Merker in Nürnberg, nur einen Augenblick, seine Musik zu Walthers Preislied zu machen? Vestigia non terrent. Zenger fand einen Textschneider in der Person eines gewissen Philipp Allfeld, der als 19jähriger Jurist die Sage von Wieland dem Schmied in seiner Weise „bearbeitete".

Dieser gewisse Herr Philipp Allfeld hat mittlerweile Fortschritte gemacht, zwar nicht als Poet, aber doch als „Jurist", er ist nämlich Landgerichtsrat geworden, was manche Leute für einen Berechtigungsschein zum Überall-Dreinreden halten. Dieser Herr Philipp Allfeld obliegt in seinen Mußestunden einer ganz ekstatant unerwiderten und unglücklichen Liebe zu Poesie und Musik; er soll sich insbesondere im Münchener Akademischen Gesangverein als großer Wagnergegner vor dem Herrn und sehr zum Lachen reizender Wagnerparodist außerordentlich wohlfeile Biertischhorbeeren verdienen*). Aber hören Sie einmal, Herr Landgerichtsrat, kennen Sie vielleicht die Geschichte von dem verstorbenen Herrn Marsyas, der auch ein großer unbewußter Parodist war, wie er mit dem Herrn Apollon einstmals um die Wette musizierte? Ist Ihnen der Ausgang dieses Wettstreites vielleicht noch in der Erinnerung? Weil wir einmal gerade bei der Mythologie sind: Haben Sie vielleicht von einem gewissen Bogen etwas gehört, den nur Odysseus spannen konnte? Stellen Sie sich nun einmal vor, der Ihnen vielleicht von der Iliasstunde her nicht ganz unbekannte Herr Thersites hätte versucht, diesen Bogen zu spannen: was glauben Sie wohl, das geschehen wäre? Sie vermuten, er hätte sich blamiert? Ich vermute es fast auch, Herr Landgerichtsrat! — Aber ich verstehe, Herr Landgerichtsrat, ich verstehe: Sie wollten ja kein Musikdrama schreiben, Sie wollten ein Textbuch nach der Regel der guten, alten Operntradition dichten. Wie hieß sie doch gleich, diese gute, ehrwürdige, alte Operntradition? „Man setzt diejenigen Verse in Musik, die zu d u m m sind, um gesprochen zu werden." Sie vermuten, daß Sie hierin etwas zu „konservativ" gewesen sind. Ich vermute es fast auch, Herr Landgerichtsrat! — Aber Sie haben recht. Sie sind konsequent! Diese verteufelte Theorie Wagners, daß das Textbuch dichterischen Wert haben solle! Weg damit! Es ist ganz egal, ob die Sänger eine wirkliche Dichtung singen oder bloß „ia ia!" Wenn nur der Musiker wirkliche Musik macht und nicht ebenfalls bloß „ia ia!" Nun, wir werden ja sehen! Man erlasse uns, auf alle Einzelheiten dieses läppischen und einsäitigen Textes einzugehen: Hätte sich Allfeld nur die Mühe genommen, die Inhaltsangabe der Wielandsage, wie sie Wagner im „Kunstwerk der Zukunft" versucht hat, mit dem dramatischen Entwurf selbst zu vergleichen: D a hätte er sehen können, wie der Dramatiker arbeitet, wie gleichsam in einem ungeheuren Schmelzofen alle Schlacken und überflüssigen Bestandteile ausgeschieden werden, so daß nichts als der harte dramatische Stahl übrig bleibt. Aber freilich, Wagner parodieren ist wohlfeiler und leichter, als von ihm zu lernen, nicht wahr, Sie witziger Herr Allfeld! Ein s o l c h e r Stoff so verhunzt! Man stelle bloß die beiden Personenverzeichnisse einander gegenüber: z. B. bei Allfeld sind alle drei Walkürenmädchen, von denen zwei dramatisch überflüssig sind, beibehalten gegenüber der e i n e n Schwanhild Wagners — warum? Damit Max Zenger Terzette schreiben kann! Ja, k ö n n t e er's wenigstens! Wie ist bei Allfeld alles ins Wohlanständige, Spießbürgerliche, Harmlose, Gute-Stubenmäßige übersetzt! Da werden dem Wieland die Fußziehnen nicht durchschnitten, oh nein, das wäre ja „peinlich", „gräßlich", „ungesund" ꝛc. ꝛc. gewesen, wie die beliebten schönen Phrasen alle heißen. Von dramatischem Aufbau nicht die blasseste Ahnung, was schon dadurch zur Genüge bewiesen ist,

*) So hat er neulich das allerliebste und mit Recht so beliebte Volkslied „Was braucht denn der Bauer, der Bauer an' Huet" in der Weise des „Holländers", des „Siegfried" und der „Walküre" komponiert, wobei ihm die unangenehme Vergeßlichkeit passierte, sich der komischen „tragischen Ouverture" seines Herrn und Meisters Zenger momentan nicht ganz genau zu entsinnen, allwo dieses selbe allerliebste und mit Recht so beliebte Volkslied als tragisches Motiv sehr ergreifend und erschütternd verwendet ist. Man ist manchmal vergeßlich, nicht wahr, Herr Landgerichtsrat?

daß der gewandte Herr Textſchneider aus dem dritten und vierten Akt „einfach“ durch Zuſammenziehen und Streichen einen „neuen“ gemacht hat, mit derſelben Gemütlichkeit, mit der ein Schneider aus einer alten Hoſe und einer noch älteren Hoſe eine „neue“ Hoſe zuſammenſchneidert! Probiere das der gewandte Herr Allfeld doch einmal bei einem Wagner'ſchen Text! Von pſychologiſcher Motivierung keine Spur; aller Tragik iſt ſorgfältig ausgewichen, damit nur der Schluß recht glücklich ausgeht, wie ein Gartenlaubenroman, und in dem platten Blödſinne kulminieren kann:

„Befreit vom ird'ſchen Bande
Entſchwebt der Erdenſohn,
Allvater, ſchau hernieder
Von deinem Götterthron!“

In einem Wunſchbüchel für dreijährige Kinder laſſen wir uns dieſen Krempel allenfalls bieten, aber verſchonen Sie uns damit gefälligſt in einem muſikaliſchen Drama! Doch wir müſſen unſer dramaturgiſch-äſthetiſches Praktikum beenden, Herr Landgerichtsrat; Ihr Freund Zenger iſt doch ein ungleich intereſſanteres anatomiſches Präparat als Sie! Ein Wort zum Abſchied: Wenn ich, der ich von Juriſterei gar nichts verſtehe, Ihnen in Ihre Akten dreinredete, dann würden ſie mich einen anmaßenden Dilettanten heißen, und Sie hätten Recht! wenn Sie, der Sie von Kunſt gar nichts verſtehen, mit ihrer Landgerichtsratspoeſie eine Dichtung proſtituieren, die einſt ein Richard Wagner heiß geliebt hat, ſo werde ich Sie — mit aller Ihnen gebührenden Hochachtung verlaſſen und zu Herrn Max Zenger übergehen.

IV.

Beckmeſſers Ständchen. — Zunächſt in ſeiner Eigenſchaft als Muſiker.

Ich liebe kurze Anekdoten, wenn ſie zur Charakteriſtik irgend jemandes beitragen. So will ich denn eine kurze Anekdote erzählen, die den nicht zu unterſchätzenden Vorzug hat, buchſtäblich wahr zu ſein: Herr Max Zenger wurde von ſeinem Vater (laut Riemanns Muſiklexikon dem juriſtiſchen Profeſſor F. X. Zenger) dem alten Lachner mit den verheißungsvollen Worten vorgeſtellt: „Hier bringe ich Ihnen den jungen Mozart.“ Der alte Lachner aber fertigte den Papa Zenger in luſtigem Ärger ab: „Gengens weiter, Herr Profeſſor, gengens weiter, — wenn der ein junger Mozart iſt, kann er bei mir armen Muſikanten eh nix mehr lernen!“ . . .

Wir haben oben das geiſtreiche Textbuch des Herrn Allfeld etwas näher zu charakteriſieren verſucht und dadurch, wider unſern Willen, eigentlich für Zenger Stimmung gemacht; denn jeder Leſer wird ſich denken, zu einem ſolchen Textbuche könne niemand eine großartige Muſik machen; und er wird recht haben, ſo zu denken. So gut aber Allfeld um keinen Preis der Welt zu überzeugen iſt, daß er mit ſeinem „Wieland“ eigentlich nur unfreiwilligen „Buſch“ geliefert habe, ebenſowenig wird Zenger jemals zu der Einſicht gelangen, daß er mit dieſer Sorte von Muſik auch noch den letzten Schein eines Rechtes zum Mitreden in muſikaliſchen Dingen für alle Zeiten und definitiv verloren habe. Zenger denkt ſehr enthuſiaſtiſch über ſein Opus, — wer wollte ihm das verargen? Schlimmer wird die Sache ſchon, wenn er auch laut denkt und dieſe Gedanken der zwar nicht großen, aber deſto inbrünſtigeren Zengergemeinde mit der Hartnäckigkeit eines Cirkusdirektors in die Ohren zu ſchreien nicht müde wird: „Mit dieſem Werke will ich Wagner auf ſeinem eigenen Felde ſchlagen;“ oder: „Nun iſt Wagner tot, nun beginnt meine Zeit.“ Mit dem letzteren Ausſpruche iſt Zenger in einem Irrtum, der demjenigen des Kritikers der „Münchener Neueſten Nachrichten“ gerade diamentral entgegenſteht. Oskar Merz machte nämlich aus Gutherzigkeit, und weil ihn der alte Mann dauerte, der Muſik des Wieland das grauſame

Kompliment: „Vor dreißig Jahren hätte dieſes Werk etwas bedeutet.“ Wir hingegen, die wir für Zenger nicht um zwei Groſchen Nachſicht und Mitleid übrig haben, ſagen ihm ganz deutlich und verſtändlich, daß eine Muſik wie die ſeine, weder dreißig Jahre vor noch dreißig Jahre nach Wagner nur das geringſte zu bedeuten hätte; daß er, der als Kritiker nicht müde wird, von „abſoluter“ Muſik zu faſeln, als Komponiſt nicht einmal „relative“ Muſik zu ſchreiben imſtande iſt. Es iſt charakteriſtiſch genug, daß dem Muſiker Zenger lauter negative Komplimente gemacht werden: „Er ſei nie trivial“: Oh, wäre er's doch! Aber er hat nicht einmal jene beſcheidenſte Doſis ſchöpferiſchen Talentes, die einen befähigt, triviale Operetten und Drehorgelſtücke zu fabrizieren. „Seine Orcheſtrierung ſei nicht aufdringlich!“ Sehr einfach: Weil er überhaupt keine Ahnung hat, wie man orcheſtriert, weil er, wie in allen anderen Dingen, ſo auch in dieſem ein impotenter Stümper iſt; geht doch ſein Eunucheninſtinkt in dieſem Punkt ſoweit, daß für ihn eine gute Orcheſtrierung bereits ein Einwand gegen ein Stück iſt, daß er einer Muſik, die ſchädig inſtrumentiert iſt, ſchon im Vorhinein günſtig gegenüberſteht. — „Er ſei ein geſchmackvoller Muſiker.“ Ich will da ein Geheimnis verraten: wenn eine Muſik ſo ſchal, ſo nichtsſagend, ſo armſelig iſt, daß kein ehrlicher Menſch ſie überhaupt noch anhören mag, dann ſagt man, ſie ſei „geſchmackvoll“; ungefähr dasſelbe, wie die Pennälercenſur: „Das Betragen des Schülers gab zu keinem beſonderen Tadel Anlaß.“

Die Muſik Zengers iſt inſofern eigentümlich, weil ſie aus lauter Anläufen beſteht; ſie iſt ein immerwährendes und verzweifeltes Suchen nach einer Melodie, nach dramatiſcher Charakteriſierung, nach Originalität des Ausdrucks; alle Augenblicke fängt er an zu rumoren: „Odacht, jetzt haue ich über die Schnur, jetzt werde ich kühn, genial, tiefſinnig.“ Aber ach, er bleibt immer hübſch artig, zahm, platt und ſeicht. Alle Augenblicke fängt er an, in ſeinem Orcheſter zu verſprechen: „Paßt doch auf! jetzt kommt aber ganz gewiß eine Melodie!“ Und wir warten und warten, wie bei einem Witz auf die Pointe: haben wir ſie überhört? iſt ſie ſo tiefſinnig, daß man ſie nicht verſtehen kann? oder iſt es das Eigentümliche dieſer Art von Witz, keine Pointe zu haben? oder iſt es überhaupt kein Witz? Und ſo möge ſich Zenger nicht wundern, wenn wir auf ihn mit kleinen Änderungen anwenden, was er als Kritiker über Kahn geſchrieben hat: „Bei anerkennenswerter Klangſchönheit Phraſen, nichts als Phraſen, und im letzten Satze wird eitel Stroh gedroſchen.“ Gewiß ſind wir geneigt, das Urteil „Phraſen, nichts als Phraſen“ zu unterſchreiben, wenn wir auch ſehr bedenklich zögern, „Klangſchönheit“ anzuerkennen, wenn wir auch den letzten Teil obiger Kritik nicht nur auf den Schluß-Satz, ſondern auf alle Takte des „Wieland“ anzuwenden Luſt haben. Sollten wir aber je in die Lage kommen, dieſer Sorte von Muſik in einem zukünftigen „Weiſenkodex“ zukünftiger „Meiſterſinger“ Erwähnung zu thun, wir fänden dafür höchſtens die kulinariſchen Namen „Die verfahrene Griesknödelteigweis'“ oder „Die klebrigzäh' Semmelſchmarrenweis'“! . . . . .

Doch wir müſſen dankbar ſein, daß endlich auch den Kurzſichtigſten die Gelegenheit gegeben war, ſich über Zenger ein Urteil zu bilden. Denn er und ſeine Clique werden nicht müde, urbi et orbi vorzulügen, man wolle dieſen großen Geiſt unterdrücken, man intrigulere gegen ihn. Als der alte Lachner noch das muſikaliſche Leben Münchens beherrſchte, hatte Zenger die Stirne, mit der eintönigen Hartnäckigkeit einer Spieldoſe zu repetieren, Lachner „laſſe ihn nicht aufkommen“, während doch gerade der alte Lachner es eigentlich iſt, dem Zenger ſeine Anſtellung zu danken hat, der für Zenger nach einem ganz beſtimmten Vorkommniſſe bei Baron Perfall erfolgreiche Fürbitte einlegte . . . . . .

Durchschnittlich alle drei Jahre versucht Zenger, seine Kompositionen dem Publikum in einem eigenen Konzerte vorzuführen, wobei dann der Fall einzutreten pflegt, daß trotz einer geradezu fürstlichen Freigebigkeit mit Freibilletten der Saal entweder halb leer ist oder das Konzert ganz abgesagt werden muß. Dafür rächt sich dann Zenger in der „Allgem. Ztg.“: „Die Konkurrenz im Musikmachen ist nun einmal für München zu groß geworden und zeigt ihre Wirkung, gerade für die Münchener Verhältnisse charakteristisch, zuerst in den Konzerten der einheimischen Künstler.“ Der Satz erinnert uns übrigens fatal an eine verflucht ähnliche Stelle in Sigls „Vaterland“. Dieses Blatt hatte nämlich den „Wieland“ in einer ersten Kritik als „verworrenes und verrücktes Blech“ bezeichnet, worauf zwei Tage später, offenbar „inspiriert“, ein weinerliches Artikelchen zu lesen war, in dem „Wieland“ über die Maßen herausgestrichen wurde. Es belustigte uns hierbei nur, daß Herr Abert, der in weitesten Kreisen absolut unbekannte „Komponist“ des „Ekkehard“, in diesem Artikelchen als Autorität für Max Zenger einspringen mußte: „Wieland ist das beste Werk seit Wagner.“ Zenger bescheinigt dafür Herrn Abert wieder, daß die „Frühlingssymphonie“ das bedeutendste Werk seit Beethoven ist, nach dem beliebten Manöver der Münchener Kleinschriftstellerbewahranstalt „Orlon“, wo jahraus jahrein das Jubiläum George Morins gefeiert und dabei mit rührender Andacht durchkonjugiert wird: „Ich bin ein großer Künstler — Du bist ein großer Künstler — Er ist ein großer Künstler — Wir sind große Künstler ꝛc.“

Ein wundervoller Stoff wird von einem Landgerichtsrat für das geistige Niveau des Herrn Zenger zugerichtet: dieser Herr Zenger macht eine klägliche und schäbige Musik dazu; derselbe Herr Zenger will mit dieser Musik mit einem Richard Wagner konkurrieren: — aber ist das nicht der Gipfel aller unfreiwilligen Komik? Ist das nicht — Beckmessers Preislied?

V.

Intermezzo. — Wir verkennen nicht, daß eine gewisse Tragik diesem Schicksale nicht abzusprechen ist: — wohl zu fühlen, daß man kein Schaffender ist, und doch schaffen zu wollen; ewig zu dürsten nach den Wonnen der Fruchtbarkeit und zur dürrsten Sterilität verdammt zu sein. Da wird die Stimme überlaut und unwahr, wenn man andere dessen überzeugen will, was man selbst in den qualvollsten Stunden ehrlicher Erkenntnis nie und nimmer zu glauben imstande ist; — es ist ein Schicksal, nicht zu leugnen! Alle Meister haben sich ihre Harfen geholt aus der großen königlichen Halle, darinnen sie an hohen Wänden hingen und warteten, bis der Rechte käme; ein Meister nach dem anderen trat ein, der mit der holden Anmut des Jünglings auf der leuchtenden Stirne, jener mit dem gewaltigen Blick des ungeheuersten Schicksals, ein anderer schwermütig, andere schwärmend und zart, — Alle aber sicher, wie von einem tyrannischen Dämon getrieben und mit dem ruhigen Schritte des Siegers scheidend. Da schleicht sich mit schlotternden Knieen und scheuen Auges ein Eindringling heran: er wirft ängstliche Blicke um sich, wie ein Dieb, strauchelt, erhebt sich keuchend, wischt sich den kalten Angstschweiß von der runzeligen Stirne, strauchelt wieder, sieht schreckhafte Gestalten mit erhobenen Armen ihm den Zutritt wehren, hört entsetzliche Stimmen aus schauriger Nähe ihm warnend zurufen: „Zurück, Verwegener, zurück! Und hinweg! Hinaus!“ Da faßt ihn tödliches Grausen an und mit zitternder Hand packt er eine Harfe, die am Boden liegt, flieht hinaus und verbirgt sich drei Tage lang, bis er es wagt, ihr die ersten Töne zu entlocken. Doch wie? Was ist das? sie spielt von selbst? bekannte Weisen? Er lauscht, starr vor Schreck, und versucht es wieder. Und aller

Meiſter Töne klingen wieder, aber aufs Abſcheulichſte verzerrt und nachgeäfft, ſo daß plump und täppiſch tönt, was beim Meiſter ſelbſt erhaben, — ſüßlich und fade, was dort hold und ſchwärmend, — wüſt und verworren, was mächtig und übervoll geklungen. Da verſucht er zu ſingen, — aber er bringt es nur zu einem heiſeren Geträchze; und was er ſingt, iſt freches Läſtern und erbärmlicher Hohn auf alle hohen Meiſter. . .

VI.

Beckmeſſers Kreideſtriche. — Max Zenger wurde alſo Muſikkritiker, mit derſelben innerlichen Berechtigung ungefähr, wie er Muſiker wurde, aber nicht mit demſelben Mißerfolg. Da nämlich unſere Muſikkritik noch ſehr im Argen liegt und die ſubalternſten Lohnarbeiter und Kunſtreporter der Tagespreſſe ſich mit ihrer unverſchämten Zeilenroheit breit und mauſig machen dürfen, — handelt es ſich ja doch nur um Spaltenfutter — da kam Herr Zenger auf die Idee: „Was dieſe können, das ſollte ich, Max der Große, der Überwinder Wagners, der Erbe Haydns, Mozarts und Beethovens (von letzterem jedoch nur bis op. 67, alles andere iſt ſchon gefährlich und modern), das ſollte ich nicht zuwege bringen?“ Alſo dachte Herr Maximilian Zenger, ſehr uneingedenk jenes klugen Wortes des weiſen Sirach: „Störe die Muſiker nicht, und wenn man Lieder ſingt, ſo ſchwätze nicht darein, ſondern ſpare deine Weisheit für andere Zeit!“ Und ſo wurde er einer jener „Witzlinge, die ungefähr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hie und da etwas geleſen haben und, was das Betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müſſen“. (Leſſing in der Vorrede zu Mylius' Schriften, Lachmann, Bd. IV, Seite 450.) Die Lorbeeren des Herrn Hanslick ließen ihn nicht ſchlafen, er ſtellte ſich neben ihn, ſo daß wir an das bekannte Krippenbild denken müſſen, auf dem zwei an ſich ſehr nützliche Haustiere die Heilandskrippe beſchnuppern. Da die „Allgemeine Zeitung“ in manchen Kreiſen auch unter dem Strich ernſt genommen wird, ſo wollen wir die Hauptkniffe und -feinheiten von M. Zengers muſikkritiſcher „Methode“ ein wenig verraten.

Kniff Nr. 1. Weiß Zenger über ein Werk nichts Geſcheites zu ſagen, was meiſtens der Fall iſt, ſo begnügt er ſich damit, die einzelnen Tonarten zu konſtatieren, was ſehr gelehrt ausſieht und in ſeiner Sprache „ſachlich“ genannt wird, während es in Wirklichkeit ſehr wohlfeil iſt und von jeder klaviermarternden höheren Tochter ebenſogut beſorgt werden könnte, z. B.: „Beiläufig möchten wir erwähnen, daß die Bezeichnung A-dur nicht richtig iſt. (Es handelt ſich um die Kreutzerſonate.) Die Sonate geht entſchieden aus A-moll, da der erſte Satz, „Presto“, wenn auch die ganz kurze Adagio-Einleitung zufällig mit dem A-dur-Akkord beginnt, in A-moll anfängt und endet!“

Kniff Nr. 2. Iſt das Stück von einem modernen Komponiſten, ſo ſetzt Zenger die Perrücke auf und ſpielt die Rolle des Muſikpädagogen, Albrechtsbergers z. B., und ſtreicht gewiſſe techniſche Freiheiten, die in ſeinen Augen Mängel ſind, an. Läßt ſich auch mit Kniff Nr. 1 verbinden; z. B.: „Im Stücke von Liszt paſſierte der Spaß, daß das Publikum bei einem Schluſſe auf Ges- (oder Fis-) dur aufſtand, als wäre das Konzert zu Ende; man hatte alſo Liszt zugetraut, daß er ein Stück, das er in D-moll angefangen, in Ges-dur ſchließen könne!“

Kniff Nr. 3. Wird die 9. Symphonie aufgeführt, ſo zwingt er ſeinen Rücken zu einer götzenhaften Verbeugung („Rieſenwerk“), pfaucht ſtill in ſich hinein („wieder einmal die 9. Symphonie“) und — ſpricht volle 25 Zeilen hindurch von der bei ſo ſtarkem Andrange zu befürchtenden Panik; Moral: Man ſoll nicht ſo viele Stehbilletten verteilen. Natürlich! Der Biedere weiß recht gut, daß auf den Stehplätzen gerade

der Teil der kunſtbedürftigen und kunſtverehrenden Jugend zu ſuchen iſt, vor dem er ſich am meiſten zu fürchten hat, dieſe widerwärtige Karrikatur des Baumeiſters Solneß!

Kniff Nr. 4. Bei Gelegenheit macht man eine ordinäre Denunziation: „Die in jeder Hinſicht bedauerliche Parodie des „dies irae“ (Symphonie phantastique von Berlioz): Will ſagen: verſchämte Anzeige bei der Polizei wegen „Verſpottung religiöſer Gebräuche!“ — Zenger bringt es fertig, in einer Kritik über Beethovens F-dur-Quartett (opus 135) über das Werk zu ſchwätzen, wie ein Gymnaſialaſſiſtent über einen Schülieraufſatz: „Obwohl zu den letzten Schöpfungen des großen Tonheros gehörend, iſt dieſes Quartett im Ganzen weit klarer, als deſſen ſämtliche letzten Quartette.“ — Grieg, „ein aus unerfindlichen Gründen in die Mode gekommener Komponiſt“, „kitzelt den Fachmann mit harmoniſchen Fineſſen“. Der „impotente“ Brahms, „ohne deſſen Lieder kein Konzert mehr vorübergehen kann“, deſſen „Wiegenlied ja recht hübſch iſt“, deſſen „vergebliches Ständchen dagegen als Exemplar unglaublicher Trivialität, nur als Ergebnis einer Popularitätsſucht um jeden Preis anzuſehen iſt“, — Brahms ſteht, mag man ſonſt über ihn denken, wie man will, auf jeden Fall himmelhoch über einem Zenger, über dem impotenten Zenger, ohne deſſen Lieder ebenfalls kein Konzert mehr vorübergehen kann, weil die Münchener Konzertarrangeure allen fremden Sängern zu raten ſcheinen: „Singen Sie um Gotteswillen ein Lied von Max Zenger! Der reißt Sie ſonſt in der „Allg. Ztg.“ ganz ſchauderhaft herunter!“ Wir laſſen es auf die Probe ankommen, wir wollen an der Hand der Liederkonzertprogramme nachweiſen, wie die Sänger genötigt ſind, die öden Nezieriaden Max Zengers herunterzuſingen, nur damit er einigermaßen anſtändige Kritiken ſchreibt! — Referat über einen Quartettabend: „Dittersdorf reizte zum Appetit, Beethoven bot ſchweres Gericht, und wem es allenfalls nicht mundete, der konnte ſich an Haydns noch ergiebigen, köſtlichen Nachtiſch halten. . . . Das nun folgende Haydnquartett vollzog die von Beethoven erſehnte Erlöſung auf ſo einfache Weiſe, wie es dem Dogma gegenüber der Philoſophie zu gelingen pflegt. Hier iſt mit der muſikaliſchen Vollkommenheit jedes Rätſel gelöſt, wir lauſchen entzückt und ſind begütigt und befriedigt in Harmonie und Schönheit.“ Glaubt ihm nicht, dem Alten, er verſteht Haydn ſo wenig wie Beethoven, er lauſcht nicht entzückt, er iſt nicht „begütigt“ (!!), nicht „befriedigt“, der „harmoniſche und ſchöne“ Zenger: er will nur um jeden Preis verzögern, daß man den letzten Beethoven verſtehe, denn dann iſt Max Zenger, der Muſiker wie Kritiker, fertig, weggeblaſen, Makulatur!

Während einer Mozartſchen Symphonie findet er Zeit, die Beſetzung des Orcheſters zu zählen, und entdeckt dabei ein Thema, „das ſich ſeibſt ins Edle ſteigert“. Herr Zenger! So wenig ein Mieter ſich ſelbſt ſteigert, ebenſowenig ein Thema; ein Mieter wird vom Hausherrn geſteigert und ein Thema vom Komponiſten. — „Laſſen, welcher vier noch im Manuſtript befindliche Lieder für Tenor aus ſeiner produktiven Feder perſönlich akkompagnierte ꝛc.“: Mehr Blödſinn in einem Satze zu bieten iſt unmöglich: Laſſen akkompagniert alſo vier Lieder; gut; er akkompagniert dieſe vier Lieder perſönlich: — ja zum Teufel, wie denn ſonſt? etwa unperſönlich? er akkompagniert dieſe vier Lieder nicht auf etwas, z. B. auf dem Klavier, ſondern aus etwas, — nämlich aus ſeiner produktiven Feder; dieſe 1) perſönlich, 2) aus ſeiner produktiven Feder akkompagnierten Lieder ſind 3) noch im Manuſtript befindlich!! Und dieſer armſelige Stümper darf nicht nur unſere liebe deutſche Sprache auf ſolche Manier vergewaltigen, er darf einem großen Publikum einer großen Zeitung ſeinen krüppelhaften Philiſter-Geſchmack in muſikaliſchen Dingen Tag für Tag auftiſchen!

Genug, genug! Man weiß, daß Zola einen Band ſeiner litterariſchen Kritiken unter dem Titel „Mes haines“ geſammelt veröffentlichte. Käme Zenger jemals auf dieſelbe Idee, ich wüßte ihm keinen bezeichnenderen Titel: er haßt alles Große, was vor ihm geſchaffen worden iſt, er haßt alles Bedeutende, das er entſtehen ſieht. Aus ſeinem zitternden Reſpekt vor den großen Namen hören wir nur das ohnmächtige Knirſchen des unproduktiven Epigonen, der zum Herostraten ſogar noch verdorben iſt; ab und zu wagt er es, mit frechem Wohlwollen Beethoven einen Fehler anzumerken: Oh, er gäbe das Heil ſeiner Seele darum, hätte er jemals ſolche Fehler gemacht, könnte er jemals ſolche Fehler machen! Er haßt Brahms, denn Brahms iſt, in ſeinen beſten Werken wenigſtens, der glückliche und wohlgeratene Epigone, während er der unſelige und mißratene iſt; er haßt Grieg, denn Grieg iſt originell, Max Zenger dagegen wird ſich niemals ein neues Land der Muſik erobern, wie ſich Grieg jene zauberhaften Küſten erobert hat, wo die ſüßeſten und herbſten Kräuter dicht nebeneinander wachſen, wo man die Wonnen der Qual am tiefſten kennt und das Wehthuende aller Luſt. Am glühendſten aber haßt er Berlioz, denn Berlioz iſt der Wieland, der fliegen kann, der Wieland, der ſich ſelbſt Flügel geſchaffen, — ſein Haß hatte ſie ihm geſchmiedet, ſein ingrimmiger Haß gegen die Zenger des damaligen Frankreich. Ewig unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit aller Welt, ſo ließ Berlioz aus dem vulkaniſchen Boden ſeiner ſtolzen Seele märchenhaftſchimmernde Gärten entſtehen, mit Düften, wie ſie vor ihm keiner gebraut, mit Farben und Tönen, wie ſie noch niemand gemengt und angeſchlagen hatte. — Da iſt ein heimlicher Tragiker, der in mitternächtigen Schauern namenloſe Seelenqual ausſtrömen läßt, — der unbekannte, allzu unbekannte Céſar Franck. Max Zenger, der die Ehrfurcht vor dem Unglück ſo wenig jemals gekannt, wie die vor dem Genie, geht mit tölpelhaften, widrigen Vergleichen an dieſe ſcheue, einſame Organiſtenſeele hin und ſchreibt: „Wir ſehen zu unſerem Erſtaunen Byron'ſchen Weltſchmerz und Schopenhauer'ſchen Peſſimismus mit wagneriſch-triſtan'ſchem Senſualismus gepaart in die Kammermuſik übertragen.“ Und noch einmal ſpricht er von „triſtaniſch troſtloſem Trübſinn“. Er ſcheint witzig werden zu wollen, der ehrenwerte Gevatter Sixtus, wir aber hätten etwas mehr kräftige Stabreime lieber im Textbuch, etwas mehr Geiſt lieber in der Muſik des „Wieland“ geſehen! . .

VII.

Epilog. — Man wird, hoffe ich, begriffen haben, was ich will:

Nicht Skandal machen, — oh nein! Wäre es mir darauf angekommen, ſo hätte ich mit Material aufwarten können, daß der Firma Zenger u. Co. Hören und Sehen verginge.

Ich habe zu dieſem Aufſatze alle kritiſchen Elaborate Zengers durchſtudiert, deren ich habhaft werden konnte, ich hätte die kritiſche Analyſe dieſer „Kritiken“ in infinitum fortſetzen können . . .

Aber ich wollte einer gefährlichen Muſikdemagogenclique die Wahrheit ſagen. Und ich hoffe, Früchte zu ſehen. Sonſt werde ich noch deutlicher werden müſſen. . . .

Ich wollte das Andenken des alten Lachner in ſeiner ehrlichen Reinheit wieder herſtellen, als eines noblen Charakters, der nichts mehr haßte, als den ſchamloſen Mißbrauch, der mit ſeinem Namen getrieben wurde und getrieben wird, als ſei er ein Feind der neueren Muſik geweſen. Wage es dieſe Clique nie mehr, Franz Lachner für ihre Hetzereien vorzuſchieben!

Insbesondere wollte ich an die „Allg. Ztg.“ die sehr energische Frage stellen, wie lange sie noch gesonnen ist, diesen Zenger als Musikreferenten zu dulden!!

Ein Wort zum Schlusse: Jede Art von Kritik ist ein ernstes Ehrenamt und eine strenge Verantwortung! Sei man doch nobel! Man fälsche nicht! Man lasse den niedrigen und rohen Parteistandpunkt aus dem Spiel! Man trete rein und ruhig an das Kunstwerk! —

Im übrigen, Herr Zenger, habe ich die Ehre, mich zu empfehlen.

Zum Schlusse noch ein kleines Moral- und Memorialversiein à la Christoph Schmid:

„Treibet das Handwerk nur fort: wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr fortan es nicht mehr!!“

(Schiller, Xenien.)

Die Passionsspiele im deutschen Böhmerwalde (Höritz).

Von Leopold Herzog.

(Wien.)

Im Sommer vorigen Jahres hatte die Chronik des deutschen Böhmerwaldbunds eine Thatsache zu verzeichnen, die weithin über die Grenzen seines Wirkungskreises reicht, und die wohl am geeignetsten ist, die vornehmen Interessen dieses humanen Vereins im Innern zu stärken, nach Außen hin an Ansehen zu heben und zu fördern; denn ein Stück nationalen Geistes und eng heimatlicher Arbeit ist es, die hier geschaffen wurde, den Freunden zum Ergötzen, den Hilfsbedürftigen zu Nutz und Frommen, den Feinden zur Warnung, aber nicht zum Trotze.

Mit wohlberechneter Absicht, die materiellen und geistigen Kräfte der deutschen Bewohner des Böhmerwalds, welche im nationalen Kampfe mit ihren ungleich stärkeren Gegnern in große Not und Bedrängnis geraten sind und deren edelstes Gut, ihre Sprache, mit gänzlicher Vernichtung bedroht ist, zu unterstützen, wurde eine im Volke seit langem kräftig und frisch fließende Quelle des schöpferischen Geistes entdeckt, diese mit gehöriger Sorgfalt und Umsicht weiter geleitet und in einem Reservoir gedettet, das in unmittelbarer Umgebung einer romantischen Gebirgsnatur noch an Zauber gewinnt und seine stärkste Anziehung auf den Besucher zu üben nicht verfehlen konnte. Es sind dies die Passionsspiele des deutschen Böhmerwalddnuds im Markte Höritz.

In lokaler und geschichtlicher Hinsicht haben die Bewohner dieses stillen, bisher in der Öffentlichkeit wenig bekannten Fleckens nur geringe Bedeutung erlangt. Es ist bloß so viel aus der heimatlichen Geschichte bekannt, daß sich die Höritzer mühsam vom Ertrage des Bodens ernähren, daß sie in den benachbarten Graphitwerken um Tagelohn ihr Leben fristen und in den reichen Holzschlägen und den Domänen des „Königs“ des Böhmerwaldes, des Fürsten Schwarzenberg, sauer ihr Brot verdienen. Aber emsig und betriebsam, ernst, genügsam und bescheiden, weiß dieses rührige Völklein auch am Tage des Herrn und an den langen Winterabenden in edler Form seine Muße

auszunützen. Der große Zug nach Bildung herrscht hier besonders, und neben dem Erbauungsbüchlein sieht man mit großer Befriedigung die aufklärende Litteratur, in der Fensternische der heimlichen Bauernstube lehnt neben der Lutherbibel so manche Perle erzählenden und poetischen Inhalts, fast selten fehlen die „Studien" ihres vielgeliebten Landsmannes Adalbert Stifter. So ist es auch erklärlich, daß die Höritzer, dank ihrer guten Schulbildung und ihrem heißen Wissensdrange, endlich einmal über die ganze Breite ihrer Zone treten konnten, sie naeithin beschattend und den Ruhm ihrer Thaten der Welt verkündend.

Wohl haben sie mit einem starken Rivalen zu kämpfen, einem Rivalen, der zufolge seiner Priorität im Vorteile ist, allein, wer das Spiel der Höritzer beobachtet und nach seinem inneren Gehalt und nicht mit zu scharfem Auge geprüft hat, wird ihnen seinen Dank, seine Anerkennung nicht versagen. Während nämlich im benachbarten Westen des bayerischen Hochlandes das vielgepriesene Oberammergau bereits seit vielen Decennien Triumphe feiert und im Verein mit seiner majestätischen Gebirgswelt weithin seinen Zauber wirken läßt, seinen volltönenden Namen in die große Welt hinauspposaunend, hat sein ungleich jüngerer, wohl aber ebenbürtiger Genosse erst vor kurzem das Licht der Welt erblickt. Höritz ist ein Kind jüngster Vergangenheit, wenn auch seine Tradition in den Annalen der engen Heimat ein Blatt rühmlichen Wirkens und Schaffens aufzuweisen hat. Auch die äußere Scenerie des Bretterbaudens weist nicht vielköpfige, schneebedeckte Häupter auf, es liegen ihm nicht spiegelglatte Seen zu Füßen, aber es fesseln den Wanderer auch hier nicht unbeträchtliche Höhen, mit Tannen und Fichten reichlich bedeckt, und ihr harziger Duft weckt auch hier Wohlgefallen und stärkt die Nerven; die ausgedehnten Forsten laden auch hier zu den weitesten Wanderungen ein, wobei sich dem Naturfreunde an vielen Stellen noch jungfräuliches Gebiet erschließt und dichter Urwald seine Schritte hemmt, und als Ergänzung der fehlenden lachenden Spiegel großer Seebecken erblickt er hier zahlreiche glitzernde Wassermulden, die nordischen „Meeraugen", die oft schaurig, zauber- und phantasievoll wirken und der Gegend ein eigenes, typisches Aussehen verleihen. Es dürfte wohl niemand die Gegend des Stifterdenkmals am Plöckensteine und am gleichnamigen See besucht haben, ohne die tiefsten Gemütseindrücke von ihr empfangen zu haben. Hart am Absturze einer über 200 Meter hohen Steinwand steht ein aus Granitquadern aufgeführter Obelisk von 13 Meter Höhe; das Denkmal für den „Dichter des Böhmerwalds" mit der bezeichnenden Inschrift: „Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes." Ein herrlicher Ausblick in das reizende Maldauthal und auf die romantische Gebirgslandschaft der benachbarten zahlreichen Kuppen lohnt den nicht mühsamen Weg. So wie die Gegend von einfach schlichter Natur, so sind auch ihre Bewohner. Ein kerniger, kräftiger Menschenschlag, gutmütig bis zum Übermaß, offen und ehrlich, reicht der Sohn der Berge treuherzig dem Wanderer seine derbe, den Zug des Herzens verratende Hand. Gastfreundliche Aufnahme und Bewirtung findet der Besucher der Passionsspiele im deutschen Böhmerwaldgebiet in der ausgiebigsten, geschmackvollen und einfachen Form. Die sirenenhaften Anpreisungen moderner Touristenheime fehlen hier gänzlich, und das Treiben der Reklame waltet hier weniger als in den verwandten Passionsorten. Der Gast findet hier also keine „übertünchte Höflichkeit", sondern reizlose Natürlichkeit.

In wirtschaftlicher Beziehung stehen die Bewohner des Böhmerwaldes und namentlich die von Höritz ihren bayerischen Grenznachbarn nicht nach. Die heimische Industrie von Holzarbeiten und stellenweise auch Webereien macht ihnen die väterliche Scholle lieb und wert; sie verwalten das ererbte Gut mit taktvollem Sinn und zeichnen sich

durch rühmliche Häuslichkeit aus. Zur Zeit der Erholung sorgen sie für ihr geistiges Wohl, und der Zug nach Bildung ist ein überaus reger. Die Kultur hat hier reichlich gewaltet. So kam es auch, daß die Höritzer den Verlockungen der Muse nicht Widerstand leisten konnten, sondern, ihrem aufgeweckten Naturell Folge leistend, das althergebrachte, in Bayern und Österreich gepflegte kirchliche Spiel zu verschiedenen Zeiten mit nicht unerheblichem Erfolge übten. Die Chronik erzählt uns, daß bereits zu Anfang unseres Jahrhunderts in Höritz Passionsspiele aufgeführt wurden. Der Natur der Sache gemäß waren diese Spiele in Anbetracht ihres kunstlosen Betriebes seitens der Bewohner nur von mäßigem Umfange und von naivster Form; im großen Bauernwirtshause wurden sie hauptsächlich zu Weihnachten und Ostern in unterbrochenen Zwischenräumen zu Nutz und Frommen der Dorfkinder aufgeführt, und zwar in gewöhnlicher Volkstracht ohne musikalische Begleitung, ohne jegliche Beheise theatralischer Kunst und ohne Anspruch auf kunstmäßigen Stil und Ton. Aber den Boden dieser natürlichen und urproduktiven Haltung volkstümlicher Poesie und rein idealer Begeisterung der Höritzer Landleute für die scenische Muse fruchtbar zu machen und für eine künstlerische Entwicklung vorbereitet zu haben, das ist das Werk berufener Faktoren und besonnener Führung. Großes Lob verdient die außerordentliche Leistung des „deutschen Böhmerwaldbundes", eines Vereins, dessen Tendenzen überall, wo die deutsche Zunge klingt, wohlbekannt sind. Sein zielbewußtes Vorgehen, die deutschen Stammesgenossen im südlichen Böhmen, wo in neuester Zeit der Streit der Nationalitäten an Heftigkeit eher zu- als abgenommen hat, parallel mit dem „deutschen Schulvereine", in ihren Gesamtinteressen zu fördern, hat dieser Verein hier im Centrum des Böhmerwaldes ein bedeutendes Werk nationaler Kultur und Begeisterung geschaffen, das ihm und den beteiligten Personen zu großem Ruhme gereicht. Unter seinem verdienstvollen Obmanne, dem Landtagsabgeordneten und Bürger von Budweis, Josef Taschek, wurde der Kunst ein würdiges Heim erbaut und allen mitwirkenden Kräften die Hand zu rascher und entschlossener That geboten. Durch die Munifizenz dieses Vereins wurde ein stehendes Theater errichtet, auf lustiger Bergeshöhe, umgeben von den Kronen vielfach grüßender Höhen, in deren Hintergrunde eine stille Waldkapelle durch ihr ehrwürdiges Alter als weihevoller Zeuge fungiert. Der ganze Bau samt innerer und äußerer Ausstattung wurde um den Kostenpreis von rund 50,000 Gulden hergestellt, und konnte, dank der aufopferungsvollen Unterstützung der begüterten Bewohner des Ortes, die das Baumaterial unentgeltlich lieferten, und dank der mühevollen Mitwirkung auch der ärmeren Bevölkerung, die an dem Baue persönlich teilnahm, in wenigen Monaten zustande kommen. Auf steinernem Grunde errichtet, bietet der bretterne riegelfeste Oberbau, der mit Rücksicht auf seine Dekorationen, auf Sicherheit der Person und auf die technische Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, einen recht wohlthuenden Anblick. Gleich beim ersten Schritt, den wir ins Höritzer Gebiet machen, winkt uns das stattliche Haus entgegen, und nachdem wir die lange steilaufsteigende Dorfzeile, die mit mittelalterlichen Embiemen, der Prangersäule und einem steingrauen Brunnen geschmückt ist, durchmessen haben, winkt uns schon die weithin lesbare Aufschrift des Hauses: „Passionsspielhaus". Sein langgestreckter Rücken zeigt beim ersten Blicke, wie sehr der Baumeister darauf bedacht war, den Prinzipien der Theatersicherheit zu entsprechen; denn nicht weniger als 30 Eingänge zu beiden Seiten erhöhen das Sicherheitsgefühl der Besucher. Die bequemen Sitzreihen, geschmackvoll drapiert, sind amphitheatralisch angeordnet, der Orchesterraum ist analog der Wagnerbühne in Bayreuth in entsprechender Vertiefung angebracht.

Das Bühnenhaus zeigt einen geräumigen, für große und scenenreiche Ent-

wickelungen berechneten Trakt, dessen Ausstattung und Dekorierung das Werk eines gediegenen Theatermalers, J. Schallend aus Wien, ist. In ihren Teilen entspricht die Bühne vollständig den modernen Einrichtungen, sie ist demnach keine eigentliche Mysterienbühne, wie sie verwandte Anstalten aufweisen, sondern Volksbühne im eigentlichen Sinne des Wortes. Nur in dem großen Mittelbau, der für die Darstellung der Hauptscenen der eigentlichen Passionsgeschichte berechnet ist, gleicht sie der Oberammergauer Bühne. Hier wechseln im ganzen zwei Dekorationen mit einander ab: die Scene vor dem Palaste des Pilatus und gegenüber die des Annas, mit der landschaftlichen Scene des Ölberges und der Umgebung von Jerusalem. Alle übrigen Dekorationsstücke sind wandelbar und stellen sich dem jeweiligen Bedürfnisse der einzelnen Scenen zur Verfügung. Neben dem Mittelbau ist eine Vorderbühne für die Aufstellung des Chores und für die Darstellung der lebenden Bilder, z. B. für das seenhaft dargestellte Paradies mit der symbolisierten Schlange, das Reich Satans, die mannigfachen Örtlichkeiten aus der biblischen Geschichte ꝛc. Ferner ein Raum im Hintergrunde für die Darstellung der Nebenhandlung, so z. B. für die Kreuzigung Christi, die Grablegung und Auferstehung. Die hierzu geeigneten Maschinen sind auf das Minimum reduziert und den praktischen Bedürfnissen ganz angepaßt. So vermißt man hier z. B. das Flugwerk des Oberammergauer Spiels, auf dem der Heiland seine Himmelfahrt vollzieht und ähnliches.

Ein sehr geschmackvolles und gelungenes Dekorationsstück, gewissermaßen der stehende Prolog zum ganzen ist der Vorhang; denn sein knapper, aber bedeutungsvoller Inhalt bereitet schon auf das große Werk vor, welches sich da vor unseren Augen entrollen soll. Er enthält nämlich drei Medaillondilder, deren mittleres den in lichte Höhen aufblickenden Christus, die Himmelfahrt symbolisiert, während zwei andere, rechts und links, die Geburt und die Kreuzigung des Herrn darstellen. Eine Orgel an der rechten Seite des Orchesters trägt mit ihren vollen Tönen dazu bei, die Begleitung der stattlichen Chormusik, die von einer geschulten Militärkapelle exekutiert wird, wirksam zu unterstützen.

Die artistische Leitung steht unter dem bühnenkundigen Direktor Deutsch, dem die schwierige Aufgabe zufiel, von den Bewohnern des Dorfes die Fähigsten, 300 an der Zahl, als Darsteller und Statisten zu instruieren und bühnengerecht zu schulen. Keine kleine Arbeit, wenn man bedenkt, daß gleichsam aus dem harten Steine der klimmende Funke mit dem Stahle geschlagen werden mußte; es sind ja Leute, die von des Tages Arbeit leben und zumeist nur am Sonntag den schwierigen „Proben" beiwohnen konnten, während sie bis spät nach Mitternacht an den Werktagen zur Exerzierung von Chören herbeigezogen wurden; eine, die kurz vorher noch als Taglöhnerin beim Theaterbau beschäftigt war, glänzte in der weiblichen Hauptrolle, der Maria; ihr Name Maria Perwolfinger wird neben dem eleganten Darsteller des Christus in der Person des Oberlehrers Josef Bartl ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte der Passionsspiele überhaupt und von Höritz insbesondere einnehmen. Sie beide und die übrigen Darsteller, unter denen der des Oberpriesters Kaiphas, des typischen Judas und die Mehrzahl der Personen des Vorspiels ragen weit über das Niveau gewöhnlicher Dilettantenleistungen hervor. Man merkt es den Höritzern sogleich an, daß sie nicht aus gewöhnlichem Theatermaterial bestehen, sie üben ihre Kunst mit viel Geschick und Takt, und sie können sich mit stolzem Selbstbewußtsein mit den besten Vertretern ihrer Kunstrichtung messen; sie haben allerdings, wie alles Neue und Sekundäre, mit den Schatten ihrer rivalisierenden Gegner in Oberammergau zu kämpfen, allein die Höritzer dürften jene in mannigfacher Beziehung überholen; ihre natürliche,

jede Sucht nach Originalität und Manieriertheit verschmähende Sprache, ihr Spiel und ihre Geberden sind dem erhabenen Stoff ganz entsprechend und genügen den Anforderungen des von so hohem und idealen Gehalte erfüllten Gegenstandes. Es mutet einen gar wohl an, diese behäbigen und selbstbewußten Gestalten als Vertreter der Dorfmuse in farbiger Pracht vor Augen zu sehen; ihre kunstlose, urwüchsige Sprache mit den breiten Lauten und volltönenden Formen klingt ganz nachdrücklich in unser Ohr, und jede einzelne Bewegung, die verschiedenen Gruppen und Figuren, besonders die Massenscenen mit ihren farbenreichen Bildern wirken nach dem getreuen Muster der „Meininger" vorzüglich auf Herz und Auge und reizen zu staunender Bewunderung; die vielen prächtigen lebenden Bilder des Vorspiels und des letzten Teiles der Passion sind geradezu thränenrührend, Scenen, wie sie selten auf einem Theater, eher in einem Andachtshause erzielt werden können. Diese meisterhafte Inscenierung wird noch ergänzt und zu einem wirkungsvollen Abschlusse gebracht durch die würdevolle, den Eindruck des Ganzen wiederspiegelnde klassische Musik, als deren hervorragender Schöpfer der Budweiser Domkapellmeister Jugmann zu nennen ist. An berühmte Meister, Haydn, Händl, Beethoven, Mozart u. a. sich anlehnend, hat der Komponist einen Kranz von Chören geschaffen, die im Tone und Charakter der biblischen Überlieferung stimmungsvoll wirken; zudem hat er auch Originalmelodien hebräischer Texte und Choräle benutzt, welche der Darstellung den Stempel des Antiken verleihen. So bietet der imposante Chor von 45 Mitgliedern männlichen und weiblichen Geschlechts, unter denen einige stimmbegabte Jungfrauen besonders hervorragen, eine recht stattliche Gruppe und bildet gewissermaßen die „Krone der Schöpfung".

Schwierigkeiten bot die Neubearbeitung und Neugestaltung des textlichen Teils der Passionsspiele. Da hieß es vor allem mit einigen althergebrachten Überlieferungen, die dem fortgeschrittenen Zeitgeiste weichen mußten, brechen. Der an die Geschichte des Jesuiten P. Cochem vom „Leben Christi" sich anlehnende, von dem Leineweber Gröllhesl verfaßte Text wurde von dem Kaufmann W. Tahedl, auf dessen Anregung die ersten dilettantenmäßigen Aufführungen der Passion in Höritz stattfanden, entdeckt. Dieser nicht uninteressante Litteraturfund verdankt nun Herrn Professor Ammann aus Krummau seine Regenerierung und Bearbeitung. Vom deutschen Böhmerwalddunde aufgefordert, ging der bekannte Forscher auf dem Gebiete der Böhmerwald-Litteratur, dem auch der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in seinen „Mitteilungen" einen trefflichen Aufsatz über die Passionsspiele verdankt, daran, diesen Text der Passion entsprechend einzurichten. Er überarbeitete demnach und ergänzte, was eben zu ergänzen war. Unter anderem bereicherte er das Spiel mit einem der antiken Tragödie nachgebildeten Prolog, der sogenannten Exposition des Stückes. Ein Herold entwirft nämlich in kurzer Darstellung die ganze Leidensgeschichte Christi. Diese Einleitung und die Begrüßung des Publikums, ebenso die folgenden vom Chorführer vorgetragenen, den Inhalt der einzelnen Scenen betreffenden Erklärungen in gebundener Rede, und zwar in fünffüßigen Jamben abgefaßt, sind höchst stimmungsvoll. Endlich hat er den Text zu den Chören verfaßt oder nach vorhandenen Mustern neu bearbeitet, insbesondere aber hat er dem Ganzen das Gepräge der kunstvollen Bühnentechnik gegeben. Er ordnete und sichtete das vorhandene Quellenmaterial, merzte anstößige Stellen mit kritischem Auge aus und füllte die so entstandenen Lücken durch eigene, ingenöse Wendungen und Formen aus. Das Facit des Ganzen ist: der von idealem, antikem Geiste durchwehte edle Kern, den die schöne Form wie eine goldene Schale in sich schließt und als

goldene Frucht darbietet. Dieser Gröllhesl-Ammannsche Text bekundet schon dadurch seine Vorzüglichkeit, daß er von der gewöhnlichen Schablone abweicht. Er beginnt nicht direkt mit dem Leiden Christi, sondern er hebt seine Darstellung da an, wo die historische Überlieferung zu einem ursächlichen Zusammenhange die Handhabe bietet, wodurch die genetische Entwicklung der Handlung ersichtlich und der Ursprung des Erdübels und die Sühnung desselben durch den Sohn Gottes erklärt wird. Er begann nämlich seine Passiondichtung mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall des ersten Menschenpaares, für die der Heiland zu büßen und zu sterben auf sich nimmt, so daß nach den Regeln der dramatischen Kunst die Schürzung und Lösung des Knotens in der Handlung gegeben ist. Der erste Teil als Vorspiel und das Zwischenspiel der Passion sind mit einer Fülle lebender Bilder aus dem alten und neuen Testament ausgestattet: Scenen großartiger Wirkung kommen zum Vorschein, so: die Erschaffung der Welt mit dem Paradiese und den guten Engeln, die Erschaffung Adams und Evas, die Opferung Isaaks auf dem Berge Moria, Jakobs Söhne, die ihren Bruder Josef an die ismaelitische Karawane verkaufen, das Fallen des Manna in der Wüste, Tobias' Abschied von seinen Eltern, eine Scene höchst patriarchalischer Natur, Esthers Bitte für ihr Volk beim Könige, die heiligen drei Könige, das Jesuskind im Hause Josefs, Jesu Taufe im Jordan, seine Versuchung durch Satan, Christi Verklärung, höchst effektvoll wirkt hier das elektrische Licht, ebenso bei der Darstellung des Regenbogens nach der großen Sintflut zum Zeichen des göttlichen Bundes mit Noah. Es folgen noch einige packende Bilder, so die Erweckung des Lazarus, das herrliche, zu Thränen rührende Bild: Lasset die Kleinen zu mir kommen, und endlich der große, imposante Einzug Jesu in Jerusalem; ein Massenbild von eminenter, großartiger Darstellung: Eine stattliche Kinderschar läuft in jubelnder Freude, Blumen streuend, über die Bühne, Frauen und Mädchen breiten Teppiche und Kleider über den Weg, auf dem der Heiland in die Stadt einziehen wird, eine große Volksmenge unterschiedlichen Geschlechtes und Standes, die Schar der Pharisäer füllt den großen Bühnenraum, und bald zieht auch Jesus ein, auf einem Esel reitend, inmitten seiner Jünger und unter brausenden Hosiannarufen der begeisterten Bürger, die Palmenzweige schüttelnd ihren Freund und Gönner begrüßen, während im Hintergrunde der Bühne Kaiphas mit seinem Anhang in drohender Haltung dasteht und Jesus Warnungsrufe zuwirft. Ein Aufgebot des gesamten verfügbaren Bühnenpersonals defiliert vor den Augen des Zuschauers, der von Staunen und Bewunderung über die Großartigkeit und Pracht des Aufzuges hingerissen, keinen Ausdruck findet, um das Gesehene genügend würdigen zu können.

Das Vor- und Zwischenspiel, in welch letzterem noch die wirkungsvolle Parabel vom guten Hirten, der das verlorene Schäfchen seines Vaters sucht und nicht eher ruht, bis er es wiederfindet, erwähnenswert ist, die Zeit von $2^1/_2$ Stunden vormittags ausfüllend, sind mit ihrem rauschenden Scenenwechsel vorüber, und es beginnt die ersehnte Mittagspause, wo man nach den geistigen Genüssen in dem angrenzenden Parkrestaurant oder in den wohleingerichteten Gasthäusern des etwa eine Viertelstunde entfernten Marktes sich nach leiblicher Stärkung umsehen kann. Um 2 Uhr nachmittags beginnt das Passionsspiel selbst. Jesus offenbart in herzergreifenden Tönen und Vorstellungen seiner Mutter Maria seine Leiden; sie teilt in mütterlicher Treue all seinen Kummer, den sie nur erratend erspäht; ihre Thränen sind wahre Thränen, ihr Seufzen, ihre Klagen, ihre zärtlichen Liebkosungen, ihre Versuche, den geliebten Sohn zu trösten und ihm Mittel zur Abwehr zu empfehlen, um ihr den bittern Schmerz seines Verlustes zu ersparen, sind wahre Herzenszüge, ohne jede Künstelei. Jesus nimmt dann Abschied

von ſeiner Mutter und ſeinen Freunden, um ſich zum letzten Abendmahle in das Haus eines Reichen auf Sion zu begeben; es folgt ſodann die Fußwaſchung und hierauf die Einſetzung des heiligen Abendmahls; Jeſus lehrt ſeine Jünger zum letzten Male Liebe und Duldung üben. Damit iſt der Übergang zur zweiten Haupthandlung gegeben. Der jüdiſche Rat verſammelt ſich in Kaiphas' Palaſt und beſchließt mit Judas Unterſtützung, der die Fährten ſeines Meiſters auszuſpähen verſpricht, Jeſus heimlich zu fangen. Judas zieht mit der Rotte in den Ölberggarten und führt von den böſen Geiſtern Luzifer, Beelzebub und Belial verſtrickt, ſeinen Plan um den Lohn von 30 Silberlingen aus. Die dritte Haupthandlung beginnt mit der Scene am Ölberg. Während Jeſus zu ſeinem Vater um Befreiung ſeines harten Loſes fleht, erſcheint ein Engel mit ſtrahlendem Antlitz, um ihm Stärkung in ſeiner Not und Qual zu bringen. Auf Geheiß des Vaters muß er den Leidenskelch bis zur Neige leeren und den Tod am Kreuze büßen. Es folgt die Gefangennahme Jeſu auf offener Scene. Judas drückt ſeinem Meiſter den Verräterkuß auf die Stirn, dann wird dieſer von der Rotte fortgeſchleppt. In der vierten Haupthandlung beſteht Chriſtus ſein erſtes Verhör vor Annas, dann vor Kaiphas in Gegenwart des Synhedrions. Jeſus beharrt auf ſeinen Lehren und er geſteht unumwunden, daß er der Sohn Gottes ſei, er bekennt ſich zu einem Könige, aber ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt. Deshalb wird er von dem zürnenden Rate und der tobenden Phariſäerſchar zum Kreuzestode verdammt und in den Kerker geworfen. In der Nacht ſucht Maria ihren Sohn, ſie bittet die Wache um Einlaß in die Kerkerzelle, in welcher er ſeine Klagelieder in melodramatiſcher Form althebräiſcher Texte ſingt, ſie wird aber barſch abgewieſen. Ein betäubender Lärm erſchallt vor dem Hauſe des Pilatus, dem Blutrichter über Judäa unter Kaiſer Tiberius, vor deſſen Richterſtuhl jetzt Jeſus gebracht wurde. Der auffällig humane Römer findet kein Zeichen von Schuld an dem Verklagten und ſchickt ihn zu Herodes, dem eigentlichen Richter über Jeſus, den Galiläer. Von dieſem verhört, wird er abermals vor Pilatus geführt und endlich auf energiſches Verlangen ſeiner Ankläger zum Tode am Kreuze verurteilt; doch ſollen den Phariſäern zum Trotze als Kreuzesinſchrift die Worte: J. N. R. J. (Jesus Nazarenus, rex Judaeorum) angebracht werden. Die fünfte und letzte Haupthandlung enthält den Antritt Jeſu zum Kreuzwege; Maria, Magdalena und Johannes ſuchen ihn auf demſelben. Da begegnet er ſeiner Mutter und fällt ſchmerzlich unter der Kreuzeslaſt nieder; Simon von Cyrene hilft ihm das Kreuz tragen, während ihm Veronika das Schweißtuch reicht. Jetzt ſieht ſich auch Judas von Gewiſſensbiſſen gequält und ſpringt aus Verzweiflung in einen Abgrund. Auch Petrus, der ſeinen Meiſter verraten, wird von den Qualen der Reue ergriffen. Im Hintergrunde der Bühne vernimmt man dumpfe Schläge, die Kreuzigung Chriſti wird eben vollzogen. Am Kreuze ſpricht Jeſus die letzten ſieben Worte der Erlöſung, und Finſternis des Todes legt ſich auf ſeine Stirne. Donner und Blitz begleiten die folgende Scene, ein gewaltiges Erdbeben wird vernehmbar, die Toten werden aus den Grüften geworfen, und alles, was lebt, fällt zitternd in die Knie. Es wird wieder hell, in lichtvoller Ferne erſteht Jeſus wieder vom Grabe; ſeine Abnahme vom Kreuze und die Grablegung haben unmittelbar vorher ſichtbare Spuren der allgemeinen Beſtürzung hinterlaſſen, welche das folgende „Halleluja" aus dem Oratorium „Meſſias" von Händel zu verſcheuchen ſucht.

Alles in allem iſt die Geſamtleiſtung recht befriedigend, ſie bewegt ſich ſtets in würdevollem Rahmen der Tradition und entſpricht vollkommen dem erhabenen Vorwurfe der Paſſion. Sorgfältiges Studium und muſterhafte Schulung aller Mitwirkenden brachten auch nie geahnte günſtige Erfolge. Beweis ſind die zahlreichen Zeugniſſe,

die durch den Besuch selbst geliefert wurden. In großen Scharen eilte die Bevölkerung von Nah und Fern herbei, um die Leistungen ihrer Stammesbrüder kennen zu lernen und Herz und Auge an diesem kirchlichen Spiel zu erfreuen; hohe Würdenträger, weltlichen und geistlichen Standes, Gelehrte, Litteraten und jugendliche Enthusiasten sah man in großer Zahl dem Hause der Passion zuströmen; sie alle lauschten andächtig dem erhabenen Gegenstande und harrten in ernster Stimmung bis zum Schlusse der Vorstellung aus. Durch diese glänzenden Leistungen ermutigt, so wie durch manchen Fingerzeig freundlicher und verständiger Teilnahme zu sachgemäßen Verbesserungen im allgemeinen und besonderen ermuntert, beschloß der deutsche Böhmerwaldbund, die Passionsspiele jedes Jahr zu Beginn des Jahrs fortzusetzen, um das begonnene Werk, ein Stück heimatlicher Kultur und nationaler Begeisterung, seinem gedeihlichen Ziele zuzuführen: die materiellen und geistigen Interessen seiner Stammesgenossen zu heben und zu fördern.

Die heurige Spielzeit hat am Pfingstsonntage begonnen.

Kritik.

Romane und Novellen.

Wieder einmal hat sich das junge Volk unter einer Fahne gesammelt, um zu zeigen, wie weit es die neue Kunst gebracht hat. Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung hat Dr. Cäsar Flaischlen unter dem Titel „Neuland" herausgegeben (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. Preis: 5 Mark).

Dreiundzwanzig Autoren marschieren auf mit vierzig Beiträgen, die zum größten Teile noch nicht gedruckt waren. Es ist ein zahmes Buch geworden, wie nicht anders zu erwarten, jetzt wo die erste Hitze verraucht ist und das stille Arbeiten angefangen hat. Der Herausgeber einer Anthologie kann es nicht allen recht machen, und ich hab eine spezielle Antipathie gegen alle Sammelbücher. Aber Flaischlen hat seine Aufgabe mit gutem Takte gelöst. Ich vermisse einige Namen ungern. Ein paar Beiträge wünschte ich weg, z. B. die beiden herzlich unbedeutenden Sächelchen von Heinz Tovote. Von direkt Wertlosem ist der Band Gottlob frei, und mehr soll man nicht erwarten. Daß der Band einen imponierenden Eindruck hervorbringe, kann ich nicht behaupten. Es sind ja in der Hauptsache kleinere Sachen; große wuchtige Stücke aufzunehmen verbot schon der Raum. Die Gegensätze sind stark; es ist ein buntes Bild. Paul Scheerbart schreibt seine kleinen Stücke mit echter unbekümmerter Freude am Fabulieren, bunt wie Seifenblasen; warum? wozu? — weil er eben Freude hat an bunten, farbigen Bildchen. Daneben stammelt Johannes Schlaf naturbegeisterte Worte, setzt Strichelchen an Strichelchen, wie man es von seinem Sammelbuche „In Dings da" her kennt. Eine phantastische Traumwelt beschwört Julius Hart herauf. John Henry Mackay schreibt in seiner nüchternen festen Art eine einfache Geschichte über die tiefstes Mitgefühl seinen Glanz ausgießt. Frau Anna Croissant-Rust bringt ein Idyll voll zitternder Lebenslust und Lebensfreude, treffsichre Kunst, aus dem Herzen herausgeschrieben, echt modern im scharfen Erfassen der Situation und Stimmung, in dem fröhlichen unbekümmerten Drauf-

losgehn, das eben den richtigen Ausdruck finden muß, nicht eher ruht, als bis er da ist. Sie hat mit ihrer „Prinzessin auf der Erbse" den Vogel abgeschossen. Heinrich Hart bringt zwei Skizzenblätter, zwei Porträtstudien. Der eine, Vinzenz, ist der Bethätiger reinster christlicher Liebe, geht ganz auf in seiner Liebe zur Menschheit, eine Idealgestalt opferfreudiger Hingabe. Der andre, Richard, repräsentiert modernstes Sichselbstfühlen, Sichselbstsetzen. Es sind Gestalten mit den Augen der Wahrheit und der Sehnsucht gesehn, „Vorboten künftiger Geschlechter". Die Beiträge der Frau Croissant und Heinrich Harts sind die Perlen des Buches.

Wird das Buch seinen Zweck erfüllen, weitre Kreise zum Verständnis der neuen Kunst bringen und von der Furcht vor dem Popanz Moderne erlösen? Zu wünschen wär's, und weite Verbreitung findet es ja, da es in die Schriften des Vereins für Bücherfreunde aufgenommen ist. Jedenfalls soll man dem Herausgeber für seine Arbeit Dank wissen.

Dem Erzeugnis seiner Muse, der Sylvester-Paraphrase in sieben Bildern: Im Schloß der Zeit, die Flaischlen im Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin) hat erscheinen lassen, worin es entsetzlich allegorisch kalt ist, wie eben um Neujahr vielleicht nicht anders zu erwarten — kann ich leider keinen Geschmack abgewinnen. Schnell vorüber.

Hermann Bahr hat in dem Sammelbuche keinen Platz gefunden. Seine neueste Novellensammlung Caph (S. Fischer, Berlin) läßt das kaum bedauern. Schlimmer hat sich kaum einer in kurzer Zeit ausgeschrieben als er. Seine Mätzchen vermögen nicht mehr über die Hohlheit hinwegzutäuschen. Vielleicht giebt es aber noch Menschen, die die Widmung des Buches („Meinem verehrten Freunde, dem sehr edlen Hunde Wächterl, in herzlicher Liebe") lieb und reizend finden und den affektierten, zugehackten, schlodderigen Stil bewundern, vielleicht auch solche, die Kommisvoyageur-Geschichten wie „Die schamhafte Gräfin" mit Vergnügen lesen. Sie mögen ihr Vergnügen haben; vor das Forum litterarischer Kritik gehören die neuesten Bahrschen Sudeleien nicht mehr.

Übersetzungen sind wieder reichlich vertreten. Bei S. Fischer in Berlin erschien „Eine glückliche Ehe" von Peter Nansen, dem feinen dänischen Journalisten. Nansens Prosa ist ein Genuß, sie hat etwas stillfertiges über sich, ist glatt und geschmeidig, kann eigentlich alles sagen, ohne zu verletzen. Dem entspricht eine gewisse oberflächliche Behandlung des Stoffs. Keine Spur von Versuch, in die Tiefe zu dringen. Die Erzählungsweise wird fast schematisch; es läuft alles zu genau am Schnürchen. Es ist die Geschichte von der jungen Frau, die zugleich eine gute Hausfrau für ihren Mann und Geliebte für den Hausfreund ist. Der Verfasser schildert, wie hübsch doch eigentlich ein solches Dreiecksleben ist. Geht uns doch mit der Moral; ist die Geschichte gut arrangiert, dann lebt's sich auf diese Weise ausgezeichnet. Es ist gut, daß Nansen über einen trocknen diskreten Stil verfügt, der keine Schwierigkeiten kennt und alle grellen Farben ausschließt.

Sven Lange, Engelke und andere Erzählungen. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. (Köln und Paris. Verlag von Albert Langen.) — Der Verleger hat dem Buche einen Panegyrikus vorangesetzt. Es kann schön werden, wenn die Herren Verleger ihre Waschzettel in Gestalt von Vorreden veröffentlichen, und es zeugt nicht gerade von gutem Geschmack, wenn sich ein Autor eine Anpreisung seiner „Ware" in der Form gefallen läßt. Hätte der Herr Verleger lieber dafür gesorgt, daß der Titel der ersten Novelle vorgedruckt wäre. — Sven Lange ist etwa fünfundzwanzig Jahre alt; da er ein Däne ist, wurde sein erstes Buch schleunigst übersetzt. In diesem Falle mit Recht. Es ist das erste wirklich bedeutende Buch, das der Langensche Verlag gebracht hat. Es

iſt merkwürdig reif. Das pſychologiſche Bohrvermögen Langes ſcheint frühzeitige Verbitterung und Verachtung des heimiſchen Geſellſchaftslebens raſch entwickelt zu haben. Sein Vortrag iſt kalt und ſtill und ſtolz, ariſtokratiſch abweiſend. Der männlichen Hauptfigur der erſten Novelle ſind ein paar Auseinanderſetzungen über Kunſt in den Mund gelegt, die nicht recht zu der Figur paſſen, alſo wohl mit einem gewiſſen Recht auf das Konto des Verfaſſers geſetzt werden können. „Meine Poeſie eine tief zitternde Leidenſchaft für das Böſe nähren — Shakeſpeare hatte einen Hauch davon, der jedoch weit entfernt von genügend war; — meine Poeſie ſoll das Böſe als die Grundveſte ihres Weſens bekennen, wie ihren Atemzug, wie das Blut in ihren Adern; ſie iſt viel urſprünglicher als Mephiſtopheles, ſie ſpottet nicht, denn ſie verweilt zu viel bei ſich ſelbſt — und von dem Begriff Sünde ahnt ſie nicht einmal, was er iſt.“ Und dieſe Poeſie, heißt es an andrer Stelle, wäre dann nicht ein Luxusartikel, den man ruhig beiſeite werfen kann, wenn man keine Notiz von ihm nehmen mag, ſie wäre eine brennende, unauslöſchbare Flamme, die im alten Dänemark luſtig gen Himmel lodern könnte. Das iſt eine Stelle, die recht ſehr von dem ſanften ruhigen biaſierten Tone abſticht, der ſonſt in däniſcher Litteratur herrſcht. Nun mag Lange ſein Wort einlöſen.

Endlich iſt dann auch einer der prächtigſten Romane Jonas Lies überſetzt: Hof Gilje (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek X, 20). 1883 iſt das Buch erſchienen; es iſt das erſte Buch Lies, das völlig durchſchlug. Arne Garborg hat in ſeiner Biographie geſchildert, wie „die Kritik förmlich ein Feſt feierte“, wie die Frauenemanzipation das Buch für ſich ausnutzte. Kürzlich ſtand der Roman in der Zeitſchrift „Die Frau“. Sind wir wirklich zehn Jahre zurück? „Was die Periode künſtleriſch erſtrebte, hier war es erreicht.“ Lie führte mit ſeinem Buche über die Problemdichtung hinaus „zu der eigentlichen Aufgabe der Kunſt zurück, der reinen Menſchenſchilderung“. So wurde der 50jährige Mann der Meiſter der naturaliſtiſchen Richtung, die in der Mitte der 80er Jahre auftrat. Das Buch hat eine Geſtalt, die man nimmer vergeſſen kann, die Geſtalt der „Ma“, der Ehefrau, die nur Hingebung, Reſignation iſt, „der ewigen Märtyrerin der konventionellen Ehe“. Damit hat Lie eine typiſche Geſtalt geſchaffen. Aber ſie iſt nicht bloß die „unterjochte Frau“, nicht eine zurechtgebrechſeite Figur, der Theorie zu Liebe geſchaffen. Sie iſt bis in die kleinſte Seelenregung hinein verſtanden, wie ſpäter der Kommandeur in „Die Töchter des Kommandeurs“, der unterjochte Ehemann. Und es iſt ſchlimm für die Verfechter einſeitiger Frauenemanzipation, daß Lie auch den Mann der „Ma“ verſtanden hat, den Kapitän Jäger, den Haustyrannen, den brutalen Herrn und Rekrutenſchinder, daß er die Bedingungen aufzeigt, die ihn zu dem Manne machen mußten, der er iſt. In Engelhorns Romanbibliothek ſind früher die „Töchter des Kommandeurs“ erſchienen; das deutſche Publikum kann nun die beiden Hauptromane Lies hinter einander leſen und einen Einblick bekommen in ſeine dichteriſche Arbeit, wie man es nicht beſſer verlangen kann. —

Im Verlage von F. Fontane & Co. (Berlin) iſt erſchienen:

Gertrud Franke-Schieveldein: Rotdorn. Novellen. — Eine gute Unterhaltungslektüre teilweiſe mit Anläufen zu pſychologiſcher Erfaſſung. Die letzte Novelle iſt techniſch am beſten gelungen. Sie ſticht in ihrer knappen klaren Art vorteilhaft ab von den mit allerhand empfindſamem Flitterſtaat aufgeputzten beiden erſten Erzählungen. Auf jeden Fall gehört die Verfaſſerin unter die Erſcheinungen, von denen Gutes zu erwarten iſt.

Viktor Neumann: Himmliſche und irdiſche Liebe. Roman. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. 1894.) Preis 3 Mark. — Ein Profeſſor der

Philoſophie erfährt, daß ſeine Frau ihn mit ſeinem beſten Freunde hintergangen hat. Erſt ohnmächtige Wut, Mordgedanken, ſchließlich ſiegt das Mitleid. Er verzeiht ſeiner Frau. Eine neue Liebe ſcheint zwiſchen den beiden zu entſtehen. Da kommt der Freund. Auch ihm wird verziehen; der Profeſſor geht ſogar ſoweit, ihn zum Abend bei ſich zu behalten. Die Frau, die ſich in dieſe Verhältniſſe nicht hineinfinden kann, vergiftet ſich, und der Profeſſor wird an dem Totenbette ſeiner Frau wahnſinnig. Das Buch iſt ein Konſtruktionsroman. Als moderner Menſch verzeiht der Profeſſor ſeiner Frau; die Frau empfindet das als Waſchlapperei, beſchimpft den Mann zunächſt, wird ruhig, die Liebe bricht wieder friſch hervor. Das alles geſchieht an einem Tage: Früh um 8 Uhr holt er ſeine Frau vom Bahnhof ab, nachts feiern die beiden ihr Liebesfeſt. Nun kommt die böſe Welt. Am andern Tage erſcheint der Freund. Der Frau muß ſofort ſo unbehaglich werden, daß ſie Gift nimmt. Es iſt das alles ganz ſchön gedacht, nur leider fehlt die innere Wahrſcheinlichkeit. Der Roman iſt teilweiſe ſehr gut geſchrieben, mit einer gewiſſen Vehemenz und großer Gewandtheit. Als Ganzes wirkt das Buch ſeines Stoffes wegen wenig. Es fragt ſich, ob der Verfaſſer lebensvolle Geſtalten ſchaffen kann, vorderhand hat er nur konſtruierte Figuren mit ſcheinbarem Leben erfüllt.

G. Morgenſtern.

Abſeits vom Wege. Zwei Erzählungen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Ein neues Buch von Leo Hildeck iſt ſtets eine willkommene Gabe für die immer mehr wachſende Schar der Freunde ihrer Muſe — jeder, der ihre Novellen und namentlich ihren „goldenen Käfig“ geleſen hat, weiß, daß er keine alltäglichen Erzählungen zu erwarten hat, die für den Tag geſchrieben mit dem Tag verſchwinden — ſondern vielmehr ausgereifte Leiſtungen einer ernſt ſchaffenden Künſtlerin. Die beiden Erzählungen, welche uns ihr neueſtes Buch bringt, ruhen auf gemeinſamem Grunde: Beide predigen uns die Tragik des Frauenloſes. Und doch, wie verſchieden iſt dieſes Thema in den beiden Novellen behandelt! In der erſten — „Erfolg“ — ſehen wir, wie ein glück- und freudlos dahinlebendes Mädchen elend zugrunde geht, weil es auch einmal die Hand nach dem Glücke auszuſtrecken wagt; in der zweiten Novelle — „Seine Witwe“ — behandelt die Verfaſſerin hingegen das Schickſal einer Frau, die in den Augen der Welt als Gattin eines hochberühmten Mannes beneidenswert glücklich ſcheint, während ſie an der Seite dieſes Mannes namenlos unglücklich dahinlebt, bis ihr ſein Tod eine „Freiheit“ giebt, welche ſie nur ſo lange vor geſellſchaftlicher Achtung ſchützt, als ſie von ihr keinen Gebrauch zu machen wagt. — Aber nicht nur das Grundthema iſt beiden Erzählungen gemeinſam: in dem Hintergrunde einer jeden lauert der ſtille unausgeſprochene Vorwurf gegen die Geſellſchaft, welche die Wahrheit nicht vertragen kann und dadurch das Lebensglück der Individuen ganz oder zum Teil vernichten muß, ſobald ein Konflikt entſteht. Und der Zwang der Geſellſchaft erſcheint ſo groß, daß auch jene durch ihn herbeigeführten Löſungen, welche vor dem Tribunale der Ethik nimmermehr zu beſtehen vermögen — zu Selbſtverſtändlichkeiten werden, die kaum einer Diskuſſion wert erſcheinen.

Der junge Rechtsanwalt der erſten Novelle würde es nicht zu faſſen vermögen, wenn man es unternähme, ihm zu beweiſen, daß er die Lehrerin zu ſeiner Frau zu machen hätte, denn würde ihn nicht ſein ganzer Kreis verurteilen? Würde er ſich nicht geradezu lächerlich machen? Und die Frau der zweiten Novelle kann es als Witwe des ungeliebten großen Mannes in Wirklichkeit nicht wagen, den heißgeliebten Redakteur zum Manne zu nehmen, denn die Geſellſchaft hat ihre unumſtößlichen, wenn auch ungeſchriebenen Geſetze und

lieber soll das Lebensglück der Individuen Schiffbruch leiden, ehe an diesen Gesetzen gerüttelt werde.

Leo Hildeck hat uns in der ersten Novelle einen unterliegenden, in der zweiten einen siegenden Frauencharakter vorgeführt, aber in beiden Erzählungen sitzen wir über die gesellschaftliche Lüge zu Gericht, und wir können der Verfasserin das Lob nicht versagen, das sie es verschmäht, die Landstraße zu beschreiten und mit Vorliebe unbegangene Pfade einschlägt, um tiefen Problemen des Lebens nachzugehen.

Nicht einverstanden sind wir mit dem Schlusse der ersten Novelle. Daß es solche niedrige Charakter giebt, welche ihr Abenteuer aus Eitelkeit am Biertische in der Weise zum besten geben könnten, wie es der junge Rechtsanwalt thut, unterliegt selbstverständlich keinem Zweifel. Wir möchten nur bestreiten, daß dieser Hans Sturz aus solchem Stoffe geformt ist. Er ist uns im Laufe der Handlung mehr gewissenlos, als eigentlich gemein erschienen, und mancher Leser dürfte sagen: „Das hätte ich ihm denn doch nicht zugetraut." Dem Referenten ist es so ergangen, und er kann daher nicht umhin, zu sagen, daß es dem Autor vielleicht nicht erlaubt war, dem Bilde diesen dunklen Schatten hinzuzufügen.

Gewiß, es geschieht im Leben häufig, daß wir Handlungen begehen sehen, welche wir dem betreffenden Individuum nicht zugetraut hätten. Wenn das in der Wirklichkeit geschieht, beweist es nur, daß unsere Menschenkenntnis in diesem Falle lückenhaft gewesen ist. In einem Kunstwerke ist aber der Autor dafür verantwortlich, daß wir den Charakter des Helden genau genug kennen, um von keiner seiner Handlungen überrascht zu werden. Gewiß ist dies kein Fehler, der schwer ins Gewicht fällt. — Daß wir ihn überhaupt zur Sprache gebracht haben, mag der Verfasserin ein Beweis für die Hochachtung sein, welche wir ihren Arbeiten entgegenbringen. Dr. Arthur Pfungst.

Lyrik und Epos.

Herr Oskar Oertel hat viele lange Stunden „auf dem fernen Helikon" gesessen, und wie das so zu gehn pflegt, als er wieder runter kam, hatte er die Phyllis fertig, eine Novelle in Liedern, (Leipzig, Siegbert Schnurpfeil). In Anmerkung 4) teilt er mit: „Die in der zweiten Abteilung des Buches, welche die Überschrift: ‚Phyllis' führt und die drei Abschnitte: ‚Liebes-Sehnen', ‚Liebes-Lust' und ‚Liebes-Leid' enthält, mitgeteilte Geschichte, der Hauptgegenstand dieses Werkchens, beruht auf den mündlichen Mitteilungen eines Freundes des Verfassers an den letzteren." Das ist Oertelsche Prosa, nun eine Prode Oertelscher Poesie:

Entzückt mich nun auch dieser Liebe Tiefe,
So muß es doch ernstlich mich betrüben,
Daß Phyllis so sehr durch dieselbe leidet
Und sie ihr nie endenden Kummer bereitet.
Doch ahnt sie denn nicht, wie schwer auch mir
Die lange Zeit der Trennung wird?
Wie selbst bei der Arbeit mein Geist oft zu ihr,
Ins Heiligtum ihres Heims, sich verirrt
Und da in den Bildern sich verliert,
Die süße Erinnerung vor ihm führt?

Ja, Sachsen hat noch reimfrohe Dichter.

Ungefähr gleiche künstlerische Vollendung weisen die Gedichte von Albert Oberlein auf: Haideblümchen (Altenburg, Schnuphasesche Hofbuchhandlung). Er reimt mit der größten Seelenruhe: selig — fröhlich, gestört — zehrt, ergründen — finden u. s. w. Auch hier eine Probe:

Kaiser Wilhelm ist nicht mehr,
Friedrich ward uns auch entrissen,
Und wer zählt die Helden her,
Die wir schmerzlich schon vermissen;
Auf die wir mit Stolz geblickt,
Als der Feind das Schwert gezückt;
Klage, Deutschland, klage!

Ein frischerer Zug geht durch die Gedichte von E. Meyer, Mosaik (Basel, Druck der Vereinsbuchdruckerei, 1893). Die Form ist alt und die Gedanken nicht gerade neu; und wenn die Verfasserin einen Volksfreund ansingt: „Verzage nicht, mein stolzer Pelikan", so kann ich nicht für meine tiefernste kritische Miene ein-

ſtehn. Aber man hat es doch hier mit einer Dichterin zu thun, die derb zupackt und den Dingen auf den Leib rückt. Warten wir ab, was draus wird.

Da iſt Karl Buſſe eine andre Nummer. Er iſt „geborener Lyriker“. Ihm formen ſich die Erlebniſſe wie von ſelber zum Gedicht und ſeine Sammlung Gedichte hat die zweite Auflage verdient (Großenhain und Leipzig, 1894, Baumert & Ronge). Er verſteht in Stimmung zu verſetzen, wie nur einer, verſteht Verſe zu ſchreiben von entzückendem Wohllaut. Freilich kann er auch zu viel des ſüßen Geklingels geben, und es wäre ein erfreuliches Zeichen von Weiterentwicklung geweſen, wenn er die neue Ausgabe von einigem Klingklangballaſt befreit hätte.

Ein ſtolzes Buch ſind die Offenbarungen von Alberta von Puttkamer (Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung). Hier herrſcht ein Geiſt, dem Flügel zum hohen Flug gegeben ſind. In dem ganzen Buche kein kleiner, ſchwächlicher Ton. Die Dichterin „geht abſeits von der großen Herde, die in der ſchlichten Form den Gott mißkennt und das Gemeine preiſt mit Narr'ngebärde“. Sie will den Gott und den Menſchen in ſich ausleben. Die Leidenſchaft, die ſie erfaßt, ſtammt aus der Bruſt eines ſtarken, zum Herrſchen und Trotzen geborenen Weſens, das ſich ganz ausleben und „nichts und nichts dem Schickſal ſchenken will“. Nur große Leidenſchaft kann Verſe hervorbringen wie die folgenden:

Hier iſt die Heide! uns umhegt die Stille.
Ich weiß nur noch, daß du auf Erden biſt —
Es wächſt die Sehnſucht, und es ſchläft der Wille —
Die Zeit lebt nur, die nur dein Atem mißt . . .
Dein Kuß hebt mich in wundervolle Schwülen;
Wir lieben uns ſo ſehr, ſo wonnejung —
Nicht denken will ich mehr — nichts, nichts als fühlen —
Sink auf uns nieder, — Heidedämmerung. —

Zu wahrhaft monumentaler Größe wächſt die Geſtalt in den letzten Abſchnitten des Buches, den Freien Rhythmen und den Offenbarungsnächten, in denen ſie die ehrwürdigen Geſtalten Goethes, Platos und Chriſti heraufbeſchwört, um Stärkung zu finden in ihrer gegenwartfremden Einſamkeit. Dieſe fünfzig Seiten konnte nur eine Vollnatur dichten, die die Welt mit „der Vielkraft der Seele“ ſchaut, „mit Herz und Phantaſie und Verſtand, in einen Ring des Könnens gebannt“.

Und die Sprache, in der ſie ihre Gedanken vorträgt? Ich will eine Stelle aus den freien Rhythmen herſetzen:

Die Wolken jagen und wandern.
Zu allmächt'gen Geſtalten ballen ſie ſich;
Und der diaſſe Nebel
Schleppt wie Faltengewänder,
Durchſtickt mit erſten Funken
Fallenden Mondlichts . . .

Unſre Zeit ſteht der Lyrik fremd gegenüber, und es ſieht aus wie eine Ironie, daß gerade ſie Dichter von der Größe eines Dehmel, Falke, Liliencron, einer Alberta von Puttkamer hervorbringen mußte, daß gerade auf dem Gebiete der Lyrik die Produktion immer mehr wächſt. Herrgott, wie ſoll das enden!

Morgenſtern.

Ludwig Scharf: Seiner Heiligkeit Papſt Alexanders VI. Bulle: „In rebus amoris“, herausgegeben vom hochwürdigen Chorherrn Giambattiſta Caſti. (Zürich, Verlagsmagazin [J. Schabelitz], 1894. — 60 Pf.) — Als die wahnſinnigen Anſprüche der Päpſte auf Leib und Leben der Menſchen, auf ihre Seele, ihren Kopf, ihren Haushalt, ihre Bücher, ihre Schlöſſer, ihre Throne, ihre Ehefrauen, ihre Ehebetten, ihre ehelichen Funktionen, ihre Gedanken, ihre Zukunft im Jenſeits, wie ihre Gegenwart am höchſten geſtiegen waren, wie z. B. Bonifaz VIII., oder in der Bulle „in coena domini“, oder z. B. Leos X., der den Deutſchen das Buchdrucken verbot, — bis Luther mit einem kräftigen deutſchen Fauſtſchlag den vergoldeten Italiener von ſeinem Throne ſtürzte — um jene Zeit ſuchte ſich die gequälte Menſchheit hie und da durch eine ſatiriſch gemeinte, ſogenannte „Pſeudo-Bulle“, von dem entſetzlichen Druck, den dieſer vergoldete Kaſtrat im

Reich der Geister ausübte, zu erholen. Leider gelang es ihnen nicht immer. Denn, was sie auch an Tollheiten in diesen erfundenen Bullen zusammentrugen, man hielt sie für echt, sobald nur der Name eines Papstes an ihrer Spitze prangte. — Eine dieser Pseudobullen, deren echte Unechtheit sich inzwischen herausgestellt hat, ist auch die vorliegende. Ihr Verfasser ist der geistreiche Giambattista Casti im 16. Jahrhundert, und sie ist Alexander VI. zugeschrieben. Aus der Prosa des Casti hat sie ein Franzose Anfang dieses Jahrhunderts in reizende französische Verse gebracht, deren Ausgaben, ebenso wie die des Casti, große litterarische Seltenheiten bilden. Und nach den Versen des Franzosen hat sie Ludwig Scharf im Auftrag eines freisinnigen Mäcen im Norden unseres Vaterlandes, der den deutschen Horazen hie und da einige seiner Gedanken zum Feilen giebt, in prächtige, humoristische, deutsche Knittelreime gebracht: Dem Papst kommt zu Ohren — um den nicht ungefährlichen Gegenstand ganz kurz zu referieren —, daß die germanischen Frauen in ihren matrimoniellen Beziehungen nicht das nötige Temperament entwickeln. Da dies gegen die Statuten der Kirche auch gegen die von Gott gewollte Ordnung der Dinge ist, so erläßt der Papst eine Bulle, welche den deutschen Frauen größere Wachsamkeit empfiehlt. Eine schlesische Gräfin fühlt sich dadurch gekränkt, sie eilt nach Rom, wirft sich dem Papst zu Füßen und beschwört ihn, daß der Inhalt der Bulle Verleumdung sei. Der Papst zuckt die Achseln: seine Nachrichten stammten aus dem Kardinals-Kollegium, wo man nur auf Grund sorgfältigster Erkundigungen in solchen Dingen vorzugehen pflege; sie möge sich dorthin wenden. Die Gräfin geht nun ins Kardinals-Kollegium und liefert dort die unzweideutigsten und geforderten Beweise ihrer — Tüchtigkeit; Beweise, die sie dann später dem Papste gegenüber wiederholt. Sie erhält darauf ein Breve, welches sie und ihr Geschlecht, und wohl auch mehr oder weniger ihre Nation, die deutschen Frauen, von dem schweren Bann der auf ihr lastenden Verleumdungen befreit. — Es steckt noch ein anderer, kleiner, kulturhistorischer Kern in dem kleinen erotischen Werkchen: Man war in Italien bis ins 16. Jahrhundert, und noch später, besonders am päpstlichen Hof, gewohnt, die Deutschen als „Bestien" anzusehen, und sie so zu behandeln. Und der zwischen den Zeilen zu lesen Verstehende wird im obigen Referat ein Stück dieser „Bestien"-Auffassung und dieser „Bestien"-Traktierung erkannt haben. — Nun der Hochmut und der Götterdünkel der damals renaissanceestolzen Italiener und verschlemmten Päpste hat sich inzwischen gelegt. Die deutsche Bestie kuscht jetzt nicht mehr wie damals und läßt sich nicht mehr von goldenen Tiaren imponieren. Sie schickt auch ihre Sünden nicht mehr unter großer Goldzuwage nach Rom. Was sie heute nach Rom schickt, sind deutsche Bücher. Und was sie heute dafür empfängt, ist italienisches Geld. Das deutsche Bestienhirn ist heute eines der schärfsten und sichersten geworden. Auf 5000 ins Italienische übersetzte deutsche Bücher kommt vielleicht ein italienisches ins Deutsche. Und wollte der Vatikan alle deutschen Bücher auf seinen Index setzen — und jedes ehrliche deutsche Buch gehört auf den päpstlichen Index — er müßte eine eigene Druckerei einrichten. Das deutsche Bestienhirn führt heute das schärfste geistige Schwert. Und die stärkste materielle Waffe hat es auch in der Hand. Möge es so bleiben! Panizza.

Dramen.

Rudolf Lothar: Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. Preis: 2 Mark.)

Auf einem abgelegnen Gute versucht sich der Besitzer einer Spiritusbrennerei als sozialer Reformator. Er will den vom Branntwein zugrunde gerichteten Arbeitern den Frieden bringen mit einem Male, will ihnen das Glück aufzwingen. Der

Branntweingenuß wird verboten, beſſere Lebensbedingungen (kürzere Arbeitszeit, höherer Lohn) werden geſchaffen. Die Arbeiter ſind nicht reif dafür, murren unter dem Zwang. Als einer von ihnen eine aus dem Zuchthaus entlaſſene Arbeiterin ermordet hat, tritt der Fabrikherr unter ſie, fordert den Schuldigen zur Rechenſchaft. Sie weigern ſich, ſeinen Namen zu nennen, die zurückgehaltene Erbitterung erfaßt ſie, angeſichts des vergoſſenen Blutes mit der Macht des Rauſches. Zum Trotz wollen ſie trinken, ſie rollen Spiritusfäſſer heran, ſchlagen ſie auf; da ergreift ihr Herr die brennende Lampe und wirft ſie ins offene Faß. Exploſion folgt. Die Fabrik brennt nieder. Menſchenleben gehen zugrunde. Der Fabrikbeſitzer erſticht ſich, bevor er in die Hände der Polizei fallen kann. — Daneben her läuft eine andere Handlung. Der Fabrikbeſitzer hat einſt im Rauſche der Leidenſchaft gegen ſeinen Vater die Hand erhoben; er büßt durch aufopferndes asketiſches Leben, das ſich ganz der Sorge für die Menſchheit widmet. Aber auch ihn ſoll der Rauſch der Leidenſchaft wieder erfaſſen. Er liebt die Frau ſeines Pflegeſohns, findet Gegenliebe: der Dolchſtoß, der ihn vor dem Gefängnis bewahrt, erlöſt ihn auch von dem Rauſche ſeiner Leidenſchaft. Der Titel iſt alſo doppelſinnig gemeint, und die Handlung iſt zwieſpältig. Nicht gerade zum Vorteile des Ganzen. Ohne die Weibergeſchichte wäre die Handlung in ſich geſchloſſener und von größerer Wucht. Lothar ſteht abſeits vom Naturalismus. Er bemüht ſich nicht, die Arbeiter ihre eigene Sprache ſprechen zu laſſen, wenn er ſie auch anders ſprechen läßt als der Vertreter der Bourgeoiſie. Ich will mich nicht auf den Boden des ſogenannten konſequenten Naturalismus ſtellen; aber völlig rechtfertigen läßt ſich auf keinen Fall, daß Lothar die Arbeiter über ihr geiſtiges Niveau an verſchiedenen Stellen hinausgehoben hat, ſo Regine in ihrem Geſpräch mit Prätorius und Kraſſow im letzten Akt. Da kommt die innere Wahrheit zu Fall. Es fragt ſich auch, ob der Gutsbeſitzer richtig geſehen iſt, der auf dieſe Weiſe reformiert, trotzdem er kein jugendlicher Tollkopf mehr iſt. Das Ganze ſchmeckt verdammt nach Konſtruktion; und über dieſes Gefühl täuſcht die geſchickte Führung der Handlung und die ſchöne Sprache nicht ganz weg. Aber trotz alledem iſt „Rauſch“ auf jeden Fall die wirkungsvolle Schöpfung eines hochſtrebenden Dichters.

Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup: Eine Million. Schauſpiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierſon. Preis: 2 Mark). — Ein ältlicher Millionär liebt die Tochter einer vor dem Ruin ſtehenden ruſſiſchen Fürſtin. Die Fürſtin befördert die Heirat. Aber der Millionär will nicht ſeines Reichtums wegen geheiratet ſein. Als er bemerkt hat, wie ſeine Angebetete mit einem jungen Offizier leidenſchaftlich erregt tanzt, und hört, daß die jungen Leute früher ſich nahe geſtanden, da bietet er zunächſt dem jungen armen Nebenbuhler eine Million an, damit die Donna ganz dem Zuge ihres Herzens bei der Wahl folgen kann, und als das abgewieſen iſt, präſentiert er die Million der Dame ſelber: „Eine Million, Fürſtin . . . lieben Sie mich, ſo iſt ſie mein, lieben Sie mich nicht, ſo gehört ſie — Ihnen.“ Die Dame erklärt ihm, ſie könne vielleicht doch noch einmal einen Menſchen finden, den ſie mehr liebe als den Kröſus. Als Belohnung für ihre Aufrichtigkeit erhält ſie die Million, und der edelmütige Kröſus reiſt ins Ausland. — Die Handlung, ſo erzählt, roh und ohne Beiwerk, wirkt wahrhaftig nicht erbaulich. Aber auch die vielen geiſtreichen Züge, mit denen die Verfaſſer das Stück ausſtaffiert haben, können nicht über die Unnatur des Ganzen hinwegtäuſchen. Es iſt viel Kunſt an einen völlig unbrauchbaren Stoff verſchwendet. Ob die geſchickte Mache über das innere Manko hinwegtäuſchen kann, muß eine Aufführung entſcheiden.

G. Morgenſtern.

Phantaſt! Ironiſches Trauerſpiel in drei Aufzügen. Von Ralmund Eckardt. Leipzig, W. Friedrich.

Zeit: Gegenwart, ein Tag im Juli. Ort: die bewußte größere deutſche Univerſitätsſtadt. Perſonen: der Student, das Studentenliebchen, die Choriſtin, der Artiſt, die Zimmervermieterin — und aus der alten Welt hereinragend der Herr Papa, ſeines Zeichens Geh. Regierungs- und Schulrat. Vorgang? Riecht nach bitteren Mandeln. Vorher nach verſchiedenen Eaux. Das Übrige läßt der Titel ahnen. Alſo man bringt ſich ſchließlich um, prompt, ironiſch, aber gründlich. Der pſychologiſche Untergrund iſt merkwürdig ſollb gearbeitet. Sonſt wird techniſch mancherlei problert, was bei einer Bühnenaufführung nicht mit Beſtimmtheit als durchſchlagender Erfolg bezeichnet werden dürfte. Es iſt ein ehrliches Verſuchsſtück. Wir wünſchen dem Verfaſſer Glück. Er hat viel von der Art Max Halbes, viel jugendliche Naivetät und Friſche. XYZ.

Sozialpolitiſche Schriften.

Philoſophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menſchengeſchlechts von Dr. Bruno Wille. Berlin, S. Fiſcher. 399 S.

Beim Leſen des W.'ſchen Buches war ich oft von gemiſchten Gefühlen bewegt. Neben großen Gedanken, deren Klarheit erfreut, fand ich Behauptungen, die phantaſtiſch erſcheinen. Der Kampf gegen die Bedrückung der Geiſter durch Prieſter und Leviten iſt vortrefflich begründet. Aber der Haß gegen die ſtaatliche Ordnung, die ſo notwendig iſt, muß die ſchwerſten Bedenken erregen. Ich meine, daß W. ein Schwärmer iſt, der „die Bosheit der Objekte", die grauſame Maſchinerie der Welt aufs tiefſte empfindet. Er will den freien Vernunftmenſchen durch „das reine Mittel", d. h. durch Maßnahmen, die nicht gegen Freiheit und Vernunft verſtoßen. Wer aber die Entwickelung der Menſchheit kennt, der weiß auch, daß ein Zuſtand, wie ihn W. erſtrebt, in unberechenbarer Ferne liegt. Was hilft es z. B., mit W. gegen den Militarismus zu donnern, wenn wir von unverſöhnlichen Feinden umlagert ſind? Die Bemühungen Willes, einen gewiſſen Anarchismus zu verteidigen, werden durch die Bombenwerfer, dieſe Raubtiere in Menſchengeſtalt, ſo grell beleuchtet, daß man keine Luſt hat, darauf zu erwidern. Eine Geſellſchaft, wo man ganz nach ſeinem Belieben zu leben vermöchte, iſt in den Kulturländern nicht zu finden, und ſelbſt im „Freiland" am Kenia würde W. eine Staatsordnung antreffen, die ſeinem Freiheitsbeſtreben nicht entſpräche. Er beruft ſich oft auf Buddha und Jeſus und vergißt nur, daß dieſe ſagenhaften Perſonen in einem Klima lebten, wo die Lebensmittel gar leicht zu bekommen ſind. In unſeren kalten Erdſtrichen herrſcht eine harte Natur, die eine ſtrenge Ordnung erzeugt. Wenn ich ſomit die Ausführungen Willes zum Teil bekämpfen muß, ſo ſcheide ich doch von ihm mit dem Eindruck, einen tiefgelehrten, hochſtrebenden und edelmütigen Mann kennen gelernt zu haben, und bin überzeugt, daß ſich ſeine freiſinnigen Gedanken ſehr anregend erweiſen werden. H. S.

Wir fügen dieſer kurzen Beſprechung noch den Hinweis auf die intereſſanteſten von den 14 Kapiteln des bedeutenden Buches bei: Das Schwert oder die phyſiſche Autorität, die Rute oder die pädagogiſche Autorität, der Gewaltſtaat, die Moral-Knechtſchaft. Das Werk iſt darum ſo intereſſant, weil es in großer Reinheit und Schärfe den Hirn- und Herzenszuſtand eines „am Staate leidenden" ſeinen modernen Geiſtmenſchen wiederſpiegelt. Bruno Wille iſt hervorragend lyriſcher Philoſoph und theoretiſierender Geſellſchaftskritiker, ſehr wenig oder gar nicht praktiſcher Staatsmann. Daher auch ſeine Kämpfe mit der preußiſchen Staatsverwaltung u. ſ. w. der rechten perſönlichen Wucht entbehren. C.

Henry Georges „Single Tax“. Nur eine einzige Steuer! Eine Steuerstudie von Bernhard Eulenstein. Berlin, Elwin Staude. 80 S. Preis 50 Pf.

Der preußische Finanzminister Dr. Miquel hat, wie man sich erinnert, auf die sozialistische Ausgrabung seiner kommunistischen Vergangenheit erwidert, er werde, wenn ihm seine Amtsthätigkeit Muße lasse, ein Buch über den Sozialismus schreiben. Herr Miquel steht gegenwärtig eingestandenermaßen auf dem Boden des privatkapitalistischen Eigentumsbegriffs. Daß er aber nicht blaß in seiner kommunistischen Jugendzeit, sondern auch beträchtlich später noch eine merkwürdige Unbefangenheit der Anschauungsweise in Bezug auf die Grundfragen der heutigen Wirtschaftsordnung besessen hat, dafür finden wir ein pikantes Zeugnis in der vorliegenden Steuerstudie von Eulenstein „Nur eine einzige Steuer!“ Der Verfasser ist bekanntlich ein Anhänger der Theorie von Henry George, wonach die Verstaatlichung der Grundrente, wenn auch nicht alle, so doch die wirtschaftlichen Hauptleiden der Welt beseitigen würde. Im Bestreben, sich möglichst viele Eideshelfer zu verschaffen, citiert Eulenstein in dieser Schrift auch eine Rede, die Herr Miquel 1887 als Frankfurter Oberbürgermeister über „Das ländliche Grundeigentum und seine Entwicklung“ gehalten hat. Hier finden wir die folgenden Sätze: „Das Gefühl habe ich: wenn wir auch die alten Beschränkungen abgestreift haben, in der Zukunft heißt es: nicht Individualismus gewinnt, sondern Gemeinschaft gewinnt. Welche Form diese Gemeinschaften annehmen, und welche Beschränkungen sie wahlthätiger Weise mit sich bringen, weiß niemand von uns .... Wir fragen uns heute oft, was aus dem Eigentum werden soll. Die Frage ist verkehrt. Man thue jedesmal das, was die Gegenwart als Bedürfnis zeigt, und warte ruhig ab, was aus der Entwickelung wird. Würde das Privateigentum in Zukunft ähnliche gebundene Formen annehmen, wie sie bereits dagewesen, so würde das nur beweisen, daß es dem Interesse der Menschheit, der Gesamtheit wie des Einzelnen entspricht. Entspricht es diesem Interesse nicht, so wird diese Entwickelung auch nicht kommen. Fürchten soll man sich aber auch nicht vor ihr. Es wäre verkehrt, sich ihrem allmählichen Durchgreifen entgegenstellen zu wollen auf Grund eines idealistisch konstruierten Begriffs der absoluten Freiheit des Eigentums ... Die Form des heutigen Eigentums hat am wenigsten eine absolute Natur. Woher sollte sie auch kommen? Was sich im Laufe der Jahrhunderte stetig veränderte, wird auch für die Zukunft nicht unabänderlich sein.“ So Herr Miquel vor kurzen sieben Jahren. Die kommunistische Sozialdemokratie mag finden, daß sie mit diesem späteren Miquel gar nicht so unzufrieden zu sein braucht. Auf das versprochene Buch des preußischen Finanzministers darf man aber wirklich gespannt sein. Inzwischen wollen wir uns an das Gegebene halten und die oben angezeigte Schrift unseres Mitarbeiters Eulenstein bestens empfehlen. Die auf S. 19—88 zusammengestellten Aussprüche über die Eigentumsfrage an Grund und Boden von den ältesten Zeiten bis an die jüngste Gegenwart predigen in tausend Zungen: „Fort mit dem privaten Eigentum an Grund Boden!“ Der naive Leser wird staunen über diese Einmütigkeit nicht minder wie über die glänzenden Namen der Menschheitsgeschichte, die seit Jahrtausenden für diese Forderung: Gemeinbesitz von Grund und Boden! eingetreten sind. XYZ.

Das Erbrecht als Erbübel im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Dargestellt von Dr. J. Rülf. Leipzig, W. Friedrich. 216 S.

Eine neue Erlösungstheorie, die in der Forderung gipfelt: Schaffet das Erbrecht ab! Der Verfasser, dessen Verstand zweifellos von seinem genialen Herzen

überflutet wird, sucht uns in vier lebhaft und eindringlich geschriebenen Kapiteln (Erbrecht und Gerechtigkeit — Erbrecht und Menschengemeinschaft — Erbrecht und Sittlichkeit — die Zukunft ohne Erbrecht) seine Heilslehre deutlich zu machen. Wir folgen seinen Ausführungen wie einem, der in einen kritischen Vortrag die herrlichsten Visionen verflicht. Das ist alles wunderschön, hat aber nur den einen Haken: Wer soll in der heutigen Welt das Erbrecht abschaffen? Wer hat den Willen und die Macht dazu? Ich glaube, daß wir noch einen langen, schlimmen Entwicklungsgang mit blutigen Katastrophen durchmachen müssen, bevor die Staatsmenschheit zu jenem Zustand gelangt, in welchem sich die Rüls'schen Ideale verwirklichen ließen. XYZ.

Agrarpolitik.

Georg Ruhland, aus bäuerlichen Kreisen stammend, beschäftigt sich mit der Agrarfrage bereits seit über zehn Jahren, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Er war sieben Jahre in Deutschland und Österreich als Landwirt thätig und hat zum Zwecke der Vertiefung seiner wissenschaftlichen und praktischen Durchbildung England, Indien, Nordamerika, Australien, Rußland und die Donauländer bereist.

Dozent für Nationalökonomie an der Universität Zürich, ist er in der letzten Zeit namentlich in Süddeutschland mehrfach öffentlich hervorgetreten und hat sich als Redner und Debatter lebhaft an der Bauernbundsbewegung in Bayern beteiligt.

Bis jetzt sind folgende Schriften von ihm erschienen: Bei H. Laupp in Tübingen: Agrarpolit. Versuche vom Standpunkt der Sozialpolitik 1883. — Das natürliche Wertverhältnis des landw. Grundbesitzes 1885. — Die Lösung der landw. Kreditfrage im System der agrar. Reform 1886. — Die Zukunft des Goldes und die Sueßsche Theorie 1893. — Über die Grundprinzipien aktuell. Agrarpolitik. —

Bei Paul Parey in Berlin: Aus der Praxis eines neugegründeten landwirtsch. Großbetriebs 1893. — „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik."

Bei J. Schweitzer, Verlag in München: Agrarpolitische Leistungen des Professor Dr. Lujo Brentano 1894.

Mit letztgenannter Schrift haben wir die Leser der „Gesellschaft" bereits bekannt gemacht. Heute möchten wir deren Aufmerksamkeit besonders auf den Ruhlandschen „Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik" lenken. Das nur einundsechzig Seiten umfassende Werk bietet in glänzender Darstellung so ziemlich alles, was ein moderner Mann auf diesem Gebiete wissen muß, wenn er sich mit Nutzen an der vaterländischen Politik beteiligen will. Ruhland besitzt wie wenige die Gabe des anregenden und fesselnden Vortrags. Keine Spur von öder Begriffsklauberei, überall frisches, modernes Leben. Das Thatsachenmaterial ist mit genialem Scharfblick so gewählt, daß auch der weniger Bewanderte sofort mitten in der Sache steht. C.

Pädagogik.

Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Von Arthur Schulz (Berlin, Richard Heinrich.)

Von wirklich „natürlicher Ausbildung" der jungen Menschheit ist bekanntlich bei unserem offiziellen pädagogischen Drillsystem keine Rede. Alles ist Zwang. Die Schule mehr Zuchthaus, als ein Haus der Zucht. Die beste Methode ist heute jene, welche den armen Kindern in der kürzesten Zeit den meisten Wissensstoff eintrichtert. Man prahlt zwar immer mit dem „Prinzip" der Entwicklung und thut groß mit dem „Prinzip" des individualisierenden Unterrichts, der Anschauung u. s. w. Aber das sind Phrasen. In der Schulstube geht's in Wahrheit ganz anders zu. Da herrscht die Massenwirtschaft mit der schönsten Fach-

simpelei im Bunde. Je wissenschaftlicher, desto gekünstelter und widernatürlicher gestaltet sich der Schulbetrieb. Es kann auch gar nicht anders sein, so lange Dogmatiker, Bureaukraten, Polizisten und ähnliche Maschinenmenschen das Schulkommando führen. Arthur Schulz thut den Deckel vom Hafen der pädagogischen olla potrida, aber der praktische Erfolg seiner Streitschrift wird beim heutigen Stand der Kultur gleich Null sein. Eine Umkehr in unserem Erziehungs- und Unterrichtswesen ist ohne radikale Umwälzung aller staatlichen Zustände einfach unmöglich. Schulz fordert z. B. einen Unterricht im Freien, der alle Belehrung an die lebendig sich aufdrängenden Erscheinungen der Natur und des alltäglichen Weltlaufes anknüpft; nach vier Jahren solchen Frei-Unterrichts werde das Kind, dem man heute Lesen, Schreiben und Rechnen und alles übrige in das ganz unvorbereitete Gehirn mechanisch hineinquält, mit Lust zum Seidstierner werden. Das probiere einmal einer in unseren Großstädten! Gar nicht daran zu denken. Nicht einmal auf dem platten Lande würde die hohe Obrigkeit und der Herr Lokalschulinspektor so etwas erlauben. Überhaupt, wie will man in unseren modernen Sklavenstaaten, Militärreichen u. s. w. noch von Natur, natürlicher Ausbildung, Menschentum und dergleichen reden, von Dingen also, die als erstes und letztes natürliche Freiheit und Vernunft zur Voraussetzung haben! Heute, wo Unfreiheit, Unvernunft und Affenkomödie in allen Stücken obenauf sind! Wo die Kunst um der Kunst, die Wissenschaft um der Wissenschaft, die Lumperei um der Lumperei willen geübt und gepflegt wird! „Der Mensch und seine natürliche Ausbildung" — Träume, Schäume. Pessimus.

Litteraturgeschichte.

Dr. Karl Müller-Rastatt: Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Dichten. Nebst einem Anhange ungedruckter Gedichte. (Bremen, Verlag von Eduard Hampe. 1894.)

Ein ganz ausgezeichnetes Buch. Der Verfasser steht auf der Höhe. Er beherrscht seinen Stoff nach allen Richtungen und verfügt über eine hervorragende Darstellungsgabe, die gesucht geistreichen Ausdruck ebenso wie platt-populären Ton vermeidet. Er hat es wirklich fertig gebracht, den Menschen Hölderlin zu zeichnen. Im wesentlichen ist Müller nicht über Litzmann hinausgekommen, im einzelnen weicht er wohl mit Recht ab. Die Schilderung des Lebens überwuchert die Würdigung der Dichtungen. Hier bietet Müller zu wenig. Dem läßt sich vielleicht bei einer zweiten Auflage, die dem Werke zu wünschen ist, abhelfen.

Da es sich „eine litterarhistorische Studie" nennt, will ich hier noch das neueste Opus des Vielschreibers Dr. Adolph Kohut anreihen: Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz]. 1894.) Ich begnüge mich damit, den Inhalt zu charakterisieren. „Die geistreichste und witzigste Vertretung hat der norddeutsche Humor sicherlich in Julius Stettenheim in Berlin gefunden." „Die Figur der Wilhelmine Buchholz ist in der That derjenigen des Inspektors Bräsig von Fritz Reuter, was die Komik und Wahrheit der Charakterzeichnung betrifft, fast an die Seite zu stellen." „In den zahlreichen Buchholziaden" soll nach Herrn Kohut „im allgemeinen der Jean Paul'sche Geist vorherrschen" . . Auf S. 42 spricht Kohut von dem „genialen Paul Lindau, dessen „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" schon allein hingereicht hätten, ihm in der Litteraturgeschichte [der jüdischen?] einen rühmlichen Namen zu verschaffen". Auf derselben Seite, der vorletzten des Buchs, steht zu lesen, daß eigentlich auch Wilhelm Raabe hätte behandelt werden müssen — es fehlte natürlich der

Raum. In den Augen des Herrn Kohut ſind ſelbſtverſtändlich die Herren Stettenheim, Stinde, Siegmund Haber, Bormann, Schumann viel bedeutender als der größte deutſche Humoriſt der Gegenwart. Auf S. 26 bemerkt Herr Kohut geiſtreich: „Beſonders trefflich eignet ſich die ſächſiſche Sprache, welche — einem dunklen Gerüchte zufolge — mit der deutſchen Sprache verwandt ſein ſoll, zur Parodie.“ Ich kann Herrn Dr. Kohut verſichern, daß der gemeinſte ſächſiſche Gaſſenjunge ein beſſeres Deutſch ſpricht, als Herr Dr. Kohut es ſchreibt: dabei ſetz' ich natürlich voraus, daß er nicht von dem auserwählten Volke abſtammt.

Friedrich Nicolai genießt eines zweifelhaften Rufes. Er lebt fort als Karrikatur eines bornierten Kritikers. Daß er doch einmal eine Bedeutung gehabt hat, zeigen ſeine Briefe über den itzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland, die Georg Ellinger in den Berliner Neudrucken (3. Serie, 2. Band) neu herausgegeben hat. (Berlin, Gebrüder Paetel. 1894. Preis 5 Mark). Sie erſchienen 1755 und haben einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Indem ſie ſowohl Gottſched als die Schweizer (Bodmer) angriffen, trugen ſie manches zur Klärung bei, und es iſt nur anerkennenswert, daß Ellinger ſie neu herausgegeben und vortrefflich erläutert hat.

Ernſt Moritz Arndts Werke. Erſte einheitliche Ausgabe ſeiner Hauptſchriften. Bearbeitet von Hugo Röſch. Band 1 und 2. (Leipzig. Verlag von Karl Fr. Pfau. 1893. Preis je 3 Mark.)

Ernſt Moritz Arndt verdient es, daß ſeine Werke geſammelt herausgegeben werden; und es iſt zu verwundern, daß ſo ſpät erſt daran gedacht wird. Die vorliegenden beiden Bände ſind von Hugo Röſch herausgegeben, die Herausgabe der folgenden übernimmt Herr Dr. Heinrich Meisner, Bibliothekar an der Königl. Bibliothek zu Berlin. Hoffentlich ſchreitet das Werk raſch vorwärts.

E. Hoffmann-Krayer: Walther von der Vogelweide. Ein Vortrag. (Baſel. Georg & Co., Verlagsbuchhandlung. 1894.)

Die kleine Schrift bringt nichts neues und greift nicht tief. Es iſt dem Verfaſſer nicht gelungen, auf den paar Seiten die Perſönlichkeit Walthers ſcharf herauszuarbeiten. Immerhin regt er vielleicht den einen und den andern dazu an, ſich mit dem großen Lyriker zu beſchäftigen.

Prof. Dr. Otto Wünſche: Goethe als Naturfreund und Naturforſcher. Vortrag, gehalten im Verein für Naturkunde zu Zwickau. (Zwickau. Verlag von Gebr. Thoſt [R. Bräuninger]. 1894. Mk. 0,50.)

Der Verfaſſer will mit ſeinem Vortrage nichts neues bringen, „nur der weltverbreiteten Anſicht entgegentreten, daß ſich Goethe bloß gelegentlich und nebenbei mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigt habe, und daß er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen nur glücklichen Zufällen verdanke.“ Das iſt Wünſche gut gelungen, und das kleine Heft verdient die wärmſte Empfehlung. Es bietet auf ein paar Seiten eine vortreffliche Überſicht über Goethes naturwiſſenſchaftliche Studien, wobei immer glücklich das Weſentliche hervorgehoben wird.

Hans R. Fiſcher: Heinrich Heine im Lichte unſerer Zeit. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.)

Der Verfaſſer hat eine Reihe mehr oder weniger bedeutender Dichter und Denker des großen deutſchen Kulturvolkes um ihre Meinung in Sachen des Mainzer Heinedenkmals ausgefragt, und ſiehe da, die Herren haben ihre Orakel in wohlgeſetzter Rede abgegeben. Wenn man nun das Buch lieſt, vergißt man bald Heine und ſein Denkmal und freut ſich über das ſchöne Bild deutſcher Kultur, das einem aus dieſen Blättern entgegen grinſt.

Julius Hart. Geſchichte der Weltlitteratur und des Theaters

aller Zeiten und Völker. 1. Band. (Hausschatz des Wissens X. 15 Berlin, W. Paulis Nachf. [H. Jerosch].)

Wieder einmal wird der Versuch gemacht, ein Gesamtbild der Weltlitteratur zu entwerfen, diesmal von einem Dichter und einem der feinsinnigsten Kritiker der Gegenwart. Auch hier geht es wie in andern Werken derselben Art. Einzelnen Abschnitten merkt man es nur allzusehr an, daß der Verfasser aus trüben Quellen schöpft — so ist z. B. die altisländische Litteratur, eine der eigenartigsten, die je ein germanisches Volk hervorgebracht, völlig ungenügend behandelt. Glanzpartien des Buches sind die Darstellungen der griechischen und römischen Litteratur. Hier wird der Stoff souverän behandelt. Und dasselbe gilt von der Art, wie Hart die sogenannte erste Blüteperiode der deutschen Dichtung behandelt und den Weizen von der Spreu sondert. Jedenfalls wird man von nun an allen, die eine Geschichte der Weltlitteratur besitzen wollen, Harts Werk zu empfehlen haben. Die Verlagshandlung hat das Buch mit vielen (meinem Geschmack nach zu vielen) Bildern geschmückt. Eine eingehende Würdigung wird erst möglich sein, wenn der zweite und interessanteste Band vorliegt.

Georg Brandes: Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Vierte, vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf. 1893/1894. 5 Bände (= 14 Lieferungen).

Wenn ich die neue Ausgabe dieses Buches anzeige, geschieht es nicht um zu kritisieren. Es weiß jeder, der der Litteraturentwicklung der letzten zwanzig Jahre aufmerksam gefolgt, welche Bedeutung das Werk gehabt hat. Zunächst für den ganzen Norden. Brandes hatte das Verdienst, in die litterarische Bewegung des Nordens frisches Leben hineinzubringen, die Abgeschlossenheit der drei Länder auf künstlerischem Gebiete zu durchbrechen, den neuen Ideen, die draußen fröhlich aufgegangen waren, in der Heimat Eingang zu verschaffen. Aber auch für Deutschland hat das Buch seine Bedeutung gehabt. Brandes in der Hauptsache verdanken wir die Bekanntschaft mit der Methode Taines. Jetzt liegt das große Werk in sechs Bänden abgeschlossen vor (der sechste, das junge Deutschland, fehlt in dieser Ausgabe). Es ist eines der Werke, die, man mag nun mit dem Verfasser im einzelnen, in der Gruppierung des Stoffes, in der Grundidee rechten, das Siegel dauernder Bedeutung tragen. Mag die neue billige Ausgabe dazu beitragen, daß das Buch in immer weitre Kreise dringt.

G. Morgenstern.

Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Mit dem Bildnis und Facsimile Kerners nebst zahlreichen anderen Porträts und Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 376 S.

Wenn der moderne Großstädter dieses Buch vornimmt, muß es ihn anmuten wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Aber für den modernen Großstädter sind solche märchenhafte Bücher eigentlich nicht geschrieben — sie wären für ihn viel zu gut und viel zu unverständlich. Er würde es auch gar nicht fassen können, dieser gemütsverödete geile Schößling auf dem Mistbeete des Mammonismus und Babylonismus, daß soviel Güte, Feinheit, Freiheit, Adel des Geistes, Genie des Herzens, Wunder der Seele in einem einzigen Menschen dieses satanischen neunzehnten Jahrhunderts vereinigt sein konnten. Für den großindustrieritterlichen Kulturhanswurst unseres fin de siècle ist eine Menschennatur, eine Persönlichkeit wie dieser Justinus Kerner gar nicht vorstellbar, ein solches Stück abgeklärter, ursprünglicher, genialer Mannheit ist ihm Fabel, Legende, Biographenhumbug, was weiß ich! Nein, Gott sei Dank, für diese — Leute ist ein Justinus Kerner und sein ewig schönes, unzerstör- und unbesudelbares Lebensbild nicht vorhanden. Aber wie es allezeit noch ein ansehnlich

Häuflein natürlicher, schlichter, gesunder Menschen in dem großstädtischen Narren- und Leichenhaus giebt, so wohnen in den kleineren Städten und auf dem platten Lande — da namentlich in den Doktors-, Pfarrers- und Lehrershäusern — noch Tausende und aber Tausende echter Menschenseelen, kerniger Männer und Frauen. Und für sie sind Schriften wie dieses Kernerbuch eine froh begrüßte, dankbar gewürdigte Gabe. Auch in den Schriftsteller- und Künstlerkreisen, die innig und trutzig im Boden ihres Volkstums wurzeln, wird das Kernerbuch verständige und herzliche Aufnahme finden. Einmal um Kerners selbst willen, dieses ganz unvergleichlichen, originellen Menschen — sodann um der großen Schar von zeitgenössischen Gästen willen, deren äußeres und inneres Konterfei uns der würdige Sohn des großen Justinus mit Geist und Anmut, Humor und treffendem Witz und vor allem mit ebenso ehrlicher wie seiner Künstlerhand vor Augen zaubert. Denn Alles lebt in diesem Buche, Alles ist anschaulich und greifbar, es steht kein einziges totes Wort darin. Es ist ein ermutigendes Zeichen, daß heute noch solche Bücher in Deutschland geschrieben werden können und auf Leser rechnen dürfen — und etwas so himmlisch Unmodernes unserer Modernität ins Gesicht fliegt. Also für uns echtmoderne, weitausgreifende, vielumspannende und kräftig wurzelhafte Kameraden ist dieses Buch ein Ladsal, wie es für die Pseudomodernen dergleichen niemals sein kann. Ich werde in einem der nächsten Hefte unserer „Gesellschaft" einige charakterologische Auszüge aus diesem Kernerbuche bringen. M. G. C.

Lenz in Briefen von Dr. Franz Waldmann. Zürich, Verlag von Sterns Litter.-Bulletin der Schweiz. 114 S.

Der junge Verlag ist ersichtlich bemüht, dem Litteraturfreunde gediegene Werke in gediegener Ausstattung anzubieten. Waldmanns Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur Lenzforschung. Duftig in biographischer, litterarhistorischer und psychologischer Beziehung sind hier vor allen die Briefe des unglücklichen Dichters an den Straßburger Aktuar Salzmann, an Lavater in Zürich und Sarasin in Basel. In dankenswerter Weise hat sich der Herausgeber darauf beschränkt, die bezeichnendsten Stellen aus dem Briefwechsel mitzuteilen. Der Leser hat also nicht zu fürchten, daß ihn hier philologische Pedanterie und Schnitzelkrämerei mit einem Haufen Spreu überschütten, aus denen er mühsam einige Körnchen herauslesen kann. Fast unverkürzt sind nur Briefe mitgeteilt, die thatsächlich großes litterarhistorisches Interesse haben. Wir wünschen, daß diese vernünftige Behandlung des Quellenmaterials zur Litteraturgeschichte mehr und mehr Eingang finde und uns von jener läppisch gelehrten Akridie und Stoffsammelei und Strohdrescherei endlich erlöse, die das Entsetzen jedes gesunden Kopfes sind.

M. G. C.

Frauenfrage.

Es glauben sich viele berufen, in der Frauenfrage (nicht Frauensache, trotz Käthe Schirmacher) das Wort zu ergreifen; aber es ist wahrhaftig in der Regel keine Freude, die Schriften zu lesen, die gerade Frauen darüber schreiben. Von den vier Schriftchen, die mir heute vorliegen, ist noch das erfreulichste die Übersicht über die Rechte, die die Frauen in den einzelnen Staaten genießen, sich erworben und erkämpft haben: Eliza Ichenhäuser (E. Rosevalle): Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage in allen Kulturstaaten (Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung, Preis: 1,20 Mark). — Die Verfasserin bestrebt sich, übersichtlich und kurz und bündig zu berichten und bietet ein brauchbares Übersichtsbuch. Für einen Deutschen ist es recht interessant zu sehn, wie herrlich weit unser gutes Deutschland — zurücksteht.

Von anderm Kaliber ist das Buch von Th. Vortmann, Die Reform der Ehe (Zürich, Schabelitz, Verlags-Maga-

zin 1894). — Die Verfasserin ist somina militans und legt sich tüchtig ins Zeug, mit anerkennenswerter Offenheit. Sie geht um nichts herum und greift die geschlechtlichen Dinge mit derber Faust an. Sie ist stellenweise freilich erstaunlich naiv, und wir armen Männer kommen recht schlecht weg. Vortmann empfiehlt als Durchgangsstadium zum Paradies der freien Liebe die Einführung der Ehe auf Kündigung oder, nobler ausgedrückt, auf beschränkte Zeit. Sie bedenkt nur nicht genug, daß damit viel mehr den Wünschen der Männer als denen der Frauen entgegengekommen wird.

Eine andre somina militans ist H. Burzeiko-Stürmer: Der Frauen Pflicht in eigener Sache (Zürich, Cäsar Schmidt). — Sie kann schlechthin lächerlich werden; so, wenn sie sich über Goethes Faust erbost, oder empört ist, daß es im Deutschen heißt „das" Mädchen, „das" Fräulein. Die Inhaltsangabe des Faust beginnt: „Faust findet es allmählich in seiner Bücherei langweilig, er will sich vergnügen." Wie's dann weiter geht, kann man sich denken. Wenn die Verfasserin späterhin unsern Klassikern vorwirft, sie hätten auf dem engherzigen Standpunkte gestanden, „die Frau sei nur des Mannes wegen geschaffen, und ihre Lebensaufgabe bestehe in Unterwerfung unter männliche Vorschriften", so braucht uns das nach dem Verständnis, das sie dem Faustproblem entgegenbringt, nicht zu wundern. Sie braucht sich aber andrerseits nicht drüber zu wundern, wenn sie nicht ernst genommen wird.

Da ist mir doch trotz allem Phrasenschwall das Heftchen von Anita Augspurg: Die ethische Seite der Frauenfrage (Minden und Leipzig, Wilhelm Köhler: Mark 0,60) viel lieber. „Die Frau," heißt es hier, „wird stets als die Trägerin der Sittlichkeit hingestellt, wohl, aber sie ist es nur von einer Sittlichkeit, die ihr vom andern Geschlechte zugeschnitten und ausgestanzt ist. Thatsächlich ist sie nicht die Wärterin, geschweige denn die Schöpferin der Sittlichkeit, sondern die Nachfolgerin äußerlicher Sitten." Zugestanden. Und auch weiter das, daß eine Emanzipation der Frau oder auch nur die Gewährung größrer Freiheit auf die Gesellschaftsmoral heilsam einwirken wird, wenn ich auch nicht an das Paradies der Zukunft glaube wie die Verfasserin. Jedenfalls ist es nur anerkennenswert, daß Anita Augspurg die ethische Seite der Frauenfrage in ruhigem Tone besprochen hat.

G. Morgenstern.

Vermischte Schriften.

Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Von Friedrich Lange. Berlin, Hans Lüstenöder. Zweite Auflage. Preis Mk. 2.

Ferdinand Avenarius bringt hierüber in seinem „Kunstwart" eine Besprechung, die sehr vorteilhaft von dem absticht, was wir bis jetzt in anderen Zeitschriften und Tagesblättern an kritischen Äußerungen über Langes Werk gelesen haben. Wir hatten uns vorgenommen, über „Reines Deutschtum" einen selbständigen Aufsatz zu bringen, konnten aber bis jetzt die Zeit nicht finden, da zu einer einigermaßen erschöpfenden Behandlung dieses bedeutungsvollen Themas die für kritische Arbeiten zu erübrigenden Nebenstunden nicht ausreichen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. An Aktualität wird dieser Gegenstand nicht verlieren, denn wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir jetzt erst am Anfange einer Entwicklung, welche den Inhalt und die Färbung der Frage nach dem Wesen und der Bethätigung der Idee des „reinen Deutschtums" stark verändern und uns damit zugleich von den widerlichsten Auswüchsen des Hetz-Antisemitismus und der mit ihm verquickten kulturgefährdenden Bestrebungen befreien wird. Wir eignen uns im Nachstehenden die Besprechung unseres verehrten Kollegen Avenarius an:

„Friedrich Lange, der streitbare Herausgeber der „Täglichen Rundschau", der diesem

Blatte einen höchſt ausgeprägten perſönlichen Charakter und eine weithin beachtete Stellung verſchafft hat, legt mit der Sammlung ſeiner Aufſätze ſein Glaubensbekenntnis als Patriot vor dem deutſchen Volke ab. Und zwar nach Bekennerweiſe nicht nur, damit es wiſſe, wie er denkt, ſondern damit es ſelber, ſoweit es noch wirklich deutſches Volk iſt, aufſtehe und ſage: ja, ſo glaube auch ich! Da hören wir denn zuerſt Erkenntniſſe, wie ſie dem Verfaſſer „außerhalb der Arena“, im Auslande, fern vom Parteigetriebe des Tages, über ſein Vaterland aufgegangen ſind, dann wird uns vom „Perſönlichen im Nationalen“ geſprochen, die Möglichkeit, nein, die Thatſache unſrer „Wiedergeburt“ wird erörtert, „vom deutſchen Reiche zum deutſchen Vaterlande“ ſehen wir uns geführt und ſchließlich prüfen wir unter des Verfaſſers Leitung, worin denn nun „Reines Deutſchtum“ im Kern beſtehe und wie es ſich kundthue. „Kolonialpolitiſche Erinnerungen“ und ſolche aus der Geſchichte der „deutſchen Schuireform“ zeugen, im Anhang, an Beiſpielen dafür, wie Lange ſich den Weg vom Wollen zum Vollführen denkt. Manche unſerer Leſer werden ſich mit ungeteilter Zuſtimmung dem Verfaſſer und ſeinen Beſtrebungen zuwenden, wenn ſie ihn erſt einmal kennen gelernt haben. Andere werden ſagen: du gehſt zu weit, zumal mit deinem rückſichtsloſen Antiſemitismus, und ſtelleſt dann und wann das Deutſchtum noch über das Menſchentum. Wieder andere werden da und dort Irrtümern und Trugſchlüſſen zu begegnen glauben. Und manche werden wohl auch die ganze Grundſtimmung der Schrift als übertriebenen Teutonismus ablehnen. Meine eigne Stellung dazu hier genau zu bezeichnen, halte ich gar nicht für meine Aufgabe; das gäbe eine ſehr eingehende Auseinanderſetzung mit dem Verfaſſer, die in den „Kunſtwart“ nicht gehört. Dann aber: ich würde Langes Buch auch empfehlen, wenn ich ihm überall widerſprechen müßte. Denn zweierlei wird mir nach dem Leſen des „Reinen Deutſchtums“ wohl keiner beſtreiten. Erſtens, daß er in Lange eine ganze Perſönlichkeit kennen gelernt hat, und eine ſolche kennen zu lernen, verlohnt ſich immer und jedenfalls. Zweitens: daß es hohe Zeit iſt, ſich über das Weſen unſrer nationalen Eigenart klar zu werden, ſoweit man ſich darüber überhaupt klar werden kann — und daß zur Klärung dieſer ſchwierigen Fragen in Zuſtimmung und Widerſpruch dieſes Buch geeignet iſt, wie nur ſehr wenige. Mehr, weit mehr jedenfalls, als Langbeens „Rembrandt als Erzieher“, ſchon deshalb, weil wir hier nicht eine Sammlung ungeordneter Geiſtreichigkeiten und umherſpritzender Geiſtesfeuerwerkereien vor uns haben, ſondern wohlaufgebaute Unterſuchungen, bei denen der Stein hübſch auf dem Steine ruht.“

Das ſei hier noch beſonders betont: Langes Buch iſt vorzüglich geſchrieben. Es verrät auf jeder Seite die feine Künſtlerhand des muſterhaft geſchulten, dichteriſch reichbegabten Schriftſtellers. „Reines Deutſchtum“ iſt das Buch nicht bloß der Geſinnung nach, ſondern auch in der ſprachlichen Ausarbeitung. Auch um deswillen verdient das Werk vollauf die warme Empfehlung, die ihm Avenarius widmet.

Der Widerſpruch gegen Langes Art von Antiſemitismus wird ſich allgemach zu einem Widerſpruch gegen das Weiche, Empfindſame, Schwärmeriſche, Ausſchweifende, aus dem ſich in erſter Linie der ideale Teutonismus Langes, des Dichters, zuſammenſetzt, herabſtimmen. Nie und nirgends wird ſich Langes Traum von der nationalen Raſſereinheit der modernen Völker verwirklichen. Ideales deutſches Bewußtſein, ideal deutſche Geſinnungen laſſen ſich innerhalb eines politiſchen Reichsganzen, das durch eine Reihe diplomatiſcher und kriegeriſcher Zufälligkeiten entſteht und in ſeinen Grenzen ſich verändert, ſo wenig künſtlich verbreiten wie blaue Augen, blondes Haar und ſechs Fuß Körper-

höhe. Wären aus Berlin sämtliche Juden beseitigt, Berlin wäre um kein Haar deutscher, denn es ist ein Mischvolk aus Wenden, Slaven, Obotriten und weiß Gott was alles. Der preußische Adel ist mit jüdischem Blut durchsetzt. Nirgends ist weniger absolut reingebliebenes Deutschtum als im größten und führenden Staat des deutschen Reiches. Aber wie gesagt, auf dieses Kapitel werden wir in einem besonderen Aufsatz zu sprechen kommen.

Inzwischen mögen nur alle Bürger innerhalb unseres heutigen deutschen Reiches und alle Deutschländer außerhalb desselben fortfahren, richtige Deutsche zu werden, d. h. freier, größer, selbstbewußter, gemütreicher und genialer, ein stolzes, fröhliches, schöpferisches Männervolk ohne Knechtschaffenheit. Das scheinen mir wenig Vertrauen erweckende Rassemenschen, die erst die Aufopferung anderer Rassen verlangen, um Herr ihrer selbst und ihres Lebens froh zu sein. Nicht daß wir im deutschen Reiche so viele Juden haben, ist unser Unglück, sondern daß wir im deutschen Reichsvolke so wenig kernhafte Deutsche, so wenig echte Rassenaturen haben — und, wo wir sie haben, ihnen das Leben und Wirken so sauer als möglich machen. Wer aber einmal ein richtiger Kerl voll heroischer Stimmung ist, der läßt sich weder von Gott noch Teufel, weder von Christen noch Juden, weder von diesen noch jenen Rassetrotteln und Rassegigerln darin irre machen. Eine starke Seele haben, das ist alles.

Im Anschlusse an Langes Buch möchten wir gleich auf eine soeben bei W. Friedrich erschienene Schrift des Freih. Otto von Boenigk verweisen: „Grundzüge zur Judenfrage." (Inhalt: Vorwort und Einleitung — Ethnologisches — Die Natur des Utilitarismus — Zur Lösung — Anhang: Religiöses. 154 S.) Der Verfasser verbindet in anerkennenswerter Weise Klarheit und Wärme der Darstellung mit sicherer Beherrschung des Stoffes und wissenschaftlicher Objektivität. Sein Standpunkt liegt weit ab von jenem Antisemitismus, der sich als demagogische Organisation des Hasses und der Verhetzungspolitik kennzeichnet. Die Ausbeute an wesentlich neuem ist freilich auch nicht groß. C.

Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Jena, Gustav Fischer. Preis Mk. 2,50.

Nicht bloß aus besonderer Wertschätzung des Buches, auch aus Politik kommen wir auf die Vetter'schen Vorträge zurück. In der bayerischen Abgeordnetenkammer waren jüngst erst wieder die Hauptleute des Liberalismus wie des Ultramontanismus und der Bauernbündelei einig in dem Bestreben, der modernen Wissenschaft eins hinaufzuhauen und der sogenannten „Religion", die aber nur konfessionelles Maul- und Spekulations-Christentum ist, den kirchlichen Kleidersaum zu küssen. Die Kaplanfrechheit leugnet bekanntlich die moderne Wissenschaft überhaupt, der Pfaffendünkel überhebt die Herren jedes genauen Studiums moderner Wissenschaft, und der klerikale Erziehungsdrill sorgt dafür, daß den künftigen unfehlbaren Kirchenlichtern die modernen Geistesprobleme in unschädlicher Sauce serviert werden. An alle, die im öffentlichen Leben stehen und kämpfen, tritt nun oft die Frage heran: Wo findet sich denn eine gute, verläßliche Darlegung der modernen Weltanschauung? Und auf diese Frage sei mit dem wiederholten Hinweis auf das Vettersche Buch geantwortet. Zugleich ersuchen wir die Verlagsbuchhandlung, in die Bibliotheken deutscher Landtage und Kultusministerien einige Freiexemplare zu stiften.

Fabian Sebastian.

Karl Neumann-Strela: Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte. Hannover. Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior). Drei Bände. 1892—1894.

Die Rede, die Kaiser Wilhelm II. bei Eröffnung der Schulfrage-Konferenz in Berlin hielt, hat den Verfasser dazu

„begeistert", sein Buch zu schreiben. „Schon der gewählte Titel läßt mein Bestreben erkennen, im Sinne der allerhöchsten Bestimmungen ein Geschichtsbuch darzubieten" ꝛc. Der Herr Verfasser hat seine Sache gut gemacht und sich den Dank aller Reichsfreunde verdient. Michel.

Maria Stuart. Von Dr. Gustav Storm, Professor an der norwegischen Universität Christiania. Übersetzt von Dr. P. Wittmann. Mit Vollbildern und Textillustrationen. (München, Mehrlichs Verlag.) — Das Werk Storms beruht auf gründlichen Forschungen und ist unabhängig von Vorurteilen, ganz objektiv geschrieben. Es bietet uns eine ausführliche, 16 Bogen umfassende, gelehrte und doch volkstümliche Darstellung des Lebens der berühmten Schottenkönigin und weist nach, daß diese dem religiös-politischen Fanatismus ihrer Zeit zum Opfer gefallen ist. Das fesselnde Buch liest sich in deutscher Sprache wie im Originalwerk und wird nicht bloß in hohen Kreisen bekannt werden; denn Maria Stuart ist durch Schiller dem Herzen des Volkes nahe gebracht worden. Besonders die Frauen werden das Schicksal der unglücklichen Königin mit neuer Teilnahme betrachten und den scharfsinnigen Darlegungen Storms mit größtem Interesse folgen. Die beigefügten Bilder sind von bedeutendem Werte. H. S.

Dr. Gaedertz: Abwehr einiger gegen meine Schrift Friedrich der Große und General Chasot erhobener Einwendungen. Bremen 1894. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.

In der Hauptsache dreht sich die Schrift um den Nachweis, daß die Bayreuther Dragoner in der Nacht vor der Hohenfriedberger Schlacht blaue Waffenröcke angezogen haben, des weiteren um die Zuverlässigkeit des Generals Chasot im allgemeinen. Herr Dr. Gaedertz verteidigt seine Ansicht mit guten Gründen; ob er dieser Bagatelle wegen eine besondere Schrift herausgeben mußte und sich nicht auf eine bloße Berichtigung in einer historischen Zeitschrift beschränken konnte, ist eine andere Frage.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Zweiter Band. Erinnerungen von Alexander Lwowitsch Seeland aus der polnischen Revolution von 1830—1831. Aus dem russischen übersetzt von Georg Freiherrn von Saß. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis: 3 Mark.

Dem ersten Band der Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten ist rasch der zweite gefolgt, der die Erwartungen, die der erste erweckte, nicht getäuscht hat. Der Verfasser mit dem deutschen Namen erweist sich als Stockrusse, der die polnische Bewegung durchaus feindselig beurteilt. Aber er hat einen scharfen Blick für die äußeren Ereignisse, und versteht, was er gesehen zu schildern. Die Übersetzung liest sich sehr gut, und somit kann das Heft ebenso wie das erste empfohlen werden.

Victor Hehn, Reisebilder aus Italien und Frankreich. Herausgegeben von Theodor Schiemann. (Stuttgart, 1894, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.)

Sechsundzwanzig Jahre alt, hat Victor Hehn in den Jahren 1839/40 Italien und Frankreich bereist. In schwungvoll-jugendlicher Sprache teilt er hier mit, was er gesehen und erlebt. Es ist ein stark subjektives Buch; überall Stimmung, weitausblickende Betrachtungen, nichts trocknes. Glänzend ausgeführte Landschaftsbilder, lebendige Schilderungen des Volkslebens wechseln mit Reflexionen, die das geistige Leben der jungen Generation damaliger Zeit wiederspiegeln; oder vielmehr alles greift ineinander. Und das ist's, was das Buch so wertvoll macht. Man hat das Gefühl: hier entfaltet sich das gesamte geistige Vermögen eines Mannes, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen, zum ersten Male zu voller Blüte. Der Mann, der am Schlusse seiner Reise

dieſen grandioſen Hymnus auf die Weltſtadt Paris anſtimmen kann, iſt auf einem der Höhepunkte ſeines Lebens angelangt. Was iſt Italien, was iſt Frankreich für deutſche Kultur geweſen? Wer dieſe Fragen für die Zeit von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an beantwortet, der giebt im weſentlichen zugleich eine Geſchichte unſrer Kultur. Heyn muß als Repräſentant der Edelſten ſeiner Zeit gelten. Wenn er hier ſpricht, ſpricht die Jugend des damaligen Deutſchlands, und das hebt das Buch hoch über andre Reiſeſchilderungen hinaus, verleiht ihm höchſten kulturgeſchichtlichen Wert. G. M.

Lou Andreas-Salomé: Friedrich Nietzſche in ſeinen Werken. (Wien, Karl Konegen. 1894.)

Es wird nötig ſein, auf dieſes Buch im nächſten Heft genauer einzugehen, aber nicht etwa, weil ſein Wert dieſe eingehendere Beſprechung erforderte, ſondern weil es Nietzſchen gegenüber eine ähnliche — wenn auch unbewußte — Fälſchung inaugeriert, wie das berüchtigte Werk Prägers über Richard Wagner. Es iſt dies insbeſondere nötig, weil mit dieſem Buche die erſte größere Nietzſche-Biographie vorliegt: Es muß aber alles geſchehen, daß nicht von abſolut unberufener Seite, — denn das iſt Frau Salomé, trotz ihres Verkehres mit Nietzſche — der Verſuch gemacht werde, aus dem genialen Philoſophen ein Zerrbild zu machen, in usum foeminarum utriusque generis. Für heute nur ſoviel, daß erſtens Frau Lou philoſophiſch abſolut ungenügend vorgebildet iſt, um nur ein einziges Werk Nietzſches zu kapieren, daß zweitens der pſychologiſche Takt und drittens die logiſche Reinlichkeit ſehr vieles, ja alles zu wünſchen übrig laſſen. Wir bitten die Leſer der „Geſellſchaft“ für die genaueren Auseinanderſetzungen hierüber um gütige Aufmerkſamkeit. Joſ. Hofmiller.

W. Becker: Iſt die Judenmiſſion wirklich eine Chriſtenpflicht? (Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens, XIX, 2. Chr. Belſerſche Verlagshandlung, Stuttgart 1894.) Preis Mark 0,80.

Der Verfaſſer beantwortet ſeine Frage mit ja, von ſeinem chriſtlichen Standpunkte aus gewiß mit Recht. Für den, der den Boden des Chriſtentums verlaſſen hat, ſtellt ſich die Sache natürlich anders. Damit, daß möglichſt viele Juden getauft werden, iſt die Judenfrage nicht gelöſt; ſie iſt und bleibt eine Raſſenfrage, und Jude bleibt Jude, mag er das Kleid des Evangeliums oder das des Talmud tragen.

Voigtländer.

Paul Mantegazza: Die Kunſt einen Gatten zu wählen. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 188 S.

Es iſt unbeſtreitbar, der italieniſche Gelehrte und Profeſſor iſt ſeinen würdevollen deutſchen Kollegen an Modernität und feinerer Humanität überlegen. Eine Frage, wie die Gattenwahl, würde kein deutſcher Univerſitätsmenſch mit dieſer reizenden Ungeniertheit, Klugheit und Sachkenntnis öffentlich zu behandeln verſtehen, auch nicht mit dieſer anmutigen geiſtvollen Künſtlerſchaft. Einzelnes würde der Deutſche vielleicht tiefer, ausſchöpfender erledigen, dafür anderes verſchämt ganz übergehen oder mit geſellſchaftlichen Konventionalismen und dogmatiſchen Moralitäten verpfuſchen. Das prächtige Büchlein Mantegazzas iſt kein Roman, obwohl der erſte Teil eine ſehr feſſelnde, nachdenkſame und wichtige Erzählung in fünf Kapiteln enthält (wie das Mädchen Weib wird und in die erſte Liebe kommt) es iſt auch keine ſozio- oder pſychologiſche Abhandlung, obwohl der zweite Teil unter dem Titel „Das Manuſkript des Vaters“ Betrachtungen und Ratſchläge enthält, die ſcharf in die Tiefe unſeres perſönlichen, geſelligen und ſtaatlichen Lebens bohren. Das Buch iſt einfach ein Schatzkäſtlein wichtigſter Wahrheiten in edelſter und eindringlichſter Form. Das Problem des häuslichen Glückes wird allerdings nicht durch Bücher gelöſt. Aber wenn irgend eine Schrift die Gabe beſitzt, über dieſes

Problem neue Helligkeit zu verbreiten, so ist es diese Schrift Mantegazzas. M. G. C.

Korea. Märchen und Legenden nebst einer Einleitung über Land und Leute, Sitten und Gebräuche. Deutsche autorisierte Übersetzung von H. G. Arnous. Mit Abbildungen. Leipzig, W. Friedrich.

Diese kleine, überaus frische und fesselnde Publikation wurde früher bereits kurz in der „Gesellschaft" angezeigt. Wir kommen darauf zurück, um besonders die Litteraturfreunde auf die sieben Volkserzählungen aufmerksam zu machen, die trotz ihrer Verwandtschaft mit der uns bekannteren japanischen und chinesischen Litteratur höchst eigentümlich und reizvoll sind. Leider verschweigt der Verfasser die Quelle, aus der er diese prächtigen Dichtungen geschöpft hat. Einzelne sind von einer Zartheit und Tiefe der Empfindung und einem Glanz und Schmelz der Darstellung (z. B. die Erzählung von der „treuen Tänzerin Chum Yang Ye"), daß nur ein wahrhaft großer Dichter sie geschaffen haben kann. XYZ.

Georg Brandes. Nationalgefühl. Vortrag, gehalten bei der Einweihung der neuen Räume des freisinnigen Studenten-Vereins in Kopenhagen am 1. Februar 1894. Autorisierte Übersetzung. (Köln und Paris. Verlag von Albert Langen 1894.) — Die kleine Schrift ist wertvoll als Dokument für die im heutigen Dänemark herrschende Stimmung. Die Schlaffheit, der Pessimismus, die hoffnungslose Resignation des modernen Dänentums kommt zu einem für den Fernerstehenden überraschend starken Ausdruck. Auf der andern Seite hat der Appell an das Nationalgefühl keinen starken Klang. Auf jeden Fall werden deutsche Leser sich in den Erwartungen, die der Titel hervorrufen kann, arg enttäuscht finden; denn was Brandes über Wert und Bedeutung des Nationalgefühls als solchen mitteilt, ist weder tief noch neu. Ich bezweifle auch, daß es von starkem Nationalgefühl zeugt, wenn Brandes seine Schrift, die nur für Dänen Bedeutung hat und im Auslande nur in einem für Dänemark ziemlich unbehaglichen Sinne Anspruch auf Interesse erheben kann — wenn er diese Schrift in deutscher Sprache verbreiten läßt. Und noch schlimmer wird die Sache, wenn der Verleger im Vorworte erklärt: „Den Überschuß aus dem Verkauf dieser Schrift setzt der Verlag für eine litterarische Preisarbeit aus, deren höchste Instanz — Georg Brandes sein wird."

Ob wohl das deutsche Nationalgefühl stark genug ist, um die „deutschen Schriftsteller der jungen Generation", denen laut Vorwort „dieses Preisausschreiben gilt", von der Bewerbung um einen Preis zurückzuhalten, der durch Schacher mit dem Nationalgefühl zustande kommt?

G. Morgenstern.

Die Pflicht der Selbstverteidigung. Eine Rede von Dr. M. Mendelsohn. Jahresbericht des Vorsitzenden in der ersten ordentlichen Generalversammlung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. (Berlin, Verlag von Imberg & Lesson. 1894.)

Die Juden sind bisher die reinen Lämmer gewesen, weiß wie Schnee, die verfolgte Unschuld. „Der Antisemitismus kämpfte gegen uns mit den vergifteten Waffen der Lüge und des Hasses, und wir rührten keine Hand." Das soll nun anders werden. „Wir deutschen Juden kannten bisher nur das eine Signal der Chamade .... folgen wir statt dessen der Fanfare, einer Fanfare nicht zum Angriff, aber zur Selbstverteidigung. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (man beachte die gescheite Etikette) soll möglichst alle Juden in sich vereinigen und hauptsächlich den Juden die gleichen Rechte im Staatsleben wie den Angehörigen andrer Religionsgemeinschaften zu verschaffen suchen; denn die Juden werden in ihrer Carrière sehr gehemmt, „und in letzter Zeit mehr als je". Dann sollen die antisemitischen Publikationen überwacht werden. „Wir haben zunächst eine strenge Überwachung und Kontrolle

der antiſemitiſchen Blätter organiſiert, und zwar nicht durch Beamte, ſondern in der Weiſe, daß ein jeder von uns ein beſtimmtes Blatt regelmäßig und ſorgfältig ſich zu leſen verflichtet hat und alles, was für unſere Zwecke darin verwertbar gefunden wird, dem Bureau übermittelt. Wir haben aus den Juriſten unter uns eine ſtändige Rechtsſchutzkommiſſion organiſiert, welcher alles, was die Handhabe für ſtrafrechtliche oder diſziplinariſche Verfolgung abgeben kann, zur Begutachtung vorgelegt wird. Je nach dem Entſcheid dieſer Kommiſſion nimmt dann der Vorſtand die Angelegenheit ex officis in die Hand und erhebt die Klage oder die Beſchwerde bei der Staatsanwaltſchaft oder den zuſtändigen vorgeſetzten Behörden.“

Man ſieht, die Herren ſind fleißig bei der Arbeit, und man wird gut thun, die Thätigkeit des Vereins im Auge zu behalten. Allem Anſcheine nach wird ſich nirgends ſo gut als hier die jüdiſche Selbſtgefälligkeit und Selbſtgerechtigkeit ſtudieren laſſen. „Eine der vornehmlichſten Aufgaben unſerer Vereinigung, die aus der Not der Zeit heraus entſtanden iſt, muß die ſein, uns endlich einmal der Geſamtheit des deutſchen Volkes in unſerer wahren Geſtalt zu zeigen.“ Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man weiterhin lieſt: „Wenn große und maßgebende Schichten der Bevölkerung des deutſchen Reiches von den Juden als ſolchen überhaupt etwas wiſſen, ſo wiſſen ſie es nur aus der Darſtellung der Zeitungen und aus der politiſchen Agitation des Tages.“ Dem ſoll abgeholfen werden; die Juden wollen „beginnen, als ſolche in der Öffentlichkeit zu exiſtieren“ und damit den Leuten die Möglichkeit geben, ſich ein richtiges Bild vom Juden zu machen. So wird es wohl nicht lange dauern, bis wir, belehrt und unterrichtet, uns den Juden mit dem Strahlengianze aller Tugenden geſchmückt vorſtellen, und, die Bruſt heiliger Schauer voll, dem erhabenen Vorbilde nacheifern.

Morgenſtern.

Der goldene Eſel. Rodeſche Überſetzung. Leipzig, H. Barsdorf. 3. Aufl. 276 S.

Zu dieſer neuen Ausgabe des berühmten antiken ſatiriſch-myſtiſchen Romans hat M. G. Conrad eine moderne ſatiriſch-myſtiſche Vorrede geſchrieben. Herr und Frau Apuleſus aus Karthago werden darin dem Leſer perſönlich vorgeſtellt. Die römiſch-afrikaniſchen Herrſchaften beehrten einen der jüngſten Empfangsabende des italieniſchen Botſchafters in Berlin, wo ſich gerade die Spitzen der preußiſch-deutſchen Intelligenz ein Stelldichein gegeben hatten. Mit dieſen hohen Mandarinen aus Neu-Chineſien, d. i. aus dem Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte, der Roman-Konfiskationen und Theaterverbote u. ſ. w., führen Herr und Frau Apuleſus ungemein merkwürdige Geſpräche. Namentlich Frau Pudentilla Apuleſus iſt groß in der Fähigkeit, die würdigen Vertreter der preußiſchen Juſtiz, Polizei, Naturwiſſenſchaft und Religion durch Reden und Geberden aufs äußerſte zu verblüffen. Man ſehe im Buche ſelbſt nach.

Fabian Sebaſtian.

Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. Von M. G. Conrad. München, Dr. Albert u. Ko. 64 S. Nebſt Anhang, Bild und Faceſimile. Preis 1 M.

Die in der „Geſellſchaft“ bereits mitgeteilten Abſchnitte, erweitert und um ein neues Kapitel vermehrt, bilden das Hauptſtück dieſer „Wahl-Fahrten“. *

Franzöſiſche Litteratur.

Emile Pouvillon, „Bernadette de Lourdes“. Mystère (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). — Dem pedantiſchen Kritikaſter, der Pouvillon bereits als einen Hauptvertreter des realiſtiſchen Romans aus dem Provinzleben hinreichend klaſſifiziert und litterarhiſtoriſch gebucht zu haben glaubte, wird es nicht geringes Kopfzerbrechen verurſachen, in welches Fach des

weitſchichtigen Litteraturſchranks er das vorliegende Buch, das ſich keiner der bekannten Litteraturgattungen recht anpaſſen will, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen unterbringen ſoll. Pouvillon, deſſen prächtiges Novellenbuch „Petites âmes“ ich jüngſt an dieſer Stelle angezeigt habe, iſt eben ein recht unbequemer Neutöner eigenmächtigſter Art, der, als abgeſagter Feind all und jeder Schablone und Handwerkerei, ſein Kunſtideal auf neuen Wegen zu erreichen ſucht, und der aller kritiſchen Haarſpalterei zum Trotz die alte Form beiſeite wirft, ſobald ſie ſich als Ausdrucksmittel nicht mehr brauchbar erweiſt. „Bernadette de Lourdes“ iſt wohl das eigenartigſte und bedeutungsvollſte Werk, das auf dem franzöſiſchen Büchermarkte in letzter Zeit erſchienen iſt; wir haben es hier mit einer ganz neuen Kunſtgattung zu thun, das gilt ſowohl für den Inhalt wie auch für die litterariſche Form, die in ihrer ſchlichten Einfachheit und tiefernſten Empfindung an die chriſtlichen Myſterien des 14. und 15. Jahrhunderts gemahnt. Aber nicht um die Wiederbelebung oder Wiederausgrabung jener vergeſſenen Myſterienlitteratur war es Pouvillon zu thun, es kam ihm vor allem darauf an, den tief wurzelnden Hang zu myſtiſcher Lebensbetrachtung, der ein charakteriſtiſches Merkzeichen unſerer Zeit bildet, einmal im Lichte moderner Weltanſchauung zu betrachten. Aus dieſer Anſchauung heraus entſtand die vorliegende Erzählung, in deren Mittelpunkt die lichtumfloſſene Geſtalt der kleinen Bernadette, des gottbegnadeten Hirtenmädchens von Lourdes ſteht, das, von den Aufklärungsfanatikern verhöhnt und verfolgt, unverſtanden und verkannt im Kloſter ſtirbt. Der Autor hat ſich mit Erfolg bemüht, aus dem wirren Dickicht des Myſticismus einen Ausweg zu finden und zu einem Standpunkt zu gelangen, der einen klaren Aus- und Überblick über das weite Gebiet geſtattet und die Grenze erkennen läßt, wo das Überſinnliche in die reale Wirklichkeit übergeht. Kein unklares Zwielicht einer geheimnisvollen Seelenſtimmung, ſondern der helle Sonnenſchein einer klaren, ſelbſtgeſetzten Natur- und Menſchenkenntnis durchleuchtet dieſe moderne Legende, die mit ihrem ſeelenvollen Ernſt und ihrer rechten Überzeugungstreue auf jeden Leſer einen nachhaltigen Eindruck zurücklaſſen wird. Denn Pouvillons „Bernadette de Lourdes“ iſt keine belletriſtiſche Novität, die man lieſt und wieder beiſeite legt, ſondern ein Werk von bleibendem Wert und Bedeutung, das zu den wenigen gehört, die einen Merkſtein auf der Litteraturſtraße bilden.

Ein Buch ganz anderer Art und Prägung als Pouvillons Myſterium iſt Oscar Météniers Pariſer Sittenroman „Demi-Castors“ (Paris, Charpentier). — Hier ſtehen wir wieder auf dem Boden der häßlichen Wirklichkeit unſeres modernen Geſellſchaftsjammers, und es ſoll dem Autor zum beſonderen Lobe angerechnet werden, daß er ſich durch keine Rückſicht auf empfindſame Seelen davon abhalten läßt, das widerwärtige Bild, das das verſumpfte Geſellſchaftsleben der Gegenwart dem Auge des Beſchauers bietet, in ſeiner ganzen abſtoßenden Häßlichkeit vor uns zu entrollen. Demi-Caſtor bezeichnet im Argot der galanten Welt eine Frau, die ſich mit Wiſſen und Genehmigung ihres angetrauten Gemahls von einem Liebhaber aushalten läßt, wobei der ſaubere Gatte die Rolle eines diskreten Zuhälters ſpielt. Der Titel läßt über den Stoff, der in dem Roman Behandlung findet, keinen Zweifel, und wer Météniers frühere Werke kennt, wird ermeſſen können, mit welcher kühnen Rückſichtsloſigkeit und welchem unbeſtechlichen Wahrheitsdrange unſer Autor dem heiklen Thema zu Leibe geht. Der tiefe Sittenverfall und das heuchleriſche Komödiantentum der Geſellſchaft, die ſich unverfroren genug die gute zu nennen beliebt, wird in dieſer Sittenſtudie nach Gebühr gekennzeichnet. Méténier iſt aber ein viel zu gewiſſenhafter und ernſt ſtrebender Schriftſteller, um die gute Gelegenheit, den Stoff nach der lüſternen

Seite auszugeſtalten, zu benützen, und deshalb darf auch ſein Roman jedem reifen und urteilsfähigen Leſer empfohlen werden. Eine geeignete Unterhaltungslektüre für Paſtorentöchter iſt er freilich nicht.

Eugène de La Queyssie, „Acte d'amour" (Paris, Plon). — Der Verfaſſer dieſes treffſichen Beitrags zur Pſychologie der modernen Liebe iſt ein homo novus der Litteratur, von deſſen Zukunftsarbeit man nach dieſer tüchtigen Probe viel gutes erhoffen darf. Die Studie, die den erſten Band der Romanreihe „Les Actes" bildet, behandelt das Thema der Künſtlerehe, ein Thema, das von unſeren Seelenanalytikern mit beſonderer Vorliebe gewählt wird, weil es ihnen die willkommenſte Gelegenheit bietet, ihren pſychologiſchen Spürſinn in glänzendſter Weiſe zu bethätigen. La Queyſſie hat gottlob weder den Ehrgeiz, als kühner Problemjäger ſein Licht leuchten zu laſſen, noch liegt ihm ſonderlich viel daran, als Pfadfinder auf dem Felde tiefgründiger Seelenforſchung billige Triumphe zu feiern. Die Geſchichte, die er uns erzählt, iſt einfach genug, und die wenigen Perſonen, zwiſchen denen ſich die Handlung abſpielt, gehören ganz und gar nicht zu den komplizierten Gliederpuppen, die zu gewagten pſychologiſchen Experimenten beſonders geeignet ſind, es ſind ganz im Gegenteil Menſchen von Fleiſch und Blut, deren Denken und Handeln ſcharf beobachtet und lebensecht geſchildert iſt. Die ausgeglichene Technik und die klare, gereifte Lebensanſchauung laſſen erkennen, daß wir es mit einer ſelbſtändigen Künſtlerindividualität zu thun haben, deren Können über das Durchſchnittsmaß weit hinausgeht.

Von den Werken der drei vorgenannten Autoren zu der neueſten „bataille de la vie", die Georges Ohnet unter dem Titel „Le droit de l'enfant" ſoeben bei Ollendorff in Paris veröffentlichte, iſt ein Schritt, der uns von der ernſten Litteratur weg mitten in die banale Unterhaltungsbelletriſtik, da wo ſie am banalſten, hineinführt. Das neueſte Produkt Ohnetſcher Fabulierluſt iſt ſicher nicht ſchlechter, als die anderen „Lebensſchlachten", die die Helden von Ohnets Gnaden bisher zum Gaudium der Galerie ausgekämpft haben. Etwas anderes als triviale Variationen über das fadenſcheinige Hüttenbeſitzer-Thema hat der behäbige Bänkelſänger des litterariſchen Mittelſtandes überhaupt noch nicht geſchrieben, und dieſer weiſen Beſchränkung, die der verſtändigen Erkenntnis der Grenze ſeines Talentchens entſpringt, verdankt er auch ſeinen unerhörten Erfolg, der auch dem jüngſten Sprößling ſeiner Muſe nicht fehlen wird. Und ebenſowenig wie die Geſchichte an ſich unterſcheiden ſich auch die Figuren, die Ohnet jahraus jahrein als Romanmarionetten am ſchlappen Faden einer altersſchwachen Erzähltechnik herumſpringen läßt. Da iſt wieder das unſagbar liebreizende und ſittige Jungfräulein, das nach mancherlei Kämpfen und Nöten dem geliebten Mann in die Arme ſinkt, da iſt auch der brave, durch eigene Arbeit zu Anſehen und Vermögen gekommene Biedermann, der über ſeinen Stand geheiratet hat und dafür ſchrecklich büßen muß, da iſt der edle Liebhaber, der das beſagte Jungfräulein heiraten könnte, der aber großmütig genug iſt, auf das geliebte Mädchen zu Gunſten eines andern, der vor lauter Schüchternheit und weinerlicher Sentimentalität das entſcheidende Wort nicht zu ſprechen wagt, verzichtet, da iſt des weiteren das verlumpte, hochadlige Scheuſal, das hier der Abwechſelung wegen in den Bach geworfen und von einem tugendhaften Mühlrade zu Brei zerrieben wird, kurz wir finden in dem Buche alle die alten, lieben Bekannten wieder, deren Züge dem Leſer der Ohnet'ſchen Schöpfungen ſo vertraut ſind. Der Titel, der darauf ſchließen läßt, der Autor wolle ſich auch ſeinerſeits zu der Frage über das Schickſal der Kinder aus geſchiedenen Ehen äußern, iſt eitel Spiegelfechterei, das „Recht des Kindes" könnte ebenſo gut auch „das Recht der Schmökergemeinde" oder ſonſtwie heißen.

„La Vénitienne“, ein neuer, bei Plon erſchienener Roman von Ernest Daudet, iſt ein geſchickt und ſpannend geſchriebenes Unterhaltungsbuch, das nicht mehr ſcheinen will, als es iſt. Den wechſelnden Schauplatz der Handlung bilden Venedig unter der öſterreichiſchen Herrſchaft, die Bretagne nach Beendigung der Chouankämpfe und das Paris des Jahres 1820. Die politiſch-hiſtoriſchen Vorgänge bilden den Untergrund für eine Liebesgeſchichte, die hübſch erfunden und anſprechend erzählt wird. — Der Vollſtändigkeit wegen ſeien hier noch die Erzählungen „Brave fille“ von Fernand Calmettes und „Badinage“ von Jean de La Brète erwähnt, beide Bücher, die zum Mittelgut der landläufigen Handwerksbelletriſtik gehören, ſind gleichfalls im Plonſchen Verlage erſchienen.

„L'Avril“ iſt der Titel einer Novelle von Paul Margueritte, die als erſter Band einer neuen illuſtrierten „Collection Guillaume“ bei Dentu in Paris zur Ausgabe gelangte. Das liebenswürdige Werkchen, das uns Margueritte hier bietet, darf mit den groß angelegten Arbeiten des bekannten Romanziers kaum verglichen werden, hier ſpricht vor allem der formgewandte Künſtler zu uns, und man darf ſagen, daß der Künſtler Margueritte bisher kaum etwas Vollendeteres geſchaffen hat als dieſes anmutige Liebesidyll, das mit ſeiner echten Frühlingsſtimmung und ſeiner in den flimmernden Lichtern ſüdlicher Farbenpracht erglänzenden Sprache wie ein Gedicht in Proſa wirkt. Den zahlreichen Verehrern Marguerittes wird die reizvolle Gabe um ſo willkommener ſein, als ſie ſich in einer äußeren Geſtalt präſentiert, die ſeines Inhaltes würdig iſt. Die Guillaumeſche Offizin eröffnet mit dem von Marold, Picard und Mittis brillant illuſtrierten Band eine neue Serie ihrer illuſtrierten Miniaturausgaben. Die neue Sammlung — ſie nennt ſich „Collection Euryale“ und ſoll nur Novitäten der beſten zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Autoren veröffentlichen — bildet ein würdiges Seitenſtück zu der bekannten „Petite Collection Guillaume“, von der ſie ſich nur durch ein etwas größeres Format unterſcheidet. Die beiden diesmonatlichen Bände der letzteren Kollektion enthalten: Charles Nodier: „Jean Sbogar“ und La Motte-Fouqué: „Ondine“ in der Überſetzung von Jean Thorel. Die beiden Bände dieſer vornehmen Miniaturbibliothek der Klaſſiker der Weltlitteratur ſind von Marold und Mittis, den geſchätzten Illuſtratoren der „Collection Guillaume“, mit prächtigen Bildern geſchmückt worden.

„L'Année en images“ (1893, 1re année) par John Grand-Carteret. Album de 162 caricatures. (Paris, Librairies-Imprimeries réunies.) John Grand-Carterets Rückblick auf das Jahr 1893 iſt ein Bilderbuch, das uns die wichtigſten Ereigniſſe des abgelaufenen Jahres im Spiegelbilde der zeitgenöſſiſchen Karikatur betrachten läßt. Das neue Unternehmen charakteriſiert ſich ſo als ein weiterer Schritt auf dem von dem geiſtvollen Schriftſteller zuerſtbeſchrittenen Wege, an Stelle der trockenen Geſchichtsdarſtellung eine Kulturgeſchichte der Zeit in den graphiſchen Darſtellungen eben dieſer Zeit zu bieten. Wie es möglich war, eine ſolche Überfülle verſchiedenartigſten Materials auf den beſchränkten Raum eines dünnen Bandes ſo zu ordnen, daß der klare Überblick nicht verloren geht, iſt das Geheimnis des Herausgebers, der es fertig gebracht hat, auf den hundert Seiten ſeines Buches 162 Bilder unterzubringen, die die charakteriſtiſchen Momente, die auf den verſchiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens in die Erſcheinung traten, feſthalten, daneben hat noch eine amüſante Vorrede Platz gefunden, die als „Prologue de la pièce“ die Bilderrevue eröffnet. Wir wollen hoffen, daß der Erfolg, den die „année en images 1893“ findet, den Herausgeber ermutigt, das intereſſante Unternehmen fortzuſetzen.

Unter den Memoirenſammlungen, deren

Herausgabe ſich der rührige Verlag van Plon, Nourrit & Cie. in Paris mit Eifer angelegen ſein läßt, ſind die jüngſterſchienenen „Mémoires d'une Inconnue (1780—1816)“ vielleicht nicht der wertvollſte, ſicher aber der lesbarſte und intereſſanteſte Band. Die Verfaſſerin dieſer Aufzeichnungen entſtammt einer reichen und angeſehenen Bürgerfamilie und verkehrte als junges Mädchen bereits mit Helvetius, La Harpe, Bernardin de Saint-Pierre, Florian, Chenier, Andrieux, Picard, deren Charakterporträts ſie in ihrer Lebenserinnerung zeichnet. Ihre Verheiratung mit Cavaignac öffnet ihr die Geſellſchaftskreiſe des Direktoriums, ſie tritt in Beziehungen zu den Frauen Tallien und Recamier und anderen Berühmtheiten der Zeit, über die ſie uns allerlei pikante Anekdoten zu erzählen weiß. Unter dem Kaiſerreich folgt ſie dann ihrem Gatten an den Hof von Neapel, wo ſich ihr Gelegenheit bietet, einen Blick hinter die politiſchen Couliſſen zu thun. In der Perſon der Memoirenſchreiberin lernen wir eine Frau kennen, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, die mit klugen Augen zu beobachten verſteht, und die damit die Fähigkeit verbindet, ihren Beobachtungen präziſen Ausdruck zu geben. Was Frau Cavaignac über Frauenerziehung, Politik, Religion in ihren Memoiren ſagt, ſind goldene Worte, in denen die philoſophiſche Anſchauung einer ganzen Zeitepoche zum Ausdruck kommt.

Ad. Jullien, Musiciens d'aujourd'hui. 2e série. Ouvrage orné de 20 portraits en frontispice et de 40 autographes de compositeurs célèbres. (Paris, Librairie de l'Art). — Ad. Jullien, der bekannte und geſchätzte franzöſiſche Muſikſchriftſteller, hat der erſten Sammlung von muſikkritiſchen Aufſätzen einen weiteren Band folgen laſſen, der die gleiche Anerkennung verdient, der ich gelegentlich des Erſcheinens der erſten Serie der „Musiciens d'aujourd'hui“ an dieſer Stelle Ausdruck gegeben habe. Der Autor hat leider nur zu recht, wenn er in ſeinem Vorwort ſagt, „l'abus du superlatif dans l'éloge et du diminutif dans la critique a pris des proportions telles qu'il a fini par enlever aux mots leur valeur relative et leur véritable sens.“ Das gilt nicht nur für die Muſikkritik, ſondern für unſere geſamte Kunſtberichterſtattung überhaupt, die wenigen Ausnahmen beſtätigen nur die Richtigkeit der Regel. Jullien gehört weder zu den Spektakelmachern des kritiſchen Superlativs, die in der Beräucherung der Tagesgötzen das Menſchenmögliche leiſten, noch iſt er ein grämlicher Nörgler, in allen ſeinen Arbeiten tritt vielmehr das ernſte Streben, zu einem unbefangenen Urteil zu kommen, ein umfaſſendes Wiſſen und die ehrliche Geſinnung zu Tage, die ſich durch keinerlei Rückſicht davon abhalten läßt, das, was ſie als wahr erkannt, offen auszuſprechen. Der vorliegende Band enthält Aufſätze und Studien über Beethoven (Meſſe, Chorſymphonie), Auber (Stumme von Portici), Weber (Oberon), Meyerbeer (Prophet, Afrikanerin), Berlioz, Fel. David (Lalla Roukh), Wagner, Maſſé, Saint Saëns, Délibes, Maſſenet, Gadard u. a. m. Die Ausſtattung, die die Verlagshandlung dem Buche mit auf den Weg gegeben hat, iſt ebenſo muſtergültig wie die Ausführung der Bilder und Autographentafeln. Allen, die ſich für muſikaliſche Dinge intereſſieren, ſei auch die neue Folge von Julliens „Musiciens d'aujourd'hui“ aufs beſte empfohlen.

Eine gut und verſtändig ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken aus den Werken der bedeutendſten franzöſiſchen Kritiker, Redner und Geſchichtsſchreiber des neunzehnten Jahrhunderts hat die Verlagshandlung von Delagraphe in Paris erſcheinen laſſen. (Hatzfeld et Meunier, „Les critiques littéraires du XIXe siècle“, Joseph Reinach, „L'Eloquence française depuis la révolution jusqu'à nos jours“ und Georges Mennier, „Les Grands historiens du XIXe siècle“. 3 Bde.)

A. G—tze.

Italienische Litteratur.

La Castellana von Anton Giulio Barrili. (Mailand. Gebrüder Treves.)

Dieser Roman hat den Appenin zum Schauplatz, den Barrili vorzugsweise liebt und aus dem er so oft seine Inspiration geschöpft, besonders in seinem schönen Roman Montanara (Gebirgsbewohnerin) und in den „Liebeshändel im Wald".

Die Schloßfrau ist Witwe, aber eigentlich war sie nie verheiratet gewesen. Sie war eher Krankenpflegerin denn Frau und mußte den Adelstitel, den ihre Eltern zu gern für sie gehabt hätten, teuer bezahlen. Mehrere Millionen reich, wurde sie natürlich von allen Seiten umworben.

Die Jagd auf die Mitgift wird sehr geschickt im stillen von einem hervorragenden Ehevermittelungsbureau geleitet. Mit überfeinen, tollen Kunstgriffen gelingt es der Gräfin, diese Jäger in Verwirrung zu bringen und sich von ihnen, die ihr selbst glücklichen, aber interessierten Beistand geleistet, auf die schönste Weise zu befreien. Die Handlung ist sehr lebhaft, verläuft schlank, bald in Intriguen bald in Idyllen.

Die Erzählung geht schnell vor sich, ohne Ruhepunkte, ohne Abschweifungen von der Hauptsache, in gewählter Sprache und meisterhaft ungezwungenem Stil.

Siege und Niederlagen, von Edoardo Ardib. (Verlagshandlung Ulrich Höpli. Mailand.)

Ein schönes, kraftvolles und zugleich angenehm zu lesendes Buch. Der Schriftsteller will auf eine ganz neue Weise, nämlich unter Herbeiziehen der größten Waffenthaten und im Anschluß an die Gesetze der neueren positiven Geschichtsphilosophie, zeigen, daß das, was gewöhnlich als das Produkt eines fast übernatürlichen Genies betrachtet und gepriesen wird, in den meisten Fällen nur die Gewalt eines bewußten Willens ist, der von sich aus alle Elemente des Sieges herbeiträgt, und was man trägerweise bei der Niederlage einem mißlichen, unüberwindlichen Schicksal zuzuschreiben pflegt, im Gegenteil die notwendige Folge von Irrtümern ist, die man hätte vermeiden können.

So haben Sieg und Niederlage Ursachen, die, wenn nicht überall, so doch wenigstens teilweise von den Menschen nach ihrem freien Willen beherrscht werden können.

Zum Beweise bringt er die bemerkenswertesten Kriegsthaten von Thermopylä und Platäa an bis zum jüngsten deutsch-französischen Kriege in Erinnerung und leitet daraus folgende Prinzipien her:

1) Sieg oder Niederlage sind kein Würfelspiel des blinden Glücks, sondern leiten sich von Faktoren her, die im voraus bestimmt und klassifiziert werden können.

2) Diese Faktoren sind wesentlich moralische, in dem Sinne, daß sie aus Ursachen stammen, welche ihren Ursprung haben in dem Willen des Menschen und in seiner größeren oder geringeren Kraft, diesen eher in dem einen als in dem anderen Sinne zu dirigieren und daraus eher den einen als den anderen Effekt zu erlangen.

3) Was man Kriegswissenschaft nennt, besteht hauptsächlich in der Aufsuchung der unwandelbaren Faktoren von Sieg und Niederlage, in der Weise, daß es denen, die diese Wissenschaft ausüben, will sagen den Heerführern, möglich ist, die ersteren für sich zu haben und die letzteren von sich fern zu halten.

Das Buch ist eine einleuchtende Widerlegung der fatalistischen These, die von Leo Tolstoi in seinem „Krieg und Frieden" so blitzend entwickelt wird.

„Feuerprobe" von Lieutenant A. Olivieri Sangiacomo. (Verlag E. Voghera, Rom.)

Dieser neue Roman von Sangiacomo bildet einen Teil der militärischen Roman-Bibliothek (N. 5). Der Knoten der Erzählung ist geschickt geflochten, die Charaktere studiert und sorgfältig schattiert, das Interesse lebendig, der Stil zwanglos, elegant, wie er für das erzählende Fach paßt.

Es ist die einfache Geschichte eines jungen Menschen, der aus dem Seminar

als Rekrut zum Heeresdienst herangezogen wird und, den Kopf voll politischer und religiöser Vorurteile, in die Kaserne kommt. Die Berührung mit der Wirklichkeit und die Probe des Liebesfeuers gewinnen die Schlacht. Er wirft den geistlichen Rock in die Nesseln und gewinnt sich wacker die Epauletten, wird ein brillanter Kavallerie-Offizier und heiratet das Mädchen seines Herzens.

Die Erzählung entspricht dem erziehlichen Zweck, wofür sie geschrieben ist. Das Soldatenleben wird darin getreu und ohne falsche Sentimentalität geschildert und giebt auf geistreiche Weise die Atmosphäre, wo die zukünftigen Verteidiger des Vaterlandes rüstig erzogen werden, wieder.

L'uomo di genio (in Deutschland unter dem Titel „Genie und Irrsinn" bekannt) von C. Lombroso. Sechste, vollständig veränderte Auflage. Mit 26 Tafeln und 23 Figuren. (Turin, Gebrüder Bocca.)

Die neue Auflage dieses großartigen Werkes ist in einer seines berühmten Verfassers würdigen Weise gemacht. Die anthropologischen Doktrinen Lombrosos, bestritten oder angenommen, haben so mächtig auf die jetzige Bewegung in Moral- und Rechtswissenschaft eingewirkt, daß die Anzeige dieser neuen Ausgabe genügt, um allen, die ernste und einsichtige Pfleger solcher Studien sind, zu ihrer Erwerbung Lust zu machen.

Die Auflage ist sehr schön, die Stiche sauber, nur sind wir zu unserm Mißfallen häufig auf Druckfehler gestoßen, die bei einem wissenschaftlichen Werke von solchem Werte eifersüchtig ausgeschlossen sein sollten.

„Wie Doktor Lorenzi dachte," nachgelassene vertrauliche Mitteilungen eines ehrsamen Bürgers (Tullo Massarani). (Rom, Forzani & Co., Verleger.)

Was sind diese vom Senator Massarani ans Licht geförderten vertraulichen Mitteilungen? Es ist ein Roman sui generis, geschrieben mit Anmut und dem Atticismus in der Sprache, den jedermann an dem hervorragenden lombardischen Autor kennt.

Was bezweckt der Verfasser mit diesem Buche? Er sagt selbst in der Vorrede:

„Vertrauliche Mitteilungen eines ehrsamen Bürgers? . . So ist es in der That. Mit Verlaub gewisser moderner Prediger, die den ganzen Tag wiederholen, es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelör gehe, als daß in die Versammlung der Frommen ein Bürger eintrete, bestehe ich meinerseits auf dem Glauben, daß es unter Patriziern, Bürgern und Plebejern (angenommen, daß solche Worte noch eine Bedeutung haben) fort und fort bis an das Ende der Tage Ehrbare und Ehrlose geben wird. Was mich betrifft, so bin ich in meinem Leben nichts anderes suchen gegangen, als, wie Diogenes, einen Menschen, und da ich zufällig einen solchen entdeckt habe, der zum Unglück jetzt gestorben ist, so scheue ich mich nicht, demselben gewisse von ihm nachgelassene vertrauliche Mitteilungen oder Ansichten, wie ihr es nennen wollt, zu entreißen. Und dann, da ich sehe, daß sie einige der lebhaftesten, brennendsten Tagesfragen betreffen, erlaube ich mir auch, sie herauszugeben."

Und damit der Leser eine Idee von den Gegenständen bekomme, die im Buche von Senator Massarani . . pardon! . . von Doktor Lorenzi behandelt werden, folgen hier die Überschriften der einzelnen Kapitel:

Zwei vorausgeschickte Worte. — Die Familie. — Die Arbeit. — Die Felder. — Die Seestädte. — Die Auswanderung und die Kolonien. — Rom und die religiöse Idee. — Die Gemeinden. — Die Waffen und der Friede. — Die Schule. — Die Kultur. — Die Hygiene. — Die Justiz. — Die Neutralität. — Die großen Lebensfragen.

Le comte de Cavour et la comtesse de Circourt. Lettres inédites publiées par le conte Nigra. Turin-Rome. L. Roux & Cie., édit.

Es ist dies eine Publikation vom größten Interesse, sowohl vom biographischen,

als auch vom politischen Standpunkte aus, und müssen wir Nigra dafür dankbar sein, daß er diese wertvollen Dokumente des großen Staatsmannes hat gleichsam ausgraben, sammeln, ordnen und veröffentlichen wollen. Die Briefe umfassen die ganze aktive Periode des berühmten Mannes von 1836—1860.

Bekanntlich kamen im Salon von Madame Circourt in Paris die Berühmtheiten aller Länder zusammen, und in den Jahren 1852—1859 hegte Graf Cavour eine besondere Vorliebe für dieses Rendezvous, wie er denn auch in edler, aufrichtiger Freundschaft mit der Egeria dieser Stätte verbunden war. Deswegen sind diese Briefe, die uns Cavour in den innigsten, traulichen Beziehungen der Freundschaft zeigen, sehr anziehend; sie enthüllen uns eben neue Seiten des vielseitigen, reich begabten Mannes und vervollständigen auf würdige Weise die Sammlung der Cavour'schen Dokumente, die Luigi Chiala mit so liberalem Verständnis zusammengestellt hat.

„Gruppen und Figuren", humoristische Erzählungen von Don Raniero (F. M. Palmarini), illustriert von Pisagna. (Rom, E. Voghera, Verleger.)

Eine elegante Ausgabe, illustriert mit Skizzen voll Anmut und Geschmack, welche dem Stift eines tüchtigen Karikaturzeichners zu verdanken sind.

Diese Gruppen und Figuren bestehen in Umrissen, worin eine Ader von ausgewähltem Humor cirkuliert, ohne die Possenreißereien und Pornographien, welche die heutzutage gang und gäbe leichte Litteratur besudeln.

Einige von diesen Stücken haben erzählende, andere Gesprächsform und können, wie z. B. Chassez-croisez, heitere Schwänke genannt werden.

Das Buch hat einen sehr schönen, künstlerisch gezeichneten Einband.

***

Spanische Litteratur.

„El Doctor Wolski, páginas de Polonia y Rusia" betitelt sich ein in Madrid 1894 gedruckter, von der aus dem spanischen Galicien stammenden Dichterin Sofia Casanova verfaßter Roman, der das Motto „Errare humanum est" trägt. Er ist das Werk einer scharfsichtigen Beobachterin, einer Denkerin und einer Dichterin, die bald mit männlicher Feder, bald weiblich zart schreibt, einer Poetin, die, mit dem polnischen Professor Lutoslawski vermählt, mit spanischen Augen russisch-polnische Verhältnisse betrachtet und zum ersten Mal in spanischer Sprache den Jammer ihres Adoptivvaterlandes enthüllt, der ihr Töne der Melancholie eingiebt, wie sie ihrer großen Landsmännin Rosalia de Castro eigen waren. Im scharfen Gegensatz zu dem skeptischen, mephistophelisch angehauchten, sarkastischen, ironisch-kalten russischen Studenten Iwan Iwanowitsch, der pessimistisch, gleich Schopenhauer, im Schmerz den einzig allmächtigen Gott sieht, der die Welt regiert und alles nach seinem Gutdünken zerstört, ist Iwans Freund, der junge enthusiastische, illusionenreiche, polnische Doktor der Medizin Wolski dargestellt, für den die menschliche Energie, der Wille, die Macht ist, den Göttern das Feuer zu entreißen, ohne Furcht vor der Strafe, welche die Phantasie der Griechen ersonnen. Aus dem Polen spricht die edle Begeisterung, der Optimismus, aber auch der Irrtum; denn der Mensch vermag nicht mit seinem Willen die Natur zu besiegen: das Unvorhergesehene, das Unausbleibliche, der Tod sind die Klippen jedes Willens, wie fest er auch sei. Der junge Wolski sieht schon im Geist seinen Herd von kräftigen Söhnen belebt, welche die Befreier seines Vaterlandes werden sollen. Aber zu seinem Schmerz muß er in seiner Braut, in seiner angebeteten Mara, eine Schwindsüchtige erkennen, die, als auch sie sich ihrer Krankheit bewußt wird und sie gesehen, daß für sie das Lebens-

ideal unmöglich, daß für ſie die Liebe, die Familie, das Glück des Himmels auf Erden verboten, ſein Opfer nicht annehmen will und von dem Geliebten für immer ſich trennt, um in ihrem Vaterlande zu ſterben. Er vermählt ſich endlich mit Gelcha, in deren Familie ſeit vier Generationen kein Fall einer erblichen Krankheit vorgekommen, und gerade ſie, die ſchöne, kräftige und geſunde, die wie eine ſibiriſche Bärin erſchien, ſie, über deren Vorfahren er ſo emſig pathologiſche Notizen geſammelt, muß ihm zeigen, wie irrig ſeine Theorieen geweſen: ihr Erſtgeborener, vor dem er, ſprachlos vor Entzücken, faſt in die Kniee geſunken, ſtirbt bald nach der Geburt, und ſie kann nie wieder Mutter werden. Die Wiſſenſchaft iſt dem menſchlichen Leiden gegenüber ohnmächtig. Himmel und Erde ſind gefühlloſe Taubſtumme. Das Hoſpital, das der Doktor Wolski gegründet, vernichten die Flammen. Mit thränendem Blick ſieht der Pole, für den die Poetin all unſere Sympathie in Anſpruch nimmt, das Werk ſeines Lebens zugrunde gehen. Von der Wolga aber führt uns die Dichterin im Schlußkapitel an den Niemen, in das Herz Polens, nach Litthauen, in eine Hütte, in der die dem Sterben nahe Mara arme Kinder des Landes unterrichtet und dem Himmel dankt, daß er ihr zum Geliebten einen Mann gegeben, den ſie immer bewundern darf. So klingt der Liebesroman Maras und des Doktor Wolski doch verſöhnend aus, und auf Maras blaſſes Antlitz fällt, ſie verklärend, noch ein freundlicher Sonnenſtrahl.

Die geiſt- und temperamentvolle, mannweibartige Emilia Pardo Bazán, für die jetzt wieder Caſtelar den Eintritt in die ſpaniſche Akademie verlangt, der mit Unrecht einer Fernán Caballero, Gertrudis Gómez de Avellaneda, Carolina Coronado verſagt worden, iſt jetzt nicht die einzige Novelliſtin Galiciens: Sofía Caſanova iſt ihr in der Schilderung ebenbürtig, jedes ihrer poetiſchen Bilder iſt harmoniſch abgeſchloſſen, aber ſie hat nicht das Herbe, Herausfordernde, Streitluſtige ihrer Vorgängerin, die mit einer Studie über den heiligen Franciscus von Aſſiſi begann und dann die Kämpin Zolas in Spanien wurde.

Während über das Buch der galiciſchen Dichterin Schwermut ausgegoſſen, atmet Glück und Freude das Büchlein „De rebusco“ (Von der Nachleſe). Der mit großem Sinn für das Volkslied begabte Andaluſier Franciſco Rodriguez Marín, der es liebt, in der Doppelgeſtalt des Francisco Rodriguez Marín und des Bachiller Francisco de Oſuneja aufzutreten, hat es 1894 in Sevilla herausgegeben. Es ſind neue trefflich gelungene Sonette. Wie in früheren Zeiten Diego Hurtado de Mendoza, Lope de Vega, Baltaſar del Alcázar und Gonzalez Carvajal voller Poetenlaune das Rezept zu einem Sonett gaben, ſo thut es auch Francisco Rodriguez Marín in ſeinem Calamo currente. Gleichwie in den früheren Sonetten des Advokaten aus Oſuna iſt auch in dieſen Geiſt, Witz und epigrammatiſche Schärfe.

Kein glückliches Helm wie Rodriguez Marín hat einſt der Andaluſier Guſtavo Adolfo Becquer ſich geſchaffen, jener Dichter Sevillas, deſſen Leben eine Perlenſchnur von Thränen war, und der auf ſeiner Bahn die duftigſten Lieder ſtreute, die das Publikum erſt nicht beachtete, bis der Cubaner Ramón Rodriguez Correa, der Verfaſſer des Romans „Rosas y perros“, ſie zu einem prächtigen Strauße gewunden. Den liebenswürdigen Straußwinder, der geiſtreich wie Quevedo und Villamediana im 17. und Diego Torres im 18. Jahrhundert war, hat der Tod am 19. Mai in Madrid aus der Liſte der Lebenden geſtrichen.

Am Tage darauf aber fand in der Spaniſchen Akademie ein ſchon ſeit elf Jahren erwartetes, aber durch Caſtelars Saumſeligkeit ſo lange verzögertes Ereignis ſtatt: die Einführung José Echegarays in die Academia de la lengua durch Emilio Caſtelar. Das „Wort der

Demokratie", wie man den großen Tribun genannt hat, glaubt das Genie des Dichters und Mathematikers Echegaray nur mit Goethe und Leonardo da Vinci vergleichen zu können. Nur den Deutschen thut er unrecht, wenn er sagt: „Ich lasse nicht als theatralisch die berühmtesten deutschen Werke zu. Ich erkenne die Größe Goethes und Schillers an. Aber der eine hat einen so großen lyrischen und der andere einen so großen epischen Schwung, daß ihre Schöpfungen aus dem Theater heraustreten und erhabene Zwiegespräche zwischen lebenden Personen zu sein scheinen, die abstrakten Ideen gleichen." Echegaray aber verteidigt in seiner gedankenreichen Rede abwechselnd die klassische Welt gegen die moderne und diese gegen jene, den Idealismus gegen den Realismus und umgekehrt; er leugnet den alten Satz, daß nur in der Wahrheit Schönheit sei; denn selbst im Falschen, im physisch Unmöglichen können Funken von Schönheit sich finden.

Castelar, der 1892 sein vielbesprochenes Buch über die Entdeckung von Amerika herausgegeben und jetzt ein Werk über die Conquista vorbereitet, kann uns am besten nach Amerika herüberleiten. Dort ist, nämlich in Mexico, ein Heldengedicht in Oktaven von Eduardo del Valle unter dem Titel „Cuauthemoc" erschienen, zu dem der jüngst verstorbene Altmexikaner, der hochgefeierte Ignacio M. Altamirano, das Vorwort geschrieben, worin er im Gegensatz zum Eroberer Hernán Cortés, den unser Heine gegeißelt, den tapfern Cuauthemoc, den besiegten Indianer, als den eigentlichen Helden bezeichnet, um den alle Nationen Mexiko beneiden müßten. Wie der greise Mexikaner Guillermo Prieto in seinem „Romancero Nacional" für sein Vaterland das gethan, was für Spanien die Dichter des „Romancero del Cid" und des „Romancero de romances moriscos", so hat der junge Eduardo del Valle den denkwürdigen Gegenstand der Eroberung Mexikos in seinem „Cuauthemoc" besungen, indem er den Helden feiert, der trotz der Feindschaft der Götter die Würde seines Volkes gerettet. Die heutigen Mexikaner aber sind der Verwandtschaft eingedenk, die sie mit den Spaniern verknüpft, und ihr Wahlspruch ist der des großen Moralos, der in Acapulco sagte, als er das Castell empfing, das der spanische Befehlshaber übergeben: „Es lebe Spanien, unsere Schwester, aber nicht die Herrscherin Amerikas!" Johannes Fastenrath.

Czechische Litteratur.

Sebrané spisy Jána Nerudy pořáda Jgnát Herrmann. Prag, Topič 1892 sqq. — Der Gedanke, Nerudas Werke gesammelt herauszugeben, verdient alles Lob und wurde demnach auch mit großer Freude von Publikum und Kritik aufgenommen. Die Thatsache entspricht aber durchaus nicht den darauf gesetzten Hoffnungen. Die Gesamtausgabe beginnt nämlich mit — — Feuilletons. Man denke doch nur: mit Feuilletons, die Neruda in der Eigenschaft als Feuilleton-Redakteur der ‚Národní listy' geschrieben hat! Als ob in derlei Kleinigkeiten Nerudas Talent gipfeln würde! Als ob der Feuilletonist Neruda den Dichter Neruda weit überragte! Und dann die Unsicherheit, die Nachlässigkeit der Redaktion! Hier ein Feuilleton aus dem Jahre 1877, gleich darauf eines von 1890, das folgende wieder von 1884 u. s. f. Dieses ursprünglich, flott, jenes langweilig, gezwungen — kurz: ein ungeordnetes Chaos Ia. Qualität. Noch nie ist eine Gesamtausgabe so leichtsinnig ins Werk gesetzt worden! Unkritisch im höchsten Grade und in Bezug auf das Andenken und die Bedeutung Nerudas rücksichtslos bis zum Exzeß! — Was die Feuilletons selbst betrifft, so sind sie mit wenigen Ausnahmen graziös witzig, oft aber auch bitter-satirisch. Nerudas abgesagter Feind ist der Klerus, kommt er auf diesen zu sprechen, überspringt seine Feder die zulässige Schranke. Ab und zu lassen sich wohl einige Körner Wahrheit finden, aber in

summa ist es doch nichts anderes, als Chauvinismus, exaltierter Parteistandpunkt. Das hat denn auch nicht verfehlt, in ausgesprochen klerikalen Blättern à la ‚Vlast' recht böses Blut zu machen. Gleich nach Erscheinen der ersten Hefte der famosen ‚Gesammelten Schriften J. Nerudas' trat ein Dr. Hromádka in die Schranken und brach für die „katholische Religion" wider den „sehr viel Ärgernis erregenden Gottesleugner Neruda" ein paar — Schilfröhrchen, wirkliche, unverfälschte Schilfröhrchen. Ausgerüstet mit sehr wenig Verständnis, aber recht viel Schimpfworten, kühlte er an dem nicht die Religionen, aber den Klerus bekämpfenden „Wüterich" sein Mütchen. Der betreffende Artikel in der ‚Vlast': „Die Beziehungen des † Neruda zur katholischen Religion", ist hundsgemein, unter allem litterarischen Anstand und zeigt übrigens die Verbohrtheit des mutigen Doktorhutes im glänzendsten Lichte. (Die hervorragendsten Nonsense hat ihm ein Referat in der ‚Literární listy' 1893, Nr. 11, nachgewiesen.) Kurze Zeit nach Erscheinen der für die ganze ‚Vlast' charakteristischen Abmurkfung des verstorbenen Neruda erließen die hervorragendsten czechischen Dichter und Schriftsteller einen energischen Protest gegen die Frechheiten des Dr. Hromádka, der auch des Erfolges beim Publikum nicht ermangelte. Das alles ward durch eine miserable Ausgabe von Nerudas gesammelten Schriften verursacht, wobei das Nächstliegende: ein Protest gegen diese Gesamtausgabe, leider vergessen wurde. Nur die ‚Lit. listy' brachten in Nr. 9 ein paar trefflich geschriebene „Glossen zu den Gesammelten Schriften J. Nerudas". — Bis jetzt (Sept. 1893) sind einige 40 Hefte à 16 Kr. erschienen; die letzten Hefte brachten neben den prächtigen Novellen „Arabesken" — Reiseschilderungen des Orients.

Příspěvky k statistice osvětové českého lidu, píše Dr. Max Wellner, notář. (Prag 1893, Rudolf Storch.) — Ein merkwürdiges, äußerst schnurriges Buch, diese „Beiträge zur Statistik der Aufklärung im czechischen Volke von Dr. Max Wellner, Notar". Zuerst glaubte ich, es wäre eine Art Kürschner und freute mich dessen, da ein Schriftstellerlexikon in der czechischen Litteratur wirklich von Bedürfnis ist, aber bald merkte ich, daß die 138 Seiten im allergünstigsten Falle nur rohes Material zu einem Litteraturkalender enthalten, zwischen welchem der Herr Notar wie ein Bajazzo im Cirkus hin- und herhüpft, und geistreich sein sollende Bemerkungen, ja manchmal sogar famose Bierwitze zum besten giebt. Trotz alledem zweifle ich nicht im geringsten, daß die Notariade — allerdings nur im Hirn div. Preßreptilien — eine ‚fühlbare Lücke' ausfüllen wird, zumal sie (die Notariade und nicht die Lücke!) auf dem für ultranationale Ohren so ungemein schmeicheiösen, ergo gesperrt gedruckten Satze: „Heut also überragen die Czechen hinsichtlich der Aufklärung die österreichischen Deutschen und darum gebührt den Czechen das gleiche politische Recht" basiert. (S. 133.) Das beweist der Herr Doktor bis aufs I-Tüpfelchen, obgleich er sich im Vorworte das Recht herausnimmt, 40 Fehler zu machen. („Nehmen wir an, daß ich 1000 Schriftsteller notiere, also kann ich 40 mal Fehler machen, erst beim 41. Fehler beginnt das Recht des Kritikers. Der Statistiker hat das Recht, 4% Fehler zu machen.") Die czechischen Schriftsteller sind nach dem Wohnort aufgeführt, manchmal alphabetisch, manchmal wieder nicht, jeder bekommt eine Nummer (auch die Verstorbenen, z. B. Nr. 948). Manche erscheinen zweimal (1164, 1298 und 1297, 1602), wahrscheinlich damit's mehr ausgiebt. Es kommt sogar vor, daß zwei Schriftsteller desselben Namens eine Nummer erhalten (1086, 1566), dann aber ist der eine: a., der andere: b. Schließlich citiert der doppelte Märtyrer (s. Vorwort: „Der czechische Schriftsteller ist ein czechischer Märtyrer, sagte Goethe zu Eckerman mutatis mutandis." (!!) „Der czechische Statistiker ist

ein doppelter Märtyrer"), aus Eisenbergs „Geistiges Wien" über 100 Schriftsteller, darunter sans façons Männer, von denen ich aufs bestimmteste weiß, daß sie in ihrem Leben keine czechische Zeile niedergeschrieben haben, wie Astl, Edler, Frankl, Fuchs u. a. Trotzdem erscheinen sie im Vorliegenden als czechische Schriftsteller. Warum? Nun, ganz einfach, weil sie das Glück hoben, in Böhmen oder Mähren, den „Ländern der böhmischen Krone", geboren zu sein. Wer lacht denn da? Das Vorgehen des Herrn Notars ist doch ganz gerechtfertigt. Ein in Böhmen geborener Chinese, mag er nun hottentottisch oder maloyisch schreiben, gehört von rechtswegen zur Körperschaft der czechischen Schriftsteller, ebenso wie Ernst v. Wildenbruch, weil in Beyrut geboren, in den syrischen Kürschner gehört. Klar wie Stieselwichs — Herr Doktor Wellner ist nicht umsonst Rechtsgelehrter! Und so kommt es denn, daß er 2369 czechische Schriftsteller zusammenbringt, worauf er nicht wenig „pocht" („1774—1848 gab es 729 czechische Schriftsteller. — Ich führe heute 2369 an"). Hinsichtlich der politischen Vereine der Czechen verfährt der Autor in gleich lobenswerter Weise. English society, Société de secours française, belge et suisse, Sektion des „rein"deutschen Vereins Leo-Gesellschaft, Ognisko Polskie, Balgarska sedjanka — immer heran, immer heran, die Zahl von 106 czechischen politischen Vereinen muß voll werden. Noch mehr: Der Herr Notor zählt sogar die Seiten einzelner Bücher. Zu den czechischen Verlegern zählt er auch die deutschen. Nur keine Gewissenhaftigkeit, denn es gilt den Fundamentalsatz zu beweisen. Etwas Urkomisches lese ich auf S. 127: „Ich wünsche, daß jede Gemeinde wenigstens 1000 Seelen habe," und darauf: „die Anzahl der Schafe und Bienenstöcke in den Ländern der böhmischen Krone nimmt ab" (schade, sonst könnte man die gewünschten 1000 Seelen herausbringen). „Leider nimmt auch die Anzahl des Rindviehs ab." Folgt statistische Angabe. Ein paar Seiten beschäftigen sich mit den „direkten Steuern". Natürlich zählt Herr Doktor alle Städte und Dörfer auf, die ihm gerade beifallen, ohne Rücksicht darauf, ob sie rein-czechisch, rein-deutsch oder utraquistisch sind. Da widerfährt denn Orten, wie Mährisch-Schönberg, Römerstadt, Mährisch-Trüban, Wiesenberg, Schildberg u. a., die das czechische Idiom nur vom Hörensagen kennen, die hohe Ehre, die Aufklärung des czechischen Volkes in helles Licht zu setzen. Notariell beglaubigt. Geradezu niederschmetternd für jeden Deutschen ist die Schlußbeweisführung: „Die Czechen haben heute 2300 Schriftsteller. Die Deutschen bloß 1700, letztere sollten aber 3600 haben. Verkauft wurden deutsche Schulbücher 950 000, czechische 500 000. Den Umständen gemäß hätten von letzteren 600 000 verkauft werden sollen. Ergo: überragen heute die Czechen" ꝛc. ꝛc. Die Prophezeiung des doppelten Märtyrers: „wir haben gegenwärtig 200 000 Buchleser, 500 000 Zeitungsleser, 2300 Schriftsteller, 200 Buchhändler, 11 500 Bücherabonnenten, 600 000 Zeitungsabonnenten — bis wir 250 000 Buchleser, 600 000 Zeitungsleser, 3000 Schriftsteller, 240 Buchhändler und 13 000 Buchabonnenten haben werden, dann erlangen wir unsere politischen Rechte von selber". Das alles wird im Jahre „1895" geschehen. „Auf dem Haupte Sr. Majestät wird die heilige Wenzelskrone erglänzen und in Prag ein Konzler der Länder der böhmischen Krone residieren. Durch notionale Arbeit und Aufklärung werden wir siegen" — und wenn selbe auch flugs zur guten Hälfte deutscher Provenienz ist. Nicht wahr? Große Geister geniert das nicht im mindesten und kleine geht's nichts an. O du heiliges Blech der Bleche!

Ottokar Stauf von der March.

Vermischtes.

Volkskunde. Der Würzburger Professor für deutsche Philologie Dr. Oskar Brenner erließ einen Aufruf zur Sammlung bayerischer Volksüberlieferungen, dem wir folgende Stellen entnehmen:

Unsere Zeit bricht auf allen Gebieten mit dem Überlieferten. Das Neue steht gewiß im ganzen über dem Alten, aber wer im Alten herangewachsen ist, wird es mit Wehmut dahinschwinden sehen. Es festzuhalten oder in neue Formen zu gießen, wird wohl nur bei einem kleinen Teil möglich sein, aber der Vergessenheit entreißen können wir viel, ja vielleicht alles, was jetzt noch fortlebt.

Ganz besonders rasch verlieren sich in unseren Tagen die alten Überlieferungen im Volksleben, Sitten, Gebräuche, Sagen, Lieder und Sprüche, die eine Fülle von Poesie bergen; auch vom Aberglauben bröckeln sich Stücke ab, die nicht die schlimmsten, die nur eine besondere Form der Volkspoesie sind. Durch den raschen Verkehr zwischen Land und Stadt hat auch die kernige, prächtig entwickelte Volksmundart schon manches eingebüßt, und sie wird in den nächsten Jahrzehnten das Meiste von ihren Eigentümlichkeiten aufgeben.

Zwar haben in Bayern verdiente Sammler vieles geborgen, aber noch viel mehr wird unbeachtet verloren gehen, wenn wir nicht dem Beispiel anderer deutschen und fremden Länder folgen und mit Beihilfe aller Kreise und Stände in dem verborgensten Winkel suchen und das Gefundene an sicheren Orten aufspeichern, so daß auch künftige Geschlechter dem alten Volkstum der Stämme Bayerns nahe treten können.

Wir hatten es für eine vaterländische Pflicht, unsere Landsleute dringend aufzufordern, sich an der Rettung des dem Untergange Geweihten zu beteiligen, indem sie aufzeichnen, was ihnen aus dem Leben, aus den herkömmlichen Formen der Arbeit und der Erholungen, aus dem Denken, Sprechen und Dichten unseres Land- und Stadtvolkes bekannt geworden ist (also Sitten und Aberglauben, Sagen, Märchen, Schwänke, Volkslieder und Kinderreime, Sprichwörter und Redensarten, Mundartliches: Wörter und grammatische Eigentümlichkeiten).

Im Märzheft der preußischen Jahrbücher ergeht sich Herr O. Harnack über Bierbaums Musenalmanach in einer Weise, die auch von denen, die mit dem Herausgeber im einzelnen rechten, aufs allerentschiedenste zurückgewiesen werden muß. „Schon der Titel bringt einen hübschen Scherz; die Mitarbeiter werden als die „hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums" bezeichnet. Übrigens hat dieser Scherz doch auch sein Bedenkliches. Wenn der Band ins Ausland gelangen sollte, könnte ihn die dortige Unkenntnis für Ernst nehmen und meinen, die Herren Bierbaum, Dehmel, Schlaf, Hartleben u. s. w. seien wirklich, was sie auf dem Titel scheinen. Und welche Vorstellung müßte er dann von Deutschland erhalten! Fröhlich würde der Franzose ausrufen: Unsre Milliarden haben sie genommen, aber dafür sind sie geistig an den Bettelstab gekommen!" Und das schreibt Herr Harnack zu einer Zeit, wo gerade die junge französische Dichtergeneration mehr denn je die deutsche Litteratur verfolgt und versteht, was freilich vom Gelichter Nicolai, Harnack & Co. nicht zu verlangen ist. G. Morgenstern.

Vom glückseligen Zukunftsstaat oder von den blauen Inseln des Anarchismus. Der „Sozialist", bekanntlich das Organ der Berliner Anarchisten, malt in den wollüstigsten Farben seinen Lesern ein Bild von dem Zukunftsstaate nach anarchistischer Auffassung. „Wir streben," heißt es da u. a., „einem Zeitalter der Muße und des Genusses entgegen, und nicht allein meinen wir den geistigen Genuß, sondern auch sinnlichen Genuß. Wir wollen die Schnapssäufer aus der Welt schaffen und wollen sie lehren, daß, wenn sie schon das Trinken nicht lassen können, sie doch lieber Burgunder im Pokale blinken lassen sollen. Wir verlangen nach Liebesgenuß, nach Tanz und Lustbarkeit, nach Gondelfahrten und Gebirgswanderungen, wir verlangen nackende Men-

schen oder doch schöne Gewänder für alle u. s. w." Der „Sozialist" versichert, daß das alles nicht mehr ins Reich der Fabel gehören werde, sobald diese Ideen erst in die Köpfe und in die realen Fäuste von Millionen steigen würden. Genau solche utopische Zukunftsbilder, denen man jetzt nur noch in der anarchistischen Presse begegnet, wurden vor wenigen Jahren noch durch sozialdemokratische Organe, z. B. die „Sächsische Arbeiterzeitung", den Lesern vorgegaukelt. Der Anarchismus ist in praxi eben nur auch eine von den Konsequenzen der sozialdemokratischen Phantasie-Dogmen dyonisischer Poetasterei in wirtschaftlichem Revolutionsgewande. Wenn aber „die realen Fäuste" von Millionen Proletariern dieses zukünftige Himmelreich zimmern sollen, so fürchten wir sehr, daß von dieser Seligkeit und ihrem Katzenjammer zu Faustrecht und Faustkampf nur ein kleiner Schritt sein wird. Die blauen Anarchisteninsein seligen Entzückens und göttlichen Rausches werden rasch wieder in einem Meer von Blut versinken. Ein Mann mit gesunden Sinnen wird sich nicht leicht in diesen Hörselberg der Berliner Sozialanarchisten locken lassen.

XYZ.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Gesellschaft" sind vom 1. bis 15. Juni folgende Bücher und Schriften eingegangen:

Abel, Lothar: Das gesunde, behagliche und billige Wohnen. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Backhaus, Wilhelm Emanuel: Das Wesen des Humors. Eine Untersuchung. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Bahr, Hermann: Caph. Novellen. (Berlin, S. Fischer.)

Bährens, Arthur: Ecce homo! (Braunschweig, C. A. Schwetschke.)

Benzmann, H.: Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes. (Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.)

Beyer, M.: Unterm Lindenbaum. Skizzen und Gedichte. (Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Förster & Cie.)

Bruck, F. F.: Fort mit den Zuchthäusern! (Breslau, Koobner.)

Casti: Seiner Heiligkeit Papst Alexander VI. Bulle: In rebus amoris. Ins Deutsche übersetzt von Ludwig Scharf. (Zürich, Verlags-Magazin [Schabelitz].)

Couperus, L.: Extase! (Dresden, Alexander Beyer.)

Cremer, D. H., Professor der Theologie in Greifswald: Duell und Ehre. (Gütersloh, C. Bertelmann.)

Dreher, Dr. E.: Grundzüge der Ästhetik der musikalischen Harmonie auf psycho-physiologischer Grundlage. (Bielefeld, A. Helmich.

Ebner, Th.: Allerlei Geschichten, Bilder und Skizzen aus dem Leben. (Stuttgart, Druckerei und Verlagshaus Dr. Förster & Cie.)

Eschweiler, Prof. Dr.: Haus und Schule. Ein Mahn- und Trostbüchlein in Briefen an die Eltern unserer studierenden Jugend. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Euienstein, Bernhard: Henry George und die Bodenbesitzreform deutscher Richtung. Eine Abhandlung in zwei Repliken. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Fürsicht, A.: Schulstaub und Kasernendunst. Lustige Geschichten für heitere und ernste Männlein und Weiblein des Nähr-, Wehr- und Lehrstandes. (Bielefeld, A. Helmich [Hugo Anders].)

Gött, E.: Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Aufzügen. (Stuttgart, Cotta.)

Harlan, Walter: Sein Beruf. Schauspiel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Hart, Julius: Geschichte der Weltlitteratur I. (Berlin, M. Paulis Nachfolger [H. Jerosch].)

Hartmann, Franz: Theophrastus Paracelsus als Mystiker. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Haßlwander, Friedrich: Phantasiestücke. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Heller, L.: Selbsthilfe. Ein Roman der Sparsamkeit und Lebenskunst. Realsozialistisches Zukunftsbild. (Leipzig, Hartung & Sohn.)

Janke, O.: Der Beginn der Schulpflicht. Ein Beitrag zur Erörterung dieser Frage. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Justus: Fausts Sohn. Ein dramatisches Epos in drei Teilen. Erster Teil. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Klepert, A.: Zum 70. Geburtstage Rudolf von Bennigsens. (Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior].)

Kummer, Friedrich: Lockende Liebe. Roman. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Kunad, Paul: Neue Gedichte. Dritte Sammlung. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Lange, S.: Engelke und andere Erzählungen. (Köln und Paris, Albert Langen.)

Lie, Jonas: Hof Gilje. Engelhorns allgemeine Romanbibliothek X, 20. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Lingk, H.: Wintersaat, Lyrische Blätter. (Leipzig, Robert Claußner.)

Lothar, Rudolf: Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Marsden, Kate: Reise zu den Aussätzigen in Sibirien. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Gräfin zu Erbach-Schönberg, geb. Prinzessin von Battenberg. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Nansen, Peter: Eine glückliche Ehe. (Berlin, S. Fischer.)

Norden, J.: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. I. John Williams, Schauspiel in 4 Akten. II. Der Tugendbold, Schauspiel in 4 Akten. III. Fesseln, Schauspiel in 4 Akten. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Paysen Petersen, G.: Geschichten aus der Hauptstadt. (Hamburg, Otto Meißner.)

Pollaczek, F.: Die unverehelichten Mütter und der Code civil in Deutschland. (Leipzig, August Schupp.)

Przybyszewski, St.: Das Werk des Edvard Munch. (Berlin, S. Fischer.)

Quensel, P.: Wiedersehn. Drama in einem Aufzuge. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Quidde, L.: Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn. 25. Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Rademacher, C.: Die Gottesbraut von Babylon Phantasien in der Heidenhöhle. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Ressel, G. A.: Wiener Vorstadtgeschichten. Mit einem Vorwort von A. Müller-Guttenbrunn. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Rickers, H.: Ut sware Tieden. Erzählung. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Sacher-Masoch, L. von: Die Satten und die Hungrigen. Roman. 2 Bände. (Jena, Costenoble.)

Sander, Dr. Max: Dei Burmeister. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Schall, E.: Das Wesen der Sozialdemokratie und die christliche Religion. (Erfurt, Hugo Güther.)

Schaukal, Richard: Rückkehr. Ein Akt. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Scherer, H.: Die Simultanschule — warum muß sie die Schule der Zukunft sein? (Bielefeld, A. Helmich (H. Anders.)

Schnitzler, A.: Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Schott, C.: Die Gesellschafterin. Novelle. (Leipzig, Robert Claußner.)

Schröder, F.: Der Tolstoismus. (Dresden, Alexander Beyer.)

Trent, A. G.: Die Seele und die Sterne. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. Vogel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Treu, A.: Das Lehrer-ABC, gewidmet allen Lehrern, deren Freunden und Förderern der Volksbildung. Zweite Auflage. (Bielefeld, A. Helmich [H. Anders].)

Türck, H.: Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türksche Hamlet" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. (Jena, Fr. Mauke [A. Schenk].)

Walloth, Wilhelm: Ein Liebespaar. Roman. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Wehberg, Dr. med. H.: Die Erlösung der Menschheit vom Fluche des Alkohols. (Berlin, Neuwied, Heusers Verlag.)

Willner, A. M. (A. M. Rendlw): Sphinx Amor. Novellen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Wolters, W. und Karl Gjellerup: Eine Million. Schauspiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Wrede, Fürst Friedrich: Der Liebe Weh. Novellen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich).

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Hans Thoma

August 1894.

Volkslitteratur und der Weimarer Schriften-Verbreitungs-Verein.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Wie mit der Verteilung der irdiſchen, iſt es mit der Verteilung der geiſtigen Güter. Es beſteht eine chroniſche Gleichgewichtsſtörung, eine widerſinnige Ungerechtigkeit, ſyſtematiſch aufrechterhalten durch feine und brutale Gewaltmaßregeln, durch Erziehungs- und Gewöhnungskniffe, durch ſorgfältig gepflegte Tradition und ein Netzwerk von Geſetzen von Seiten derer, die im Rohre ſitzen und ſich ihre Pfeifen ſchneiden. Wer im Beſitz iſt, der iſt im Recht, und wer nichts hat, iſt im Unrecht, ſeit Olims Zeiten. Denn alle weltgeſchichtlichen Fragen ſind im Grunde nie etwas anderes geweſen und werden nie etwas anderes ſein als Beſitzfragen. Nicht: Sein oder Nichtſein, ſondern: Haben oder Nichthaben — darum dreht ſich alle ſoziale und geiſtige, politiſche und religiöſe Bewegung, that is the question. Wer nichts hat, der iſt auch nichts, d. h. er iſt in der Kulturwelt unvermögend, ſeine Perſönlichkeit frei zu entwickeln, ſeine Anlagen und Kräfte zu ungehemmter Entfaltung zu bringen, ſich nach eigenem Geſchmack und Willen auszuleben.

Die urſprünglichſte und radikalſte, natürlich auch beſtialiſchſte Form, Beſitzfragen zu löſen, iſt der Mord, Einzelmord und Maſſenmord. In ihrer großartigſten und methodiſchſten Ausbildung lebt dieſe Form heute noch im Krieg. Die moderne Kulturwelt hat nichts aufzuweiſen, was an inſernaliſcher Größe ihrem Kriegswahn und Kriegsapparate gleicht.

Dem leiblichen Maſſenmord iſt der geiſtige Maſſenmord an Raffiniertheit und Wirkſamkeitsdauer noch überlegen. Doch iſt auch ſchon die geiſtige Knebelung von ſchöner Wirkung, und in den meiſten Fällen genügt die gut durchgeführte geiſtige Verdummung, Betäubung und Verblödung, um geſellſchaft- und geſchlechter- und kaſtenſtürzende Beſitzrevolutionen hintanzuhalten oder ſo zu leiten, daß die Maſſen von revolutionierenden armen Teufeln ſich die eigenen Schwänze ausreißen und nicht für ſich, ſondern für die — anderen Teufel ſiegen. Draſtiſch ausgedrückt. Denn in der Hölle wie auf Erden ſind ſchließlich alle einander wert, kraft ihrer gemeinſamen Herkunft.

Eins der geräuſchloſeſten und wirkſamſten Mord-, d. h. alſo Beſitzerhaltungs- und Herrſchaftsmittel im Kampfe um irdiſchen Genuß hat ſich die denkende und künſtleriſch thätige Menſchheit in der Litteratur und Preſſe geſchaffen.

Wenn man ſagt „Litteratur für das Volk“, ſo iſt von Seite der Herrſchenden meiſt das Nämliche gemeint wie mit der Phraſe: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden“: Religion und Litteratur als Bändigungsmittel, als Ablenker der Freiheitsgefühle, als Waſſer in den Brand unabhängiger Geſinnung, als Erſticker der revolutionären Eſſenz im Unterthanen- und Knechtsgehirn.

Dann wieder „Litteratur für das Volk“ im Sinne der greulichen Kolportage-Spekulation und Familienblätter-Ausbeutung. Alſo von der einen Seite Frömmelei und Dufelei, oft in künſtleriſcher Form, von der andern Seite einfach und reſolut Schund.

Nun finden ſich immer wieder gute Menſchen, die dieſer ſchmachvollen Volkslitteratur-Wirtſchaft entgegenarbeiten möchten. Und kommen dieſe guten Menſchen in Deutſchland zuſammen, ſo gründen ſie einen Verein. Wie zum Beiſpiel den Weimarer Verein zur Maſſenverbreitung guter Schriften. Nun erheben ſich da und dort Stimmen, die feſtſtellen wollen, daß gerade dieſer Verein auf verkehrten Wegen marſchiere. Es ſei ihm trotz erheblicher Geldmittel und ſonſtiger ehrlicher Anſtrengung nicht gelungen, den Kolportage-Schundſchwindel wirkſam zu bekämpfen, er habe ſogar der Verbreitung guter Volkslitteratur neue Hemmniſſe bereitet.

Herr Heinrich Sohnrey, Herausgeber der volkstümlichen Zeitſchrift „Das Land“, tritt als öffentlicher Ankläger des Vereins auf und bringt gleichzeitig Beſſerungsvorſchläge.

Hören wir den wohlmeinenden Mann!

„Während der Weimarer Verein nach ſeiner Urſprungsidee nur für eine beſtimmte Zwecklitteratur — den guten Kolportageroman —

ins Leben gerufen war, erhielt er, hauptsächlich wohl infolge seiner verfehlten Veröffentlichungen, in der öffentlichen Meinung gewissermaßen das Ansehen eines Mittelpunktes für die Volkslitteratur überhaupt.

Die bedeutenden Unterstützungen, welche dem Weimarer Vereine aus allen Teilen Deutschlands zu Teil wurden, mußten insbesondere in buchhändlerischen Kreisen den Anschein erwecken, daß damit auch die gesamte deutsche Teilnahme am Volksschriftenwesen in Weimar zusammenfließe, und daß das übrige, das eigentlich echte Volksschriftentum in gleichem Maße an Interesse verloren habe. Einen Beweis dafür konnte man, um nur ein Beispiel anzuführen, in der sehr auffälligen Thatsache erblicken, daß J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M., der frischen Mutes eine Lieferungsausgabe der W. O. v. Hornschen Volksschriften ins Werk setzen wollte, dies treffliche Unternehmen nach den ersten Heften wegen allgemeiner Teilnahmlosigkeit einstellen mußte.

Die Folge von alledem war eine allgemeine Entmutigung der Volksschriftenverleger. Nahte sich ein volksschriftstellerisches Talent, so wurde es entweder nach Weimar verwiesen oder es wurde ihm anheimgestellt, sich auf den seichten Ocean der Familienblatterzählungen zu begeben.

Damit aber war dem volksschriftstellerischen Talente jede Möglichkeit genommen, sich in seiner Eigenart und nach künstlerischen Gesetzen zu entfalten. Und in der That ist auf dem Gebiete des Volksschriftenwesens bei uns in Deutschland in den letzten Jahren nicht ein einziges wirkliches Talent erstanden. Wir haben nur noch Familienblattschreiber und litterarische Schneider und Schuster. Die Volkslitteratur, die wirkliche, echte Volkslitteratur, dieser gerade mit dem Erlöschen des Volkstums immer nötiger werdende Faktor des geistigen Volkslebens, ist völlig auf den Sand gekommen.

Die mit dem „Massenverein" in Weimar gemachten Erfahrungen nötigen also, es unumwunden auszusprechen, daß er nicht nur seiner eigentlichen Bestimmung, einen guten, zweckentsprechenden Kolportageroman zu schaffen, nicht gerecht geworden ist, sondern daß er auch dem Ansehen der Volkslitteratur viel geschadet und ihrer Entwickelung ein schweres Hemmnis bereitet hat.

Ich hoffe, daß der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften" sich dieser Erkenntnis nicht mehr verschließen wird; ich erhoffe dieses wenigstens von der Mehrzahl seiner Mitglieder. In dieser Hoffnung erlaube ich mir folgende Vorschläge zu machen:

Der Verein hält sich fortan streng an seinen Namen und erblickt für die nächste Zeit seine Aufgabe nicht mehr darin, Schriften massen-

weise zu erzeugen, sondern gute Volksschriften massenweise zu verbreiten.

Wir haben ja in den Schatzkammern unserer Volkslitteratur so viele Herrlichkeiten an echter Volkspoesie aufgespeichert, die für unser Volk gewißlich zu einem unendlichen Segen werden und an dem insbesondere sein Geschmack sich so bilden und veredeln könnte, daß es die Schundromane ganz von selbst von sich weisen müßte; — allein unser Volk hat von all den Schätzen bisher noch so viel wie gar nichts gehabt. — Hier und nur hier hätte ein Verein, der von dem opferwilligen Idealismus des ganzen Deutschen Reiches unterstützt wird, allein den Hebel anzusetzen.

Man vermehre die Volksbibliotheken, gründe solche auch an den kleinsten Orten und führe ihnen die Schätze unserer Volkslitteratur zu. Man nehme die mit den Kolportage-Romanen auf gleicher Stufe stehenden Feuilletonerzählungen der meisten Zeitungen, namentlich der Lokalzeitungen, aufs Korn und biete alles auf, auch allen persönlichen Einfluß, um an jene sumpfigen Stellen den frischen Strom unseres echten Volksschriftentums zu leiten.

Man stelle eine Liste guter Schriften für Kolporteure auf und gewähre denjenigen Kolporteuren, welche sich um die Verbreitung dieser Schriften verdient machen, besondere, dem jeweiligen Erfolge angemessene Ehrenpreise. Man denke dabei aber nicht an neue Kolporteure, sondern suche gerade die berufsmäßigen Verbreiter selbst der schauderhaftesten Kolportageromane zu gewinnen.

Man stifte Volksschriftenpreise, die nach bestimmten Zeiträumen, innerhalb welcher das neu entwickelte Volksschriftentum durch ein Preisrichterkollegium mit Sorgfalt zu prüfen wäre, nach Maßgabe bestimmter Grundsätze zur Verteilung kommen — etwa nach der Art, aber nicht nach der Unart des Schillerpreises.

Man unterstütze ferner die echten Volksschriftsteller und ihre Verleger in jeder Weise.

Das, dächte ich, sollten die Hauptzielpunkte sein, um unsre Volksseele mit den reichen Lebenskräften des echten Volksschriftentums zu befruchten und sie gegen die Teufelssaat der Schundromane gefeit zu machen.

Damit wäre uns gleichzeitig auch die Hoffnung auf eine gesunde, fruchtreiche Fortentwicklung der deutschen Volkslitteratur auf die Entdeckung, Kräftigung und Läuterung neuer volkstümlicher Talente gegeben.

Natürlich erforderte eine solche Erneuerung des Schriftenvereins auch eine ganz andere Organisation. Der schwerfällige und kostspielige technische Apparat müßte völlig aufgegeben werden. Eine Central-

ſtelle mit einem gediegenen Generalſekretär wäre natürlich beizubehalten. Eine Art Bundesrat wäre zu bilden, etwa in der Weiſe, daß jeder Zweigverein oder die Vereinigung mehrerer Zweigvereine ein Mitglied in denſelben wählte. Die Centralſtelle wäre die ausübende Hand dieſes Bundesrates.

Das Hauptaugenmerk aber wäre darauf zu richten, daß jeder Zweigverein und jedes einzelne Mitglied desſelben zur Erreichung der oben geſteckten Ziele perſönlich mitzuwirken hätte. Es iſt doch zu kläglich, daß jetzt die Mitglieder glauben können, alles vollauf gethan zu haben mit einigen klimpernden Groſchen. Ich weiſe nur auf die Tierſchutzvereine: Jedes einzelne Mitglied hat da die Pflicht, an ſeinem Teile für den Tierſchutz einzutreten — und mancher rohe Fuhrmannsknecht bezähmt ſeine Roheit, weil er fürchtet, der Vorübergehende könnte zufällig ein Mitglied des Tierſchutzvereins ſein.

So ſoll auch jedes Mitglied des Schriftenvereins die Pflicht fühlen, für den Schutz der Volksſeele einzutreten, indem es ſeinen Einfluß für die Veredelung des unterhaltenden Teils in den Lokalzeitungen einſetzt, indem es das Schlechte unabläſſig rügt und ſich mit Hilfe des Vereins zum Vermittler des Guten macht. Außerdem hätte der Zweigverein ſelbſtverſtändlich auch auf die Buchhändler und Kolporteure ſeines Orts direkt einzuwirken. Dazu käme die Verpflichtung, das Volksſchriftenweſen prüfend zu verfolgen und die gewonnenen Erfahrungen und Urteile durch den Bevollmächtigten an den „Bundesrat“ zu bringen, oder wie man den Ausſchuß der geſamten Vereine nennen will.

Unentbehrlich wäre dann freilich ein litterariſches Vereinsorgan; doch brauchte man wohl kaum ein neues Blatt zu gründen, da es gewiß leicht ſein würde, mit einer paſſenden Zeitſchrift oder Zeitung ein entſprechendes Abkommen zu treffen, ohne daß daraus weitere Koſten erwüchſen.

Ein beſonderes Wort erforderte noch das Land in dieſer Angelegenheit. In den meiſten Artikeln über die Kolportageromane wird Land und Stadt einfach in Bauſch und Bogen behandelt, als ob die Kolportageromane auf dem weiten Lande eben ſolche Verbreitung fänden, wie in der großen Stadt. Das iſt nach meinen Erfahrungen eine ziemlich grundloſe Befürchtung; das kann nur bei den Dörfern der Fall ſein, welche im nächſten Umkreiſe der Stadt liegen. Im Innern des Landes aber finden die meilenlangen Lieferungsromane ſo gut wie gar keine Verbreitung, denn da würde ſich die Arbeit für den Kolporteur durchaus nicht verlohnen; dagegen bin ich in den Dörfern vielfach Kolporteuren begegnet, welche die berüchtigſten Kolportageromane, z. B. „Ri-

naldo Rinaldini", in kurzer Zurichtung, d. h. ein mäßiges Bändchen umfassend, zu Verkauf boten. Wenn aber doch ein Kolporteur im entlegenen Dorfe mit einem großen Lieferungswerke erscheint, so ist dieses fast immer religiöser Natur, und der Kolporteur setzt meistens nur das erste oder die ersten Hefte ab, um sich unter Vorspiegelung falscher Thatsachen eine größere Vorauszahlung zu verschaffen und dann nie wiederzukehren.

Es dürfte sich daraus ergeben, daß die jetzige Organisation des Weimarer Vereins fürs Land schon ganz und gar nicht in Betracht kommen kann. Will er dem Lande helfen, so soll er zur Vermehrung und Pflege von Dorfbibliotheken beitragen und den Feuilletonteil der Lokalblätter in seine Hut nehmen. Und kann er dann sonst noch etwas thun, so soll er sich dafür ein Vorbild nehmen an den in der Provinz Hannover vor einiger Zeit gegründeten Kolportagevereinen. Hervorgerufen durch den dortigen Evangelischen Verein, haben diese Vereine nach den mir zugestellten Berichten in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon eine sehr segensreiche Wirksamkeit entfaltet.

Das wären so meine Hauptgedanken bei dem Weimarer Verein. Also eine neue Organisation, welche es ermöglicht, die in Weimar zusammenfließenden schönen Gelder für den guten Zweck selbst anzuwenden, statt wie bisher für die Mittel zum Zweck, der schließlich — gar nicht erreicht wird!

Manches wäre ja noch weiter auszuführen; doch möchte ich es für heute mit diesen Bemerkungen bewenden lassen und erst einmal den Widerhall abwarten. Hoffentlich bleibt dieser nicht aus!"

Soweit Herr Heinrich Sohnrey.

Ich will mich hier nicht auf eine Kritik seiner Kritik einlassen, sondern mich darauf beschränken, zu erzählen, wie ich vor zwei Jahren selbst das Vergnügen hatte, mit der Leitung des Weimarer Vereins in Verkehr zu kommen. Die Anknüpfung ging vom damaligen Generalsekretär aus und war für mich sehr ehrenvoll. Ich wurde nämlich gefragt, ob ich geneigt sei, für den Verein einen großen Volksroman zwecks lieferungsweisen Massenvertriebs zu schreiben.

Dabei wurde mir mitgeteilt, wie sich der Verein einen großen Volksroman vorstelle. Ich übergehe Einzelheiten und führe nur an, daß man einen umfassenden Schauplatz wünschte und Anlehnung der Handlung an bedeutungsvolle Vorgänge in der vaterländischen Geschichte, sodann Entfaltung reichbewegter, spannender Vorgänge und einen packenden Titel. Das alles mißfiel mir nicht, und so entsprach ich denn der Aufforderung, dem Verein einen Volksroman-Entwurf einzusenden.

Dieſer Entwurf hatte folgende Geſtalt:

Vorbemerkung. Ein Volksroman, wie der geplante, ſoll nicht durch die Entfaltung glänzender Phantaſieſtücke und techniſcher Künſteleien überraſchen. Durch Schlichtheit und Eindringlichkeit des Vortrags, wie durch die mannhafte Überzeugungskraft des Verfaſſers ſoll er Gefühl und Willen des Leſers im beſten Sinne beeinfluſſen.

In welcher Richtung?

Einmal, daß der Leſer in dieſer Zeit der Verſtimmung, des Mißtrauens und der Mutloſigkeit Freude am Leben gewinne durch die Betrachtung thatkräftiger und froher Mitmenſchen.

Zum Zweiten, daß er Vertrauen faſſe in die Entwicklung ſeines Vaterlandes trotz der Wirrſale des heutigen internationalen Weltlebens und der einheimiſchen Parteikämpfe.

Zum Dritten, daß in ihm ein ſtolzer Wille zur Gewinnung eines macht- und ſegenvollen Einfluſſes auf ſein Volk erregt werde, zu ſeiner perſönlichen Genugthuung wie zum Heil und Ruhme ſeines Vaterlandes.

Zum Letzten, daß ſeine Empfindungen für die gemütlichen Beziehungen des engeren und weiteren Familienlebens Feuer und Dauer gewinnen.

Alſo das Hohelied einer geſunden, thatenfröhlichen Weltanſchauung und glücklichen Weltbemeiſterung ſoll der Volksroman ſein, wie er dem Verfaſſer vorſchwebt.

Der dunkle Hintergrund alles Irdiſchen ſoll damit nicht unterſchlagen oder romantiſch überfärbt werden. Es muß nur dafür geſorgt ſein, daß der Ernſt und die Schwere der Lebensſchickſale durch ſonnigen Humor oder heroiſche Reſignation aufgelichtet werde, damit das Gleichgewicht der ethiſchen Stimmung beim naiven Leſer keine dauernde Störung erfahre.

Wie ein ſonorer Orgelpunkt muß es durch alle Bewegungen und Gegenbewegungen, durch alle Diſſonanzen und Harmonien und Modulationen tönen: Bejahung des Willens zum Leben in fröhlicher Arbeit.

Alles dies durch einen treffenden Titel anzudeuten, hat freilich ſeine Schwierigkeit. Mir ſchweben folgende vor: „Waffenruhe“, „Im Höhenpunkt der Kraft“, „In fröhlicher Arbeit“, „Das Glück der Welt“ oder „Die rechten Männer am rechten Platz“. Der Verfaſſer iſt, bis zur definitiven Feſtſtellung der Arbeit, für jeden Wink dankbar, obſchon er ſeine Vorliebe für den erſtaufgeführten Titel nicht verhehlen will.

Der Roman ſoll ſich, bei der verhältnismäßig großen Ausdehnung,

auf über siebzig Lieferungshefte, in drei Bücher gliedern, zur Erleichterung der Überschau für den Leser. Jedes Buch würde ungefähr zwölf Kapitel umfassen. Damit wäre zugleich eine wünschenswerte Handlichkeit für eine etwaige spätere Sonderausgabe in drei Bänden gesichert.

Disposition des Stoffes. Dem Romane seine höhere Einheit und Bedeutung bei aller bunten Manchfaltigkeit der Lebensbegebnisse zu wahren, soll bei den hervorragenderen Figuren oder den führenden Personen für den feineren Lesersinn ein gewisser Parallelismus des Charakters und inneren Lebensganges heldenhafter, dem Volksbewußtsein intim vertrauter Zeit- und Volksgenossen fühlbar werden, ohne den Verdacht irgendwelcher Tendenz oder persönlich-kritischer Spiegelung zu erregen. Sodann soll die bereits angedeutete beherrschende Idee (Wille zur Macht, heilvoll nicht im Nietzscheschen Radikalegoismus, sondern in edelmenschlichem, altruistischem Sinne) nicht bloß in einem Helden, sondern in Menschengruppen (Mann, Weib, Kind) ausgestaltet, beziehungsweise symbolisiert werden. Schließlich soll zur Erhöhung des Spannungsreizes, wie bei jedem guten Fabulierbuch, so auch in diesem Roman die Reihe der Geschehnisse außer aus den charakterologischen und sozialen Alltagsursachen auch aus einem anfangs nur beiläufig angedeuteten, sozusagen heimlichen Vorgang fließen, der sich allmählich zum beherrschenden Lebensschicksal (im dämonischen Sinne) zu immer stärkerer Deutlichkeit entwickelt und die Geschichte zuletzt in ein heldenhaft abschließendes Ereignis ausmünden läßt: Überwindung des siegreichen Ichs in einer großen gemeinnützigen That. Was den zeitlichen Rahmen betrifft, so hat sich der Verfasser vorgenommen, die großen Epochen der neuen vaterländischen Geschichte vom Jahre 1866 bis zum Erlöschen des Sozialistengesetzes zur Abgrenzung seiner Erzählung auszunützen. Dabei wird er sich jedoch strengstens hüten, neben den Schilderungen seiner fiktiven Menschen etwa auch noch eine historisch-politische Schilderung anzubringen; er wird vielmehr nur außer einigen notwendigen Momenten der Historie die Vorgänge des Staatslebens in ihrer Rückstrahlung auf Gesinnung, Schätzung und Entschluß des Einzellebens, also sozusagen reflektorisch wirken lassen, damit der große, geheimnisvolle Zusammenhang spürbar bleibe, in welchem auch in der komplizierten modernen Kulturentwicklung der Teil zum Ganzen, der Einzelmensch zum Staate steht, selbst bei den scheinbar intimsten oder willkürlichsten Unternehmungen. (Soziale Suggestion.)

Im Mittelpunkte der Erzählung soll eine bayerisch-fränkische

Bauernfamilie aus dem Mainthale stehen (Würzburger Gegend — darum gewählt, weil sie als Heimat des Verfassers seinem Herzen am nächsten steht und die ursprünglichsten, geheimnisvollsten und reichsten Empfindungsquellen in dieses Lebensbuch, wie es ein echter Volksroman sein soll, überfließen läßt). Diese Familie kann ihren Stammbaum bis zur Reformationszeit zurückverfolgen. Sie ist protestantisch, stand aber allzeit im besten Einvernehmen mit den umwohnenden Katholiken und Juden, kein Flecken von Religions- oder Rassenhaß klebt an ihrer geläuterten Gesinnung. Prediger, Richter und Soldaten sind aus ihr hervorgegangen. Der beim Beginn der Erzählung noch lebende Großvater — Johann Adam Stadelmann in Streitbrunn — 85jährig, gesund und wurzelständig wie eine Kerneiche, war schon unter Napoleon in Rußland „mit dabeigewesen". Sein Bruder war ein alter brandenburgisch-onolzbacher Husar, der in der Gegend als alter Haudegen noch in volkstümlicher Erinnerung lebt. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfuhr die Stadelmannsche Familie, obwohl sie ihren alten Besitz in Streitbrunn stets behauptet, schwere Schicksalsschläge durch Krankheiten, Mißwachs, wirtschaftliche Heimsuchungen aller Art. Aber stets Kopf oben, hat sie sich gegen die sechziger Jahre wieder heraufgearbeitet. (Kindersegen in der Familie sprichwörtlich, wie der Wahlspruch „Nicht zum umbringen".) Das Jahr 1866 — hier hebt die Geschichte an — brachte neue Sorgen, Beklemmungen und Verstimmungen. Der Familienstand ist in diesem Zeitpunkte folgender:

Stadelmann in Streitbrunn: Großvater Johann Adam, 85jährig. Großmutter Barbara, 65jährig (zweite Frau).

Deren drei Söhne (Überlebende): a. auf dem Stammgut in Streitbrunn: Vater Kaspar Stadelmann, 55jährig. Mutter Christina, 50jährig (eines früh verstorbenen armen Predigers Tochter). Kinder: Michael, 20jährig (der „Held" der Erzählung), Elisabeth (später verheiratet an einen Maler in München), Leonhardt (der einst das Gut des Vaters übernimmt), Heinrich (seit seinem 13. Jahre lahm), zwei weitere Kinder sind in zartem Alter gestorben. b. in Würzburg: Fritz, Kaufmann, 52jährig (hat bereits die dritte Frau, später eine vierte, z. Zt. Witwer). Kinder aus erster Ehe: Philippine, an den französischen Geschäfts-Reisenden Lorient verheiratet, Hermann (später Geistlicher), Ferdinand (später Ingenieur, der „Afrikaner"). Kinder aus zweiter Ehe: Georg (Kaufmann, tritt ins Geschäft des Vaters), Karl (läuft von der Schule weg, Schriftsteller ꝛc.). Der übrige Nachwuchs kommt individuell wenig in Betracht. c. in Amerika, z. Zt. unbekannt wo: Andreas, 40jährig, unverheiratet. (Nachdem er in Texas

und Kalifornien zu großem Vermögen gekommen, einmal die Heimat aufgesucht, Weltreise gemacht und wieder in Amerika gelandet, verschollen.)

Hier seien gleich die Nebenmenschen in der Reihenfolge ihrer Bedeutung als Episodenfiguren angefügt, die in die Schicksale der Stadelmannschen Familienglieder mehr oder weniger eingreifen:

Magdalena Schrott, 28jährig, reiche Gutsbesitzerin, die „tolle Lene".

Freiherr Ludwig v. Lindflur, 25jährig, gilt als verbummeltes idealistisches Original, der Letzte seines Geschlechts.

Der frühere jüdische Hausierer, jetzt Vieh- und Getreidehändler Lazarus Strauß und dessen Schwiegersohn Moritz Adler, Weinhändler.

Kommis Lehmann aus Berlin.

Dr. Erich Stahl mit Frau aus Würzburg. Kunstmaler Kratzer aus München. Seligsberger, jüdischer Religionslehrer im Dorf. Georg Treu, getaufter Jude, der alte Landarzt. Gabriel Wetterer, katholischer Geistlicher. Wolfgang Baum, evangelischer Pfarrer. Der „Schmittles Tampes", später Offizier der Heilsarmee in Indien, ein entlassener Lehrer, schließlich Michaels Leibdiener. Dörfliche Typen u. s. w.

Der Hauptvorgang, der die ganze Erzählung beherrschen soll, liegt im Leben und Streben des Michael Stadelmann und seiner Partner Ludwig v. Lindflur, Magdalena Schrott, Philippine Lorient, Frau Stahl und Wilhelm Lehmann.

Michael Stadelmann, eine stark und vielseitig begabte, energische, aber doch modern nervöse Natur, mit einer von der Mutter ererbten, oft bis ins Excentrische gesteigerten ethischen Feinfühligkeit, wird zum Geistlichen bestimmt. Nachdem er, zuerst im Pfarrhofe vorbereitet, kleinere gelehrte Schulen durchlaufen hatte, begann er in Erlangen das theologische Studium. Nach einem Jahre ging er nach Würzburg und immatrikulierte sich als — Jurist. Der Umschlag wird durch ein intimes Erlebnis zu motivieren sein an der rechten Stelle. Der 66er Krieg unterbricht seine Studien. Kurz zuvor ist seine Base Philippine, für die er eine exzessiv leidenschaftliche Verehrung hegte, dem Franzosen Lorient zum Ehebunde nach Paris gefolgt. Michael wird bei Kissingen leicht verwundet und erhält das Offizierspatent. Er tritt vom Militär zurück und nimmt seine Studien wieder auf, diesmal an der landwirtschaftlichen Schule bei Ansbach. Er kann nicht zur Ruhe kommen, alle Ziele schwanken. Jemehr er vom Leben und der Wissenschaft in sich einsaugt, desto größer wird seine Nichtbefriedigung, bei wachsender Kraft

und fliegendem Ehrgeiz. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen-Deutschland bringt eine neue Wendung. Michael wird bei Gravelotte verwundet. Nach seiner Wiederherstellung wird er zur Cernierungsarmee nach Paris nachgeschoben. In einem bescheidenen Landhaus in Colombes bei Paris kommt er seiner dort in harter ehelicher Bedrückung lebenden Cousine Philippine nahe. Im gleichen Hause liegt Baron Lindflur in Pflege. Lindflur sieht im Fieberdelirium, wie sein Hausherr Lorient von einem bayerischen Soldaten erschlagen wird. Die Thatsache des Mordes bestätigt sich, allein er erfährt weder den Zusammenhang noch den Namen des Urhebers, aber er schwört, diese Schandthat eines berauschten Siegers, wie er meint, zu rächen. Diese Racheidee, obwohl sie von der verwitweten Philippine abgelehnt wird, verfolgt den Sonderling später um die ganze Welt. Nach dem Friedensschlusse lebt Michael in Streitbrunn in furchtbaren inneren Kämpfen, verschlossen gegen jedermann. Nur seine Mutter erhielt ein halbes Geständnis. Der Totschlag des fanatischen Lorient macht ihm übrigens keine zu heftigen Gewissensbisse. Philippine schlägt ihm die dringend gewünschte Rückkehr aus Frankreich definitiv ab und bricht auch schriftlich mit ihm. Neue innere Krisis. Er schnellt auf, fühlt plötzlich eine ungeheure Kraft in sich und weiß nicht, wohin sich damit wenden. Das Studium ist nicht offiziell abgeschlossen, er ist für jede öffentliche Stellung zu lang und zu kurz. In seiner hohen, glühenden Stammes- und Vaterlandsliebe widert ihn der lärmende Chauvinismus, der mehr und mehr mit dem wildesten Gründertum, dem ödesten Mammonismus sich verschwistert, bis zur Verzweiflung an. (1872–1875.) Die Spekulation hat auch sein elterliches Gut in Gefahr gebracht. Die „tolle Lena" findet ihn in dieser Verfassung begehrenswerter als je. Es kommt zur Heirat, eine Verbindung, die außer den Beteiligten niemand begreift. Das Glück ist von kurzer Dauer. Die Ehe bleibt kinderlos. Das Weib entwickelt die schlimmsten Eigenschaften. Er hat das Gefühl, daß sie ihn nur als Objekt ihrer Herrschsucht „füttert" und bei sich behält. Allmählich wird die ganze Familie in peinlichste Mitleidenschaft gezogen. An einem Kirchweihfest kommt's zum Bruche. Michael zieht zu seinen Eltern. Der kühne, unternehmungsstolze Geist des Onkels Andreas wird beschworen. Michael beschließt, nach Amerika zu gehen, dort den Verschollenen, jedenfalls aber Freiheit, Eigenwürde und ein Feld geeigneter Thätigkeit für seine Kraft zu finden. Dieser Entschluß bleibt unerschüttert, auch nachdem Frau Lena plötzlich andere Saiten aufzieht. Wer will aus der „Tollen" klug werden? Zunächst wenigstens soll keine Scheidung, sondern nur eine freiwillige Trennung erstrebt

werden. Michael schließt sich dem Ehepaar Dr. Stahl auf der Reise nach Amerika an. Auf dem Schiffe stirbt der lustige Doktor. Die Witwe hängt sich verzweiflungsvoll an Michael. Abenteuer über Abenteuer, nachdem er kaum den amerikanischen Boden betreten. Nach zwei Monaten erreichen ihn die ersten Nachrichten aus der Heimat auf seiner Irrfahrt: die ergreifendste darunter, daß die Großmutter gestorben, die Mutter schwer krank — die verblüffendste: daß sein zurückgebliebenes Weib sich von ihm Mutter fühle.

Diese Familienvorgeschichte und der Auszug in die neue Welt soll das erste Buch des Romanes füllen. Das zweite Buch behandelt die Erlebnisse in Amerika in ihrer Wechselwirkung zur Heimat, erweitert den Schauplatz bis nach Asien und Afrika und bringt den Würzburger Zweig der Stadelmanns in lebhaftes Mitspiel. Dadurch wird dieser zweite Teil des Werkes einen bunten, rhapsodischen Charakter erhalten, in welchem die Scenen aus dem Heimatsleben zunächst scharf kontrastieren gegen das Leben in der Fremde, bis alles, vom Wirbel des Geschehens im individuellen wie im sozialen und staatlichen Leben erfaßt, wie aus den Angeln gehoben erscheint. Zeitlich wird dieser mittlere Teil des Werkes ungefähr die Jahre von 1875 bis 1885 umfassen.

Es ist ganz unmöglich, hier in das Einzelne und Besondere der Geschehnisse ausführlich einzugehen, denn das hieße das Buch hier selbst schreiben und die Thatsachenreihen, wie sie sich logisch aus dem Um und Auf des weitgespannten Lebens im Zusammenprall der scharf individualisierten Agenten und Patienten der Handlung entwickeln müssen, bis ins einzelne im voraus feststellen, was dem Schaffensprinzip jeder gesunden Dichtung widerspräche. Nur die Hauptlinien und Endstationen können fixiert werden.

Zwischen der Doktorswitwe und Michael hat sich in Amerika ein kameradschaftliches Verhältnis von ebenso großer Natürlichkeit, wie glaubwürdiger Reinheit entwickelt. Es ist aber einleuchtend, daß Michael den Augenblick segnete, wo er dem schwer unterzubringenden Weibe die Rückkehr in die Heimat als den besten Ausweg wirksam suggeriert hatte. Die Doktorin kam nach Deutschland zurück, blieb als Wirtschafterin und Helferin auf dem Gute der tollen Lena, bis der von seiner Weltfahrt mit gespickter Börse heimgekehrte Baron Lindflur der originellen Witwe einen erfolgreichen Heiratsantrag machte.

Lindflur war in der unendlichen Einsamkeit einer Farm in Texas mit einem fränkischen Dörfler-Auswanderungstrupp und Michael Stadelmann zusammengetroffen. In einer glühenden Nacht, im Angesichte der Indianergrenze, entdeckte im Zufalle der erinnerungsreichen Gespräche

Lindflur in seinem ihm jetzt so trauten und wertvollen Michael Stadelmann den Mörder Lorients. Ein Moment furchtbarer Spannung. Aber sollten sich die deutschen Freunde jetzt auf den Kriegspfad begeben und sich skalpieren um eines erschlagenen Franzosen willen? Und wo lag das Recht zur Rache? So wurde der Bund nicht gesprengt, sondern nur enger geschlossen, um gegen gemeinsame Feinde zu ziehen. Der Bund der Deutschen in der weiten, freien Welt, von der sie unterjochen und sich aneignen wollten, so viel als nur möglich, in emsiger, rücksichtsloser Arbeit. Aber bald war die Natur wider sie. Was half's, daß sie siegreich die Indianer von der Farm zurückgeschlagen? Gegen monatelange Dürre, gegen Wassers- und Hungersnot war nicht aufzukommen. Gegen den Himmel half kein Stemmen. So gings von Farm zu Farm, in Kämpfen und Leiden. Dann durch die Prärie. Dann wieder in die civilisierte Welt der großen Industrieplätze. Und als sie Ölquellen entdeckt und an eine übermächtige Kompagnie in Saint Paul mit bedeutendem Gewinn verkauft hatten, war ihr materielles Glück gemacht. Der Baron zog mit reicher Beute um die Welt und nach Haus. Stadelmann blieb in Kalifornien zurück, die deutschen Kreise und Vereine durch öffentliche Vorträge über deutsche Geistesgröße, über die weltüberwindende Macht des Pangermanismus, Wiedergeburt der Völker u. s. w. zu entzücken, während sein Kapital in allerlei glücklichen Unternehmungen sich mehrte. Vom verschollenen Onkel Andreas traf er Spuren in Kalifornien, aber sie wiesen nach Australien. Aber das war jetzt kein Machtfaktor, und Michael lebte im Taumel der Macht. Die deutsche Kolonie im fernen Westen vergötterte ihn. In die Heimat sandte er von seinem Überfluß so oft er darum angegangen wurde, nur den Gedanken der Heimkehr konnte er nicht fassen, denn von seinem Weibe hörte er nichts Lockendes, und daß das Kind Siegfried ihm nicht gleiche, wie vertraute Berichte meldeten, erfüllte seine Seele mit Schauder. Von der Philippine in Paris, die er nicht vergessen konnte, wußte ihm niemand eine Silbe zu berichten. Inzwischen waren daheim Großvater und Vater weggestorben und auf dem elterlichen Besitz war übles Regiment. Auch die Würzburger Familie schien im Wirbel der Spekulation aus Rand und Band. Der Berliner Lehmann schien seine Hand in allem zu haben, und der Herr des Hauses begrub und nahm ein Weib nach dem anderen. Seine Söhne Hermann und Ferdinand hatten sich nach Afrika durchgeschlagen, und die offiziellen Kolonialberichte waren voll von ihren Heldenthaten; Karl hingegen war ein Opfer des Sozialistengesetzes geworden und lebte, des Landes verwiesen, mit einem Frauenzimmer in elenden Verhältnissen in London, jede ver-

wandtschaftliche Hilfe stolz verschmähend. Georg trat ins Geschäft des Vaters, als dieser an Gehirnerweichung starb, und führte einen harten Kampf mit dem Kompagnon und der letzten Stiefmutter, um den zahlreichen Geschwistern aus den späten Ehen ihr Erbteil zu retten.

Im dritten und letzten Buche erscheint plötzlich die geheimnisvolle Pariserin Philippine im elternlosen Heim, um den Waisen Mutter zu sein. Diese Nachricht erreicht Michael in dem Augenblick, als er den verschollenen Onkel Andreas zwischen Amerika und Australien schiffbrüchig entdeckt. Nun hält ihn nichts mehr in der fernen Welt. Das Erlöschen des Sozialistengesetzes hat auch dem verbannten Karl, der sich in England doch noch aus eigener Kraft emporgearbeitet, die Thore des Vaterlandes wieder geöffnet.

Die fabelhaftesten Gerüchte waren dem Einzug Michaels in der alten Heimat vorausgeeilt. Die ganze Gegend war in Aufregung. Es war ein seltsames Wiedersehen. Der Aufruhr der Gefühle und anderes hatte die tolle Lena getötet. Aber es war ihr noch gelungen, in dem Geistlichen, der sie insgeheim zum Katholizismus bekehrt, einen Zeugen für die in der Beichte beschworene Reinheit ihrer Mutterschaft aufzustellen. Michael Stadelmann weiht sein großes Vermögen den Seinigen, säubert die alten Besitztümer der Familie von allen bösen Elementen, vergrößert das Familiengut durch neuen Erwerb, lehnt es aber vorerst ab, die ihm angetragene politische Rolle im Landtag und Reichsparlament zu spielen, nur die kaiserliche Einladung zur Berliner Arbeiterkonferenz nimmt er an, und lebt still und zurückgezogen der Erziehung seines Sohnes Siegfried und der Freundschaft Philippinens. Das ihm persönlich zugefallene Vermögen des Onkels Andreas überweist er der Gemeinde für gemeinnützige Werke.

Schlußwort. Mit großem Unbehagen überfliegt der Verfasser diese Inhaltsangabe, denn sie ist dürftig, lückenhaft und nüchtern im Vergleiche zu dem reichen, vollen, lebensprühenden Werke, das seinem Geiste vorschwebt, und das er binnen einem Jahre in ganzer Mannigfaltigkeit und Schönheit auszugestalten verspricht, sofern ihm ein ehrenvoller Auftrag Sporn zur Arbeit wird und das Leben ihm Kraft und Gesundheit in gesegneter Fülle erhält. —

* * *

So schrieb ich am 1. März 1892. Die Sache kam mit Weimar nicht zustande. Ich sollte nämlich den ersten Band ausarbeiten und zur Prüfung einsenden, dann erst wollte man einen Entscheid treffen.

Das behagte mir nicht, am wenigsten im Hinblick auf das etwas bunt zusammengesetzte Richterkollegium. Ich wollte doch keine Preiskonkurrenz mitmachen! So verzichtete ich auf die Ehre und auf das Honorar, das im Falle des Gelingens auf 10,000 Mark festgesetzt war. Mein großer Volksroman ist heute noch ungeschrieben. —

Das Erprobungsbedürfnis der Institutionen und der Krieg.

Von Moritz Adler.

(Wien.)

„Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten." Goethe.

„Mir macht es grosses Vergnügen, daß ihn (Kant) die vornehmen Philosophen und die Prediger des Vorurtells so ärgern konnten, daß er sich mit aller Gewalt gegen sie stemmt." Goethe.
(Tübingen, den 14. Septbr. 1797. An Schiller über Kants „Zum ewigen Frieden".)

„Rast' ich, so rost' ich," ist das große, weltbeherrschende Gesetz der Menschheitsentwickelung, gültig und als erprobt erfunden für jegliche Kraft des Individuums wie der Institutionen. Daher in beiden der unaufhaltsame Drang nach Bethätigung, nach Erprobung ihres innersten Kerns, daher auch ihr schlotterndes Hinsiechen, wenn ihnen das Geschick und der Drang der Zeit die Möglichkeit dieser Erprobung versagt und sie daher in einem höheren Sinne nicht leben und nicht sterben können. — Dieses immanente, stets vorhandene, wenn auch oft durch die Zeitumstände zu latenter, leicht um so verheerenderer Wirksamkeit verurteilte Erprobungsbedürfnis der Institutionen ist im lebendigen Spiel der weltgeschichtlichen Kräfte und Egoismen einer der allerwichtigsten Faktoren, und dessen Verständnis die Grund- und Vorbedingung für den Aufschluß des Buches mit sieben Siegeln.

Mit diesem Bethätigungsdrang der Individuen und Institutionen zu rechnen, ist eine Hauptaufgabe der praktischen wie der Idealpolitik. Während jedoch beim Individuum das betreffende Problem in seinem

Zusammenhang mit den höchsten Interessen, der Entwickelung und dem Glücke der Menschheit relativ einfach und durchsichtig sich darstellt, wird es schwer übersichtlich und äußerst kompliziert, so wie es sich um gewisse großartige Völker, Staaten, ja die gesamte Menschheit umspannende Institutionen handelt.

Der Thätigkeitsdrang des Individuums, das ist klar, tummelt sich innerhalb der Schranken, durch welche die Institutionen seine Bahn begrenzt und eingeengt haben. Aber es wäre irrig zu glauben, wie das Bild von den Schranken es anzudeuten scheint, daß es sich nur um äußere Begrenzung und Eindämmung handelt, sondern auch der Inhalt jener Thätigkeit des Individuums ist in Wahrheit von dem Inhalt der Institutionen abhängig, innerhalb deren das Individuum seine geschichtliche Arbeit zu leisten hat.

Blicken wir auf einen Napoleon I., und denken wir uns aus dem Weltbilde, inmitten dessen seine Riesengestalt ragt, die Institution des Krieges hinweg und durch einen Staatengerichtshof ersetzt, wie ihn lichtere Jahrhunderte dereinst besitzen werden: so ist es klar, daß seine Laufbahn eine andere, wenn auch vielleicht gleichfalls bedeutungsvolle, hätte werden müssen. „So mancher ruhet hier, ein Napoleon seines Dorfes," ruft Hölty in seiner Elegie auf den Ruinen eines Dorfkirchhofes aus. Die Institution der Inquisition mit ihrem großartigen Apparat von Ketzertribunalen, Kerkern und Auto da fés gehört glücklicherweise der Geschichte an, und die Gegenwart muß sich ohne sie zu behelfen trachten. Lebten nun Torquemada, Pedro Arbues, jene Großinquisitoren grausen Angedenkens, heute — und zweifelt man daran, daß es auch heutzutage fanatische Finsterlinge mit grausamen Verfolgungs-, Folterungs- und Mordinstinkten giebt? — der Bethätigungsdrang ihrer Individualitäten würde doch notwendig in ein anderes Bette geleitet worden sein. — Und hätten die ehrenwerten Schneiderlein, unsere Zeitgenossen Dowe und Epple, fünfzig Jahre vor oder nach der Periode der Rüstungsepidemie gelebt, sie hätten sichs gewiß an dem Ruhm der einfachen Bekleidungskunst genügen lassen, statt den Arsenalen durch Erfindung kugelsicherer Panzerung für Roß und Reiter Konkurrenz zu machen.

Der Bethätigungsdrang, das Erprobungsbedürfnis der Institutionen ist nun offenbar um so viel machtvoller und unabweislicher als das der Individuen, als die der Institution im Weltgetriebe zugewiesenen Rolle bedeutungsvoller, und als der mit den hierarchischen und persönlichen Interessen der die Institution repräsentierenden Klassen eng kombinierte Egoismus der Institution, mit so unendlich stärkerer Wucht und entscheidungsvoller auf die Wagschalen der Weltgeschicke drückt.

Faßt man nun dieses Erprobungsbedürfnis der Institutionen näher ins Auge, so ergeben sich sofort zwei Hauptfragen von einschneidendster Wichtigkeit. 1) Ist die Institution, um die es sich handelt, Normal- oder Abnormalinstitution? d. h. hat sie unter allen Umständen, also auch bei störungslosem Verlauf der Entwickelung eines Individuums, Volkes, Staates, der Menschheit zu funktionieren, wie z. B. die Institution der Schule? Oder tritt sie nur bei Störungen der erwünschten und naturgemäßen Entwickelung in Aktion, wie z. B. in dem von uns behandelten Falle der Krieg, der infolge des Mangels eines Staatengerichts bei als unlösbar erscheinenden Streitigkeiten zwischen Staaten ausbricht? 2) Hat die betreffende Institution eine permanente, perennierende, lebensvolle Wirksamkeit zu entfalten, wie wieder, um bei unseren Beispielen zu bleiben, die Schule? Oder ist sie, wie die Institution des Krieges, oft zu Decennien ruhmloser Stagnation verurteilt, in welchen sie mit Surrogaten, mit Rüstungen, Drill, Manövern, kurz mit einer, an dem Maßstab des Ernstfalles gemessen, leeren und innerlich unbefriedigenden Geschäftigkeit sich begnügen muß, die den natürlichen Ehrgeiz und Thatendurst gerade ihrer fähigsten und berufensten Vertreter mit Scheinerfolgen und mit unechten, weil unblutigen Lorbeeren, abspeisen muß?

Da wir uns in diesen Ausführungen vorwiegend mit dem Erprobungsbedürfnis der Institutionen im Hinblick auf den Krieg befassen, so wird jedermann, der Sinn und Geist dieser doppelten Fragestellung begriffen und beherzigt hat, sich aus der in den Fragen bereits liegenden und aus den Standpunkten der Logik und der Erfahrung unangreifbaren Beantwortung die weiter sich unwiderleglich anknüpfenden Folgerungen rücksichtlich des Krieges selbst zu ziehen vermögen. Der Verfasser will nichts, als bei diesem Geschäfte dem selbstdenkenden Leser vordenken, und hofft bei der hohen Aktualität des Gegenstandes und der strengen Logik, deren er sich befleißigen will, seiner teilnehmenden Gefolgschaft keinen Augenblick verlustig zu gehen.

Daß selbst der siegreichste Krieg ein Unglück, und zwar nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger ist, hat Moltke bekanntlich in offener Parlamentssitzung erklärt. Ein spanisches Sprichwort sagt: „Unglück sei mir gegrüßt, wenn Du allein kommst." Der Krieg, der Schlachtenkrieg aber ist ein Unglück, das naturgemäß nie allein kommen kann. Sein Vortrab heißt Ruin des Rechtsgefühls, Mißtrauen, Spionierei, Rüstungskrieg, sein Nachtrab Verbitterung,

Unverſöhnlichkeit, Revanche, geſteigertes Mißtrauen, aufreibendere Rüſtung. —

Eine Abnormalinſtitution, d. h. eine ſolche, deren Leiſtung nur im Falle einer Störung, eines Unglücks, eintritt, iſt z. B. auch die ärztliche oder die Inſtitution der Feuerwehr. Krankheit, Seuche oder Feuersbrunſt ſind die Vorbedingungen des Eintritts ihres Wirkens. Man vergleiche aber nur die Erprobung und das Erprobungsbedürfnis dieſer Inſtitutionen mit jenen des Krieges, und dem Denkenden werden die fundamentalen, den Krieg verdammenden Grundunterſchiede nicht entgehen können.

Vor allem, und das iſt das Allerentſcheidendſte, iſt in jenen Inſtitutionen für die Unheilverhütung, für die Prophylaxis ausgiebig geſorgt. Bei der ärztlichen Inſtitution durch die hygieniſchen Einrichtungen, durch die Geſundheitspolizei, bei der Feuerwehr, durch die Feuerpolizeiordnung. Der Triumph der beiden Inſtitutionen, das ehrenvollſte Ziel ihrer Anſtrengungen, liegt recht eigentlich in dem Erfolge, einer Epidemie und Feuersbrünſten zuvorzukommen oder ihnen im Keime bereits das Lebenslicht auszublaſen. Hier giebt's Impf- und ſonſtige Prämien und Belohnungen für Ärzte und Feuerwehrmannſchaften, die den Ausbruch des Unheils durch Vorſorge und Thatkraft der höchſten Gattung erfolgreich zu verhindern vermochten. Hier giebt's innerhalb des Rahmens der Inſtitution ſelbſt eigens und ausſchließlich dem Zwecke der Unheilverhütung gewidmete Behörden, wie das hygieniſche oder das Feuerdepartement. Die Inſtitution ſelbſt anerkennt hiermit, daß ſie den Eintritt der Erprobung ihrer eigentlichen Leiſtung in der Bekämpfung des ausgebrochenen Unheils, bereits als Unglück anſieht, und daß ſie ihr Hauptaugenmerk und ihre beſte Kraft auf die Verhütung zu wenden hat. Hierzu kommt noch, daß Krankheit und Feuersbrunſt, wenn ſie trotz energiſcher Vorbeugungsbeſtrebungen die Menſchen heimſuchen, als unverſchuldete, unvermeidliche, vom menſchlichen Willen und ſeiner Verderbtheit unabhängige Geißeln blinder Elementarkräfte erſcheinen, während der Krieg auf einer Civiliſationsſtufe wie die der Gegenwart, als vermeidlich und als reines Produkt der Perverſität des menſchlichen Willens — die Menſchheit als Ganzes genommen — ſich darſtellt.

Wo aber in aller Welt hat man je von der Verleihung einer Medaille, eines Ordens, einer Dotation, von der Errichtung eines Standbildes etwas vernommen, die einem Soldaten für Erſparung eines Kampfes, für Vermeidung eines Krieges, kurz für Verdienſte um die Erhaltung des Friedens bewilligt worden wären? Solche Ehrungen

sind nie vorgekommen und konnten nie vorkommen, schon deshalb, weil ein solcher Soldat, ein solcher Feldherr im Rahmen der ganzen Institution eine bare Unmöglichkeit gewesen wäre. Nicht etwa natürlich als ob es keine friedensfreundlichen Soldaten gegeben hätte und gäbe, die mit dem edlen Kaiser Friedrich dachten und denken: „Die Blutarbeit ist mir verhaßt." Allein, diese Gesinnung muß hübsch platonisch bleiben, darf nie zur That werden, sobald sie mit dem Geiste der Institution, der vor allem Schneidigkeit, Sehnsucht nach dem frischen, frohen, fröhlichen Krieg, Abscheu vor dem faulen Frieden vom Krieger, „Mehrung des Reiches" vom Fürsten fordert, in Gegensatz gerät. Hochcharakteristisch ist die folgende Goetheanekdote aus seiner „Campagne in Frankreich". Goethe, der, wie Mahadöh in „Gott und Bajadere", „alles selbst geschehen lassen", alles, auch den Krieg, selbst prüfen, selbst durchkosten wollte, sitzt in Trier am 28. Oktober 1792 an der Wirtstafel mit Militärs und Civilisten „alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt". Da begegnet ihm „ein wahrhaft rührendes Ereignis". Er erzählt einem ergrauten Husarenoffizier seine Erlebnisse, die furchtbaren Strapazen von Valmy. Der Offizier ist untröstlich darüber, daß Goethe „das hätte mit erdulden sollen" . . . . „Es sei schon unverantwortlich, daß man sie (die Soldaten), deren Metier und Schuldigkeit es bleibe, in solche Not geführt." Ein Civilist meint, „man sei mir (Goethe) Dank schuldig, daß ich das alles mit ansehen wollen, indem man sich von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne". Der alte Degen wollte aber davon nichts wissen und rief: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er (Goethe) schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben."

So also dachte und sprach in Vertraulichkeit Anno 1792 ein alter Haudegen über den Krieg. Aber wäre er nicht infam kassiert worden, wenn er den Frieden zu predigen, in jenem Geiste zu handeln gewagt hätte?

Und die Gesetze gegen das Duell? Was können sie fruchten gegen den Geist einer Institution, die nur konsequent im Sinne des militärischen Ehrbegriffs handelt, wenn sie dem Einzelnen gesetzwidrige Selbsthilfe zur Pflicht macht, so wie sie es als Ehren-, als Souveränitätsrecht der Gesamtheit, des Staates, auffaßt, weisen unparteiischen Richterspruch zu verschmähen, und von der bewaffneten Faust das Heil zu erwarten. — Wozu also all die unfruchtbaren Tiraden von liberaler Seite gegen das Militärduell? Tout comprendre heißt auch hier tout pardonner. Schafft den Krieg ab, schafft ein Staatentribunal, und ihr bekommt die

Abschaffung des Militär- und Civilduells mit in den Kauf. Bis dorthin aber müßt ihr es dulden, euch gedulden. —

Verfolgen wir die Parallele weiter. — Jeder Tag der Aussaat nützlicher Kenntnisse und edlen Menschentums in jugendfrische Geister und Herzen ist Ehre und Erprobung für die Schule und den Schulmann. Nicht haben sie Jahrzehnte, ja halbe Jahrhunderte sich in Thatensehnsucht, in unfruchtbaren Hoffnungsträumen von unsicheren Erfolgen zu verzehren. Dem stillen, erfolgssicheren Weben und Walten der Natur, der ruhigen Beständigkeit des wärmenden Sonnenlichts und des befruchtenden Regens vergleicht sich ihr Wirken. Arbeit und Arbeiter finden den schönsten Lohn in sich, in der Beglückung und Veredlung der sich ewig erneuernden Menschheit, und bei ihnen, wie Goethe so herrlich sagt, „gehört in Wahrheit der Künstler seinem Werke, und nicht das Werk dem Künstler".

Wie himmelweit anders beim Kriege! Die Erprobung der Institution und ihres Trägers des Soldaten durch den Ernstfall der Schlacht, ist schon an und für sich das größte und gefürchteteste Unglück, von dem Menschheit und Kultur heimgesucht werden können. Gefürchtet, verflucht von den Völkern, von ihren Müttern, von ihren Weisen und Dichtern, verfehmt und gebrandmarkt selbst durch die Aussprüche größter Feldherren, wie Moltke, Kaiser Friedrich, Erzherzog Karl. Aber trotz und trotz allem herbeigesehnt von dem unruhigen Geiste der Institution selbst, der nach Thaten der Zerstörung, das ist nach Erprobung dürstet, und unwillkürlich ersehnt vom hoffnungsfrohen Jüngling wie vom gereisten ruhemüden Manne, die zur Fahne der Institution geschworen haben, die Mut, Thatkraft, Begabung in sich verspürend, „auf der Fortuna ihrem Schiff segeln" und womöglich „viktorisieren" wollen. —

Wie oft hört man in der militärischen und in der aufrichtig oder unaufrichtig militärfreundlichen Presse die Klage ertönen, daß die Reihen der Träger der im Krieg verdienten eisernen Kreuze und Medaillen immer gelichteter, die Heerführer mit im Kriege erprobter Erfahrung und Feldherrnbefähigung immer seltener werden, und durch ihr hohes Alter zu aktiven Rollen nicht mehr berufen erscheinen. Der Jammer über dieses Unglück des schon lange Decennien hindurch geschlossenen Janustempels ist so groß, daß man dabei ganz übersieht oder zu übersehen die Miene annimmt, daß es dem zukünftigen Feind ja nicht besser geht, daß, wenn z. B. Deutschlands kriegserprobte Generalität altert und ausstirbt, auch Frankreich dieses Schicksal teilt, daß im Grund also die Wagschalen ganz gleich belastet bleiben. Auch vor der auf der Hand liegenden Betrachtung verschließt man die Augen, daß im nächsten

Kriege, gegenüber den ungeahnten Massenmord- und Zerstörungseffekten technischer Überraschungen à la Turpin, sich die jetzt an den Akademieen gelehrte Taktik und Strategie gerade so gut als veralteter Plunder herausstellen wird, wie die Friedericianische und österreichische Hofkriegsratsweisheit Napoleon gegenüber zerstob, und wie 1866 Österreich der modernen preußischen Zündnadel gegenüber den Kürzeren gezogen. Sieger im Kriege der Zukunft wird offenbar nicht jener Staat bleiben, der kriegserprobte Veteranen und ehrwürdige, belorbeerte Generale ins Feld schicken kann, sondern jener, der von irgend einem Turpin — nomen omen, der Zukunft in zwölfter Stunde das aller-aller-allerneueste Jenseits-en-masse-Bevölkerungsmittel, heiße es nun Stickgas oder Fächerkanone, erseilscht haben wird. Aber „thut nichts, der Jude wird verbrannt", die Lamentationen über das allmähliche Aussterben aller Kriegserfahrung und Erprobung im Kriege werden nicht verstummen, bis nicht ein neuer — der große Krieg von 189? oder 19?? — der „scientia amabilis" — so nennt Linné allerdings nicht die Strategie, sondern die Botanik — neues praktisches Fortschrittsmaterial zugeführt haben wird. —

Mancher meiner Leser wird mir vielleicht die Einwendung vorlegen, daß dem Gravitieren der Institution des Krieges mit seinen macht- und einflußreichen Organismen und Hierarchien in Ministerium, Heer und Flotte, nach Erprobung, Bethätigung und Auszeichnung in neuen Kriegen, die in den Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten vertretene Institution der Diplomatie ein genügendes Gegengewicht bilde. Aus mehrfachen Gründen wäre diese Ansicht vollkommen irrig, nicht die Diplomatie bildet das Gegengewicht gegen jene vollkommen natürliche Tendenz, sondern die gestiegene Bildung der Massen, die weitaus höhere Einsicht und Gewissenhaftigkeit der Machthaber, die große Macht der Sozialdemokratie und die allgemeine Angstscheu vor der Entfesselung der unberechenbaren Zerstörungsdämonen — sie alle bilden in Wahrheit jenes doch noch immer nicht hinlängliche Gegengewicht, dem wir die vieljährigen Perioden der Hinausschiebung des Schlachtenkriegs, des von Spionierei erfüllten, Gut und Blut der Gegenwart und die besten Kräfte unserer späten Enkel vorwegnehmenden Scheinfriedens — kurz den Rüstungskrieg als Normalzustand — verdanken.

Die Diplomatie, die Trägerin der sogenannten hohen Politik — lucus a non lucendo — glaubt allerdings und häufig, bona fide, wie dies z. B. der Toast auf den Frieden des englischen Gesandten in Paris, Lord Dufferin, zeigt, dem Frieden zu dienen. Dann aber ist sie, wie überhaupt heutzutage von hundert Politikern neunundneunzig, in einer

argen Selbsttäuschung befangen. Denn sie täuscht sich über den im Jahre 1894 allein denkbaren und richtigen Begriff des Wortes „Frieden". —

Die Diplomatie strebt mit den sattsam bekannten Mitteln des Metiers entweder die Aufrechterhaltung eines bestehenden oder die Begründung eines neuen Status quo an, und im allgemeinen hält die Welt den Staat und den Staatsmann, der sich für das Bestehende, für die alten Grenzen, kurz für den Status quo einsetzt, für konservativ, für einen Hort des Friedens. Allein der Frieden ist in Wahrheit etwas himmelweit Verschiedenes.

Der Frieden, der diesen Namen verdient, ist nur dort möglich, wo er durch das Bestehen eines Tribunals nebst ihm zur Verfügung gestellter Zwangsgewalt für die Vollstreckbarkeit seiner Urteile gegründet, geschützt und sanktioniert ist. Ein schutzwürdiger Status quo, ein uti possidetis setzt immer einen Richter voraus, dessen Spruch sie begründet hat, vor dessen Stuhl sie erhärtet und von dem sie anerkannt werden müssen, wenn sie über die bloße Thatsächlichkeit des Besitzes hinaus die Weihe des Rechtes und des Friedens empfangen sollen. Wenn ich die mir geraubte Uhr in den Händen des Räubers erkenne und den Wachmann zum Schutze meines Rechts anrufe, so wird dieser vor allem, und später der Richter sich mit Recht an den Status quo halten, und ich, der Beraubte, werde die rechtliche Unhaltbarkeit des Status quo zu erweisen haben, in welchem ein Räuber sich des Besitzes meiner Uhr angemaßt hat. Denn — il y a des juges à Berlin!

Da es aber für Staatenzwist weder in Berlin noch anderswo Richter giebt, so folgt daraus, daß das Wort „Frieden" nie in dem von mir dargestellten, sondern nur in dem grundverschiedenen, trivialen Sinne des „In Frieden gelassen werden" des jeweiligen Status quo-Interessenten, des beatus possidens, gebraucht werden kann. Ohne Richter kein Frieden, oder nur jener Frieden, den Goethes Götz so treffend verspottet: „Ruh' und Frieden, ich glaub's wohl, den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren."

Alle Thronreden, alle diplomatischen Aktenstücke, Parlamentsreden der Minister triefen heutzutage förmlich von Frieden und Friedfertigkeit — und von verkapptem Mißtrauen gegen den bösen Anderen, oder vielmehr gegen alle anderen — Friedfertigen, gegen deren Friedfertigkeit beileibe nicht genug gerüstet werden kann. C'est toujours se mettre dans une bonne position au commencement d'une guerre que de se montrer aminé du désir de la paix" predigt der Großmeister der Diplomatie Talleyrand dem ersten Konsul Napoleon in seinem ersten Memorandum.

Wie also müßte ein Staat, ein Machthaber, die Diplomatie vorgehen, um in Wahrheit heutzutage beim Fehlen eines Staatengerichts Anspruch auf das vielambitionierte und nicht als Selbstlob verkündete Epitheton „friedlich" Anspruch erheben zu können?

Daß das bloße Nichtangreifen eines anderen, besonders seitens nach Bismarckischer Terminologie „saturierter" Staaten, hierzu nicht genügt, das ist selbstverständlich. Welcher Staat wollte heute nackter Raub- und Erobererstaat sein, wie das Frankreich Napoleons des Großen? — Und daß ein angegriffener Staat sich verteidigt, ist und wird stets selbstverständlich sein. —

Etwa abrüsten? Allein, einseitig abrüsten, oder doch wenigstens den Rüstungssport nicht weiter mitmachen? Undenkbar, und kein denkender Friedensfreund wird das besonders von einem Großstaat zu verlangen wagen. Denn — mit den Wölfen muß man heulen. —

Was also erübrigt, um ein wahres Interesse für den wahren Frieden an den Tag zu legen? O etwas überaus Einfaches, Logisches und Kinderleichtes. „Si vis pacem, para pacem" kann nicht oft genug gesagt, nicht tief genug eingeprägt, nicht warm genug beherzigt werden.

Jeder Staat der civilisierten Welt besitzt ein Ministerium des Krieges, und dazu — im Grunde einen Annex dieses Ministeriums — das Ministerium des Äußeren, welches jenem, seinem wahren Spiritus rector, in der Hauptsache den für Rüstungspressionen — Parlamenten und Völkern gegenüber — nötigen Bedarf an immerwährenden politischen Temperaturbulletins, Wölkchenkonstatierungen am blauen, oder Lichtpunkten am umzogenen Himmel, verhüllten oder unverhüllten Drohungen an die Adresse fremder Mächte — beizustellen hat. Der Refrain all dieser Hilfsaktionen für das Kriegs- eigentlich Rüstungsministerium, Thron- und Parlamentsreden, Noten und Leitartikel, ist unverbrüchlich, mit üblichem Variantenaufputz, trotz der herrlichsten Freundschaft — eigentlich mit aller Welt —, der Appell an die eigene Kraft und Tapferkeit — an die Faust. „Wenn Fürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der beweist, daß es also Recht sei," erklärt Friedrich der Große ebenso geistvoll als cynisch. Und „der arbeitsame Rechtsgelehrte" ist eben die Diplomatie, die allerdings in der Gegenwart weitaus mehr für den Rüstungs- als für den Schlachtenkrieg arbeitet.

Die beiden macht- und glanzvollsten Organismen des modernen Staates, Heer und Diplomatie, mit ihren beiden einschlägigen Ministerien, dienen also nur dem Krieg in seiner Doppelgestalt als Rüstungs- und

Schlachtenkrieg. Denn, ich wiederhole es, auch dort, wo die Diplomatie friedlich zu wirken, Kriege zu beseitigen scheint, hat sie in Wahrheit nichts gethan, als um den Preis gesteigerter Rüstungen den Angriff auf einen Status quo verhindert, der gar oft recht sehr nach den Wünschen der Völker und den Interessen des Fortschritts seine Ersetzung durch einen neuen Status quo verdient hätte.

Nun aber zeige man mir den Staat — den weißen Raben — der „ein Ministerium des Friedens" besäße — als schwaches Gegengewicht gegen die beiden Riesen Krieg und Äußeres. —

Einen solchen Staat giebt es nicht nur nicht, sondern die ganze offizielle, thatkräftige Teilnahme sämtlicher Staaten der Welt für die dringendste, von jedem utopischen Beigeschmack vollkommen freie und bestvorbereitete Reform der Gegenwart, die Idee des staatengerichtlich begründeten und gesicherten Friedens, äußert sich gegenüber den für Diplomatenkram und ephemeren Rüstungsplunder vergeudeten Milliarden in einem Beitrag von Einem Tausend Francs p. a. für das Berner internationale Friedensbureau seitens des Bundesrats der Schweiz. — Risum teneatis amici. — Diese Ziffer spricht eine beredtere, überzeugendere Sprache als Bände voll der besten Argumente.

Und doch müssen die Staaten, muß jeder Einsichtige zugeben, daß schon heute die Welt diesen verlachten, unpraktischen Friedensfreunden die unaussprechlichste Segnung der Gegenwart verdankt, das fast Obsoletgewordensein des Schlachtenkriegs und die hierdurch augenfällige doppelte Lächerlichkeit der Rüstungen; da ja die allerschönsten Erfindungen auf dem Gebiete gelehrten Massenmords infolge der gleichzeitigen teuflischen Erfindung der Schiedsgerichte — welche die hoffnungsvollsten Casus belli nicht mehr recht zum Losschlagen reifen läßt — unbenützt veralten müssen. — Und der Lohn, der Dank für dieses höchste, edelste Geschenk an die Menschheit, das Schiedsgericht, dieses Surrogat und Vorläufer des Staatengerichts — tausend Francs jährliches Almosen an das Friedensbureau seitens eines kleinen Kleinstaats — des einzigen noch dazu! — Doch nein, wenn ich nicht irre, auch Dänemark spendet 600 Francs — zusammen also 1600 Francs, die nicht hinreichen würden, um die Kosten eines einzigen Schusses aus einem jener Kanonenungetüme zu bezahlen, die mindestens eine halbe Million Francs kosten und nicht mehr als höchstens 95 Schüsse vertragen, um ins alte Eisen zu gehören. —

Nehmen wir welchen Großstaat immer und denken wir uns ihn im Besitze eines „Ministeriums für den Frieden" mit einer Dotation von nur einer Million — Gulden, Francs, Pfund, Rubel, Thaler,

gegenüber den vielen Hunderten von Millionen der Budgets des par nobile fratrum Krieg und Äußeres. — Welche Segnung, welches Glück! Welche Hoffnung, welche Perspektive. — Wenn die Kraft, die innere Wahrheit der Idee, schon das Wirken einzelner erleuchteter Männer und Kreise zu so hohen Erfolgen zu beschwingen vermochte wie die nun Gemeingut gewordene und trotz allen Hohnes nicht mehr aus der Welt zu schaffende Methode schiedsgerichtlicher Lösungen internationaler Konflikte: was müßte ein noch so schwach dotiertes Ministerium für den Frieden — das echte und rechte Ministerium für Volksaufklärung — leisten, das, ebenbürtig den Krieg und immerwährende Rüstung betreibenden Behörden, die staatliche Autorität für den Frieden, für die Anbahnung der Rechtsgemeinschaft der Staaten und Völker ins Feld führen dürfte.

Wenn auch nur ein einziger Großstaat zu solcher That sich aufraffte, die Folgen wären ebenso segensreich als unermeßlich. Dieser Staat hätte mit einem Schlage die Hegemonie, ja die geistige Weltherrschaft errungen und sein Beispiel würde, müßte sich Nachfolge erzwingen. Denn seine Autorität wäre die unbestrittenste, an seine und nur an seine Friedensliebe würde in Wahrheit geglaubt werden. Neben diesem Ministerium für den Frieden, dem jungen Riesen, würden die Milliarden konsumierenden, auf den Krieg gestellten Ministerien, eher als man glaubt, in Unbedeutendheit versinken, als fossil erscheinen. — Aber ach, vor der Hand existiert das Ministerium für den Frieden mit seinem Budget von nur einer, einer einzigen Million nur in meinem Kopfe und in meiner Sehnsucht.

Die Institution des Krieges in der Gegenwart bildet ohne Frage eines der allermerkwürdigsten Beispiele einer großartigen welthistorischen Institution, die mit drohender, geräuschvoller Geschäftigkeit scheinbar, für den Blick des Laien, mehr denn je alle Verhältnisse, alle Sphären der menschlichen Gesellschaft beeinflußt, ja beherrscht, und die doch für das geübtere Beobachterauge den hippokratischen Zug nicht zu verleugnen vermag. Denn ihr ist der wahre Lebensquell abgegraben, da sie ihr Erprobungsbedürfnis nach dem Schachtenkrieg fast gar nicht oder doch nur äußerst selten und unter dem lauten Protest der aufgeklärten und gebildeten Menschheit zu befriedigen vermag. Das Interessanteste und Hoffnungsvollste bei diesem Sachverhalt liegt aber besonders darin, daß die Institution sich inbezug auf ihr Erprobungsbedürfnis trotz aller sonst bethätigten Teilnahme von denjenigen verlassen sieht, die ehedem

als ihre natürlichen Patrone galten und ihr die Befriedigung jenes Bedürfnisses in nur zu reichem Maße zu verschaffen pflegten — von den Fürsten. Keiner der heute lebenden Fürsten und Machthaber wird in seiner Sterbestunde den Selbstvorwurf des unseligen vierzehnten Ludwig hervorzustöhnen brauchen: J'ai trop aimé la guerre. Ja, man kann den Fürsten der Gegenwart im allgemeinen mit Recht das Zeugnis ausstellen, daß sie im Punkte humaner, wohlwollender Gesinnung eher über als unter dem Zeitniveau stehen, daß ihnen „vor ihrer Gottähnlichkeit bange zu werden" anfängt, daß sie ein Todesurteil und eine Kriegserklärung nur mit geheimem Grauen und Widerwillen und äußerst selten unterzeichnen, daß sie am liebsten bezüglich der Ausübung dieser Souveränitätsrechte streiken würden, und daß sie meist die „Geschobenen" sind, wo man sie für die „Schiebenden" hält.

Daß aber die Institution des Krieges in Bezug auf ihr natürliches Erprobungsbedürfnis von der allgemeinen Konstellation, wie ich gezeigt habe, einer derartigen Aushungerung unterworfen wird, das hat wieder ganz naturgemäße, hochwichtige Folgen für ihr eigenes und das Verhalten der ihr affiliierten Hierarchien, die ich zum Schluß dieser Abhandlung zu beleuchten mir nicht versagen will.

Wer unterzeichnet leichtherzig sein eigenes Todesurteil? Wer nimmt ohne Protest und regungslos Kunde und Anzeichen drohender eigener Entbehrlichkeit entgegen? Kein Mensch, und am allerwenigsten eine Institution, hinter der gar viele Menschen und die allergroßartigsten sich bedroht wähnenden Interessen stehen. — Ich sage „wähnenden", weil in Wahrheit durch die Abschaffung von Krieg und Rüstung im höheren Sinne Jedermann — er sei wer er sei — nur gewinnen könnte. —

Vor allem kann dem Beobachter die große litterarische Rührigkeit nicht entgehen, welche gegenwärtig, wo Kriege selbst zwischen den Militärstaaten zu den großen Seltenheiten und Unwahrscheinlichkeiten zu gehören beginnen, der Verteidigung und Verherrlichung des Krieges zu dienen unternimmt. Dieses Geschäft wird natürlich meist von höheren Militärs, mitunter Männern von wirklicher litterarischer Bedeutung, wie z. B. der bekannte General von Boguslawski, besorgt, denen zahlreiche „vornehme Philosophen und Prediger des Vorurteils", wie Goethe die Verteidiger des Kriegs anläßlich seiner entzückten Zuschrift an Schiller über Kant's „zum ewigen Frieden" verspottet, assistieren. Unter letzteren verdienen Lasson und der verstorbene berühmte Rechtslehrer Ihering besondere Beachtung. Auf Seite 108 von Iherings „Geist des römischen Rechts" begegnet man kriegsfreundlichen Aus-

führungen von wahrhaft überraschender Seichtheit und flunkernder Geistreichigkeit. Ihre inneren Widersprüche habe ich in meinen Essays über „Die allgemeine Wehrpflicht, ein Baustein zur Philosophie der Institutionen" aufgezeigt. Für die den Krieg idealisierende Litteratur typisch ist das Buch von Boguslawskis: „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk", das ich eingehend in der Monatsschrift „Die Waffen nieder" besprochen und widerlegt habe. Diese Schrift feiert den Krieg mit solcher Unverfrorenheit, mit solch naivem Enthusiasmus, daß sie ihm z. B. „die ungeheueren Fortschritte in der Chirurgie unter dem Druck der Feldzüge von 1859—1877" als hohes Verdienst anrechnet. Man staunt nur bei der Lektüre dieser und ähnlicher Schriften, daß die Verfasser nicht den Mut finden, den „Ernstfall" nicht mehr wie bisher vom Vorkommen schicklicher Casus belli abhängen zu lassen, sondern ihn vielmehr als obligatorisch etwa von zehn zu zehn Jahren für die Staaten in einer zu vereinbarenden Reihenfolge zu verlangen. — Daß die Nationen der militärischen Erziehung neben vielen Schädlichkeiten auch Gutes zu verdanken hatten, wird auch der denkende Friedensfreund nicht bestreiten. Er wird aber verlangen, daß die Aushebung und der Drill die Freiheit der Individualität nicht vergewaltige und nicht alljährlich eine hohe Anzahl hoffnungsvoller Jünglinge zum Selbstmorde verurteile, die den Verzicht aufs Dasein der Unerträglichkeit desselben vorziehen. Der Friedensfreund wird ferner die nützlichen Seiten der Erziehung zum Gehorsam, zur Mannhaftigkeit und Selbstverleugnung den Bevölkerungen gerne zu erhalten bereit sein, nur wird er diese Erziehung selbst unter das Zeichen des Friedens und der Völkerverbrüderung, nicht aber des Krieges und der systematisch anerzogenen, feindseligen Gesinnung gegen in anderer Sprache Redende und gegen Angehörige fremder Staaten gestellt wissen wollen. — Der Krieg wird endlich in dieser und anderen Schriften desselben Geistes im Lichte der griechisch-römischen Antike betrachtet, und doch führt schon Wilhelm von Humboldt aus, wie so gar nichts von der Schönheit des antiken Krieges in den Kriegen der Gegenwart anzutreffen sei, und Goethe äußert: „Die modernen Kriege machen so viele Menschen unglücklich, so lange sie währen und niemanden glücklich, wenn sie vorüber".

Die zweite große Folge des unbefriedigten Erprobungsbedürfnisses der Institution des Krieges ist eine noch unendlich größere Rührigkeit, als auf litterarischem Gebiete auf dem Terrain jeder Art von militärischem Sport, insbesondere der destruktiven Erfindungstechnik. Der Raum gestattet an diesem Orte natürlich nicht, in Details einzugehen. Es sei hier nur ferner an die ständige Rubrik der Mißhandlungen und

Selbſtmorde in den Armeen erinnert, und daran, daß die Antworten der Kriegsminiſter im weſentlichen ſtets auf den Inhalt der Antwort des bayeriſchen Kriegsminiſters auf die Interpellation des Sozialdemokraten v. Vollmar hinauslaufen, „daß es im Intereſſe der Disciplin nicht rätlich ſei, den Beſchwerdeweg zu erweitern.“ Dabei meint der Miniſter aber doch, „der Soldat, der ſich fortgeſetzt in niederträchtigſter Weiſe quälen läßt, ohne ſich zu beſchweren, ſei ein Feigling.“ Wie aber der Soldat es anfangen ſoll, um „ohne Erweiterung des Beſchwerderechtes“ zwiſchen Scylla „Disciplin“ und Charybdis „Feigheit“ glücklich durchzukommen, das bleibt freilich, und aus guten Gründen, unerklärt. —

Wer erinnert ſich nicht der unzähligen Fälle von forcierten Manövermärſchen mit den zahlreichen Opfern des Sonnenſtiches, an die bei der Feſtung Neiſſe in voller Rüſtung die angeſchwollene Oder durchſchwimmenden Soldaten mit einem Verluſte von hundert Menſchenleben, an die Exploſionen in der deutſchen Marine, an die acht großartigen Exploſionen im Laufe eines Jahrhunderts in der britiſchen Marine, deren letzte und fürchterlichſte die der Victoria in den ſyriſchen Gewäſſern unter Viceadmiral Sir George Tryon noch im friſcheſten Gedächtniſſe der Mitwelt lebt, während es bei der großartigen Exploſion des „Herald“ ſeinerzeit ſich herausſtellte, daß der Schiffstypus dieſes Panzerungetüms nur aus Erſparungsrückſichten von der Admiralität angenommen worden war, trotz der energiſchſten Kaſſandraprophezeiungen der Fachpreſſe und der Fachmänner. Selbſt das reiche England, das eben jetzt wieder dreißig Millionen Pfund Sterling binnen fünf Jahren für ſeine maritime supremacy zu opfern beſchloſſen hat, beſitzt alſo doch nicht heidenmäßig Geld genug, um ſeine Schiffstypen im Hinblick auf abſolute Sicherheit ſtatt auf Erſparniſſe zu wählen.

Wie im Brennpunkt eines Hohlſpiegels geſammelt, erblickt man den Aberwitz der Rüſtungsmanie bei gleichzeitig mangelnder Gelegenheit für das Erprobungsbedürfnis, wenn man einen der in unſerer Zeit ſo beſonders ſeltenen Erprobungsfälle der Flotten der Weltſeemächte ins Auge faßt. Wenn wir z. B. ein halbes Jahrhundert nach rückwärts überſchauen, alſo den Zeitraum von 1854—1894, ſo ſind die für die Marinen der Seeſtaaten gebrachten finanziellen Opfer einfach unermeßlich, beſonders infolge des lächerlichen, ewig unentſchiedenen Duells zwiſchen Kanone und Panzerplatte, in neueſter Zeit auch zwiſchen Torpedo und Torpedonetz, Torpedonetz und Torpedoſcheere. Aber auch die Opfer an Menſchenleben ſind höchſt beträchtlich zu nennen, denn die Opfer an Gut ſind ja infolge der blutſaugeriſchen Steuern ſtets auch

Opfer an Blut, und zudem verschlingen ja die Arsenal- und Manövrierexperimente, wie auch die chemischen Laboratorien sich immer steigernde Hekatomben, die zusammengezählt die Zahl der Opfer in den eigentlichen Seeschlachten in dem betreffenden Zeitraum weitaus hinter sich zurücklassen. — Nun kommt endlich nach jahrzehntelangem Harren aller Marinen der Welt auf die Gelegenheit, sich nützlich (???) zu machen, zu zeigen, was sie können, der lang und heißersehnte Erprobungsfall, für ein verhältnismäßig unbedeutendes und ziemlich stiefmütterlich behandeltes Schwesterchen dritten oder vierten Ranges. Dieser Erprobungsfall, im richtigen Lichte gesehen, hat also, wie gezeigt, Milliardenopfer zur Voraussetzung. Dieser Erprobungsfall heißt Lissa und bedeutet den Rammspornstoß des „Ferdinand Max" unter Tegetthof in die Flanke des „Affondatore" unter Persano am 20. Juli 1866. — Großer Seesieg der Österreicher, 700 Italiener tot und verwundet, Tegetthoffäule mit Trophäen in der Wiener Praterstraße. — Kurz zuvor hat noch dazu Erzherzog Albrecht am 24. Juni 1866 bei Custozza Lamarmora aufs Haupt geschlagen. — Nun das Resultat! Für die Menschheit? Trauer, wie über jede Schlacht. — Aber für den Sieger, Österreich? — Nun, Venezien wird abgetreten — weil zwei Großmächte, Preußen und Italien, einer alleinstehenden Anno 1866 ebensogut Herr werden, wie 1859 Frankreich und Italien bei Magenta und Solferino. — Das beweist wieder klar und deutlich, daß zwei tüchtige Diplomatenköpfe, wie Bismarck und Cavour, mehr wert sind als alle Rüstungen, an denen es Österreich gewiß nicht hatte fehlen lassen. — Nun aber das Merkwürdigste! — Für den Menschenfreund wie für den wahren und einsichtigen österreichischen Patrioten mußte es als sprichwörtlich österreichisches Glück gelten, daß Königgrätz Custozza und Lissa unwirksam machte, daß Österreich seine kostspieligen, erbitternden Rechte, Hemmschuh für Italien und Deutschland, ja für die Welt zu sein, einbüßte und endlich sich selbst angehören durfte statt Welthändeln, bei denen es den Kürzeren ziehen mußte und keine Hand sich zu seinen Gunsten regte. Facit: Damit es ein Lissa geben konnte, mußten also alle Marinen der Welt „fortschreiten, fortschreiten" bis zu Tegetthofs Sporn. — Und das Facit Lissas! Abtretung Veneziens und, zum Glück Österreichs, daß der vielgepriesene Seesieg die Folgen hatte, die sonst nur eine wohlkonditionierte Niederlage zu haben pflegt. — Also lateinisch: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus", französisch: „Tant de bruit pour une ommelette!" Voilà! —

Das Sporthafte und innerlich Widerspruchsvolle der Institution des Krieges im Hinblick auf ihr Erprobungsbedürfnis tritt aber ganz

besonders durch folgenden Gedankengang hervor. Es ist begreiflich, wenn bei der traurigen Lage der internationalen Verhältnisse, infolge des Mangels an einem Staatengericht, allgemeine Spionierei die Staaten verhetzt, ihre Beziehungen vergiftet, und daher zwei Großstaaten wie Deutschland und Frankreich darauf angewiesen sind, einen Wettlauf um die Gunst eines Turpin zu inscenieren. Es ist wiederum begreiflich, wenn derjenige Staat, dem der moderne Paris das Geheimnis seines Pikrins, Melinits, seiner Stinkbombe oder seiner Fächerkanone als Meistbietendem anvertraut, das Arcanum ängstlich wahren und Verrat an demselben mit Pulver und Blei bestrafen wird. Denn es ist denkbar, daß durch solchen Drakonismus der Zweck erreicht, das Geheimnis gewahrt wird. — Was aber unbegreiflich erscheinen muß, das ist die ganze großartige, der Kriegswissenschaft gewidmete Litteratur, die in der Gegenwart fast täglich durch konjekturalstrategische, dem nächsten großen Weltkrieg geltende Werke bereichert wird. Was sollen diese Bücher, was soll diese ganze Wissenschaft, die auf hunderten von Akademien frank und frei gelehrt wird, anstatt daß sie, wie bei den Römern die sibyllinischen Bücher, ängstlich als Staatsgeheimnis gehütet werden müßten. Bücher wie „Grundzüge der Strategie" von Erzherzog Karl oder „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung" von Clausewitz können keineswegs wie eine Entdeckung, Erfindung oder jedes andere wissenschaftliche Werk der Menschheit nützen wollen, da dies ja bei strategisch-wissenschaftlichen Werken ganz ausgeschlossen ist, die doch nur das Raffinement, die Theorie des Massenmordes und der Zerstörung im großen ausbilden helfen. Da nun der Menschheit mit der Steigerung und dem Raffinement dieser Theorie unmöglich gedient sein kann, wie ja die sich ewig steigernden Rüstungen im sogenannten Frieden, und die immer gigantischer werdenden Verlustziffern im Schlachtenkriege sattsam bewiesen, so müßten solche Bücher, um wenigstens dem oder jenem Staat, dem der Verfasser zu Sieg und Hegemonie den Weg zeigen will, zu nützen, geheim gehalten werden können, wie ein Festungs- oder Panzerschiffsmodell. — Da sie das aber selbstverständlich nicht können, so drängt sich die Frage auf, was sie eigentlich zu leisten beabsichtigen, da die Autoren doch unmöglich die nackte Steigerung der Opfer jeder Art für den Krieg und die Rüstung als ihr Ziel betrachten können, wenn durch diese Steigerung die Menschheit leidet, der einzelne Staat nichts gewinnt, und die durch die Schlacht zu erringende Entscheidung durch sie nicht vernünftiger, rascher und dauerhafter wird?

Gäbe es eine lebendige Personifikation des Erprobungsbedürfnisses

der Institution des Krieges, könnte sie wohl anders denken, fühlen, sprechen als in den lapidaren Sätzen, mit denen diese Abhandlung schließen möge? (1821): „Bei jeder neuen Rekruteneinstellung denke ich mir immer, ob wir nicht diese endlich einmal für den Krieg bilden werden, und nicht bloß für die Linden-Parade und das Tempelhofer Feld.“ — (1825): „Wir haben zehn Jahre Frieden, da wird vieles alt, das kann einer preußischen Armee nichts nützen, die nur durch Kraft und Nerv emporgehalten werden kann.“

Das sind Citate aus Briefen des späteren Kaisers Wilhelm an den ihm im Jahre 1814 beigegebenen Oldwig von Natzmer.

— — — — — — — — — — — — — —

(„Unter den Hohenzollern.“ Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer, herausgegeben von Gneomar Ernst von Natzmer. Zwei Bände, Gotha, F. A. Perthes.)

Hans Thoma.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Tegel bei Berlin.)

Er hat die Seele des deutschen Volkslieds in die Farbe gerettet. Nun spricht sie, die so lange geschwiegen hat, wieder zu uns in einfachen Weisen, so treu deutsch, gemütsinnig, so voll Lust am Schönen der weiten Welt, so fabelfreudig, so tief gefühlsernst. Von gläubigen Rittern erzählt sie, die wider die Drachen reiten, und von Bauernburschen, die von Ackergauls Rücken herunter das Land ansehn in seiner Fruchtschöne; von Fabeljungfrauen weiß sie zu sagen, die seenstill im Lande des Glückes träumen, und von herzigen kleinen Bauernmädeln, die im Ringelreihen glücklich sind. Es muß nicht fabelhaft sein, was er malt und doch ist in allem Fabulierseele und Märchenreiz.

Man möchte sagen: er singt seine Bilder, oder: er geigt sie.

Und was hat er für Töne!

Er will kein Virtuose auf einer Saite sein, er will nicht durch Unerhörtes verblüffen. Und doch klingt das Einfachste so neu, so ganz eigen, so zaubervoll.

Gut: es gehen Töne daneben, wie die Neunmalweiſen ſagen, die ſo erſchrecklich regula-beſchlagen ſind, daß ſie vor einem Nebenton das ganze Lied nicht hören. Was will das beſagen für den, dem die Seele nachzittert im Banne der Harmonie!

Hat wen im Volkslied ſchon ein falſcher Reim geſtört? Iſt ein Versfuß zu wenig dort nicht oft ein Reiz mehr? Und leidet die Fülle echten Gefühls unter einem ſchiefen Ausdruck?

Ach, die Regelklugen fänden wohl am meiſten zu korrigieren an der Natur!

Der Meiſter Hans vom Maine iſt ein deutſches Naturkind. Sinnieren und ſpielen iſt ſeine Luſt und ſein Ernſt. Und mit vollen Händen, aus ſtillem Kindesherzen ſchenkt er, was ſein Spiel ihm beſchert.

Paßt ſo ein poetiſches Mann-Kind in unſre raſſelnde, rechnende Zeit? Iſt es nicht ein unbegreifliches, fremdes Wunder?

Er iſt ein Glücksfall für dieſe altgewordene Zeit, die das Spielen leider verlernt hat. Er gehört zu den Vorbildern ihres Verjüngungstriebes. — —

So ſchrieb ich im vorigen Jahre in meinen Betrachtungen „Aus beiden Lagern", in denen ich nach M. G. Conrads freundholdem Urteile ſo viel Geſchick im Erkennen und Ausſchlachten deſſen bewieſen habe, was juſt im Schwange iſt.

Demnach wäre alſo Hans Thoma im Schwange, oder wie Conrads gütiger Ausdruck ſonſt lautete, und der Begründer der „Geſellſchaft" hat nicht bloß von mir, ſondern von unſerer ganzen Zeit eine erſtaunlich gute Meinung.

Aber er irrt ſich mit ſeinem gewogenen Urteile. In der Zeit ſowohl wie in mir. Mir fehlt das ſchätzbare Talent, im Maſſentakte zu gehen, durchaus, und unſrer Zeit gebricht es durchaus an der Gabe, in Schwang zu bringen, was ausgeſprochen Eigenwert hat in der Kunſt. Daher denn auch Hans Thoma keineswegs zu denen gehört, mit denen man auf die Akklamation der Modegläubigen ſpekulieren könnte, wenn man denn ſchon den ſchlechten Geſchmack hätte, derlei unſaubere Spekulationen zu machen.

Nein, gottlob! Hans Thoma iſt immer noch nicht beliebt beim Kunſtpöbel, und die Mode hat ihn noch nicht auf ihre ſchmierigen Schwingen genommen. Er iſt immer noch einer von den Wenigen, die für Wenige ſind, — ein Einſamer. Aber kein Grollender. Auf ihn paßt der Goethe-Spruch:

Glücklich, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt.

Er schafft, — mag draußen das Leben in tollen Kreisen wirbeln, mag draußen die Kunst auseinanderschießen in feindseligste „Richtungen", mag draußen gescholten oder gelobredner werden über ihn: er schafft.

Wo will er hinaus mit seinem Schaffen? Zu welchem Zwecke führt er Pinsel und Stift? Welches Prinzip verfolgt er in seiner Kunstübung? Ist er ein -ist, oder ein -ast, oder ein -iker, oder ein -aker?

Auf all dies weiß der liebe Meister selber keine Antwort, — aber in seinen klaren, guten, scharfen Augen, ganz tief unten, regt sich ein spitzes, lichtes Lächeln, wenn derlei Fragen von der Neugierspule schießen. Ach, ihr großen und gelahrten, ihr tiefgründigen und scharfsinnigen Grübler und Spürer mit Logik und Lupe, die ihr so wunderbar genau wißt, wohinaus die Kunst will und, vornehmlich, wohinaus sie soll, — ich weiß Einen, der köstlich heimlich lachen kann mit Kinderaugen in einem weißbärtigen Gesichte. Geht hin und seht euch dies Lachen an; ihr braucht keine Lupe dazu, — oder, besser noch, geht hin und seht euch einmal ohne Lupe die Bilder dieses guten Lachers an. Sie lachen gerade so. Ich meine, es muß jedem wohl werden bei diesem Lachen, in dem das Glück selber glänzt, das Glück, besonnt zu sein von der Schönheit draußen und der Seele drinnen, und das Glück, sich sonnig auszusprechen in freier Schönheit, die nichts will als sich selber.

Hans Thoma ist nämlich ein Dichter. Die Schönheit sagt seiner Seele viel, und seine Seele hat viel über die Schönheit zu sagen. Sie thut es bei ihm in Farben und Linien, wie sie es bei anderen in Worten und Rhythmen thut. Und das Sagen selber ist ihr eine Freude. Darum klingt alles so hell und innerlich fröhlich. Es ist auch keine Mühe dabei, kein Stammeln, kein Suchen nach dem Ausdruck, — schlicht und sicher kommt es zu Tage. Kein Pfauenrad wird geschlagen, aber es giebt auch kein peinliches Lallen. Es kann andere und effektvollere Arten geben, sich auszudrücken, reichere Mittel, raffiniertere Zustutzung, — sicherlich; aber diese Art da kann neben jeder anderen bestehen, denn sie ist der Ausglanz eines reifen, festen, organisch gewachsenen Wesens, einer wertvollen Persönlichkeit.

Wie ist diese geworden? Wo sind ihre Wurzeln, wie war ihre Nahrung, unter welcher Sonne reifte sie?

Hans Thoma hat es mir selber erzählt, und es ist, ob auch die großen, lauten Stürme und die wilden Spektakelstücke durchaus fehlen, eine sehr interessante Geschichte, die unsere Zeit nicht minder wie den tapferen Meister kennzeichnet.

Vom badischen Schwarzwalde, aus allemannischem Blute ist er her, geboren am 2. Oktober 1839 in Bernau. Das ist ein recht welt-

abgeſchiedener Ort, auf einem hochgelegenen grünen Wieſen- und Weidethale angebaut, nicht ſäuberlich in zuſammenhängenden Straßen, ſondern zerſtreut in Häuſergruppen über eine Strecke von einer Stunde Ausdehnung. Forellenbäche durchziehen in lebhaften Windungen das Thal, Höhenzüge, mit dunklen Tannen bewachſen, faſſen es ein. Wer Thomas Landſchaften kennt, erinnert ſich bei dieſer Schilderung wohl einiger. Sehr üppig ſieht's in Bernau nicht aus. Die Häuſer, deren man einige auf frühen Studien des Meiſters ſehen kann, ſind meiſt noch die von der alten Schwarzwälder Art, aus Holz gefügt, ſchindelgedeckt. Da es im Winter ſehr rauh iſt, gedeiht kein Obſt dort, Getreide nur wenig, aber an den Berghalden ziehen Viehherden. Die Einwohner des Ortes ernähren ſich mit Holzarbeiten.

Die künſtleriſche Erbgabe Thomas ſcheint aus der Familie ſeiner Mutter zu ſtammen. Der Großvater war Uhrmacher, einer von deſſen Söhnen aber Uhrenſchildmaler, und er hat auch Kruzifix- und Heiligenbilder auf Glas gemalt, — eine bäuerliche Kunſtübung, die verſchwunden iſt, ſeitdem auch der primitive Hausſchmuck des Bauern im Großbetriebe „mit allen Mitteln der modernen Technik“ hergeſtellt wird. Man kennt ſie, dieſe gräßlichen Bunt- und Schunddrucke mit den nichtsſagenden Chriſtuſſen und den ausdrucksloſen Marieengeſichtern, die ihr gut Teil dazu beitragen werden, auch den Landbewohner der Religion zu entfremden.

Auch muſikaliſch war die Familie mütterlicherſeits. Geige und Clarinette wurde geſpielt. Das ſchöne Bild einer Sommermondnacht, in der ein junger Mann im Garten die Geige ſpielt, iſt wohl eine Jugenderinnerung des Meiſters.

Ihm ſelbſt war von früher Kindheit an unwandelbar der Sinn darauf gerichtet, mit Stift und Papier zu hantieren. Ein Nachbar beſaß Bilderbogen, die eifrig kopiert wurden, und heute noch weiß ſich Thoma des Hauptblattes darunter zu erinnern, das den Abdelkader darſtellte und von ihm in Farben wiedergegeben wurde. Eltern ſowohl wie Nachbarn ahnten wohl, daß hinter dieſem Eifer etwas ſteckte, und ſie glaubten auch, daß etwas daraus hervorgehen möchte, aber, was das ſein würde, vermochten ſie freilich nicht vorauszuſehn.

Inzwiſchen kam viel Unglück über das Haus. Als Thoma 13 Jahre alt war, ſtarb ſein älterer Bruder, auf den die ganze Familie (er war Lehrer) die größten Hoffnungen geſetzt hatte, zwei Jahre darnach ſtarb der Vater, und nun geſtaltete ſich für die Mutter mit den beiden Kindern (außer Hans noch eine jüngere Schweſter) die Lage recht hilflos. Hans wurde in die Lehre gegeben, nach Baſel. Erſt zu einem Lithographen.

Aber das viele Sitzen ſchlug dem Schwarzwaldbuben nicht an, und bereits nach ein paar Wochen gab man ihn in derſelben Stadt zu einem Anſtreicher in die Lehre. So ſtand ſein erſter Ausgang in die Welt unter dem Zeichen von Linie und Farbe. Zum Glück wurde aber auch die Lehrlingszeit bei dem Anſtreicher ſchon nach kurzer Zeit beendet. Nur einen Sommer hielt er's aus und war im Winter wieder in Bernau, wo er ſchon anfing, Porträts nach der Natur zu riskieren. Ein Beamter in St. Blaſien, der dortige Oberamtmann, war's, der nun zuerſt der Gönner des künftigen Meiſters wurde. Er ſorgte dafür, daß Thoma zu einem feineren Uhrenſchildmaler in Furtwangen zur Lehre kam. Die Probezeit wurde auch zu des Lehrers wie des Schülers Zufriedenheit abſolviert, und gerne, gerne wäre Hans dort geblieben, wo er zu ſeiner nicht geringen Genugthuung an einer wirklichen Staffelei wie ein wirklicher Maler malen durfte — und noch dazu in Öl! —, aber die Mutter konnte das verlangte Lehrgeld nicht auftreiben, und wieder ging's zurück nach Bernau.

Nun war aber gar nichts mehr ſicher vor Hanſens Farben. Blech und Pappe wurden hergenommen und mit Landſchaften nach der Natur bedeckt, Familienblätterbilder wurden in Ölfarbe überſetzt, und porträtiert wurde, wer nur zum Sitzen zu haben war. Und ſiehe, das erſte Honorar klang heran: Drei Gulden, die ein zur Zufriedenheit Konterfeiter ſpringen ließ.

Der wichtigſte Schritt aber geſchah nun wieder durch den Oberamtmann in St. Blaſien. Dieſer wandte ſich mit Zeichnungen des Bauernjungen an die Kunſtſchule in Karlsruhe, der Direktor dieſes Inſtituts, W. Schirmer, trat für das dörfiſche Talent ein, der Großherzog ſorgte für die materielle Möglichkeit, und im Jahre 1859 konnte es geſchehen, daß Hans Thoma Kunſtſchüler in Karlsruhe ward. Er war alſo gerade zwanzig Jahre. Das Glück, das es bekanntlich liebt, doppelt zu geben, hatte es ihm gleichzeitig beſchieden, daß er durch das Los vom Militärdienſt frei wurde.

Nun lachte ihm das Leben, dem Zwanzigjährigen vom Schwarzwalde. Der Direktor war ihm gewogen, der Fleiß in der Antike und im Malſaal war ihm Freude, und jeder Sommer beſcherte ihm hellſtes Glück für Auge, Seele und Hand in ſeinem Hochthal oben, wo er ſich nicht genug thun konnte vor der Natur, der ſtillen, gütigen Meiſterin, die nicht ſchilt, nicht höhnt, nicht eifert, die nur immer groß und mahnend iſt und immer ſchenkt. Vor ihr und ihren Gaben ſchwand jeder Anflug von Sorge; hier war Reichtum unermeſſen, wer nur fröhliche Hände hatte, zu nehmen, wie konnte es dem fehlen, wenn auch die Zu-

kunſt keine Sicherheiten bot. Schlimmer war's, wenn's mit der Schönheitsbeute im Winter wieder gen Karlsruhe ging, wo aus den Studien Bilder werden ſollten unter den Korrigier- und Komponierfingern der Profeſſoren, die keineswegs an die alleinſeligmachende Natur glaubten. Oh nein! Den „rohen Natureindruck" wiederzugeben, das war nicht Kunſt; die höhere Weihe erſt, geſpendet durch die Regeln der Komponierlehre und ähnlicher Dogmen, erhob die Arbeit. Direktor Schirmer, der freier und weiter dachte, hatte den jungen Naturburſchen nicht ſo gehindert, aber er war leider im Jahre 1864 geſtorben. Was nun an Thoma herumkorrigierte, förderte ihn nicht, ſondern entmutigte ihn nur, entſelbſtete ihn, indem es ihm die freie Luſt nahm, nach eigener Freude zu lernen und zu ſchaffen.

Es kamen innerlich bange Zeiten über Thoma, jene ſchlimmſten Zeiten des Künſtlers, wo Zweifel das Ziel umnebeln, wo die innere Zuverſicht zerbricht an den querweg ſich auftürmenden Maſſen fremder Meinungen, wo es von allen Seiten mahnend, ratend, befehlend ſchreit: „Hierhin! Dorthin!" und wo das Eigene keinen Weg mehr ſieht.

Der ihn damals rettete, das war der, den Thoma ſelbſt ſehr treffend den „großen Feind aller Unbeſtimmtheit" nennt: Dürer. Das Jahr 1866 beſcherte unſerm Meiſter ſein Damaskus. Ich muß, ob er's auch nicht gerne mag, hier einmal ſeine eigenen Worte aus einem ſeiner ganz köſtlichen Briefe anführen: „auf einmal, ich weiß die Stunde noch, ſah ich ihn, erkannte ihn in aller ſeiner Herrlichkeit, und nun ging erſt eine wonnige Ahnung in mir auf, was Kunſt iſt. Nun gingen mir nach vielen Seiten die Augen auf, nun fing ich an, die Farbenpracht altdeutſcher Bilder wie Frühlingszauber zu empfinden ... Durch Dürer geweckt ſah ich, daß jeder Grashalm, jeder Stein voll Ausdruck iſt, und daß es für die Malerei nichts Unbedeutendes in der Natur giebt. Nur die Augen öffnen, und alles iſt ſchön."

In dieſen Worten, deren Abdruck mir der Meiſter verzeihen möge, liegt ein gut Stück ſeines künſtleriſchen Glaubensbekenntniſſes und juſt das, was ihn von einer der heute lebendigen Kunſtanſchauungsrichtungen trennt. Wie er ſich zu Dürer bekennt, bekennen ſich andere große Moderne zu Rembrandt, aber wir wiſſen es nun hoffentlich alle, daß in der Kunſt jeder nach ſeiner Façon ſelig werden kann, wenn er nur das Zeug dazu hat. Mag man es mir immerhin als billige Schlauheit auslegen, aber der Umſtand, daß keiner der Großen von heute denſelbigen Weg in der Kunſt geht, zwingt mich nochmals dazu, die Ketzerei auszuſprechen: Es giebt keine moderne Richtung, ſondern nur eine moderne Bewegung. Als Thoma damals unter dem glor-

reichen Zeichen des großen Albrecht zu kämpfen begann, gab es auch dieſe noch nicht. Es war die Leidenszeit für die Einſamen in der Kunſt. Thoma hat ſie wacker durchgekoſtet. „Dem bleibt nichts anderes übrig, als ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen, wenn er ſo fort malt," lautete das Axiom, in das ſich das öffentliche Urteil über ſeine Bilder verdichtete, als er zwei Jahre in Düſſeldorf lebte, nachdem er ſich vergeblich um eine Zeichenlehrerſtelle in Baſel beworben hatte. Aber der närriſche Hans ſchoß ſich keine Kugel durch den Kopf und malte doch „ſo fort". Einigen wenigen machte er auch Freude damit, und es that ihm nicht eben weh, daß dieſe wenigen keine Profeſſoren waren. Otto Scholderer hieß einer dieſer wenigen, und mit dieſem ging Thoma im Mai 1868 auf ein paar Wochen nach Paris. Zum erſtenmale ſah er dort eine große Gallerie, und zum erſtenmale und zum einzigen wirkte dort ein lebender Künſtler ſtark auf ihn ein: der kräftige, entſchiedene Courbet. Thoma beſitzt noch ein paar Bilder aus dieſer Zeit, darunter ein prächtiges Selbſtporträt, die den Einfluß des großen Bahnbrechers in der Malerei deutlich aufweiſen. Alſo: er hatte wieder was gelernt und war wieder frohen Mutes; — daß er gerade noch ausgerechnet ein einziges „Fränkeli" in der Taſche hatte, als er von ſeiner Pariſer Fahrt in Baſel einzog, that ſeinem guten Humor keinen Abbruch. Ein guter Freund half ihm weiter, und nun ging es wiederum in Bernau an ein Zeichnen und Malen, als wenn der Welt Beſtand davon abhinge, ob die großen, ſelbſtgrundierten Leinwanden voll würden oder nicht. Alles nach der Natur, alles aus der Natur heraus. Nun juſtament erſt recht! Herrgott: wie froh und hoch ſein Selbſtvertrauen immer war, wenn er vor ſeiner Schwarzwaldnatur ſaß, wo ihm kein Profeſſor über die Achſeln guckte! In dieſem Sommer wurden zehn große Bilder fertig. In Karlsruhe, wo er ſich wieder niederließ, obwohl er eigentlich nach Düſſeldorf gewollt hatte, ſtellte er ſie aus. Ach! Wehe! Gott o Gott o Gott! Der „Kunſtverein" geriet außer ſich. Der Anblick dieſer Thomaſchen Farben genügte, die Milch der frommen Denkungsart Karlsruhes in gährend Drachengift zu wandeln, und es erging ein Schreiben der Oberſten der Entrüſtlinge an den Vorſtand des Kunſtvereins, daß man derlei nicht mehr dulden und dem pp. Thoma das Ausſtellen in Karlsruhe verbieten ſolle. Ein hübſches Nebenſtück das zu der Äußerung jenes ſchweizeriſchen Kunſtvereinsdieners, der ſich einmal weigerte, ein zurückgewieſenes Gemälde Böcklins einzupacken, weil es gar zu „wüeſcht" wäre. Es hob eine ſehr unerquickliche Zeit für Thoma an, und er war froh, wie er im Frühling 1870 Karlsruhe verlaſſen durfte. Zuerſt ging er zu ſeiner Mutter nach Säkkingen und dann, im Winter, als

eine kleine Bestellung ein wenig Geld ins Haus gebracht hatte, nach München. Leider hat Thoma unter der Bedrücktheit, in die ihn das Gezeter der guten Bürger von Karlsruhe versetzt hatte, eine große Anzahl von Studien und Skizzen verbrannt, um weniger Gepäck zu haben. Man sollte heute noch die Karlsruher deswegen in Anklagezustand versetzen.

In München ging es aber nun wirklich besser. Böcklin war um diese Zeit dort, Trübner fing an, Viktor Müller, der erst in den letzten Jahren wieder nach Verdienst geschätzte, interessierte sich lebhaft für ihn, Bayersdorfers stets allem Bedeutenden lebhaft zugewandtes Verständnis förderte durch Zuspruch, und ein Engländer kaufte sogar einige der in Karlsruhe auf den Index gesetzten Bilder. Das Kunstvereinspublikum höhnte und zürnte natürlich auch hier, und es war für Thoma ein gewisser Sport, unerkannt den kritischen Urteilen zu lauschen, die von den abonnierten Kunstfreunden und -Freundinnen hier wider ihn losgelassen wurden. Aber er war jetzt in dem Alter, wo nicht mehr das Temperament ausschlägt, sondern der Humor gelassen lächelt. Zudem war eine glückliche Unbekümmertheit über ihn gekommen, eine ruhige Wunschlosigkeit, die nichts mehr erjagen, nichts mehr erraffen wollte, was außer der Kunst war, die eigentlich überhaupt nichts wollte, nicht einmal den berühmten „Ruhm". Und doch malte er, malte er, malte er. Wie? Das ist doch unbegreiflich? Wo ist da die Logik? Ich weiß es wirklich nicht, aber es ist so, und es ist wohl ein Beweis dafür, wie entartet im Grunde so ein Künstler ist. Der biedere Nordau wird kopfstehen, wenn er's erfährt. Stehe er Kopf!

Das Jahr 1874 führte den nun Fünfunddreißigjährigen zum ersten Male nach Frankfurt und ließ ihn dort treue Freunde finden, die ihm andauernd viel gutes erwiesen haben durch thatfreudige, wenn auch nicht in die Öffentlichkeit lärmende Anerkennung. Einen Winter blieb er da, im Frühling aber ging er nach Italien und saß in Florenz und Rom vor den Bildern der großen Alten. „Das war auch schön!" sagte er mir darüber in seiner schlichten Art.

Nun kommt noch ein Jahr in München, wo die Kritik mit böser Zunge ihm „gute Lehren" gab, und der Kunsthandel ihn definitiv als unbrauchbar erkannte, dann siedelte er sich fest in Frankfurt an, wo ihm in aller Stille eine ruhige Existenz ermöglicht wurde. Er ging nicht allein. Außer seiner alten Mutter und seiner Schwester führte er seine Frau mit in die Stadt am Maine. Das Jahr 1877 ist es, in dem er geheiratet hat, und es ist deshalb ein Glücksjahr in seinem Leben. Will einer sehen, was Herdglück heißt, der muß das kleine Thomahaus in der stillen Wolfgangstraße in Frankfurt aufsuchen.

Er hat es nur selten verlassen. Zweimal war er noch in Italien, wo er dem Bildhauer Hildebrand besonders nahe kam, einmal auch in England, wo ein paar Kenner ihn besonders schätzen. Sonst stilles Schaffen in dem kleinen, freundlichen Atelier, wo auch Frau Thoma ihre schönen Blumenstücke malt, sie, der das Malen angeflogen ist wie durch eine Art ehelicher Suggestionskraft. Kein Lärm des Zankes um die Kunst dringt dort hinein, keine Dogmenproklamationen dröhnen in diese bescheidene Werkstatt, in der der nun fünfundfünfzigjährige wie ein Junger schafft. Er ist unermüdlich in seiner stillen Art. Steht er nicht an der Staffelei, so sitzt er vor dem Papiere oder vor dem Steine, den er zur Vervielfältigung seiner schönen großen Handzeichnungen benutzt. Eine große Anzahl davon sind in den letzten Jahren entstanden, Beweisstücke einer echt und edel volkstümlichen Kunst. Sie waren auch ursprünglich auf einen volkstümlichen Zweck abgesehen. Thoma wollte in ihnen Blätter für den Wandschmuck der Bürger- und Bauernhäuser schaffen, Blätter, die auf Märkten und durch Kolporteure verkauft werden sollten, um der entsetzlichen Buntdruckware den Weg zu versperren. Tief schade, daß für diesen ausgezeichneten Zweck, der mutmaßlich auch geschäftlich nicht aussichtslos wäre, kein Unternehmer eingetreten ist. Jetzt werden die Blätter nur in wenigen Abzügen hergestellt und stehen bei Kennern in hohem Ansehen. Der Fall ist bezeichnend für unsere Zeit. Die Gelegenheit, reine Kunst billig dem Volke zu bieten, wie es mit den Holzschnitten unserer großen Alten dereinst geschah, war geboten, aber der Kunsthandel zog es vor, den Blättern durch beschränkte Anzahl der Abzüge Seltenheitswert zu wahren, um sie zu hohen Preisen wenigen anbieten zu können. Aber auch für Thoma ist die Sache sehr bezeichnend. Man ersieht aus dem Plane die ihm innewohnende Neigung zum Volksgemäßen, das für ihn das Kunstgemäße nicht ausschließt. Möglich, daß ihn sein Glaube an das Volk täuscht, aber dieser Glaube ist im Grunde derselbe, der uns den Gedanken an eine neue deutsche Renaissance nicht vergehen läßt. Einen Versuch zu billiger Kunstdarbietung hat Thoma übrigens in den entzückenden „Federspielen", die mit Versen von Henry Thode bei Keller in Frankfurt erschienen sind, zur That werden lassen. Ich weiß nicht, welchen buchhändlerischen Erfolg dieses köstliche Werk gehabt hat, aber dies weiß ich: in Frankreich und in England wäre es ein großer Erfolg gewesen. Der ganze Thoma steckt natürlich nicht darin, denn es fehlt die Farbe, aber ein guter Teil, und es wird einem lieb und vertraut, wie selten ein Buch.

Im Mai 1890 stellte sich endlich der von Thoma bereits nicht

mehr ersehnte große Erfolg ein. Es war in München und in demselben Kunstvereine, wo einst das wackere Sonntagspublikum so vieltönig zu schmälen gewußt hatte.

Ich weiß es noch, als wäre es gestern geschehen, wie mich diese Schönheit überflutete und zu einer Verehrung hinriß, die sich in begeisterten Worten Luft machte. Es war die Zeit, da Schaumbergers treffliche „Münchner Kunst" das Neue in München am frischesten und fröhlichsten vertrat, und in diesem Blatte, das ein rühmliches Dokument unseres alleweil lustigen, wenn auch schweren Kampfes bleiben wird, war es, wo ich meine Worte losließ. Ich setze sie zum Teil hier wieder her, weil sich aus ihnen wohl ersehen läßt, wie offenbarungshaft der uns Jüngeren damals ganz unbekannte Meister auf uns wirkte:

Hans Thoma! Ich habe nicht das Glück, ihn persönlich zu kennen, aber seine Bilder haben mir die Bekanntschaft eines Künstleringeniums vermittelt, welche ich mit ewigem Dankgefühle als ein Glück für Auge und Herz, als eine große Bereicherung meines Wesens empfinde. Und da dies in so hohem Maße, in so vollfühliger Wärme der Fall ist, möchte ich gerne, daß ich einen Teil dieses Genusses weiter geben könnte, und ich muß schon sagen, daß mir Zithern und Cymbeln fast zu gering erscheinen zu diesem Zwecke. Große Künstlerschaft, wirkliche Schöpferkraft ist so selten, und sie wird (wahnsinnige Ironie!) so selten anerkannt, obwohl sie den Anerkennern eine Quelle des größten aller Genüsse ist, daß es zu den wahrhaft priesterlichen Aufgaben (die gewerbsmäßigen Kunstschreiber lachen) des Schriftstellers gehört, sie hinauszurufen in alle Welt, wie ein Herold, der den Großen voranschreitet und mit seinem goldenen Stabe auf die Größe hinweist.

Hans Thoma ist solch ein großer und solch ein nicht genügend anerkannter Künstler, dem empfänglichkeitsfrohe Kritik Heroldsdienste zu leisten hat.

Hans Thoma ist ein Dichter mit Pinsel und Palette, und zwar ein Dichter nach unserem Herzen, nach dem Herzen der Jüngeren, die scharfen Wirklichkeitssinn und kühne Phantasie in einem, sowie eine eigene Art der Darstellung, eine mächtig ausgesprochene Individualität verlangen und nichts so sehr mißachten, als konventionelle Handwerksamkeit in der Kunst. Und so nehmen wir denn die Werke des Hans Thoma mit Begeisterung und schlagendem Herzen in uns auf als freiheitsgüssige Ausströmungen eines besonderen Geistes, als achtungsgebietende Dokumente einer neuen, modernen Kunst.

Welch eine Fülle von wundersamster Stimmung, welche Kraft dichterischer Belebung der Natur, welche geistvolle Kunst in der Be-

handlung scheinbar gewöhnlicher Vorwürfe. In dieser Ausstellung befinden sich Bilder, welche mir unübertrefflich erscheinen in ihrer eigenen Schönheit, und diese „Schönheit voll lebendigen Inhalts“ (Feuerbach) ist undeutbar, denn sie ist elementar, und Elemente sind nicht zu zergliedern. Möge mir einer kommen und Bilder wie „Abend“ oder „Stiller Bach“, „Aussicht vom Taunus über die Mainebene“ mit geistiger Scheidekunst in die begründenden Teile ihrer Wirkung zerlegen. Diese Bilder lassen sich nur schildern, sie gestatten nur den Versuch des Nachfühlens und sie regen zum Nachdichten an. Mir wenigstens schwillt, ganz von selber, die Prosa zum Rhythmus über, wenn ich versuchen will, den Eindruck von einigen von ihnen wiederzugeben, und die Prosa selbst gewinnt den Anschein rhythmischer Erregtheit. Höchst unkritisch in der That, und ich scheue mich gar nicht, offen auszusprechen, daß ich mit vielem Vergnügen vom kritischen Katheder herabsteige und mich zu Füßen dieses Malers einfach als ein naiver Bewunderer setze, der nur wünscht, recht sehr alle kritischen Anflüge bannen zu können und recht als Naturbursche zu genießen. —

Und was ich so gesehen, will ich, wie ich es gesehen, wiedergeben ganz einfach in den Worten, wie sie mir in die Feder fließen bei der Erinnerung an das Gesehene. Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn bei dieser Gelegenheit der Ausdruck meines Frohgenusses das eine wie das andere Mal „in freien Rhythmen“, oder wie unser Liliencron sagt, „in willkürlicher Betonung“ dahingeht.

Herannahender Regen (a. d. J. 89).

So sonderbar in der Mache als in der Stimmung. Da vorn das Ährenfeld, — grau-grün, leise gebeugt unter feuchten Winden, durchtupft von rotem Mohn. Buschbegrenztes Wiesengrün dahinter, und in der Ferne die blaue Welt der Berge, von Regen getroffen aus grauer Wolke. Aber noch im Weiteren steht weiß ein großer Wolkenzug. Langsam schreiten neben einander dem gebeugten Felde vorüber ein Bauer und eine Bäuerin ganz langsam, feierabendfroh und feierabendstill.

Sturm (a. d. J. 88).

Feuchtblaugraue Wolken, schwarz, drohend nach vorn sich streckend über sturmgeschüttelte Bäume. Braune, lose Ackererde davor. Ein Pflug darauf, stehen gelassen.

Sonnenuntergang am Flusse.

Das ist ein wunderfrohes Ausschwelgen eigenster und kühnster Phantasie in eigensten und kühnsten Farben. Aus einer dämmergrauen

Wolke fällt ein ſtechendes, ganz ſonderbares, wie hellblutiges Rot herab auf das graue Wolkenſpiegelbild im Fluſſe, wo es flimmert und zuckt und tanzt, — hinfliehend und über das dunkle Grau, auf dem es verſcheidet. Rechts buſchige Bäume empor, zum Wolkengrau hinan. Leiſer Atemzug der Nacht. Da treibt Fabelvolk ſein Weſen. Ein lüſterner Faun ſchreckt eine Badende auf. Die läuft mit fliegenden Haaren, fliegenden Brüſten davon, vom flatternden Laken nur wenig eingehüllt. Der bocksbeinige, geile Tölpel ſtützt ſich mit einem triumphierenden Grinſen auf ſeine haarigen Schenkel. Über ſeine hartbraune und über des Mädchens roſazarte Haut läuft wie tropfendes, flüſſiges Gold das gleißende, hellblutige Rot der untergehenden Sonne.

Sonntagsmorgen im Juni (a. d. J. 84).

Heißblauer Himmel. Flimmern in der Luft. Von Millionen Blüten duftet die gelbe Wieſe. Über Thäler der Blick nach fernen Bergen hin. Stille, Sonntagsfeierſtille. Leiſe nur klingt ein kleiner Bach, der aus Erlengeleite heraus in die gelbe Wieſe rauſcht, leiſe klingt das friedfröhliche Saitenſpiel eines einſamen Morgenwanderers.

Ritter vor dem Liebesgarten (a. d. J. 90).

Ein geharniſchter Jüngling. Nichts Lebendes von ſeinem Leibe läßt der ſtählerne Panzer ſehen außer blitzenden, guten Blauaugen, die aus dem braunen, ernſtfrohen Jugendgeſicht wachſam in die Ferne blicken. Er hält eine eherne Lanze, feſt auf den Boden geſtoßen, in ſeiner Rechten. Mit gewaltigen Pranken neben ihm auf der Erde ein Löwe, den rieſigen Kopf mit dem Mähnenſchwall ein wenig gehoben. Säulengänge aus weißem Stein, grau im Schatten ſcheinend, hinter den beiden. Das iſt die Pforte des Liebesgartens. Fröhliche Himmelsbläue lacht, von Schäfchenwolken durchflockt; Pinien ragen auf, zartes Wieſengrün liegt wie Sammt gebreitet, glückliche Menſchen wandeln in Liebe vereint.

Flötender Faun.

In Stahl gehüllt, auf weißem Roß reitet ein Ritter durch dämmernden Wald. Von der verſcheidenden Sonne träuft goldig mattes Licht durch die ruhenden Blätter.

Sinnenverſunken reitet der Ritter, es tönt ihm im Herzen klingende Klage, flötende Freude, ſchwellend, quellend, leiſe im Hauch.

Was er im Herzen klingen hört: in die Abendluft, in den Schatten der Bäume, ſeinen ruhenden Hirſchen bläſt es der junge Faun auf dem Rohre.

Klage des Herzens, Stimme des Schilfrohrs, mattes Verglühen der goldenen Sonne, webender Dämmerzauber des Waldes, Raſcheln, Rauſchen: es verklingt in die ſchwarze Nacht; in ſchwarze Nacht reitet der träumende Ritter.

Idylle. (89).

In roſafarbenem Kleide, den Korb mit Blumen im Schoß, ſitzt und träumt wachend im blumigen Gras die kleine, niedliche Schäferin, blickt hinaus in die webende Ferne, weit, weit, weit. Mildes, junges Glück, frauliche Huld lacht aus den braunen, ſehnſuchtfeuchten Augen.

In allen Prächten junggeſunder Nacktheit liegt ihr zur Seite der braune Knabe im Schlaf. Über ſein friſches Antlitz geht leicht wie Hauch ein ſpitzbübiſch Lächeln ſeliger Erinnerung. Was im Wachen ſie denkt, ſchaut er im Traum . . .

Ein tiefer, blauer Himmel ſtrahlt freundlich herein über die Spitze des Berges auf das heimliche Naheglück der beiden. Leicht wiſpern die Zweige der Büſche und Bäume, und die Blumen im Graſe leuchten wie lachend.

Landſchaft mit Ritter.

Im Thale unten die blaue Tiefe, grau am Himmel jagende Wolken; langſam reitet, die Lanze im Arm, auf braunem Roſſe ein ſchwarzer Ritter, rote Ebereſchentrauben leuchten aus dunklem Grün heraus wie offene Wunden . . .

Parkausſicht vom Fenſter.

Am Fenſterbrett ein weisheitsträchtiges Buch; leichtſinnige Blumenſträuße rechts und links lachen es aus, denn der es leſen ſoll, weitet den Blick über unendliche, blühende Schönheit, bettet das ſaftige Wieſengrün, ſchwankendes Buſchwerk, blauenden Himmel, bettet das Bild der ſchönen Freiheit lieber, lieber in ſein Herz, als die protzige buchſtabenklotzige Weisheit.

So damals meine Worte. Und wenn ich heute, da ich mich tiefer einleben durfte auch in andre Künſtlerſeelen, die nicht geringer, wenn auch von unterſchiedener Art ſind, als die Thomas, von anderen, neueren und älteren Werken dieſes Meiſters ſprechen ſollte, — mir kämen die Worte wieder ſo beglückt und wieder würden ſie des öfteren ſich in Rhythmen fügen. Denn eine Stimmung des Glücklichen und Poetiſchen geht von dieſen Werken aus, und ein Reichtum iſt in ihnen,

daß man es freudig ſpürt: hier ſpricht ein ganzer Menſch in eigenſter Art von ſeinem Beſten und Innigſten.

Thöricht und gefährlich wäre es, nun gerade ihn zum Maße aller Kunſt zu machen, — das ſei uns ferne. Aber freuen wollen wir uns ſeiner wie alles Guten und Ganzen, und danken wollen wir ihm aus frohdeutſchem Herzen, daß er uns ſo mit Schönheit beſchenkt hat.

Unſer Dichteralbum.

Gigerlette.

Fräulein Gigerlette
Lud mich ein zum Thee.
Ihre Toilette
War geſtimmt auf Schnee;
Ganz wie Pierrette
War ſie angethan.
Selbſt ein Mönch, ich wette,
Sähe Gigerlette
Wohlgefällig an.

War ein rotes Zimmer,
Drin ſie mich empfing.
Gelber Kerzenſchimmer
In dem Raume hing.
Und ſie war wie immer
Leben und Eſprit.
Nie vergeß ich's, nimmer:
Weinrot war das Zimmer,
Blütenweiß war ſie.

Und im Trab mit Vieren
Fuhren wir zu zweit
In das Land ſpazieren,
Das heißt Heiterkeit.
Daß wir nicht verlieren
Zügel, Ziel und Lauf,
Saß bei dem Kutſchieren
Mit den heißen Vieren
Amor hinten auf.

Ein Pfingſtlied.

Den Maien führ ich an meiner Hand,
Den Degen an der Seiten,
Pfingſtjunker bin ich zubenannt
Und will in das gelobte Land
Auf einem Schimmel reiten.

Auf einem Schimmel blührieſelweiß
Mit ſeidenen Schabracken.
Der Mai ihn wohl zu führen weiß
Mit einem Apfelblütenreis.
Stolz trägt er ſeinen Nacken.

Doch nicht allein ich reiten mag,
Mag nicht alleine reiten,
Mich ſoll durch Tag und Nacht und Tag,
Mich ſoll durch Feld und Wald und Hag
Ein Mädel jung begleiten.

Ein Mädel jung, das ſoll mit mir
Auf meinem Schimmel ſchacken.
Hui da, du helle Maienzier!
Durchs Grüne galoppieren wir,
Der Wind bläht die Schabracken.

Nun gehe, Mai, und klopfe an,
Wo liebe Mädel hauſen,
Und ſag, ich bin ein friſcher Mann,
Der ſeinen Schimmel reiten kann
Und im Galoppe ſauſen.

Führ her zu mir an deiner Hand,
Die lieb mich will begleiten.
Der Schimmel ſcharrt ſchon in den Sand.
Ich muß in das gelobte Land
Mit einer Holden reiten.

Schwur im Korn.

Rot der Rock und das Mieder blau,
Madei, du biſt meine liebe Frau,
Schau doch in Runde und Weite:
Grün iſt der Haber, das Korn wie Gold,
Hurrah, uns Zwei'n iſt die Liebe hold,
Madei, ich komme zur Freite.

Madei, ich komm mit dem Erntekranz,
Madei, ich komme zum Hochzeitstanz,
Hörſt du den Finken ſchlagen?
Komm, komm, komm in das goldene Korn,
Hinten dort, hinter dem Hagedorn
Will ich ein Wort dir ſagen.

Nur ein Wort, o du Meine du,
Nur ein Wort, mach' die Augen zu,
Glaube mir blind, was ich ſchwöre.
Horch wie das Korn leis rauſcht im Rund,
Horch, es ſegnet unſern Bund,
Daß ich dir ganz gehöre.

Trinke Wein, mein Kind.

Trinke Wein, mein Kind, und freue dich,
Lenzluſtig iſt die Welt.
Siehſt du denn nicht, wie jeder Baum
Tauſend helle Becher voll Duft und Schaum
Zum hohen Himmel hält?

Trinke Wein, mein Kind, und freue dich,
Der große Pan iſt da.
Er ſprach zu mir: Die Welt wird jung;
Wir kommen wieder mit Thyrſusſchwung;
Sic crescit gloria!

Tegel. O. J. Bierbaum.*)

*) Dieſe vier Gedichte ſind der Sammlung «NEMT, FROUWE, DISEN KRANZ» entnommen, die in dieſem Monat bei Guſtav Schuhr in Berlin erſcheinen wird.

Pizarro.

Es ſtört ein Klirren wie von Stahl
Die Weihe, die ſo ſtill verbreitet.
Hinab ins Thal im Morgenſtrahl
Die Waffenſchlange glitzernd gleitet.
Frech blinkt des Führers weißer Schuh,
Der Reiherbuſch am weißen Hute.
Bald, unglückſeliges Peru,
Bald färbt er ſich in deinem Blute.

Bolivar.

Es ſinkt die Nacht mit ſchwarzem Mantel nieder,
Und in den Mantel hüllt ſich müd' das Heer
Des Liberator Simon Bolivar
Und ſinkt in froſtigen Traum von grünen Pampas
Und ſchwarzen Augen drüben in Peru.
Wind und Gebirgsſtrom miſchen ſchauerlich
Ihr heulend Requiem, unheimlich gähnt
Des Abgrunds ſchwarzer Rachen. Alles ſchläft,
Auch die Geſchütze, deren Rohre ſchräg
Mit Laſſos feſtgeſchnallt an Maultierſättel.
Im Herzen hier der himmelhohen Andes
So ſchnarchen ſie unter den ewigen Sternen.

Nur Bolivar ſitzt einſam ſinnend ſtill
Am Biwakfeuer, deſſen ſchwaches Glimmen
Kaum die Cigarre zündend unterhält.
Canopus und das Kreuz des Südens glitzern
Unter des Himmels dunkelm Baldachin,
Und er berät ſich mit den ewigen Sternen,
Indes der Mond am Äther hörbar rollt
In dieſer grenzenloſen Einſamkeit
Ob dieſer Stille der granitnen Wüſte.
Sein Haupt auch nickt über der Aſche ein
Und alles ſchnarcht unter den ewigen Sternen.

Auch ihr, o Söhne einer neuen Welt,
Noch unvergoldet von ererbter Größe,
Auch ihr ſeid Helden, wie die Alpenſteiger,
Vom Korſen einſt geführt und vom Karthager.
Auch ihr ſeid Brüder, rüſtige Werkgenoſſen,
Wie jene, die auf Marathons Gefild
Und auf den Valmyhügeln ſchlummerten,
Eh ſie der Morgen rief zur Freiheitsſchlacht.
Die Menſchen wechſeln, nicht die ewigen Sterne.

Plewna.

Entlang den eisgehelmten Alpenrieſen
Dehnt ſich der Lammfellmützen lange Fronte.
Vom Morgenſtrahl beſonnt, am Horizonte
Abzirkeln ſich Spitzmützen der Kirgiſen.

Gelbbranſtiger Nebel flort um die Redoute,
Aufwirbelt Dampf von ausgebrannten Lunten,
Stumm wird es an den Palliſaden drunten,
Erwartungsvoll nur wiehert eine Stute.

Das Herz zum Berſten an die Rippen hämmert,
Am Fernrohr zittert ſelbſt des Führers Rechte.
Rauchſäule, Hornſignall Klar zum Gefechte!
Die ſchwere Stunde der Entſcheidung dämmert.

In Linien glitzern ſchon die Bajonette
Entlang den Lehmaufwürfen aus den Gräben.
Die Käppis ſchon in Reihen ſich erheben,
Langſam entwickelt ſich die Schützenkette.

Der Odem ſtockt dem Bravſten angſtbeklommen.
Da ſchmettert's Sturm! Aufſpringen alle Haufen,
In wilden Sätzen ſchon ſie vorwärts laufen.
Der Feſtung Mauern ſind in Dunſt verſchwommen.

Kein Schuß antwortet, mangeln ſchon Patronen?
Ob ſchon der Feind die Außenwerke räumte?
Ob nur die donnerträchtige Antwort ſäumte,
Dieweil er ſparen will die blauen Bohnen?

Das war ein Schweigen, ſchaurig ungeheuer
Wie vorm Orkan. Stumm die Kanonen ſtarrten
Mit ihrer dunkeln Mündung aus den Scharten.
Da ſchwingt der Paſcha ſeinen Säbel: „Feuer!"

Schipka-Paß.

Tauſende modern rings erſtarrt.
Die Krähe forſcht, wo ſie verſcharrt
Unter den Schneeaufwürfen,
Wo ohne Spur ein Heer verſchwand,
Zeigt kaum ein Fuß und eine Hand,
Wonach die Krallen ſchürfen.

Ein türkiſcher Vater mit ſeinem Sohn
In eines Biwakfeuers Loh'n
Stieren ſie ſtumm und ergeben.
Der Junge träumte von Houriarm,
Dort wird er ruhen weich und warm,
Mit der Flamme erloſch ſein Leben.

Der Alte rührte und regte ſich nicht,
Zu Stein erſtarrte ſein hartes Geſicht,
Vom Rauch der Aſche umqualmt.
Allah Akbar, Gott iſt groß
Und der Menſch ein Hund und erbarmungslos
Azrael ihn zermalmt.

Rußland.

Die Krallenhand ſich hin nach Süden ſpreizt,
Das ſchwarze Meer und dort die Donau reizt.
Nach Weſten ſtürzt die geiergleiche Gier
Und Polens weißer Aar verblutet ihr.
Ihr Kuß iſt tödlich wie der Vampyrbiß,
Des Nordens ſchreckliche Semiramis.
Und wie einſt Iwan that vor Nowgorod,
So ihre Kiefer knirſchend ſich bewegt,
Als fräße unſ're Welt ihr Machtgebot,
Die ſich ihr hilflos ſelbſt zu Füßen legt.

Zermalmend knirſcht das Drehn des Weltenrades.
Der ſchmerzlich grüne Totenfluß des Hades
Wälzt ſich von Oſten über bleiche Leichen.
Wie weiße Lava drängt er vor gewaltſam,
Der Moskowiterſchnee, zu deutſchen Reichen.
Und die Lawine donnert unaufhaltſam.
Doch Schnee iſt Schnee und bald zerweht ſein Flug.
Die Steppe harrt auf deutſchen Bauernpflug.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Morgenſonne.

Tiefes Blau. Im Blauen liegt
Wolkenweißes Träumen.
Meiner Seele Andacht fliegt
Zu durchſonnten Räumen.

Welt — wie Unſchuld ſeelenrein,
Himmelblauumgoſſen,
Drüber gold'ner Sonnenſchein
Morgenjung gefloſſen.

Süßes Rätſel! Leben du!
Kannſt ſo wonnig lächeln,
Wenn in friſcher Morgenruh
Roſenlüfte fächeln.

Lächelſt wie die junge Braut,
Die in Gold und Seide
Offen alle Himmel ſchaut —
Denn ihr träumt ja beide.

Porto do Cachoeiro. A. v. Sommerfeld.

Zimm.

I.

Du Heiße, Wilde im ſchwarzen Kleide
Von alter ſchwerer verſchliſſener Seide,
Vom Zauber berückt ich bin,
Mir brennt Deine Schönheit im Sinn,
Dein bleichbrauner Hals mit dem Münzgeſchmeide,
Dein Rabengelock mit dem blutroten Band,
Deine Bruſt, Dein Fuß, Deine kleine Hand.

Deiner Augen Nachtfeuer ſpare, hüte!
Deines Antlitzes Purpurnelkenblüte,
Dein Mund, der ſo voll und heiß
Über der Zähne ſcharfem Weiß
Wie eine ſüßreife Tropenfrucht glühte,
Der hat mich ſogleich verwirrt und gelockt,
Daß mir das Herzblut in Schauern geſtockt.

II.

Du Schwarze, Du Katze,
Ich fange Dich noch,
Wie mit Speck man die Mäuschen
Lockt ins Loch.

Ich weiß eine Falle
Mit goldnem Gedräht,
Mit Silbermaſchen
In Seide genäht.

Und dann auch zum Naſchen
So ſüßes Brot,
So ſüß, wie es Keiner,
Keiner Dir bot.

III.

Mein Kätzchen, biſt doch ein wildes Ding,
Man könnte ſich fürchten, grauen.
Wie blitzten geſtern, als ich Dich fing,
Unheimlich Dir Zähne und Klauen!

Wie grimmig haſt Du die Augen gerollt,
Sie ſpeiten ſchier giftige Blitze,
Wie zerrteſt Du an dem Kettchen von Gold,
An der ſilbernen Seidenlitze!

Wie mußt' ich Dein weiches kniſterndes Fell
Erſt glätten und ſtreicheln, ſtreicheln,
Bis leckere Biſſen und ſüßer Quell
Zur Ruhe Dich konnten ſchmeicheln!

IV.

Dein tiefes Auge, Dein feuchtes Auge,
Ich habe es ſchmelzen geſehn,
Dein dunkles Antlitz, Dein bleiches Antlitz,
Ich habe es leuchten geſehn.

Dein blutroter Mund, Dein heißer Mund,
Ich habe ihn brennen gefühlt,
Deine wilde Seele, Deine zarte Seele,
Ich habe ſie lieben gefühlt.

Seebilder.

I.

Vor meinen Augen wogt ein See
Mit goldnen leichten Wellen,
Aus weißem Grunde, weiß wie Schnee,
Grünſchillernde Fiſche ſchnellen.

Im ſilbernen Nachen treibt ein Weib
Zu des Ufers Blumenſaume,
So weich erglänzt ihr junger Leib
Wie in hellem rotem Schaume.

Das blonde Haar fließt üppig tief,
Und Hals und Nacken blinken, —
Ein ſchmelzend ſüßer Laut mich rief —
Und heiße Augen winken.

II.

Dein Nixenhaar mit den tauigen Schimmern
Laß es löſen Dir, laß es fließen,
Wie die Wellen ſilberbläulich flimmern
Über Marmorbrüſte gießen.

Nun lauſchen wir, wie die Waſſer ſingen
Und wie von den Sternen nieder
In des Mondes weißem Golde klingen
So fremde ſüße Lieder

Wie feuchte Schwingen ſeltſam beben,
Die Lüfte erzittern, rauſchen —
Unſere ſchauernden Seelen trunken ſich heben
Und Liebesgrüße tauſchen.

Flechtdorf i. W. Willy Lentrodt.

Der böſe Blick.

Ein Wolf, ein Fuchs, ein toller Hund,
Ich konnt' es vor Schreck ſo genau nicht ſehn,
Brach aus dem Korn, wuchs aus dem Grund,
Ich ſah ihn plötzlich vor mir ſtehn,
Zwiſchen Roggenfeld und Waldesrand
Im mittagsheißen Wegeſand.
Um den ruppigen Hals einen kurzen Strick,
Ein Vorderbein hoch, den Kopf gewandt,
Zähnefletſchend, mit grünem Blick,
Und im grünen Blick einen glimmenden Brand,
Furcht, Hunger, Haß und feige Wut,
Verſchlagenheit, Lug und diebiſcher Mut.

Wenn mich die Beſtie ohne Wehr
Am Wege fände, ich wäre verloren.
Die ſchimmernden Zähne möchten ſich ſehr
Scharf in meine Gurgel bohren.
Nie ſah ich wieder, ſo furchtbar kraß,
Auch bei meinesgleichen nicht,
Den funkeläugigen Menſchenhaß,
Wie hier in dieſem Tiergeſicht.
Hätte das Vieh die Macht beſeſſen,
Es hätte das ganze Menſchengeſchmeiß,
Auch um des greulichſten Ekels Preis,
Mit Haut und Haaren zum Frühſtück gefreſſen.

Ein Julitag.

Sonnenbrand und Flackerglanz
Rauſchender Gewitter
Mohndurchglühter Erntekranz
Und ein Lied der Schnitter.

Und ein Herz, das Segen trägt
Sommerlicher Tage,
Und ein Herz, das trotzig ſchlägt:
Schnitter, komm und ſchlage.

Hamburg. Guſtav Falke.

Vorſpiele.

Von Bernhard Friedrich.

(Leipzig.)

I.

Schon ein halbes Stündchen ſaßen wir im Tiergarten auf einer Bank in der Nähe der herrlichen Marmorſtatuen. Wir waren ſtill wie die laue Abendluft, vor der nicht das kleinſte Blatt erzitterte. Marie amüſierte ſich über die wenigen Luftbummler, die an uns vorüberkrochen — meinen Blick bannte der ſpätſommerliche Abendhimmel. Und doch war heute gar nichts Beſonderes an ihm zu ſehen; er ſah unendlich einförmig aus in ſeinem ſchmutzigen Tintenblau. Nicht einmal ein breiter kühner Strich grelles Abendgelb zerfetzte den eintönigen Schleier. Auch der matte Feuerreif um die Abendwolkenballen war erloſchen. Lange ſtarrte ich gedankenlos an das dunkelnde Himmelsgewölbe. Plötzlich malten ſich mir in dem ſchwärzlichen Blau Felſen — achatfarbene Felſen mit ſchwarzen Cypreſſen im dunkeln Schoße: die Felſen der Toteninſel. Ja wahrlich, das war heute Abend das Blau, in das der Meiſter der Stimmung ſeine Todesſymphonie gehüllt hat! — Totenſtimmung in der Natur! — Hatte ich das nicht ſchon lange heute dunkel gefühlt? — —

Kennſt Du die Toteninſel, Marie?

„Das Gemälde ſelbſt nicht; nur einen Holzſchnitt darnach.“

Abſcheulich! Ein Holzſchnitt nach dem Gemälde müßte verboten werden. Wie kann ein Holzſchnitt eine Totenſtimmung wiedergeben! Stimmung geben nur Farben, und zwar Farben, die der Natur abgepinſelt ſind. Siehſt Du, Marie, dort das Blau? So ſieht der Hintergrund für Böcklins Toteninſel. Kannſt Du Dir in das Blau die ſtarren Achatfelſen mit ihrer ſchwarzen Totenſchlucht malen?

„Nein, Max; mir iſt das Bild zu ſehr entſchwunden.“

Schade. Ich will Dir das Bild auch nicht mit Worten malen; das kann ich gar nicht. — Fühlſt Du aber nicht leiſe, daß ſo wie der Himmel dort ein Toteninſelhimmel ſein muß? Spürſt Du heute nicht die Totenſtimmung in der Natur?

„So tief wie Du fühle ich nicht; aber mir wird es ganz ſonderlich zu Mute, wenn ich nach dem Himmel gucke. Mir kommt es plötzlich hier ſo einſam vor. Mir gruſelt's faſt ein bißchen. Wollen wir nicht weitergehen?“ —

In den Gängen wurde es ſtiller und dunkler. Wir durchquerten die Charlottenburger Chauſſee und bogen in den nächſten ſchmalen Nebenweg

ein. Es war ein Dammpfad, an deſſen Fuße eine große und tiefe Waſſerlake wie ein ſchwarzer Hund geſpenſtiſch kauerte. Tief ſanken die ſchwarzen Baumſchatten in das Waſſer; nur zwiſchen den Gipfeln lagen zackige Streifen in hellerem Tintenton.

„Sieht das Waſſer unheimlich aus, Max.“

Hm — ja.

„Bleib' hier nicht ſtehen! Daß Du auch alle die unheimlichen Sachen ſo gern anſehen mußt!“

Du ſiehſt ſie Dir wohl nicht gerne an?

„Nein; ich liebe das Schöne, das Leben.“

Nicht den Tod?

„Nein, nein! Wie fragſt Du nur heute?“

Da möchteſt Du wohl auch nicht in dieſes ſchmutzige Loch den Todesſprung machen?

„Was fällt Dir nur heute ein! Du machſt mich noch böſe. Wir wollen doch leben und — lieben. Komm, Schatz, komm fort von hier. — — Nun biegen wir nach links ab! — Ei, hier iſt's dunkel und ſtill. — Wollen wir uns nicht ein bißchen auf die Bank dort ſetzen? Ich bin müde. Vielleicht hören wir auch hier recht ſchön die Muſik aus den Zelten. Im Kaiſerzelt iſt wohl heute Abend Konzert.“

Wie zwei ſcheue Kinder ſchmiegten wir uns im Dunkel auf dem ſchmalen Sitze aneinander. Gleich der Nachtviole berauſchte mich nach und nach der Duft des ſchönen Leibes, der ſich immer enger und enger an mich anſchloß. Ein langer Kuß von heißer Lippe verſcheuchte endlich ganz das Nachtgevögel mit ſeinem Totengekrächz aus meinem Hirn.

Wir wollen leben und lieben.

„Lieben — heiß lieben.“ —

Waren es nur wenige Sekunden, oder waren es lange Minuten, in denen wir im Kuſſesrauſch geglüht? Ich wußte es nicht. Doch plötzlich fühlte ich die kühle Abendluft. Schlangengleich überkroch meine heiße Bruſt ein leiſer Kälteſchauer. Hei, wie fing es da wieder an zu picken und zu pochen und zu ſtechen in der morſchen Bruſt! O Gott, ich bin ja krank!

Weg war der Zauberbann, in den heißer Liebestrank mich geworfen. Höhniſch grinſte mich das ſchwarze Sumpfloch an. Bedrückend wölbte ſich über mir das Toteninſelgewölbe. — Jetzt hörte ich auch die Muſik, die von den Zelten her durch das Dunkel heranſchwirrte. Hörte ich recht oder täuſchte mich meine Erregung? Spielte man nicht Chopins Trauermarſch? Den Marſch in einem Gartenkonzert? Und doch hörte ich recht. Ich brauchte mich eigentlich nicht ſo ſehr zu wundern; der Marſch war — Mode.

Ich hatte ihn vor zwei Tagen im zoologiſchen Garten auch gehört. Seitdem ſummte mir in einſamen Stunden die Einleitung durch den Kopf.

Das iſt Chopins Trauermarſch, Marie.

„So? — Ich könnte die traurige Muſik jetzt zu allen Teufeln wünſchen. Bei den erſten Tönen iſt es mir, als ob ein Leichenwagen angefahren käme."

Du haſt recht, Marie. — Tiefdunkler Himmel — zwei ſchwarze Pferde ſchreiten langſam aus — dann kommt der Wagen gerollt — darüber ein großes, ſchwarzes Tuch. — Weißt Du, wer darunter liegt?

„Ich bitte Dich, höre auf."

Weißt Du, wer darunter liegt? — Ich! — Ich!

„Aber, Max, Du lebſt ja und liebſt mich. Und ich liebe Dich."

Heißer zog mich das Mädchen an ſich, aber das Stechen in der Bruſt wollte nicht aufhören, und mein Sarg wollte von meinen Augen nicht ſchwinden.

Ich kam mir vor wie das Totengerippe, das nachts an Liebchens Bruſt ruht und trotz aller Liebesglut nicht erwarmen kann. Totenhimmel — Totenmuſik: Meine Todesboten.

II.

Vor mir ſteht eine Flaſche mit der Aufſchrift: Emſer Salz. Ich drehe den grünen Metallverſchluß ab, ſetze das Maßgläschen neben mich und bin im Begriff, es zu füllen. Wie im Fieber aber zittert meine Hand; viele Salzſtäubchen fallen aus dem ſchwankenden Füllöffel auf die rote Tiſchdecke. Dort kommt Leben in die toten Mineralatome. Wie Betrunkene taumeln ſie zuerſt hin und her; plötzlich ſauſen ſie als Tauſende von Luftballons in die Höhe. Wie ſchwirrt es auf einmal in der Luft rund um mich von kugelförmigen, fadengeformten und ſich ſchlangengleich ſchlängelnden weißen Körperchen! Das Weiße verwandelt ſich in Rot. Gefärbte Bakterien! rufe ich entſetzt. Ja! Gefärbte Bakterien ſind wir! Erkennſt Du uns? Du biſt unſer! jauchzt höhniſch im Chor die losgelaſſene Bande. Wie die Hexen den Fauſt, umtanzt mich die teufliſche Brut. Immer näher kommt ſie, immer enger werden die Kreiſe. Mit beiden Händen fuche ich ſie abzuwehren. Dabei trifft die eine Hand die Salzflaſche, ſie wankt — ſie fällt! Welch Entſetzen! Neue, größere Scharen von ſchwingenden Spirillen, kriechenden Bazillen und kugelgleich heranſauſenden Mikrokokken entſteigen dem engen Flaſchenſchlunde. Immer heftiger wehre ich ab. Umſonſt. Überall ſetzen ſich die Bakterien an und kriechen in mich hinein. Die dunkelroten Bazillen ſind am frechſten; ſie bohren ſich gerade unter dem linken Schlüſſelbeine ein. Sie muß ich vernichten. Mächtig ſchlage ich auf die obere Bruſt.

Ich erwache, in Schweiß gehüllt. Auf der Bruſt habe ich ein drückendes Gefühl, ich atme tief und ſchwer. Das iſt der Anfang vom Ende, ſage ich mir leiſe. In dir fangen die Bazillen ihr unheimliches Totengräberhandwerk an. Wie viel Jahre wird es noch dauern, bis du ein Nichts biſt? Jahre?! Vielleicht nur noch Monate! Hu, der Tod!

Es ſchüttelt mich. Ich ſetze mich aufrecht im Bette und ſtarre in die Nacht. Draußen reitet ein kalter Nachtſturm im raſenden Galopp und ſchlägt mit den Sporen an meine Fenſter. Im Zimmer rührt ſich nichts; nur die alte Uhr ſchlägt langſam: Tick, tick, tick, tick. . . Unwillkürlich fange ich an zu zählen: 1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 6.

Ob ich noch ſechs Monate leben werde? Sechs Monate — ein halbes Jahr. Eine kurze Zeit! In ſechs Monaten kannſt du nicht einmal deinen Roman beenden. Auch nicht ſchlimm! Was brauchen die Geſunden von den Toten! O wie haſſe ich die rotbäckige, geſundheitſtrotzende Geſellſchaft! Wie wird ſie nach meinem Tode ſagen? „Hätte er ſich nur nicht geiſtig ſo angeſtrengt! Er war recht dumm.“ Wie wahr! Wäre ich doch Ochſenknecht — auf dem Lande geworden! Vielleicht lebte ich dann noch ſechzigmal ſechs Monate. So einmal ſechs Monate! Sechs Monate! In einem halben Jahre wollte ich mich ja auch verloben. Was wird mein Mariechen zu meinem Tode ſagen? Sie ahnt noch gar nicht, daß ich ſchon in wenigen Wochen ſterben muß. Ach, die Gute! Sie träumt vielleicht in dieſer Minute von einer glücklichen Ehe mit mir. Haha! Mit mir? Sie müßte mit mir ins Grab ſteigen, wenn ſie mit mir Hochzeit halten wollte. Morgen will ich an ſie ſchreiben; ſie ſoll erfahren, daß ich nur noch ſechs Monate zu leben habe.

Ob es denn wirklich nur noch ſechs Monate ſind? Tick — eins, tick — zwei, tick — drei!

Noch ein Ruck! Ganz ſtill iſt es plötzlich im Zimmer. Die Uhr iſt ſtehen geblieben. Totenſtille rings um mich. Wie ich im Todesgedankenfieber in das ſtille, dunkle, kleine Zimmer lauſche, kommt es mir plötzlich vor wie ein Grab.

Du biſt ja jetzt ſchon im Grabe, flüſtern mir meine Gedanken zu.

Scheu blicke ich nach der Decke. Senkt ſie ſich, um mich zu erdrücken? —

Nein, die Grabesruhe und das drückende Laſtgefühl in mir kann ich nicht länger ertragen.

Ich ſtehe auf, zünde das Licht an und ziehe die Uhr auf. Nun iſt wenigſtens wieder etwas Leben im Zimmer. Ich wickle mich in meinen Schlafrock und ſetze mich auf das ſchmale Sofa. Vom flackernden Kerzenlicht beleuchtet, ſehe ich auf dem runden Tiſche die Traumerreger. Dort ſteht die Salzflaſche, die ich am Abende vergeſſen hatte zuzuſchrauben; vor mir liegt aufgeſchlagen das Weſtermannſche Märzheft mit der wiſſenſchaft-

lichen Abhandlung über Bakterienforschung, deren Studium mich am vergangenen Abende bis zum Erlöschen der Lampe beschäftigt hat. Was nützt es mir, daß ich nun den aufregenden Traum erklären kann! Der Druck auf der Brust, der leise Mahnruf an den nahen Tod, bleibt und ängstigt mich wie das Knacken der Zweige im Walde das scheue Reh.

Daß ich jetzt nicht zu schlafen vermag, daß mich vielmehr im Bette bald wieder der Todeswahnsinn im tollen Wirbel dreht, weiß ich. Ich bleibe darum munter. Wie ich in meinen Konzepten wühle, fällt mir eine Postkarte, die ich vor kurzem erhalten hatte, wieder in die Hände. In dem Schreiben zeigte mir mein Freund Walter an, daß er nach Ems reist, um dort durch eine Badekur seine angegriffene Gesundheit herzustellen.

Auch einer von den Todgeweihten, sage ich leise, als ich die wenigen Zeilen in den Stoß meiner Papiere schiebe. Ob ich auch noch nach Ems komme? Ich werde nicht erst nach Ems gehen, das Geld will ich sparen für — — Na, wofür denn gleich? Ich weiß es jetzt nicht. Wie kann eine Badekur gegen den Tod helfen?

Wieder Todesgedanken in mir! Wie Polypen ein gefangenes Tier mit ihren vielen Saugarmen fester und immer fester umschließen, so schlugen mit jeder Stunde die Todesgedanken immer enger und fester unzerreißbare Ketten um mich.

Wie soll ich sie abschütteln? Ich will arbeiten!

Dort liegt die vor wenigen Tagen begonnene moderne Untersuchung über die alte Frage: Kann ein gefallenes Weib eine Ehe eingehen? Zolas Magdalene hatte mich aufs neue angeregt. Jetzt greife ich nach den beiden französischen Kampfdramen für und gegen die Bejahung meiner Frage, nach der „Kameliendame“ und „Eine Demimondeheirat“. Bei dem Vergleiche der beiden geistvollen Dramen schwinden endlich meine Todesgedanken.

Nachdem ich ungefähr eine Stunde gearbeitet habe, fröstelt mich. Ich gehe wieder zu Bett. Siehe da, die letzte Anstrengung hat den gespenstergebärenden Geist ermüdet; ich schlafe ein. — — —

Wo bin ich plötzlich? In einem luxuriös eingerichteten Schlafzimmer. Im leichten Nachtgewande liegt auf der Chaiselongue Marguerite, die Kameliendame. Wie schön, doch wie krank! Wie entstellt das herrliche Gesicht der nicht endenwollende Husten! In ihren Armen liegt mein Freund Walter. Leidenschaftlich küßt er die Todesbraut, mit Wollust schlürft er von dem liebeschwellenden Munde des schönen Weibes den Todeshauch. Zurück, Freund, von dem Weib; es vergiftet dich, rufe ich Walter zu. In nichts zerfließt das Bild meines Freundes. Jetzt auf einmal: Was ist das? Winkt mir nicht dieses todgeweihte Weib? Ja wirklich. Was winkst du mir?

Komm, küſſe mich auch und ſtirb in Schönheit! Komm!

Wie der Magnet das Eiſen zieht mich das Weib an, ich komme ihr immer näher. Schon berühren mich ihre ſehnſuchtglühenden Arme.

Ich will dich nicht küſſen. —

Du mußt! —

Nein!

Mit dieſem Worte erwache ich. Zum Glück iſt es draußen ſchon Tag. Ich will den häßlichen Traum verſcheuchen, ich trete ans Fenſter. Draußen raſt noch der Aprilſturm. Kein Vogel ſingt in dem vor mir in Dämmerung liegenden Garten. Die Blüten des Kirſchbaums hängen die Köpfe. Sie ſind erfroren — tot. Ich öffne das Fenſter. Eine kalte, nebelgeſchwängerte Morgenluft kühlt meine erhitzte Stirn. Fröſtelnd blicke ich in die tote Natur. Mich ſchauert's! Todesſchauer!

Ein Streber.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Während der Nachtſchicht war es im Waſchhauſe recht ungemütlich. Der Dampf, welcher den weiten und hohen Raum in ſchweren Schwaden füllte, war ſo dicht, daß man kaum ſah, wohin man den Fuß ſetzte. Eine Poſt Ware, welche über Tags eingefroren war, wurde aufgeweicht, und der ganze, zehntauſend Meter lange Strang aneinander genähter Stücke paſſierte einen Keſſel, deſſen Waſſer durch eingeleiteten Dampf heiß erhalten wurde. Dieſer, einem Schnatterrohr entſtrömende Dampf durchbrüllte die Halle von einem Ende zum andern wie ein frei umherſtreichender, hungergequälter Berberlöwe. Zerknüllt, ſteif und ſtarr ſtrich die Ware ein, glatt, dünn, naß und rauchend vom kochend heißen Waſſer kam ſie heraus, wurde von einer Haſpel weit fortgezogen und in einer Ecke wieder abgelegt.

Der Dampf, welcher von ihr aufſtieg, ſchwebte hinauf zum hohen Dachfirſt, um ins Freie zu kommen; da kam er aber ſchlecht an. Durch den Dunſtſchlot herein ſtrich die eiſige Winternachtluft, trieb ihn in die Halle zurück, jagte ihn in alle Winkel, peitſchte ihn längs der Wände, ſo daß er wie gelähmt vor Beſtürzung dick und ſchwer, undurchſichtig und übelriechend im Raume hängen blieb. Keine drei Schritte weit konnte ein Gegenſtand deutlich erkannt werden, jeder ſtand bei ſeiner Maſchine wie

verloren und auf sich allein angewiesen; denn wie hätte einer den andern sehen, seine Stimme durch das Brüllen des Dampfrohres hindurch vernehmen können? — Was galten da auch die spärlich verteilten, an Drähten von den Balken herabhängenden Lampen! Sie schnappten nach Luft, flackerten ängstlich, hie und da verlosch eine ganz, ohne daß sich wer um sie gekümmert, eine andere qualmte im schwarzen Glas, ohne daß jemand den Docht niedergedreht hätte. Von den Fenstern troff das Wasser, von den Wänden rann es, auf dem unregelmäßigen alten Steinfließ standen breite Lachen, die zu umgehen nicht möglich war. Oben lief die Transmission. Unsichtbar, aus den Wolken herab sandte sie die Treibriemen zu den einzelnen Maschinen, welche einförmig und verdrossen — es war nach Mitternacht — die Ware ihrer Bearbeitung unterzogen. Dort, wo sie mit kalter Säure plätschern, mit gewichtigen Walzen den Kattun quetschen, mit Wasser, welches aus Spritzröhren hervorströmte, pritscheln mußten, ging es den Werken recht schlimm: das Eis hing ihnen in langen Spitzbärten von den Kanten hernieder, legte sich um die Radhüllen, kaum daß es dem Arbeiter gelang, die dicken Schichten mit schwerem Schraubenschlüssel wegzuschlagen.

Meistens aber war er zu schläfrig dazu. So oft ein Stück naß und schwarz abgehaspelt vor ihm auf dem Tische lag, warf er es auf die Schulter und trug es hinüber zur nächsten Maschine; dann kam er wieder zu seinem Posten zurück, zog die Hände fröstelnd in die Achselhöhlen und sah zu, wie eine Lage um die andere herunterkam, eine auf die andere sich legte und immer wieder herunterkam und immer sich legte, eine um die andere, Lage auf Lage, Minute auf Minute, bis ihm die Augen zusammenfielen und er vornübernickte. Er fuhr auf, stützte die Arme vor sich und nickte nach einigen Augenblicken wieder ein, bis das Ende der Webe nahte. Er trennte das Stück vom folgenden ab, trug es zur nächsten Maschine, kehrte zu seiner Haspel zurück, wärmte sich die Hände in den Achselhöhlen, sah zu, wie Lage um Lage herniederwallte, bald ein weißes Blümlein im schwarzblauen Grund, bald ein buntes Muster, bald ein gelber Picot, bald ein roter Streif, eine Stunde hindurch, die Nacht, die nächste Nacht, die ganze Woche, Stück um Stück, ein ganzes Jahr.

Es mochte frieren, so viel es wollte, Bankerl fror nicht; mochten auch alle schlafübermannt zusammenfallen, Bankerl blieb munter. Sorge, nachdenklich machende, lange, stille Sorge war die Springfeder, die ihn wach hielt, aufmerksam, sogar humorvoll. Niemand, der nicht in der Lage war, ein Haus zu bauen ohne Mittel dazu, konnte sich in Bankerls Sinnen versetzen, der mit ohnmächtigem Willen vor einer Aufgabe stand, die Pein seiner Seele ahnen. Nun wälzte er bald schon drei Jahre an dem Steine, noch immer hatte das Haus keinen Anwurf, noch immer ungleiche Fenster,

von welchen ſich eines nach außen, eines nach innen öffnete, und ſah eher einer Ruine gleich als einem Neubau. Da galt es nachdenken und ſparen. Mit ſparen hatte er doch angefangen, Ziegel- und Mauerſteine hatte er allmählich unter den zweifelnden und ironiſchen Blicken der Bekannten geſpart, bis ein erkleckliher Haufen dalag, dann that er den Strumpf weit auf und warf zweihundert Gulden auf den Tiſch, und damit begann er. Den Winter über ſtanden die Mauern unbedeckt bis zum nächſten Frühjahr, bis er mit tauſend Gängen, Ränken und Künſten die Sparren und Dachziegel erjagt hatte, bis es ihm gelang, den Tiſchler zu überreden, das Zimmer mit Brettern zu belegen und eine Hausthüre zu liefern. Küche und Flur pflaſterte er ſelber, auch die drei Stufen vor dem Eingang legte er mit Verſtändnis, den Stall rückwärts hatte er mit Kunſt gezimmert. Jetzt aber, wo das dritte Jahr ins Land ging, häuften ſich die Schwierigkeiten dermaßen, daß der Schlaf ihn mied und der Kummer ſein Geſicht in tiefe Falten legte. Er zog die Augenbrauen in die Stirnmitte hinauf und zu den Seiten hinab, gerade daß es ausſah wie ein mit wirrem Stroh gedecktes Dach, ſeine lange Naſe hing troſtlos über die feſtgeſchloſſenen Lippen, und wenn er ſich ſelbſt überlaſſen war, ſtarrte ſein Auge, die Umgebung durchbohrend, auf ſeinen unvollbrachten Lebenszweck.

— — Das Unglück, daß die Sparkaſſe nur hundert Gulden geliehen hatte! Dazu noch Spitzhüttl. Mit dieſem alten Narren hatte ihm der Teufel ſeinen Stellvertreter geſendet. Der Mann hatte zwar ſeine ordentliche Maurerarbeit gethan, hatte wohl auch ſein Geld bekommen, freilich — — nicht das ganze, doch aber hing bloß ein kleiner Reſt, und doch wollte er nicht fertig machen.

Wegen dem Sparherd!

Bankerl hatte ſich den Sparherd ſelbſt geſetzt, und dabei war er von dem Maurermeiſter erwiſcht worden: „Saperwolt übereinand! Ihr ſeids ein Maurer? — Schau einer! — Da konnt's Ihr Euch ja auch das andere fertig machen. Draußen der Verputz, Kamin, Kanal, mich, mich ſehts Ihr nimmer da.“ — Dabei blieb es. Spitzhüttl hatte einen harten, grauen Schädel: „Nicht früher, als bis ich meinen Reſt bekomme. Zwanzig Gulden ſind kein Spaß für unſereinen. Geld her, und dann mach ich die Hütten fertig!“ —

Da hat er recht, der Kerl! — Zwanzig Gulden ſind kein Spaß. Hatte er bis nun im Sparen ein Meiſter gegolten, nun übertraf er ſeine Leiſtungen. Er zählte ſich die Biſſen zu, jeder Kreuzer wurde vorſichtig gewendet, und das Weib ſchund, daß es zum Erbarmen war. — Was nutzte das alles? Von ſechzig Kreuzer Tagelohn iſt ſchwer ein Haus bauen. Wenn es wenigſtens fünfundſechzig wären, das wäre doch etwas. Dann konnte er, ſo mit der Zeit, ein ordentliches Fenſter zukaufen, dann langſam Schulden bezahlen,

das Haus freimachen, — die Zukunft winkte ihm beruhigend und tröstend zu. Er sah sich des Abends hinter dem Zaun, junge Bäumlein pfropfend, mit den Vorübergehenden einen Gruß wechselnd, das Weib hantierte in der Küche, harkte im Gärtchen, oder saß, den Topf auf dem Knie, in der Thür, und sie sprachen mit einander von dem und jenem. Darum, mit dem innern Auge stets dem Glück entgegen, ließ ihn das Gegenwärtige unberührt, und wenn er lachte und aus seinem bartlosen glatten Gesicht sein rotes, dickes Zahnfleisch hervorschien, lachten auch die andern.

Zuweilen ging er hinüber auf Besuch, wenn er abkommen konnte, zum anderen Ende, wo die langwalzigen, schweren Maschinen im Strange wuschen und die fertiggebleichten Kattune vor die Aufzieherinnen hinlegten. Mit diesen wußte sich Bankerl gut zu verhalten, man kam zuweilen zu einem Schluck, zu einem guten Bissen, und ein Spaß trug da seine Zinsen.

Die Aufzieherinnen standen mit dem Rücken zur Wand, die Lampe leuchtete ihnen schief von oben herab, doch hell genug auf die gequollenen Hände. Es waren ihrer drei, welche nebeneinander stehend schafften; alle über die Sechzig, die Schwabin wohl schon der Siebzig nahe, drei lebhafte Mütter. Die ganze Nacht hindurch riß der Gesprächsfaden nicht; sie sprachen eben von der Wurstsuppe, welche die eine soeben zum Anwärmen in den Aschenfall hineingestellt hatte, daß der große Topf wohl zugedeckt und vom Heizer bewacht sei und wohl für alle reichen werde, dann von der gebratenen Leberwurst, welche auch roh gut schmecke, von Würsten überhaupt, von den Fleischfelchern, den Fleischern und endlich von den Fleischpreisen. Bei diesem Gegenstande verblieb das Gespräch einige Zeit. Sie standen auf Brettern, über welche dicke Kotzen gespreitet waren, die Füße staken in Holzpantoffeln, welche warm halten. Unermüdlich zogen sie den Strang vom Haufen ab, über ein halbkreisförmig geschnittenes Brett, faßten ihn an den Kanten und legten es breit vor sich, so daß die Stücke aus dem zusammengedrehten, wirr auf einander liegenden Strängen breit in Lagen geschichtet, mit der Bezeichnung nach außen gelegt, für die weitere Bearbeitung gerichtet, hervorkamen.

„Die Fleischhacker soll man alle aufhängen!“ —

„— Ja, aber der Strick muß dick genug sein, solche Schmalzöfen haben ein Gewicht.“ —

„Wenn's mir nur einmal so gut gehen möchte, wie so einem Baganner! Aber unsereiner muß halt ewig arm bleiben und muß sich fortrackern, den dünnen Kaffee trinken, den schon der Teufel holen soll, und kommt zu nichts, und nie zu nichts, und ich sag, alles ist Bestimmung.“ —

„Freilich, das sag' ich auch. Die Fleischfelcher kommen mit einem viereckigen Loch im Hintern auf die Welt, daß man sie gleich erkennt!“ —

Die Tribula, ſtets gut gelaunt, wenn die Schreinzer von der Schwabin aufgezogen wurde, ſtichelte zu: „Glaubts es ja nicht, was Euch die Schwabin ſagt, meine verſtorbene Schweſter, Gott hab ſie ſelig, war eine Madam und hat mir nie etwas davon geſagt, und die hätte es doch wiſſen müſſen.“

„Von kleinen Kindern verſteht die Schwabin, alles was wahr iſt, da müſſen wir zwei ſchon zurückſtehen.“

Die Schwabin war aber nicht ſo leicht herum zu bekommen: — „Epper, ſeids Ihr mir gar neidiſch auf meine Urenkerl?“ —

„Bewahr mich der Himmel, neidiſch! — Ich weiß gar nicht, was das iſt, ein Kind haben, ich bin noch ganz —“

„Haltrr, eine Jungfer! —“ Alle ſchmunzelten vergnügt, und die Schreinzer, ſie war lang und hager, mit einem breiten knochigen Geſicht, ſtieß die Nachbarin mit dem Ellbogen: „— Schwabin, Ihr ſeid's Eine!“ —

„Du lieber Himmel,“ rief die Tribula, „Kindergeſchrei hab ich ſchon dreißig Jahre nicht mehr gehört.“

„Und ich hab mein erſtes Kind gehabt, da hatt ich noch keine Siebzehn, und jetzt bin ich ſo alt und muß wieder hutſchen. Aber meine lieben Leuteln, iſt das ein Kind! — Ein Kind!! — Herr, oben im Himmel, du haſt mich armes, altes, garſtiges Weib doch gern, du vergißt mich nicht und ſchenkſt mir auf meine letzten Tage ſo ein liebes Strumperl, ſo eine Freud' . . . . . .“ —

Sie griff wieder zur Arbeit und zog in Gedanken raſch und derb an den ſchweren naſſen Laken.

„Wie alt iſt es denn ſchon?“

„Bald zehn Monat wird es ſein.“

„Wenn nur auch immer da wäre für die Würmer,“ meinte die Tribula. „In die Welt iſt das bald geſetzt, aber dann: eſſen, eſſen und immer eſſen, und der Hände zum Verdienen will nicht mehr werden.“

„So lange mich die alten Knochen tragen, arbeite ich, und wenn ich mich einmal niederlege zur ewigen Ruhe, wird der liebe Gott die Kinder nicht verlaſſen. — — Es könnte ja gehen ſo eines mit dem andern, es wäre noch zum Aushalten, wenn nur die kleinen Sorgen nicht wären, was einem das Herz abdrücken. Der Zins, der Winter, die Stiefel und ſolches. So geht es vom Morgen bis zum Abend.“

„Und auf ja und nein hat man graue Haar!“ —

Die Schreinzer, welche merkte, wie ſich die Schwabin verſtohlen mit der Ware an die Augen drückte, verſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben: „So ein Stück wie das da, und man könnte ſich helfen auf eine Zeit.“

„Das iſt gewiß.“ —

„Haben fünfundachtzig Centimeter, sind stark.“

„. . . . . Jetzt weiß ich, warum die Stück' immer so naß sind: wenn sich die Schwabin damit die Augen auswischt, alsdann hernacher! . . . .“

„Kümmert's Ihnen was? — Nehmens das Packel und gehens —“

„Na na! — So drei alte Weiber auf einem Haufen! Kruzi, da hat der Deibel selber kein' Courage!“ — Bankerl ging mit drollig gespielter Angst vorüber, kam aber nach einigen Augenblicken aus einer anderen Ecke wieder zurück: „Wissens, was geschehen ist?“

„Was bringt er wieder?“

„Dem Jura, dem ist ein schönes Malheur passiert; hat sich zur Heizplatten gestellt, ist eingeschlafen, und wie sie ihn gefunden haben, war er hinten gebraten und vorne erfroren!“

„Lugenschippel!“ —

„Gleich ist zwölfe. Soll ich die Suppen holen?“

„Na! — Du frißt am End' die Hälfte auf!“

„Meiner Seel' nit! — Ich bring's her, ja?“ —

Einige Augenblicke später stand die Hauptwelle stille, und alle die Riemen, welche sie trieb, kamen nach kurzem Knarren zur Ruhe. Das Schnatterrohr wurde abgesperrt, und nach dem Lärm, der bis nun sein stimmverschlagendes Regiment geführt hatte, senkte sich erquickende Stille nieder. Aus den Wolken herab fielen Tropfen mit starkem, widerhallendem Ticken auf das Pflaster, in die Wasserlachen, auf ein Blech, es war ruhig wie im Walde. Alle waren mit langsamen klappernden Schritten hinauf in die Trockenstube gegangen, um ein Stündchen Pause zu verschlafen.

Wie überrascht waren sie alle von dem Wohlgeruch, der dorten herrschte. Gleich einer Fee verteilte die Schwabin die Suppe an alle, welche verlangten. In freudiger Erregung eilten einige zurück, sich Topf und Löffel zu holen, andere warteten, bis der Kamerad fertig gegessen, um die Schale zu entleihen, und bald saßen sie zufriedenen Gemütes und schlürften die wohligheiße, mit Graupen versetzte, wurstfettduftende Brühe. Sie gaben sich der angenehmen Empfindung hin, die trockene Wärme dieses Raumes die feuchten Kleider, das nasse Schuhzeug durchdringen zu lassen, bis an den Leib, der wohlig erschauerte. Nach zehn Minuten schlief alles.

Nur die Schwabin nicht. Die Worte der Schreinzer waren ihr in die Seele gefallen: Ein Stück von der fünfundachtzigcentimetrigen, welch eine schöne Hilfe wäre das! —

Es bangte ihr vor dem Sonntag und vor den Leuten, welche vom Wochenlohn befriedigt sein wollten. Dazu noch der Feiertag: „Herr, verzeih' mir die Sünd', — Feiertage sind nicht für arme Leute, für die Reichen,

die genug haben von allem, oder für den Bauer, der arbeitet wann er will, aber für unsereinen? — Die bringen einen hinein in die Schulden."

Sie zog den Oberrock über den Kopf, hüllte sich rund ein und legte sich zum Schlaf. Sie erwartete ihn vergeblich; die Kreuzer, zu mannigfachen Zahlen geordnet, drängten sich immer herzu, so daß sie aufatmend den Rock fortschob und den Kopf sich wieder freimachte. Fünf Tage Arbeitslohn zu fünfundsechzig Kreuzer macht drei Gulden fünfundzwanzig; Krankenkassebeitrag sechs Kreuzer ab, macht drei Gulden neunzehn. Dagegen: ein Gulden Miete, Kohle um vierzig Kreuzer, Brotmehl, dem Greisler wenigstens einen Gulden auf den Rest und fünfundsechzig auf das Neue — sind schon vier Gulden, Kaffee und Zucker . . . . . und woher das Geld für die Milch, damit das Kleine doch etwas hat, und alles andere, was notwendig ist! — — —

Bankerl konnte es in der trockenen Hitze nicht aushalten. Er erhob sich, schritt über die Schläfer hinweg und suchte seinen gewohnten Platz in den Räumen neben dem Waschhaus, wo die trockenen Stücke zu blauen und weißen Mauern hoch aufgestapelt lagen. Zwischen sie hinein in ein dunkles warmes Nest legte er sich und schloß die Augen. Nach einigen Minuten weckte ihn ein Geräusch wie von herumgeworfenen Warenballen, in dem dunkeln Raume hantierte jemand, als suchte er zwischen den Stücken. Im Waschhause war es vollkommen still. Bankerl horchte erstaunt und überrascht dem Unbekannten, dessen Fleiß auch in der Pause nicht erlahmte. „Wer, zum Teufel, macht sich da zu schaffen außer der Zeit!" — — Eben ging der Störer mit einem weißen Stück zur Thür, wie um im Lichte das Zeichen zu besehen, und kam wieder zurück. Einige Zeit verstrich mit unbestimmten Bewegungen, deren Geräusch sich der Horcher nicht zu deuten wußte, bis er endlich in der Befürchtung, der Fang werde ihm entwischen, aufsprang und nach einem Satz über die Nähmaschine hinweg im finstern derb zugriff.

„. . . . . Jesus Maria!" — — —

„. . . . . Alsdann stehlen thut's Ihr, Schwabin?" —

Sie hatte sich vor Schreck am ganzen Leibe zitternd gesetzt, und es dauerte eine Zeit, ehe sie die Sprache wieder erlangte. Der Häscher unterschied, daß das Weib sich der Oberkleider entledigt hatte und ein trockenes, halbgebleichtes Stück der Breite nach sich um den Leib zu wickeln im Begriffe war. „— — Um Gotteswillen verrat's mich nicht, Bankerl! — Ich bin in einer so großen Not und weiß nicht wo aus noch ein, da hab' ich geglaubt, ich könnt' mir helfen."

— „Schöne Hilfe das, stehlen!" —

Sie flüsterten aufgeregt und stockend mit einander.

— „Wenn Euch wer erwischt, so werdt's eingesperrt, da hilft Euch alles nichts, den Dienst verliert's auch und dann könnt's verhungern. Und ich werd auch hinausgeschmissen, weil ich davon gewußt hab' —"

— „Es hat vierzig Meter, ich geb' Euch zwanzig, sagt's aber nichts!" —

— „Aber schnell, schnell, es fangt schon an!" —

Hastig wurde zugegriffen, bebend die Hälfte abgetrennt, die Schwabin zog den Oberrock darüber, welchen sie fest gürtete, die Jacke, das dicke wollene Tuch, indessen Bankerl seinen Teil zusammenrollte, ihn auf die Schulter nahm und wie ein Werkstück in den Hof hinaustrug.

Er that, als ob er das Stück zum Färber tragen wollte, trotzdem er wohl wußte, daß in der Färberei nicht gearbeitet wurde. Hinter dem Eingang zur Färberei war ein Warenaufzug und eine Ausrede daher wohlfeil; kam er einmal dort vorüber, so war er hinter den vielen Fässern und Kisten geborgen, er konnte ungesehen zur Mauer schleichen, das Stück auf das Feld werfen und Morgens um sechs Uhr bei der Heimkehr es abholen.

Es gelang ihm auf das Beste! —

Aufatmend erreichte er die Fabrikmauer, duckte sich und harrte einige Minuten lauschend; dann faßte er das festgerollte Stück und warf es mit Kraft und Vorsicht hinüber, wo es dumpf auf den Ackerboden fiel. Ein Glasscherben, welchen es gestreift hatte, fiel ihm von der Mauerzinne nach, ohne viel Geräusch zu machen. Dennoch pochte ihm das Herz. Er hatte sich gleich nach dem Wurf flach auf die Erde geworfen und lag zwischen den Säureballons hinter einem Berg von alten Kipen da.

Von dem schwarzen Nachthimmel hernieder leuchteten klar und groß die ewigen Sterne, der Bach am Wehr rauschte, als ob er im Schlafe spräche, in einem fernen Dorfe erhob ein wachsamer Hofhund seinen glockenreinen Anschlag.

Zuversichtlich geworden erhob er sich, ging geradewegs dem Heizhause zu, dessen Thür er öffnete und nach der Uhr fragte. — „Gleich fangt's an," antwortete der Wächter, und eben auch sah Bankerl den Maschinisten seinem Werk zuschreiten. Das hatte er sich vor einer halben Stunde nicht träumen lassen, wie fröhlich er jetzt an seine Maschine treten werde, und mehrfach rief er sich in seinem Gedächtnisse den ganzen merkwürdigen Vorgang zurück, um allem Kommenden gefaßt gegenüberzustehen.

Wenn es schlecht ging, konnte der Wächter zufällig eine Runde außen um die Fabrik machen, was jedoch bei seiner sprichwörtlichen Trägheit kaum zu befürchten stand; auch war es ja keineswegs sicher, daß er das Stück sehen mußte, und wenn er es sah, daß er die zehn Schritte vom Wege bis zur Mauer riskieren werde, um nachzusehen, was der unbekannte Gegenstand zu bedeuten habe. Oder es konnte die Schwabin erwischt

werden — —! — Pah! — am Ende was läge viel daran. Sie konnte plaudern. — — Hm, was hätte sie davon? — — Die Angst. So ein altes Weib plauscht dann alles aus. Die Schwabin nicht, die ist eine Gehaute, die wird nichts reden, was hätte sie davon? Es hülfe ihr ja doch nicht.

Der Lärm, der eben wieder anhob, das Knattern des Dampfrohres, das vor seinen Augen niederwallende Stück brachte ihn wieder seinen alten Gedankenpfaden zurück, die er nun hoffnungsfreudiger wandelte. Alle seine Entwürfe hatten von jetzt ab ein anderes Gesicht, ein Schwung der Zuversicht belebte ihn, er fühlte Kraft, sein Lebenswerk zu vollenden. Es fehlten ja genau genommen doch nur Kleinigkeiten: der Anwurf, ein Fenster, rückwärts die Hofmauer, der Anstrich, ein Zimmerofen und vorn der Holzzaun. Gelang der heutige Streich, dann hatte er ja vierzehn Gulden beisammen und konnte mit Spitzhüttl ein ernstes Wort reden. Wenn nur der Verdienst besser wäre, wenn er es nur verstände wie andere, augendienerisch und aufdringlich an der Arbeit zu sein, wenn er zusieht, oder sich mit etwas einzuschmeicheln.

Hartnäckig dachte er über ein Mittel, sich gefällig bemerkbar zu machen, nach.

Da war zum Beispiel der junge Herdina, der Binder, der so lange gekatzbuckelt und gutes Kind gespielt hatte, bis er die Eisenreifen von den Garnballen gegen spottwohlfeiles Entgeld übernehmen durfte, die ihm nicht nur seinen eigenen Bedarf reichlich deckten, wovon er auch einen schönen Teil für teueres Geld verkaufte. Wenn er wenigstens die vier Meter Dachrinne, welche hinter dem Schopfen rosteten und verdarben, erlangen könnte, aber er hatte bisher vergeblich darum gebeten; und gar eine Lohnerhöhung zu verlangen, dazu fehlte ihm aller Mut. Seine redliche, aufmerksame Arbeit blieb unbeachtet und ungewürdigt, etwa gleich der eines Zugviehes, und es war anzunehmen, daß man seinen Namen kaum kannte, daß kein Mensch nach ihm fragen, ihn entbehren würde, wenn er morgen andere Arbeit suchte.

Gegen den Schluß der Nachtschichte schien er ein Mittel gefunden zu haben, seine Verläßlichkeit, seinen Eifer und seine Treue ins Licht zu stellen.

Die Stunden waren verstrichen. Allmählich näherte sich die sechste Morgenstunde. Die Warenreste waren aufgearbeitet, die bergehohen feuchten Ballenhaufen waren verschwunden, der Nebel hatte sich gelegt, der aufzutauende Strang war abgehaspelt, und einzelne Maschinen standen bereits. Neue Warenmassen waren während der Nacht in den Beuckkesseln gar gekocht worden und harrten der Verarbeitung des kommenden Tages. Schon ging der Schmierer mit seiner Leiter von Lager zu Lager und sah nach dem Rechten, fühlte, ob es warm lief und goß Öl zu, die Männer richteten

ſich auf den Heimweg, die Weiber wuſchen ſich. Zwar lief die Transmiſſion raſtlos weiter, aber ſie lief leer, die Arbeit war gethan.

Beim Fabrikthor war lebhafte Bewegung von Kommenden und Forteilenden. Der Hausmeiſter, ein ſchnauzbärtiger Schmerbauch, that, als ob er ſcharf zuſähe, ſein Weib, die Schürze um die Hände gewickelt, ſtand pflichtgemäß neben ihm, und auch der Wächter mit brennender Laterne zeigte ſich geſchäftig; denn der leitende Ingenieur ſtand an der Thür und ſchien jemanden zu erwarten. Mürriſch beantwortete er die Grüße der an ihm Vorbeigehenden und ſah den Weibern ſcharf in das Geſicht. Die Laterne, welche der Hausmeiſter in der Rechten hielt, ließ in der finſteren Morgenſtunde wenig unterſcheiden.

„— Halten Sie das Licht höher!“ —

Die Männer, welche ſich derart inquiſitoriſch gemuſtert ſahen, konnten ein ironiſches Lächeln nicht verbergen, die Mädchen machten aus ihrem Unwillen kein Hehl.

„Schwabin! — Sie bleiben hier, gehen Sie in die Stube. Marſch!!“ —

Er ſelbſt verharrte ernſt, bis der Letzte ſeiner Arbeiter hinausgegangen war, beſah drohend die zu ſpät Kommenden und ging dann tief verdroſſen, von dem Ehepaar begleitet, in deſſen Wohnung; einer ſeiner jüngeren Gehilfen, welcher die Scene von ferne beobachtet hatte, folgte ihm, nichts Gutes ahnend, und ſchloß die Thüre hinter ſich.

In der Ecke der geräumigen, ſchwach erhellten Küche ſtand die Alte. Sie war nicht aufgeregt, denn ein großes Unglück läßt uns mit ſeinen erſten Schlägen ſcheinbar kalt, ſo wie ein Eiſen, in die hellſte Glut gebracht, nicht ſofort zu glühen beginnt. Sie ſah traurig darein.

„Hausmeiſterin, ziehen Sie ihr die Fetzen ab!“ —

Es war nicht notwendig; die Schwabin entkleidete ſich ohne Säumen und ſtand bald da in Hemd und Unterrock. Das geſtohlene Baumwollzeug umhüllte ſie von den Achſelhöhlen bis zum Knie.

„Abwickeln,“ herrſchte er heiſer.

Langſam begann ſie ſich zu drehen, indeſſen die Hausmeiſterin das Ende des Stückes faßte und Falte um Falte abzog. Ihr Jüngſtes, ein kleines Mädchen, das von dem Lärm wach geworden, kam im Hemdchen herbeigelaufen und ſah erſtaunt dem Tanze der Greiſin zu. Auf dem Sparherde ſummten die Töpfe, ein Kätzchen haſchte nach den bewegten Falten.

Die Schwabin begann zu wanken und die letzte Drehung, als das Ende des Stückes ſich von ihr ablöſte, hätte ſie beinahe zu Fall gebracht, ſie hielt ſich an das Vierjährige feſt und blieb wie im Schwindel gebückt ſtehen.

„So weit haben Sie es gebracht! — Haben Sie nicht einen anſtändigen

Lohn bezogen, einen höheren als Ihnen zukam, weil ich mit Ihnen Nachsicht hatte, schließlich sind Sie als Diebin gefangen!“ —

Er ging außer sich vor Zorn und Entrüstung auf und nieder. Das Kind, auf dessen Schulter sich die Alte stützte, folgte ihm mit großgeöffneten blauen Augen, die Zuhörer wagten kein Wort zu sprechen.

Endlich kamen dem Weibe die Thränen. Gleichzeitig preßten sich ihr die zahnlosen Kinnbacken wie im Krampf zusammen. Sie faltete die Hände, krümmte die Finger aneinander und begann am ganzen Körper zu beben.

„So haben Sie sich in Ihrem Alter um Zuflucht und Arbeit gebracht. Eine Diebin sind Sie geworden.“

Sie brachte noch immer kein Wort hervor. Es schien, als wollte sie sich nähern und als ob ihr die Beine den Dienst versagten. Er hielt in seinem ruhelosen Marsche inne und sagte resigniert: „Holen Sie Gendarmerie!“

Die Alte brach bei diesem Worte fast zusammen. Ihre Hände lösten sich und flackerten in der Luft dem Herrn zu, wankend machte sie einige Schritte, wie um seine Füße zu umklammern, mühsam öffnete sich ihr Mund, und als ob die Thränen, statt nach außen abzurinnen, sich im Schlund vereinigt hätten, stammelte sie unverständliche Laute. Sie näßte sich wie ein Kind.

Niemand that einen Schritt, den Befehl auszuführen.

„Wie oft haben Sie gestohlen? wie viel? wo verkaufen Sie das?“ —

„Nein — — nein — —!“

„Das ist Ihr Glück, bei Gott! — Und ich will Ihnen glauben, daß es das einzigemal ist — — — verfluchte Bagage, diebische! — — Packen Sie sich und kommen Sie mir nicht mehr vor das Auge . . . . . sonst! — — —“

Als er draußen war, unterschoben Sie ihr einen Stuhl, auf welchen sie sich hinfällig setzte.

„— — Herr Schneider — —“

Der junge Mann näherte sich ihr mitleidig und faßte sie am Unterarm.

„— — Die Not — —“

„Ich weiß, ich weiß, kann mir es schon denken. Bei uns können Sie nicht bleiben, Schwabin, ich werde Sie aber in der Seidenfabrik unterbringen. Fürchten Sie nichts, Sie wissen ja, ich bin der Neffe vom Alten . . . .“

„— — Junger, gnädiger Herr, nicht wegen meiner, — — ich hab' — ein Enkerl — —“

— — —

Bankerl hatte gut kalkuliert. Bereits die nächste Lohnzahlung brachte ihm fünf Kreuzer Zulage für den Arbeitstag, denn „solche Leute müssen stets gefördert werden“.

Gräfin Flora.

Capriccio von Otto Fiſcher.

(Berlin-Olmütz.)

Perſonen: v. Grätz. v. Tietz. Gräfin Flora.

I. Scene.

Scenerie: Links Rückſeite der Villa, Park mit Eiſenzaun. Rechts einzelnes Haus, Hintergrund bergig, Fichtenwald. Nacht gegen Morgen, Mondſchein.

Grätz (von rechts auf das Parkthor zu, ſtolpert):
Verdammter Balken! — (Bückt ſich.) Was? — Das ſchnauft! — Fürwahr,
Ein Mann! — Steh' auf! — Mach' Morgen! — Nun Du Klotz?! —
Ah, ein beneidenswertes Haupt, das ſchläft
Auf Steinen tiefer als ein Graf auf Daunen.
Nun vorwärts, auf! — Verſperr' Dein Maul! — Ja,
Sei ſo gut! — Du riechſt verdammt nach Fuſel!
Mach heim! — Iß Gurken! — Teufel — auch, ich bin
Schon ganz erſchöpft! —
Tietz (im Halbſchlaf): Was treibſt Du, liebe Flora?! Laß mich ſchlafen!
Grätz (lacht): Ich bin nicht Deine Flora, tracht' nach Hauſe,
Sonſt giebt's von Deinem Weibe Prügel.
Tietz: Liebe,
Du weißt ganz gut, ich hab' kein Weib im Hauſe;
Erſpare Dir den Spaß und laß mich ſchlafen.
Grätz (darauf eingehend): Ach, liebes Kind, was iſt Dir? Warum auch
Biſt Du ſo kalt, ſo lieblos, ach! Kein Kuß,
Kein Drückchen, ach! Du biſt doch ſonſt nicht faul?!
Tietz: Ach, laß mich ſchlafen, liebes Kind, ich bin —
Ich fühle mich wahrhaftig matt, mir dreht
Mein Kopf, als hätte ich getrunken.
Grätz: Ach wo, Dich drückt der Alp.
Breit' doch die Arme aus, umſchling' mich nur —
Hub! (Hebt ihn empor.) Was? — Seh' ich recht? — Tietz? — Du?!
Ja, wie zum Teufel kamſt Du hierher?
Tietz (gähnt).
Grätz: Nun ſprich!
Tietz: Laß mich ſchlafen!

Grätz: Auf den Steinen hier?
Tietz: Ihr ſchleppt mich nicht mehr zu dem goldnen Löwen,
Der Wein war ſchlecht, Ihr habt verdorb'ne Kehlen,
Ich bin von Jugend auf ans Bier gewöhnt.
Grätz: Ihr war't beim goldnen Löwen? — Ja, ich weiß,
Daß die Erziehung väterlicherſeits
An Dir nur das zu wünſchen übrig ließ,
Was Deine Mutter ſtets verſäumte. —
Doch merk', es wird bald Morgen, trachte nur,
Daß Du nach Hauſe kommſt. 's wär ein Skandal,
Wenn man Dich früh wie einen Lehmmann hier
Am Stein beſoffen fände.
Tietz: Nein, nein, mein lieber Otto, laß mich hier,
Ich muß hier wachen!
Grätz: Mit feſt verſchloſſ'nen Augen. Biſt ja voll,
Daß Dir die Vögel ohne jede Störung
In Bart und Schnurrbart Neſter bauen können.
Tietz: Führ' mich zum Bach, ich will ein Fußbad nehmen,
Ich muß ganz munter werden, ja ganz munter.
Die Zeit läuft vor, und ſie erwartet mich.
Grätz: Du guter Narr, Du biſt zum Schlaf nur tauglich,
Du liegſt ja wie ein Balg in meinen Armen.
Und ach! Dein Schwert! Das hängt Dir wie ein Fuchsſchwanz
Am Rücken 'runter. Schau Dich an, mein Lieber:
Wenn früh die Köchinnen zum Einkauf gehn,
Am Markt der Junge mit dem Spiel beginnt,
Vergißt die Magd den Korb, der Bub' den Ball
Und ſpielen mit dem Ritter Karneval.
Fürwahr, Du wärſt ein guter Arrangeur
Für Volksbeluſtigung und Faſchingsſpiel:
Der hohe Adel ſollte, Dich verehrend,
Ein Wappen Deinem Haus verleihn, worauf
Sechs feiſte Mägde auf den drallen Schultern
Den edlen Grafen durch die Straße tragen —
Nun aber geh! (Läßt ihn los.)
Tietz (taumelt, ſich feſthaltend): Ich kann nicht, lieber Otto,
Mir liegt ein ſchwerer Balken auf den Beinen.
Grätz: Ich ſeh' ihn nicht.
Tietz: Dann muß das Leiden innen ſein, ich kann,
Du ſiehſt ja wohl, ich kann nicht auf.

Grätz: Gute Nacht! (Wendet ſich dem Gartenthor zu.)

Tietz: Otto! — Lieber Otto! — Beſter Freund! —
Otto! — Hörſt Du? — Liebſtes Ottchen! — O verdammt!
Du biſt ein Hund, ein ſchlechter Kerl, ein Lump! —
Ein Lump biſt Du, ich widerrufe nicht! —
Du biſt mein Liebſter ſtets geweſen, Otto,
Doch heute ſag' ich Dir's, mein alter Ackergaul,
Das Tier iſt dämpfig, hat kuhhäſſ'ge Beine,
Ich lieb es vielmal mehr als Dich! — Ja! ja!
Ich ſchätze es ſogar, doch Du? — Du!?

Grätz: Du vollgeſoff'ner Schuft.
Sag' Mütterchen, ſie mög' Dir nochmals
Zu kräftigerem Trunk die vollen Brüſte reichen,
Damit Dir nicht nach jedem Glaſe Wein
Der Magen gleich Dein bißchen Grütze raube.

Tietz: Oho! Du ſchimpfſt mir gut, was machſt Du dort
Am Thor? Glaubſt wohl, der Traut hat mir das Ohr
Geraubt?! Was ſuchſt Du dort im Parke?

Grätz: Was kümmert's Dich?

Tietz: Was willſt Du drin?

Grätz: Was geht's Dich an?

Tietz (ausbrechend): O, ſehr viel geht's mich an,
Denn das iſt mein Revier, mein Haus, mein Hof,
Ich dulde keinen zweiten Hahn im Hofe.
Platz da! Den Schlüſſel her, Du ſtahlſt mir ihn,
Derweil ich ſchlummerte, aus meiner Taſche
Und auch den andern: Feuer! Diebe! Mörder!
Nero, hörſt Du? Fahr ihm in die Beine,
Setz' ihm die Prauken auf die Lumpenbruſt,
Man dringt in Deiner Herrin Zimmer, hörſt Du?
's iſt mein Gebot, kriegſt morgen Zucker, Nero,
Alax! faß an! ſchlaftrunkner Wächter! —
Den Tod erſchlaf' Dir, da Du ſchläfſt!!

Grätz: Bei Gott, die Sache
Fängt an in mir Verdacht zu wecken. Grätz,
Das hier ſind meine Schlüſſel, dieſer ſchließt
Das Gartenthor —

Tietz: Mein ſind ſie. Zum Beweiſe:
Der kleine ſchließt das kleine Hinterpförtchen.

Grätz: Verdammt, wer wird ſo unvorſichtig ſein,
Du haſt ſie ſicherlich im Rauſch verloren,
Aus welcher Taſche, zeig! Ob links, ob rechts,
Das Loch will ich nur ſehen.
Tietz: Wohl links im Wams!
Grätz: Nein, weder Loch noch Schlüſſel —, links noch rechts!
Tietz: Dann greif nur in die Hoſen!
Grätz: Recht! — Was? Fürwahr! — Zwei Schlüſſel gleich
Den meinigen, ich hab's im Griff, — und doch
Der Bart! — Verdammt, er ſchließt, und beſſer wohl
Noch als der meinige! — Grätz, bei Deiner Ehre,
Von wem haſt Du die Schlüſſel?
Tietz: Was geht's Dich an?
Grätz: Kannſt Du wohl ſehn, was ich hier halte?
Tietz: Eins — zwei — drei, vier Schlüſſel.
Grätz: Und dieſer große hier und dieſer große,
Sehn ſie einander nicht vollkommen gleich?
Tietz: Wie Zwillinge!
Grätz: Und dieſer kleine hier und dieſer kleine?!
Tietz: Wie andre Zwillinge!
Grätz: So hör' mich an, Du biſt ein Mann, ich darf
Auf Deine Ehre bau'n. Ich hab' die Schlüſſel
Der Gräfin zu verdanken.
Tietz: Pfui, Du lügſt; wohl von dem Zöſchen?!
Grätz: Ich ſage, von der Gräfin!
Tietz: Nein, ſag, Du lügſt, dann will ich gern Dir glauben.
Grätz: So ſchüttle doch die grobe Tollheit ab,
Verſcheuch' aus Deinem bunten Hirn die Nebel,
Spann alle Kraft auf das, was ich Dir ſage:
Die Schlüſſel hab' ich von der Gräfin, von ihr ſelbſt!!
Durch wen erhieltſt Du ebendieſe Schlüſſel?
Tietz: Die Schlüſſel, ja! — Verflucht! — Die Schlüſſel?! — Nein,
Ich kann's nicht glauben. Sie ſchwur mir's tauſendmal
In Thränen, Küſſen, Eiden, wenn ich zweifelnd
Den lockern Reden eines Buben horchte:
Ich liebt nur Dich, ich lieb' nur Dich, und immer
Werd' ich Dich lieben. Tauſendmal
Hab' ich die ſpielenden Gedanken mühſam
Ins Hirn zurückgepreßt, das volle Herz
Allein zur Sprach' gebracht. Weh aller Liebe,

Wenn Liebeslüge in des Weibs Geſtalt
Mit ſolchen Zungen ſpricht. — Wer faßt dann Wahrheit?
Grätz: Wie, zweimal konnte ſie's? Verfluchte Zunge,
Die das vermag in ſolchen warmen Lippen,
Aus ſolchen Perlenzähnen, unter Blicken
Voll Treue, voll Gemüt, voll Liebesloder.
Verflucht ein Liebestrug in ſolcher Schönheit,
Die gleich dem Meerweib lockt auf weichen Fluten,
Die bübiſch einen gierigen Strudel bergen.
Tietz: Verflucht, verflucht!
Grätz: Verflucht!
Tietz: Was nun?
Grätz: Was ſtehn wir hier und fluchen wie die Hexen?
Tietz: Fürwahr, 's iſt Unſinn. Schimpfen heilt nicht Wunden,
Bringt alten Weibern nur verlor'ne Lebenswärme,
Macht Mägde kündigen, kleine Jungen weinen,
Schoßhündchen duckrig, Pferde muckrig, uns, —
Uns hilft nicht Schimpfen. Nun, was nun?
Grätz: Ich hab's!
Tietz: Heraus damit!
Grätz: Wir gehn zu beid' und wecken ſie im Schlaf
Und ſchreien ſie mit ihrem Sündregiſter
Aus Schlaf und Buhlerbett. Wir ſagen ihr
Ganz ſchroff und nackt, daß billige Dirnenfeilheit
Nicht Liebe iſt.
Tietz: So ſei's!
Und Du magſt für mich Sprecher ſein, mir gäb'
Die blinde Wut die rechten Worte nicht,
Ich müßt' ſie prügeln, doch ein Weib darf günſtiglich
Der Eh'gemahl nur prügeln. Könnt' ich's auch?
Die Hand, die ſchmeichelnd oft um ihren Nacken,
Den warmen, weichen, weißen Nacken —
Grätz: Still! — Komm! (Er öffnet das Thor, beide ab in den Park.)
Tietz: Geh Du voran!

II. Scene.

Im Schlafgemach Floras. Flora ſchlafend auf einer Ottomane.
Im Hintergrund Thür. Rechts Schrank ꝛc.

Grätz: (eintretend, ſchiebt Tietz voran): Vorwärts!
Tietz: Sie ſchläft, biſt!

Grätz: Sie ſchläft?!
Tietz: Was nun?
Grätz: Narr, weck ſie doch!
Tietz: Weck Du ſie doch, denn wer ſie weckt hat auch
Das erſte Wort zu ſprechen!
Grätz: Wohl! — Wie faſſ' ich's glimpflich an?
Im erſten Worte gleich muß die Hölle liegen.
Tietz: Sonſt weckt' ich ſie mit einem Kuſſe. — Ach!
Grätz: Seufz' nicht ſo laut, ſie könnt' erwachen.
Tietz: Was thut's? Ob unter Seufzern, Küſſen, Worten,
Ich halt's mit Küſſen.
Grätz: Ehrvergeßner! — Wenn ich das erſte Wort nur hätte!
Tietz: Ruf' ihr ins Ohr: „Älende!"
Grätz: Das iſt zu alt, das wirkt nicht mehr bei Weibern.
Tietz: Dann rufe: „Donnerwetter!"
Grätz: Schalksnarr! Dein Verſtand läutet wie Kuhglocken.
Tietz: Nun zaudere nicht, ſonſt geh' ich dran!
Grätz: Wer lang' zum Anfang braucht, macht ſchlechtes Ende.
Tietz: Sehr brav gedacht!
Grätz: Ich hab's. Du mußt für kurze Zeit verſchwinden,
Kriech' hinter jenen Schrank, zur rechten Zeit
Ruf' ich Dich ſchon. Ich ſpare Dich als Knalleffekt
Für meine Predigt. — So! Nimm dieſen Stuhl
Und vorwärts.
Tietz (geht mit dem Stuhl hinter den Schrank, kommt wieder vor):
Ich geh's nicht ein!
Grätz: Warum nicht?
Tietz: Man ſieht von dort nichts.
Grätz: Thut nicht not, Du mußt nur hören!
Tietz: Ich hab' am Hören nicht genug.
Grätz: Lump, Du mißtrauſt mir?!
Tietz: — Nein —
Grätz: Sprich!
Tietz: — Das Wort iſt ohne die Geberde tot.
Grätz: Still' Deine Neugier. Haſt Du nie gehört,
Daß Pfiff, Schrei, Laut, ein ungefaßter Anblick
Wahnſinn, ja Tod gebracht? Gewiß, wenn Flora
Zwei Männer plötzlich vor dem Bette ſieht,
Unſanft aus tiefem Schlaf geweckt, bei Gott!
Sie trifft der Schlag.

Tietz: Behüt' sie Gott! — Doch ist sie sicherlich
An unsern Anblick einzeln so gewöhnt,
Daß wir beisamm' ihr auch nicht schaden dürften.
Grätz: Fort! Kein Kalkül, jetzt ist nicht Zeit dazu,
Man muß das Übelste, wenn's fraglich wird,
Stets für das Ganze setzen, fort!
Tietz: So kriech' ich denn in meinen Winkel (ab hinter den Schrank).
Grätz (geht auf Flora zu, sieht sich nach Tietz um, bückt sich über Flora und will sie küssen): Nein! (Faßt sie am Arme und rüttelt sie auf): Flora!
Flora: (erwachend, reckt sich): Ach! — — Du?
Grätz (setzt sich auf einen Stuhl neben sie).
Flora (schmollend): Warum ließt Du so lange auf Dich warten?
Ich wacht' gar lange, ging gar oft zum Thor,
Warf mich aufs Sofa dann und dacht' an Dich,
Bis mir die müden Lider sanken. Süßer Traum
Spielt mir Dein Bildnis in den Schlaf hinüber:
Ich sah Dich schön wie nie. Dein warmer Blick
Sucht' mich im Laubgewirr des Parks und neckend
Huscht' ich von Busch zu Busch, ein Locklied singend.
Du irrst mir nach, suchst da und dort, doch ich
Mit engelleichtem Fuß im Rücken Dir,
Indem nach vorn Du haschtest. Endlich müd'
Der wilden Liebesjagd sinkst Du ins Gras
Bei jener Marmorbank und suchst mit Worten
Bethörend schön mich anzulocken. Horchend
Steck' ich im Busch, doch zeig' mich nicht, bis matt
Dein voller Mund verstummt, und Schmerzensthränen
Das frische Gras gleich Tau besenchten. Ein Rosenbusch
Neigt seine Knospen nieder, sanft gerührt
Pflück' ich sie ab und nah' mich Deinem Auge,
Die Knospen mit den tollen Thränen labend,
Bis sie zur Blum' erwachten. Wild schließt Du
In Deinen Arm mich, küßt mich wild —
Da schwand der Traum, denn Du erwecktest mich.
Was starrst Du, Freund? Was scheint so seltsam Dir?
Dein Blick trifft mich verwundert, zweifelst Du,
Daß ich so träumen könnte? — Rück' doch näher,
Setz' Dich zu mir!
Grätz: Mich wundert's stets, daß Du nur halbe Nächte schenkst,
Jetzt wird's durch Deine Träume mir begreiflich.

Flora: Setz' Dich zu mir!
Grätz: Laß mich von ferne lauſchen.
Flora: Seit wann liebſt Du dies?
Grätz: Nenn's eine Laune! Du ſingſt ſo hübſche Lieder,
Sing' weiter doch! Ich ſind' es beſſer,
Sie von der Ferne anzuhören.
Flora: Ei, ſonderbar!
Grätz: Ja, ja! Das Alter kommt, und man wird weiſer,
Man kriegt für Weiberſang ein fein'res Ohr,
Und die Erkenntnis ſpricht: 's iſt beſſer wohl,
Man hört den Mondſcheinſang mit trock'nem Sinn
Und ziffernden Verſtand, als offnem Herz
Und läppiſchem Gemüt. Das Heim des Bettlers
Auf hartem Sack, — merk' wohl, ſagt der Verſtand,
Sei treuer und geſünder als der Pfuhl,
Der ſchmeichelnd falſch auf Weiberbrüſten lockt,
Sagt der Verſtand! —
Flora: O ſchweig', Du liebſt nicht mehr,
Du biſt zum Philoſoph geworden.
Grätz: 's war an der Zeit. Viel beſſer junger Tod
Als blödes Alter. Viel beſſer Leben ohne
Lieb und Freud', als ſchmerzliches Vertrauern
Betrogener Genüſſe, — ſagt die Vernunft;
Doch die Natur und das Gemüt ſind blind,
Vergeuden tändelnd Jahr um Jahr im Spiel,
Um flücht'gen Sonnenſtrahl, um Frühlingsduft,
Dem ernſten Ich das ewig Wahre. Ja,
Ich bin nun dran und dank dem guten Gott,
Daß mir der Willen ward, ein anderer
Zu werden.
Flora: Wie gleich Ihr ſeid, ich kenne einen andern.
Grätz: Wie, Du kennſt?!
Flora: Was wundert's Dich?
Die herrliche Vernunft wird Dir doch ſagen,
Daß ich noch andre Männer kennen dürfte,
Doch lohnt ſich's nicht der Müh! So gleich, ſo gleich
Seid Ihr zuſamt; ein Haufen von Kartoffeln
Am Markt ganz leidlich, doch hinunterſinkend
Im Keller Eures Tiefſinns treibt Ihr Sproſſen,
So blaß, ſo blutlos Rankenwerk, daß man

Noch jung und unbedacht darob erbebt.
„Ja, ja! Das Alter kommt und man wird weiſer!“
Man lernt, daß man ein Mannsbild putzen muß,
Wenn's nicht in Spahn, in Roſt, in Schmutz zur Lieb'
Untauglich werden ſoll. —
O lernt doch lieben ohne Denken!

Grätz: Wärt Ihr ſo, daß wir's könnten!

Flora: Wärt Ihr ſo, daß Ihr es verdient, von uns
Geliebt zu werden, wie wir's thun. Wir fragen nicht:
„Wie ſtand Dein Sinn, wo warſt Du, haſt Du fein
„An mich gedacht, auch nur allein an mich?
„Hat nie, zu keiner Zeit ein fremd' Geſicht,
„Von anderer Façon, als von der meinigen,
„Dein Wachen, Deinen Schlaf, den Tag, die Nacht
„Durchmiſcht? Steh' Rede mir! ſprich! Antwort! ſag!“
So ſucht Ihr doppelt um die Läng' und Breit,
Und thut verdammt, höchſt pſychologiſch geſcheit.

Grätz: Spott' nicht und hör' mich an!

Flora: Wollt Gott, 's wär Spott, ich gäb' es gerne zu.
Das Weib iſt von ganz anderm Thon, ſie wägt
Nicht tauſendmal mit ſinkenden Gedanken
Das Bißchen was ſie hat. Sie liebt und giebt,
Sie martert nicht wie Ihr die Seele toll:
Erſt tauſend bitt're, grübleriſche Worte
Im Mund und noch von Flüchen heiß, die Lippe reichend,
Sie liebt und giebt!

Grätz: Ich möcht wohl ſanfter ſein, wär er nicht da.

Flora: Was murmelſt Du?

Grätz: Nähm' man Dich nach dem Mund! — Wär' die Beredſamkeit
Nur nicht das beſte Teil an Dir. (Zu ſich): Soll ich
Ihr glauben? — Grad heraus iſt immerhin
In dieſem Fall das beſte. — Nein! Ich bring ihr's
Als Exempel! —
Sie liebt und giebt, ſo iſt es Flora.
Leicht giebt ſie hin, leicht nimmt ſie, zum Beweiſe
Hör' folgende Geſchichte:
Ich habe einen guten Freund, der liebte
Ein Weib, gleich Dir an Alter, — ja in vielem
So ähnlich Dir, daß man Euch leicht verwechſeln könnte.
Dies Weib erhört ſein Flehn und öffnet ihm

Die üpp'gen Schätze ihrer Gunſt. Wer dacht's,
Wer konnt's nur ahnen, daß in ſolcher Grazie
Doch Lüge und Betrug gebettet lag.
Nie hat Natur ein Kleid von ſolcher Unſchuld
Für ſo viel Niedertracht erdacht. Ihr Aug'
War Offenheit, ihr Mund die Züchtigkeit,
Um kurz zu ſein, wohl jeder Zug im Antlitz
Lebt ſich in keuſcher Reinheit aus. Doch wär'
Die feile Tücke und gemeine Falſchheit,
Die jene Seele birgt, mit ſchwachen Zeichen
Auf's Antlitz ihr gebannt, es fänd' nicht Platz
Für ekle Male, höhn'ſche Falten, Warzen;
Denn in derſelben Nacht, da ſie ihm Liebe ſchenkt,
Brach ſie im Morgendämmer auf den Lippen
Eines andern Kavaliers ihr heil'ges Wort.
Iſt ſolche geile Luſt ſchon dageweſen?

Flora: Fürwahr, 's iſt tadelnswert!

Grätz: Nur tadelnswert?! Ich finde nicht die Worte,
Und Du nennſt's tadelnswert?

Flora: Darf ich mehr verdammen?
Nenn mir den Kavalier und auch die Dame,
Und kenn' ich ſie, dann werd' ich rechtlich wägen.

Grätz: Das thut nicht not, der Fall an ſich iſt ſo
Verächtlich, ſo —

Flora: Pardon, mein Lieber! Rechne doch mit Menſchen
Und nicht mit Fällen! Ich will Erklärung ſuchen,
So gut ich kann. Die beiden Kavaliere
Sind Männer von der beſten Qualität,
Ich nehm' es an, — nun kehren wir zur Dame:
Sie iſt aus reichem Haus, von guter Bildung,
Nicht ohne Geiſt und viel beleſen, — ein wenig
Wohl nervös, — Du ſtimmſt mir zu! — Nun gut!
Der feine Nerv gebärt Caprice, 's iſt ſo,
Und wie der Gaumen nach manchem Reiz verlangt,
Der nicht im Hunger liegt, ſo auch die Liebe,
Und wenn nicht ſträflich dort, warum denn hier?
Sie liebt den einen wie den andern, beide
Vielleicht im ſelben Maß', weil dieſer ſtürmiſch,
Jener ſchüchtern, der erſte männlich hart,
Der andre jung und zart wie Frühlingsknoſpen.

Sie braucht Kontraſte, wenn ſie lieben will:
Die ſchönſte Melodie verpönt das Ohr,
Wenn ſie zu oft vorüberſchwingt. Im Wechſel
Gebärt Natur die ew'ge Friſche, ſie liebt
Den milden Herbſt nach überheißem Sommer,
Den ſtarren Bach nach ſchnellen Fluten:
Hält's jene Dame ſchlechter als Natur?
Im Arm des Einen ſchöpft ſie friſche Gunſt
Wohl für den Andern, ihrer Liebe Kraft
Zieht ihre beſten Säfte
Aus dieſer Neigung Doppelſchaft.

Grätz: Könnt ich verdammen, wie Du adeln kannſt.
Du lockſt zum trügeriſchen Bild herbei,
Was ewig Wahres nur beſiegeln dürfte.
Hätt ich nur eine Lippe
Von dem geſchmeid'gen Mund, der das vermag.

Flora: Ach laß doch, guter Freund. Sind wir Gelehrte,
Tiefſinn'ge Seelenkrämer, die zur Nachtzeit
Aus dunklen Dokumenten Menſchen gliedern?
(Sie zieht ihn an ſich.)
Schlaf' ſanft, Gehirn! (Sie küßt ihn.) Zum Lieben braucht's nicht Geiſt,
Denk' Dir, wir ſei'n ein ſchnäbelnd Taubenpaar,

Tietz (hervorſtürzend): Auf das der Habicht ſtößt!

Flora (emporfahrend): Ah!

Tietz: Du biſt entlarvt!

Flora: Was thuſt Du hier?

Tietz: Ich irrte mich,
Du ſprachſt: Komm ſicherlich vor Zwölf,
Und ich ſetzt nach ſtatt vor und bin nun da.

Grätz: O zwei in einer Nacht! Ich ſollt um drei Uhr kommen.

Tietz: Du biſt entlarvt, es hilft kein Leugnen mehr.
Du biſt das Weib, das ſich im Wechſel nur
Zu voller Gunſt aufraffen kann. Du biſt's,
Die ſolche ſchmähliche verfluchte Reize,
Die nicht im Hunger noch in Liebe wurzeln,
Hegt, pflegt, begünſtigt. Ja der Reiz allein,
Der geile Nervenkitzel ſteckt Dir Worte an,
Die ſo nach Treue riechen, daß der Lunte Qualm
Nicht in die Naſe beißt!

Flora: Was machſt Du hier? Wie kamſt Du her?

Tietz: Ich kam des Wegs, traf Grätz am Thor —
Grätz: Das heißt: ich kam des Wegs, er lag am Thor.
Tietz: Kurzum, wir ſind nun beide hier — O lächerlich!
Ich find' nicht Worte!
Grätz: Du haſt uns hintergangen!
Tietz: Elende!
Flora: Ihr Herrn, ich bitt' Euch Platz zu nehmen. Sagt,
Was Ihr zu ſagen habt in voller Ruhe,
Denn wie die Frage, ſo die Antwort — ich bitte!
Ich ſtehe Euch zu Dienſten.
Tietz: Du gabſt die Schlüſſel ihm zu Thor und Schlafgemach.
Flora: Jawohl!
Grätz: Und ihm? Sollt's Zufall ſein? Vielleicht —
Flora: Nur kein „Vielleicht", es thut nicht not. Jawohl,
Auch er hat ſie von mir.
Tietz: Nun ſiehſt Du wohl, verteid'ge Dich!
Flora: Wozu, Ihr Herrn? Sollt Ihr die Abſicht haben,
Ein peinlich Halsgericht zu inſcenieren,
So bitt ich Euch, verlaßt mich jetzt, beſucht
Mich morgen, etwa nach der Tiſchzeit — beim Wein
Macht ſolcher Handel viel mehr Spaß und trägt
Ein wenig zur Verdauung bei.
Grätz: Du kannſt noch ſpotten?
Tietz: Wie?
Flora: Wenn Ihr ſchon ſprechen müßt, ſo ſprecht, doch bitt' ich,
Thut etwas Würze bei — nicht zu ſchwärmeriſch
Und nicht zu wütend, eher boshaft,
Dann macht's mir Freude, und ich antwort' gern.
Tietz: Du ſchwurſt, Du könnt'ſt nur Blonde lieben. Krauteſt
Im Haar mir, küßteſt meine Locken, ſprachſt:
Allein um dieſer Locken willen, niemals
Werd' ich Dir untreu.
Und als mit einem ſchwarzen, tollen Burſchen
Ein triſtiger Verdacht in mir erwachte,
Spielſt Du ihn weg in Küſſen und in Lachen:
Schwarz! — Pfui! Wie kann man Schwarz nur lieben,
Das taugt wie Ruß zu Gold. Ich lieb' den Deutſchen
Mit ſanftem Herzen, mädchenhaftem Sinn,
Die Liebe, die verſchämt und ſcheu begehrt.
Des Südens Blut, das ſtürmiſch wallt und frech,

Mit Tigersbrunſt und Gier Gehör erzwingt,
Im Weib nur Beute ſucht, nicht warme Liebe,
Genuß für ſchnelle Zeit, nicht Ewigkeit:
Ich haſſe, meid' ſie wie des Trauers Kleid,
Wie Feuer, das vom Wind gepeitſcht, im Nu
Voll blinder Luſt das Edle wie Gemeine
Wahllos in Aſche frißt. — O, leugne nicht!

Flora: Ich merk', der Mann hat auch ein gut Gedächtnis
Für Schmeicheleien. Ich weiß zwar nicht genau —
Wer ſollt' ſo unbedeutende Dinge merken —
Ob ich denſelben Wortlaut brauchte, doch,
Es mocht ſo ſein, weil Du es ſagſt.

Grätz: Und wie, Du ſchämſt Dich nicht? Als ich Dich einſt
Mit einem Blonden — es iſt nicht lange her,
Du mußt's noch wiſſen, — arg verdächtigte,
Fandſt Du das Blond, g'rad wie vor Tietz das Schwarz,
Abſcheulich, unausſtehlich: Blond, o pfui!
Wie fahl, wie farblos matt, gleich einem Meſſing,
Das Grünſpan wirft. Was blond iſt, liebt nicht echt,
Wie ſchleichend Fieber iſt ſein Herz, ſein Sinn,
Regt ja Gefühl ſich, ſtirbt's im Keim dahin,
Durch träges Zaudern, langmütiges Verlangen.
Blond ſchläft, blond träumt, ſchwarz wacht und faßt,
Und ich brauch' Feuer, Südens Glut und Pracht,
Das wild verzehrt, bis jeder Sinn verſchlafft.
Drum küſſe mich, ſei ruhig, Freund, wer greift
Nach Kupfer, wenn man Gold ihm reicht? —
Sprich! War's nicht ſo?

Tietz: Jetzt fehlt der Rotkopf noch!

Flora: Ich ſeh', Ihr Herrn, Ihr habt ein Recht zu klagen,
Nun kennt Ihr mich, ich geb' Euch ſelbſt den Rat,
Verlaßt mich, brecht mit mir, da Ihr nun ſeht,
Daß ich in Wort und Lieb' für Euch nicht tauge.

Grätz: O lenkt Dich nicht das Glück auf meine Seite?
Sobald das Frühjahr kommt, ſollt' Hochzeit ſein.

Flora: Nein! Schenk' das Geld für Schmaus und Kirch'
Den Armen, 's iſt ein beſſer Werk!

Tietz: Du zögertſt ſtets mit Ja, wenn ich von Ehe,
Von ewiger Vereinigung ſprach, ich merk's,
Dich drückte das Gewiſſen!

Flora: Wohl! Um des dicken Wirtes willen, der — —
Wärſt Du mein braver Ehemann geworden,
Den beſten Kunden auf manch' alten Jahrgang
Ganz ungerechterweiſ' verloren hätte.

Grätz: Sie ſpöttelt noch!

Flora: Ihr Herrn, ich ſeh', Ihr wißt nicht ein noch aus,
Ihr habt in Vorwurf und in Flüchen Euch erſchöpft,
Gar manches könnt' ich mildern, ſchöb' den Tadel ich
Auf Euch zurück: Wie oft tragt Ihr den Duft der Dame
Ohn' Skrupel in das Bett der groben Magd
Und küßt den übervollen Mund nach zarten Lippen.
Ich will nicht ſchelten und nicht mildern, hört!
Ihr liebt mich beide, und ich lieb' Euch wieder,
Was tadelt Ihr in meiner Gunſt? Daß ich
Zu vorſchnell nicht auf Eure Heiratspläne
Ein unbedachtes Ja geſagt? Ich kenne
Gar manche Dame, deren warme Wünſche
Nach Euerm Geld, nach Euerm Namen zielen.
Was that ich? Ihr botet mir und ich ſchlug ab,
Weil ich zu ehrlich bin, um einzuſchlagen,
Wo andere mit Hand und Herz gehorchten.
Ich kenne mich! Die Liebe iſt ein freies Reich
Und Laune, Zufall, Nerv und Herz und Sinn
Verſchlingt im bunten Reigen ſich darin:
So halte ich's!
Beurteilt ſelbſt: Taugt ſo ein Weib zur Ehe?
Würd' ich's im Leichtſinn wagen, angelockt
(zu Tietz) Durch Deine Güter, Deinen alten Namen,
(zu Grätz) Durch Deinen Rang und Geld und Mut,
Vor den Altar zu treten, — o, Ihr müßtet's büßen,
Der beſte Wille zähmte nicht mein Sehnen,
Der harte Zwang brennt nur nach Widerſpruch,
Des Wechſels Würze reizte mich noch mehr,
Weil Ihr den Tantalus aus mir gemacht:
Drum freut Euch, daß ich frei blieb Euch zum Nutz
Und nein geſagt. Fürwahr ich lieb Euch mehr, —
Ich kett' mich nicht an Euch, zu Euerm Unglück.

Grätz: Hm! —

Tietz: Ja! —

Grätz: Iſt auch der Fall ganz ſeltſam, faſt grotesk —
Sie kennt ſich ſelbſt zu gut — was meinſt Du, Tietz?
Tietz: Wie? — So? — Ach ſo! — Nun ja! — Sie iſt nicht beſſer
Als ein Dieb, der ſelbſt zum Richter geht.
Grätz: Doch ich laſſ' es gelten, — mein' ich doch!
Tietz: Ich auch, denn wenn man's mit Vernunft bedenkt,
Bei mir hätt' ſie's nicht ſchlecht gehabt.
Grätz: Und ſo voll Zartheit wär' kein Mann geweſen
Als ich.
Tietz: Sie brauchte nur ja zu ſagen!
Grätz: Und hätteſt Sie genommen?!
Tietz: Ja!
Grätz: Auch ich!
Tietz: Und weder ich noch Du, bei alledem,
Was wir erfahren, konnte glücklich werden!
Grätz: Ich denk' — doch wie geſagt, obwohl grotesk —
Iſt ſie doch wie ſie iſt.
Tietz: Und iſt ſo ehrlich zu geſtehn! —
Grätz: Hier meine Hand! Kann ich mich auch für Deine
Veranlagung nicht ſonderlich erwärmen,
So beug' ich mich vor Deinem großen Geiſt,
Vor dem Charakter. Manche keuſche Maid,
Die nur von Tugend träuft, die könnteſt Du
In wahren Worten unterweiſen.
Tietz: Ich ſchließ mich an, kann ich auch nie vergeben,
Daß Du mich hintergingſt, ſo werd' ich doch
Im Lauf' der Zeit Vergeſſen finden.
Flora: Und ich, Ihr Herrn, da Nachtgedanken ſchwanden
Und die Verſöhnlichkeit die Freundesſchwingen
In unſerm Zirkel breitet, lade Euch
Zum Frühſtück.
Die weiche Morgenluft
Klopft düfteſchwanger an die Scheibe, ſtreift
Den letzten Reſt verhaltner Wut hinweg,
Kommt in den Park, in jener Roſenlaube,
Am Springbrunn laßt uns plaudern, lachen, ſingen
Und Märchen uns erzählen.
Tietz: O weh, ich merk', mein Kleid iſt ganz voll Schmutz!
Grätz: Der linke Ärmel ganz zerfetzt!
Tietz: Kannſt Du ein Wams mir borgen?

Flora: Nur eine Narrenkappe, Freund, ich glaub'
Sie wird Dich decken.
Tietz: Verflucht, ich kann am Tage nicht so heim!
Grätz: So eile denn, solang' noch Dämmerschein.
Flora: Doch mache schnell, wir warten Dich zum Frühstück.
Tietz: In einem Stündchen bin ich wieder hier! (Eilt ab, wirft von außen Flora einen Handkuß zu, ohne daß es Grätz sieht.)
(Sobald Tietz ab ist, fallen sich Flora und Grätz in die Arme und küssen sich.)
Grätz: Flora, liebst Du mich?
Flora: Wie immer!

(Vorhang.)

Schlagende Wetter.

Zur Aufklärung und Belehrung für Nicht-Bergleute von F. A. H.

Die Schlagwetter-Katastrophe in den Steinkohlengruben von Karwin hat neuerdings wiederum das Interesse einem unheimlichen Feinde der menschlichen Kultur zugewendet, der dem vordringenden Bergmanne in der Tiefe der Erde entgegentritt und uns von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis zurückruft, daß alle menschliche Kraft und Geschicklichkeit, all unser Können und Wissen nur ein ohnmächtiges Ringen ist mit der Allgewalt der Naturkräfte.

Die Ursache des neuerlichen Schlagwetterunglücks ist bislang unaufgeklärt und wird es voraussichtlich auch bleiben, aber es wird wiederum nicht an Stimmen fehlen, welche die Schuld den Betriebsleitern zuzumessen suchen. Vielfach werden dieselben verführt durch Litteratur-Erzeugnisse von Laien, welche eine Erklärung für das Auftreten der Schlagwetter gefunden haben wollen und nun den Bergmann mit guten Lehren und weisen Ratschlägen beglücken, während sie selbst sich vielleicht noch niemals unter die Erde hinabgewagt oder zum wenigsten nicht den geringsten Einblick in die Verhältnisse einer Kohlengrube haben. Der Laie sollte doch daran denken, daß wir auch über Tage von elementaren Naturereignissen nicht verschont bleiben und denselben bei aller Vorsicht nicht völlig aus dem Wege gehen können. Ebensowenig wie der Bewohner der Flußniederung bei sinkendem Barometer und anhaltendem Regen wegen der Überschwemmungsgefahr sein Haus abreißen kann, kann der Bergmann in solchem Falle die Grube verlassen. Leider herrscht unter dem weitaus

größten Teile des Publikums über bergbauliche Betriebe eine zwar durch die Unzugänglichkeit der Gruben erklärliche, aber doch bedauernswerte Unkenntnis. Um so vorsichtiger sollte aber das Publikum bei Beurteilung bergbaulicher Verhältnisse sein. Doch giebt es Leute genug, die vielleicht einmal eine der dem Publikum zugänglichen Gruben zu Berchtesgaden, Wieliczka oder den Rammelsberg bei Goslar besucht haben oder vielleicht auch einmal Gelegenheit hatten, in einer Steinkohlengrube anzufahren und sich dann mit einigen aufgeschnappten und nicht verstandenen bergmännischen Fachausdrücken und ihrem unmaßgeblichen Urteil am Biertische oder gar in der Litteratur breit machen. Doch noch viel mehr Leute giebt es, welche jeden langatmigen Bericht über eine Schlagwetter-Katastrophe durchlesen, aber meist nur eine unklare oder manchmal auch gar keine Vorstellung haben, was man unter Schlagwettern versteht, wie sie entstehen und zu Unglücksfällen Veranlassung geben.

* * *

Der Bergmann versteht unter der Bezeichnung „schlagende Wetter"*) oder „Schlagwetter" die in Bergwerken vorkommenden explosiblen Gasgemische, wie sie durch Vermengung der atmosphärischen Luft mit den in der Grube sich entwickelnden Gasarten entstehen. Als hauptsächlichste derartige Gase kommen die Kohlenwasserstoffe in Betracht, d. s. chemische Verbindungen der Elemente Kohlenstoff und Wasserstoff, und unter diesen vornehmlich der leichte Kohlenwasserstoff, auch Gruben- oder Sumpfgas, oder mit wissenschaftlichem Namen Methan benannt. (Neben diesem Gas haben die in Schlagwettern durch chemische Analyse nachgewiesenen schweren Kohlenwasserstoffe und andere Gasarten wie Schwefelwasserstoff, Kohlensäure, Wasserstoff ꝛc. nur ganz untergeordnete und meist lokale Bedeutung, insofern sie überhaupt nur in einzelnen Gruben oder Grubenrevieren als Bestandteile der Wetter sich vorfinden. In den weitaus meisten Fällen sind die Schlagwetter nur ein Gemisch aus Grubengas und atmosphärischer Luft.)

Das Grubengas ist farb- und geruchlos, und der Bergmann ist daher nicht imstande, die Anwesenheit desselben mittels seiner Sinnesorgane direkt wahrzunehmen. Die einzige Möglichkeit der Erkennung gewährt ihm sein Grubenlicht, als welches in Schlagwettergruben ganz allgemein die weiter unten beschriebene Sicherheitslampe polizeilich vorgeschrieben ist. Sobald in der Luft 2 Prozent Grubengas enthalten sind, erscheint die Flamme der Lampe mit einem blauen Saum umgeben, der mit steigendem Prozentgehalt stetig an Größe zunimmt. Bei einem Gehalt von 6 Prozent Gruben-

*) Das bergmännische Wort „Wetter" ist gleichbedeutend mit Luft.

gas beginnt die Gefahr der Explosion des Gemenges, welche bei 10 Prozent ihr Maximum erreicht. Von dieser Grenze an nimmt die Explosionsgefahr wieder stetig ab und hört bei 16 Prozent Grubengasgehalt vollständig auf. Steigt der Gasgehalt der Luft bis auf 33 Prozent, so erlischt die Lichtflamme aus Mangel an Sauerstoff.

Die manchem vielleicht sonderbar erscheinende Thatsache, daß bei einer Zunahme des Gehaltes der atmosphärischen Luft an Grubengas über 10 Prozent hinaus die Explosionsgefahr abnimmt, erklärt sich aus der Zusammensetzung der bei der Explosion entstehenden Verbrennungsprodukte. Das Grubengas und der Sauerstoff der atmosphärischen Luft setzen sich bei der Explosion um in Wasserdampf, der bekanntlich aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, und in Kohlensäure, einer Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff. Aus der prozentualen Zusammensetzung dieser beiden Verbindungen ergiebt sich nun, daß die vollständigste Umsetzung oder Verbrennung von Grubengas nur dann eintreten kann, wenn 1 Raumteil desselben mit 2 Teilen Sauerstoff oder — da die atmosphärische Luft 21 Prozent Sauerstoff enthält — mit ungefähr 10 Teilen Luft gemengt ist, d. i. wenn der Gehalt der Luft an Grubengas 10 Prozent beträgt. Nur in diesem Falle ist genügend Sauerstoff vorhanden, um sämtliches Grubengas in die angeführten Verbrennungsprodukte zu verwandeln.

In gesundheitlicher Beziehung ist das Methan den indifferenten Gasen zuzurechnen, d. h. man kann dasselbe ohne sonderliche Gefahr einatmen. Etwaige schädliche Einwirkungen sind auf Rechnung der öfters in den Schlagwettergemengen auftretenden Kohlensäure und des äußerst giftigen Kohlenoxyds zu setzen; schon ganz geringe Mengen dieser Gase, und zwar bei Kohlensäure 5 Prozent, bei Kohlenoxyd 1 Prozent, sind imstande, den Tod herbeizuführen. Jedoch besteht die Gefahrlosigkeit reiner Grubengasgemenge in Bezug auf Atembarkeit auch nur bei stärkerer Verdünnung; bei höherem Prozentgehalt dagegen wirkt das Grubengas narkotisch, daher denn auch häufig bei Bergleuten, die an solchen Stellen in der Grube arbeiten, wo eine starke Gasentwicklung stattfindet, Betäubung eintritt. Der zuweilen vorkommende Erstickungstod ist dagegen wohl stets auf Rechnung der Kohlensäure zu setzen, die sich an schlecht ventilierten Betriebsorten anzusammeln pflegt. Die Gefährlichkeit des Grubengases beruht also fast ausschließlich auf seiner Fähigkeit, mit der Luft ein explosibles Gemenge zu bilden.

Da das spezifische Gewicht des Methans nur halb so groß ist als das der atmosphärischen Luft, hat das sich entwickelnde Methan das Bestreben, die oberen Teile der Grubenräume einzunehmen. Infolge dessen sind diejenigen Orte in der Grube, an welchen die Gase keinen Abzug nach oben haben, besonders durch Schlagwetter gefährdet. An derartigen Stellen pflegt

ſich das Grubengas anzuſammeln und ſich erſt durch ganz allmähliche Durchdringung (Diffuſion) mit der darunter befindlichen Luft zu vermiſchen. Iſt das Gas aber erſt innig mit der Luft gemiſcht, ſo trennt es ſich nur ſehr ſchwer von derſelben.

Das Vorkommen der ſchlagenden Wetter iſt mit ſeltenen Ausnahmen auf Steinkohlenbergwerke beſchränkt. Von Erzbergwerken ſind Schlagwetter-Exploſionen nur in drei Fällen bekannt und zwar von den Gruben des Oberharzes. Hier iſt die Bildung des Grubengaſes durch Vermodern von Holz*) zu erklären. Faſt ebenſo vereinzelt ſind Fälle von Schlagwetter-Exploſionen in Braunkohlengruben zu verzeichnen.

Die im Steinkohlengebirge auftretenden Gaſe ſind als Nebenerzeugniſſe der langſamen Verkohlung von Pflanzen anzuſehen, durch welche die Steinkohle überhaupt entſtanden iſt. Die Umwandlung dieſer Pflanzen in Steinkohle iſt — wie ſtrittig auch im übrigen die Entſtehung der Steinkohle ſein mag — jedenfalls unter einer Decke übergelagerten, allmählich erhärteten Schlammes oder Sandes vor ſich gegangen. Der Waſſerſtoff und Sauerſtoff der Holzfaſer (Celluloſe) ſchieden ſich aus und verbanden ſich entweder unter einander zu Waſſer oder mit einem Teil des Kohlenſtoffs zu Grubengas und daneben Kohlenſäure. Die ſich auf dieſe Weiſe allmählich in der Steinkohle anſammelnden Gaſe vermochten nicht durch die überlagernden Geſteinsſchichten zu entweichen, ſobald die letzteren nicht von zuſammenhängenden Klüften und Spalten durchzogen waren. Hierdurch erklärt es ſich, daß ſchlagende Wetter nur in ſolchen Kohlenflötzen**) auftreten, die von unzerklüfteten Geſteinsſchichten überlagert ſind, und daß die in der Steinkohle angehäuften Gaſe eine außerordentlich hohe Spannkraft beſitzen. In belgiſchen und engliſchen Kohlengruben hat man dadurch, daß man bis 20 Meter tiefe Löcher in die feſte Kohle bohrte und ein Manometer in das Bohrloch einſetzte, Spannungen bis zu 32 Atmoſphären nachgewieſen. Unter

*) In den Bergwerken wird Holz in ausgedehntem Maße zur Aufrechthaltung der ausgehauenen Räume verwendet.

**) Unter einem „Flötz“ verſteht der Bergmann eine den Geſteinsſchichten eingelagerte Schicht nutzbarer Foſſilien. Die Steinkohle tritt ausſchließlich in Flötzen auf, wie es durch ihre Entſtehung bedingt iſt. Wechſellagernd mit Schiefer- und Sandſteinſchichten ſetzen die Steinkohlenflötze das Steinkohlengebirge zuſammen. Die Dicke (Mächtigkeit) der Flötze ſchwankt zwiſchen einigen Millimetern und 50 oder noch mehr Metern, jedoch haben die Mehrzahl der Flötze, aus welchen wir die Kohle gewinnen, ½ bis 3 Meter Mächtigkeit. Zum Teil nehmen die Flötze einen außerordentlich großen Flächenraum ein; ſo breitet ſich in China ein Kohlenflötz von 5 bis 10 Meter Mächtigkeit unter einem Gebiet von 634 Quadratmeilen aus. Die Zahl der Flötze iſt in manchen Kohlenrevieren ſehr groß, ſo treten im Saarbrücker Becken 82, im weſtfäliſchen Kohlengebirge 90 und in Oberſchleſien 104 abbauwürdige Flötze auf.

diesen Umständen erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß das unter einem derartig hohen Drucke stehende Methan nicht in gasförmigem, sondern in flüssigem Zustande die Kohle durchdringt. Wird nun der Druck infolge der bergmännischen Arbeiten zur Aufschließung der Kohlenflötze herabgemindert, so geht das Methan in den gasförmigen Zustand über und sucht außerdem zur Ausgleichung der verschieden hohen Spannungen in die Grubenräume zu entweichen.

Das Entweichen geschieht auf dreierlei Weise: Das Gas tritt gleichmäßig in kleinen Mengen durch die Poren der Kohle hindurch. Häufig und zwar besonders in nassen Flötzen macht sich diese Art des Gasaustritts bemerkbar durch ein leises Knistern, welches der Bergmann als Krebsen bezeichnet, weil es dem Geräusch sehr ähnelt, das durch Krebse hervorgebracht wird, die sich außer Wasser befinden. Dieses Geräusch der austretenden Gase rührt von dem Zerplatzen kleiner mit Gas erfüllter Wasserbläschen her. Besonders heftig ist dieser Gasaustritt bei den Vorrichtungsarbeiten, das heißt bei der Herstellung von Grubenräumen, welche einen noch unaufgeschlossenen Teil eines Kohlenflötzes zugänglich machen und für den demnächst erfolgenden Abbau der ganzen Kohle vorbereiten sollen. Die Hauptmasse des Gases entweicht allem Anschein nach sehr schnell und meist im Verlauf von wenigen Stunden. Infolge dessen sind die Vorrichtungsarbeiten am meisten durch Schlagwetter gefährdet, während bei dem späteren Abbau der Gasaustritt nur noch schwach erfolgt, so daß die Gefahr sehr verringert ist.

Die zweite Art des Gasaustritts ist durch Bläser. Es sind dies Ausströmungen größerer Mengen von Grubengas durch eine Spalte oder Kluft, welche bei dem Grubenbetriebe aufgehauen wird. Zumeist treten diese Bläser aus dem Nebengestein*), nur selten aus der Kohle selbst aus, und zwar werden durch dieselben größere Gasansammlungen abgezapft, welche bei dem herrschenden Drucke aus der Kohle in die Spalten des Nebengesteins gepreßt worden sind und nun beim ersten Anhauen einer solchen Spalte in die Grubenräume treten. Öfters wird mit dem Gas zugleich auch Wasser ausgesprudelt. Den Namen Bläser haben diese Ausströmungen erhalten durch das blasende Geräusch, welches sie sehr häufig hervorrufen. Die Nachhaltigkeit der Bläser ist sehr verschieden. Die meisten erschöpfen sich in wenigen Minuten; jedoch hat man auch Beispiele, daß Bläser Jahre, ja sogar Jahrzehnte lang ununterbrochen in Thätigkeit waren. Man hat des öfteren derartig nachhaltige Bläser durch Röhren geleitet und zur

*) Unter dem Nebengestein versteht man die Gesteinsschichten, von welchen das Flötz bedeckt und unterlagert wird, und unterscheidet demgemäß das hangende und das liegende Nebengestein.

ſtationären Beleuchtung von Grubenräumen, insbeſondere von Maſchinenräumen*), benutzt.

Eine dritte Art des Gasaustritts, die glücklicherweiſe in den deutſchen Steinkohlenbezirken unbekannt iſt, hat in belgiſchen und engliſchen Steinkohlenzechen häufig die größten Kataſtrophen herbeigeführt. Dieſelbe beſteht in dem plötzlichen Hereinbrechen großer Mengen von Grubengas, das unter hohem Drucke in großen Hohlräumen des Kohlengebirges eingeſchloſſen war.

Wie ſchon erwähnt wurde, treten Schlagwetter nur da auf, wo die Kohlenflötze von kompakten, undurchläſſigen Geſteinsſchichten überlagert ſind, fehlen dagegen, wo ſich die Kohle in geringer Tiefe vorfindet, oder wo ſie durchaus von klüftigen Geſteinen bedeckt iſt, oder auch, wo infolge ſpäterer Hebungen und Senkungen oder Verwerfungen der Schichten die Steinkohlenflötze zu Tage ausgehen, ſodaß den Gaſen eine Gelegenheit zum Ausſtrömen geboten wurde. Im letzteren Falle pflegen die Flötze nur im oberen Teil entgaſt zu ſein, und die Schlagwetter ſtellen ſich erſt mit zunehmender Tiefe der Gruben ein.

Die Kohle des oberſchleſiſchen Steinkohlenbeckens iſt vollſtändig entgaſt; daher ſind dieſem Gebiet Schlagwetter-Exploſionen vollſtändig fremd. Ebenſo wenig kennt man dieſe Unfälle in einigen kleinen deutſchen Kohlenbecken, am Südharz und bei Ibbenbüren.

Der weſtfäliſche Steinkohlenbergbau hat bis in die 1850er Jahre hinein nur in ganz geringem Maße unter Schlagwettern zu leiden gehabt, da ſich der Bergbau bis zu dieſer Zeit auf den ſüdlichen Teil des Ruhrbeckens beſchränkte, in welchem die Kohlenflötze bis zu Tage ausgehen. Mit zunehmender Tiefe der Gruben und mit dem Fortſchreiten des Bergbaues nach Norden und Oſten hin, wo das weſtfäliſche Kohlengebirge von den undurchläſſigen Mergelſchichten der Kreideformation überlagert iſt, nahm auch die Zahl der Schlagwettergruben zu, ſodaß gegenwärtig die weitaus meiſten Steinkohlenzechen des Ruhrgebietes ſchlagwettergefährlich ſind.

Im Saarbrücker Steinkohlenbecken erſchwerten Schlagwetter ſchon in den 1820er Jahren den Bergbau, und ſchon ſeit längerer Zeit haben ſämtliche Zechen dieſes Gebietes mehr oder weniger mit denſelben zu kämpfen. Von dem Aachener Steinkohlenbezirk hat ein Teil, die Wurmmulde, ſehr unter Schlagwettern zu leiden, während der andere Teil, die Indemulde, faſt frei davon iſt.

Das Vorkommen des Grubengaſes iſt nicht an eine beſtimmte Art der Kohle gebunden, vielmehr zeigt ſich häufig ein und dieſelbe Kohlenart

*) Vielfach ſind in den Gruben gewaltige Maſchinen unterirdiſch aufgeſtellt, beſonders zum Heben des in der Grube ſich anſammelnden Waſſers.

in dem einen Steinkohlenbezirk als sehr gasreich, in dem anderen Gebiet gasarm. So sind im Ruhr- und im Saarbecken die Fettkohlenflötze, im Aachener Gebiet dagegen die Flammkohlen- und die Anthracit-Kohlenflötze als die gasreichsten bekannt. Auch innerhalb desselben Steinkohlenbeckens finden sich die größten Unregelmäßigkeiten in der Gasführung der Kohle. Ein und dasselbe Flötz ist häufig in der einen Grube sehr gasreich, in der anderen dagegen unter sonst ganz gleichen Verhältnissen gasarm.

* * *

Unter einer Explosion versteht man die momentane Verbrennung der ganzen vorhandenen Menge eines brennbaren Stoffes. Die Fähigkeit zu explodieren haben nur diejenigen brennbaren Verbindungen, welche sämtliche zur Verbrennung nötigen Grundstoffe in inniger Mischung enthalten. Daher ist das Grubengas nur explosionsfähig, wenn es mit der zu seiner Verbrennung nötigen atmosphärischen Luft innig gemischt ist. In derselben Weise wie das Leuchtgas kann also das Grubengas — das übrigens ein Bestandteil des Leuchtgases ist — explosionsartig oder ruhig verbrennen, je nachdem es mit atmosphärischer Luft gemischt oder rein ist. Läßt man das Leuchtgas aus dem Brenner in ein Zimmer austreten, ohne es anzuzünden, und bringt dann ein Licht in die Zimmerluft, so kann eine Explosion entstehen; zündet man es dagegen direkt beim Austreten aus dem Brenner an, so verbrennt es mit ruhiger Flamme. Ebenso kann man auch das Grubengas ungefährdet anzünden, wenn es z. B. als Bläser aus einer Gesteinsspalte austritt; man that dies auch in früherer Zeit öfters, um die Bläsergase unschädlich zu machen.

In vielen Schlagwettergruben ist es eine ganz alltägliche Erscheinung, daß kleinere Mengen von Grubengas, die sich an einer vor Luftzug geschützten Stelle angehäuft haben, ohne irgend welche schlimmen Folgen zur Explosion kommen. Jedoch genügt schon die Explosion weniger Kubikmeter Grubengasgemenges, um die zunächst Betroffenen schwer zu verletzen oder gar zu töten, da die Temperatur, welche durch die Verbrennung des Grubengases erzeugt wird, eine außerordentlich hohe ist. Sie beträgt annähernd 2200° C. Infolge dieser enormen Hitze sind die Brandwunden sehr tief und haben deshalb, auch wenn sie nur einen geringen Teil des Körpers bedecken, zumeist den Tod zur Folge. Bei Explosionen von größerer Ausdehnung sind die Bergleute, welche von den Flammen erreicht wurden, meist völlig verkohlt oder auch derartig verbrannt, daß die Leichen beim Transport in Stücke zerfallen. Die hohe Verbrennungstemperatur hat auch eine bedeutende Ausdehnung der entstehenden Verbrennungsprodukte, des Wasserdampfes und der Kohlensäure, zur Folge, wodurch ein

ganz außerordentlich hoher Druck ausgeübt wird, der bei seinem momentanen Auftreten alles, was ihm entgegensteht, zerschmettert. Diese Wirkung der Explosionen erstreckt sich naturgemäß viel weiter als die Explosionsflamme selbst und erhöht häufig die Ziffer der Verunglückten ganz bedeutend. Die auf die Ausdehnung der Gase folgende Abkühlung und Zusammenziehung pflegt einen zweiten Schlag, den sogenannten Rückschlag, zu veranlassen, der aber eine weit geringere Kraft zu haben pflegt.

Die dritte Gefahr, welche eine Explosion im Gefolge hat, ist die Giftigkeit der entstehenden Verbrennungsprodukte, insbesondere der Kohlensäure, welcher häufig das so gefährliche Kohlenoxydgas in geringen Mengen beigemischt ist. Diese Gase, mit Wasserdampf und Stickstoff gemengt, werden vom Bergmann als Nachschwaden bezeichnet. Sie erfüllen nicht nur die Stelle in der Grube, an welcher die Explosion stattfand, sondern breiten sich auch infolge des Wetterzuges oft über einen großen Teil der Grubenbaue aus. In der Regel fallen ihnen die durch die Explosion Verwundeten, vielfach aber auch die unverletzt Gebliebenen zum Opfer, falls sie sich nicht durch schnelle Flucht vor den erstickenden Dünsten zu retten vermögen. Auch bildet der Nachschwaden das Haupthindernis für die nachfolgenden Rettungsarbeiten.

Von großem Einfluß auf die Entstehung von Schlagwetter-Explosionen ist auch die Explosionsfähigkeit des Kohlenstaubes, ein Umstand, dessen Tragweite erst durch die Versuche und Beobachtungen völlig erkannt worden ist, welche von der preußischen Schlagwetterkommission in den 1880er Jahren angeregt und auf der königlich preußischen Steinkohlenzeche „König" bei Neunkirchen ausgeführt wurden.

In den Steinkohlengruben finden sich an den Gewinnungsorten der Kohle stets größere oder geringere Mengen von Kohlenstaub, dessen Bildung bei den Gewinnungsarbeiten unvermeidlich ist. Dieser Staub vermag in derselben Weise wie der Mehlstaub in Mühlen Explosionen herbeizuführen, und zwar wächst seine Fähigkeit zu explodieren mit der Feinkörnigkeit und dem Gehalt an Kohlenwasserstoffen. Am ungefährlichsten sind infolge dessen die anthracitischen Kohlen, am gefährlichsten dagegen gewisse Fettkohlen mit 16 bis 24 Prozent flüchtigen Bestandteilen, welche die Eigenschaft haben, an der Luft zu einem äußerst feinen Staube zu zerfallen. Diese letzteren Kohlensorten vermögen ganz selbständig, ohne die geringste Beimengung von Grubengas, zu explodieren. Glücklicherweise sind derartige Kohlen ziemlich selten und finden sich in Deutschland nur in wenigen Gruben, so namentlich in den beiden westfälischen Zechen Pluto und Neu-Iserlohn, von denen besonders die letztere schon seit langer Zeit in bergmännischen Kreisen wegen ihrer zahlreichen und folgenschweren Explosionen berüchtigt

ist. Die anderen Kohlensorten sind zwar für sich allein nicht imstande, eine Explosion herbeizuführen, wohl aber bei einer geringen Beimengung von Grubengas, und zwar die weitaus meisten Kohlen schon bei dem Vorhandensein von nur 2 bis 3 Prozent, wogegen die Explosionsfähigkeit reiner Grubengasgemenge erst bei 6 Prozent eintritt. Während also Kohlenstaub an und für sich im allgemeinen keine Explosionsgefahr bietet, und Schlagwetter erst bei einem Prozentgehalt explosionsfähig sind, den die Sicherheitslampe des Bergmanns deutlich anzeigt, sind bei Gegenwart von Kohlenstaub schon Grubengasgemenge gefahrdrohend, deren Vorhandensein durch die Grubenlampe gar nicht oder nur undeutlich wahrnehmbar ist. Demnach ergänzen sich Kohlenstaub und Grubengas gegenseitig und führen vereint Explosionen herbei, wenn jedes einzelne für sich allein nicht ausreicht. Hierin liegt die Hauptgefahr des Kohlenstaubes; denn selbst bei den größten Vorsichtsmaßregeln ist es in einer Schlagwettergrube nicht zu verhindern, daß sich hinlängliche Mengen von Grubengas — durch die Sicherheitslampe gar nicht nachweisbar — ansammeln, um in Verbindung mit einem geeigneten Kohlenstaub die verheerendsten Explosionen zu veranlassen.

Thatsächlich hat man auch Grund anzunehmen, daß gerade bei den größeren Schlagwetter-Katastrophen der Kohlenstaub die Hauptrolle gespielt hat. Die Kohlenstaub-Explosionen unterscheiden sich in ihrer Wirkung von den reinen Schlagwetter-Explosionen dadurch, daß eine weit stärkere Bildung von dichten, äußerst giftigen Nachschwaden statt hat; das Kohlenpulver wird durch die Explosion gewissermaßen in Koks verwandelt und bedeckt das Gestein in Gestalt einer fettigen, schmierigen Kruste. Außerdem erscheint die Haut der verunglückten Bergleute von dem explodierenden Staube wie von einem glühenden Hagel verbrannt.

Leider läßt sich die Bildung und das Zurückbleiben von Kohlenstaub in der Grube nicht derartig beschränken, daß jede aus demselben erwachsende Gefahr beseitigt wäre, wenn man nicht der Grube unerschwingliche Kosten auferlegen will. Die Unschädlichmachung des Kohlenstaubes durch Besprengung mit Wasser wird zwar vereinzelt durchgeführt, ist aber mit großen Unkosten verknüpft. Allerdings ist die Entzündlichkeit des Kohlenstaubes bei weitem nicht so groß, wie die der explosiblen Schlagwettergemenge, denn er ist selbst durch die offene Lichtflamme nicht zur Explosion zu bringen. Dieselbe kann vielmehr nur auf zweierlei Weise herbeigeführt werden; einmal durch Vermittlung lokal beschränkter Explosionen kleiner Ansammlungen von Grubengas, welche an und für sich keine ernste Gefahr bieten; zweitens durch Vermittlung ausblasender Schüsse oder Lochpfeifer.

Zur Erklärung dieses Ausdrucks möge gesagt sein, daß das Gestein und die Kohle vom Bergmann zumeist durch Sprengarbeit gewonnen wird.

Mittels eines Meißelbohrers, der durch die Schläge des Fäustels*) in das Gestein getrieben wird und dasselbe zu feinem Staube zermalmt, stellt der Bergmann in mühseliger Arbeit ein Bohrloch von etwa ½ bis 1 Meter Tiefe und 2 bis 4 Centimeter Weite her, ganz in derselben Weise, wie man auch über Tage die Gewinnung von Gestein in Steinbrüchen häufig beobachten kann. In den unteren Teil dieses Bohrlochs wird eine Sprengpatrone eingeführt. An dem oberen Ende der Patrone ist eine Zündschnur befestigt, die so lang sein muß, daß sie noch etwa 30 Centimeter aus dem Bohrloch herausragt. Eine solche Zündschnur besteht aus einer gedrehten Hanfschnur, deren Kern eine Seele aus Schwarzpulver bildet. Der obere Teil des Bohrlochs, soweit es nicht durch die Zündschnur in Anspruch genommen ist, wird mit weichem Gesteinsmehl oder mit Mergel, dem „Besatzmaterial", ausgestampft. Alsdann steckt man das Ende der Zündschnur in Brand. Durch die nach einiger Zeit erfolgende Explosion, welche man natürlich in gesicherter Entfernung abwartet, wird das umgebende Gestein resp. die Kohle losgebrochen. Doch kommt es im Gegensatz zu diesen „werfenden Schüssen" auch vor, daß die Sprengladung zu schwach ist, um den Zusammenhang des Gesteins zu lösen. Alsdann bricht sich der Schuß, das Besatzmaterial vor sich her werfend, durch das Bohrloch Bahn und erzeugt eine lange, Funken sprühende Flamme. Das Bohrloch bleibt ganz oder teilweise als sogenannte Pfeife stehen, weshalb man einen solchen Schuß einen Lochpfeifer zu nennen pflegt.

Derartige Lochpfeifer sind infolge der langen Flamme, welche sie erzeugen, häufig die Veranlassung der Entzündung explosionsfähiger Schlagwetter-Gemenge, sie vermögen aber auch, wie schon bemerkt, an und für sich ungefährliche Grubengasgemenge zum Explodieren zu bringen, sobald Kohlenstaub zugegen ist.

* * *

Schon seit langer Zeit hat man einen Zusammenhang zwischen atmosphärischen Störungen und den Schlagwetter-Explosionen gesucht und durch Versuche, welche in verschiedenen Gruben bei Aachen und bei Karwin im Jahre 1885 angestellt wurden, ist auch zweifellos erwiesen, daß ein Sinken des Barometerstandes einen verstärkten Austritt von Grubengas zur Folge hat und umgekehrt. Diese Versuche finden jetzt zweifellos durch die Karwiner Katastrophe, welche bei sehr niedrigem Barometerstand stattfand, eine Bestätigung. Insonderheit macht sich der Einfluß des Atmosphärendrucks geltend auf den Austritt von Grubengas-Ansammlungen aus den alten

*) Das Fäustel oder Schlägel ist ein hammerartiges Werkzeug; es bildet gekreuzt mit dem Bergeisen das bekannte Emblem des Bergbaus.

Bauen, d. h. den Grubenräumen, aus welchen die Kohle ausgehauen ist, und die nicht mehr im Bereich der Grubenventilation stehen. In diesen Räumen sammeln sich allmählich ungeheure Mengen von Grubengas an, welche bei gleich bleibendem Luftdruck ungefährlich sind, da das Betreten der Räume den Arbeitern verboten ist. Wird aber der Atmosphärendruck geringer, so dehnen sich die Gasansammlungen aus und treten teilweise in das Gebiet der Grubenventilation über, wodurch die Wetter verschlechtert werden, und eine Explosion herbeigeführt werden kann. Weit geringer ist der Einfluß des Barometerstandes auf den Austritt des Grubengases aus der Kohle selbst, weil das Gas hier im Verhältnis zu den Änderungen des Atmosphärendrucks unter einem zu bedeutenden Drucke steht. Immerhin ist der Einfluß hier ebenfalls deutlich nachweisbar.

Auch zwischen Änderungen der äußeren Temperatur und dem Auftreten der schlagenden Wetter in der Grube ist ein Zusammenhang gesucht worden; da aber die Temperatur in der Grube nur bis zu einer ganz geringen Tiefe von der äußeren Temperatur beeinflußt wird, so muß dieser Zusammenhang bestritten werden. Nebenbei möge hier bemerkt werden, daß die Temperatur in der Grube allerdings öfters die Ursache des Verlustes von Menschenleben bei Schlagwetter-Explosionen ist. Häufig erreicht nämlich die Temperatur an den Betriebspunkten der Grube infolge der Entwicklung chemischer Wärme durch Oxydation der Kohle einen derartig hohen Grad (es sind bis 32° C. gemessen worden), daß die Bergleute in fast völlig entkleidetem Zustande ihre Arbeit zu verrichten pflegen. Daher können auch an und für sich unbedeutende Wetter-Explosionen für die Betroffenen einen tötlichen Ausgang im Gefolge haben, weil dieselben eine zu große Oberfläche ihres Körpers direkt der Explosionsflamme ausgesetzt hatten.

Verschiedentlich hat man die Schlagwetter-Explosionen in ursächlichen Zusammenhang gebracht mit kosmischen und meteorologischen Erscheinungen, so mit der Thätigkeit des Erdinnern und infolgedessen mit Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen, mit den Störungen des Erdmagnetismus, mit den Gezeiten (Ebbe und Flut) und den Hochfluten oder sogar mit dem Auftreten der Sonnenflecke. Insbesondere hat Rudolf Falb in Wien seine bekannte Theorie auch auf das Auftreten der Schlagwetter auszudehnen versucht. Zwar hat derselbe scheinbar den Erfolg auf seiner Seite, indem verschiedene Male seine Voraussagungen auch in Bezug auf Schlagwetter-Explosionen eintrafen. So fanden z. B. im Februar des Jahres 1887 im unmittelbaren Anschluß an die von Falb vorausgesagten Erdbeben (an der Riviera und in Griechenland) mehrere Schlagwetter-Explosionen statt. Nichtsdestoweniger hat Falb wohl noch keinen wissenschaftlich gebildeten Bergmann von seiner Theorie, soweit sie das Auftreten von Schlagwettern

betrifft, zu überzeugen vermocht. Großenteils ist wohl das Eintreffen der Falbschen Prophezeiungen auf Rechnung des Zufalls zu setzen, denn leider sind die Wetter-Explosionen eine so wenig seltene Erscheinung, daß es Wunder nehmen müßte, wenn dieselben nicht einmal mit einem der vielen Falbschen kritischen Tage zusammenfielen. Schlagwetter finden sich nicht nur an den kritischen Tagen in gefahrdrohender Weise in den Gruben, sie sind immer vorhanden, und es kommt nur darauf an, sie zum Explodieren zu bringen, was zumeist irgend einem unseligen Zufall oder einer Nachlässigkeit der Arbeiter, nicht aber den kritischen Tagen zuzuschreiben ist*). Ein Zusammenhang zwischen Wetter-Explosionen und Erdbeben kann nur insofern bestehen, als durch die Erschütterungen der Erde den eingeschlossenen gespannten Gasen neue Austrittswege geöffnet oder auch alte Grubenbaue, die sich mit Schlagwettern gefüllt hatten, zum Zusammenstürzen gebracht werden.

Wenn auch ein Einfluß meteorologischer 2c. Erscheinungen auf das verstärkte Auftreten der Schlagwetter möglich ist, insofern diese Erscheinungen eine noch unaufgeklärte Einwirkung auf den Atmosphärendruck haben können — aber auch nur dieser Zusammenhang kann zugegeben werden! — so sind doch alle Vorschläge, welche hieran geknüpft worden sind, für den Bergmann ohne jeden praktischen Belang. So sind z. B. Warnungen der Bergwerke durch die meteorologischen Stationen vorgeschlagen worden. Selbst barometrische Beobachtungen, welche übrigens stellenweise auf den Schlagwettergruben ausgeführt werden, haben nur ganz untergeordnete Bedeutung. Der Bergmann muß vor den Schlagwettern stets auf der Hut sein, dieselben können sich durch die allerverschiedensten, von meteorologischen und atmosphärischen Zuständen ganz unabhängigen Zufälle in ihrem Auftreten verstärken, und dergleichen Warnungen würden weiter nichts zur Folge haben, als ein erhöhtes, aber vollständig unberechtigtes Sicherheitsgefühl, sobald die Warnungen ausbleiben.

Das wichtigste Schutzmittel gegen die Schlagwetter-Explosionen ist die Sicherheitslampe, welche im Jahre 1815 von dem Engländer Davy erfunden wurde. Das Prinzip derselben beruht auf der Thatsache, daß die Flamme brennender Gase nicht durch ein Drahtnetz von einer gewissen Feinheit der Maschen sich fortzupflanzen vermag, da die hohe Wärme-Leitungsfähigkeit des Metalldrahtes die Temperatur der brennbaren Gase unter die zu ihrer Entzündung nötige Temperatur herabmindert.

Die Sicherheitslampe in ihrer einfachsten Form, wie sie ihr Davy ge-

*) Bekannt und sehr treffend ist der Ausspruch des österreichischen Bergrats Jičinsky: der Bergmann hat im gemeinen Jahre 365 und im Schaltjahre 366 kritische Tage.

geben hat, besteht aus einem Ölbehälter, auf den ein cylindrisches, oben geschlossenes Drahtnetz fest aufgeschraubt ist. Die Oberfläche des Drahtnetzes muß zu $^5/_9$ aus Draht, zu $^4/_9$ aus Löchern bestehen. Die Dicke des Drahtes beträgt ca. $^1/_{10}$ Millimeter. Das Drahtgewebe ist umgeben von einem Gestell aus 4 oder 5 Eisenstangen, die am oberen Ende in einer Scheibe befestigt sind. In der Mitte dieser Scheibe ist ein Haken zum Tragen oder Aufhängen der Lampe angebracht. Die Lampen werden den Bergleuten von der Grube gestellt, und zwar hat jeder Arbeiter seine bestimmte, mit Nummer versehene Lampe, die er am Schluß jeder Schicht wieder über Tage abgeben muß, worauf sie von einem besonderen Lampenwärter gereinigt und mit Brennöl versehen wird.

Befindet sich eine derartige brennende Lampe in einem explosiblen Gasgemenge, so beschränken sich die Explosionen auf das Innere des Drahtnetzes. Leider aber hat der Schutz, den die Lampe hierdurch gewährt, eine Grenze. Wird nämlich das Drahtnetz durch wiederholte Explosionen neu zuströmenden Gases weißglühend, so pflanzt sich die Explosion auch nach außen fort. Die Lampe gewährt also keine unbedingte Sicherheit gegen Schlagwetter, sondern ist nur ein Warnungsmittel. Der Bergmann soll, wenn ihm die Lampe in gefahrdrohender Weise die Anwesenheit von Schlagwettern anzeigt, sofort den Ort verlassen, nötigenfalls nach vorsichtigem Auslöschen der Lampe.

Die ursprüngliche Davysche Lampe ist seit ihrer Erfindung in verschiedener Weise verändert und verbessert worden. So hat man die untere Hälfte des Drahtnetzes durch einen Glascylinder ersetzt, um die Leuchtkraft zu erhöhen, welche durch das dichte Gewebe außerordentlich beeinträchtigt wird. Außerdem wird durch diese Verbesserung die Gefahr des Durchblasens beseitigt. In einem starken Wetterzuge kann nämlich bei einer Sicherheitslampe ohne Glascylinder die Lampenflamme leicht längere Zeit gegen eine Stelle des Drahtnetzes geweht werden, sodaß dieselbe glühend wird, wodurch eine Entzündung der Wetter eintreten kann.

Um ein unbefugtes Öffnen der Sicherheitslampe durch die Arbeiter zu verhindern, ist dieselbe in neuerer Zeit mit verschiedenartigen, komplizierten Verschlüssen versehen worden. So verschließt man die Lampen mittels eines Magneten, oder man wendet den Plombenverschluß an, bei welchem durch Anbringung einer Bleiplombe zwar nicht direkt das Öffnen, wohl aber die nachherige Erkennung des vorschriftswidrigen Öffnens der Lampe und dadurch die Bestrafung des Arbeiters ermöglicht wird.

Mancher wird sich vielleicht wundern, daß besondere Maßregeln nötig sind, den Arbeiter vom Öffnen der Lampe abzuhalten, wo doch seine eigene Sicherheit ihn daran hindern müßte. Es ist aber zu bedenken, daß der

immerwährende Aufenthalt in dem Bergwerk gegen die Gefahren desselben außerordentlich abstumpft. Ungefähr die Hälfte aller Unglücksfälle ist auf Fahrlässigkeit seitens der Bergleute zurückzuführen. Es spielen aber auch noch andere Gründe mit. Fällt dem Arbeiter die Lampe hin und verlischt, so muß er dieselbe entweder bis zu Tage oder doch an einen, meist weit entfernten, vor Schlagwetter sicheren Ort in der Grube bringen oder bringen lassen, um sie dort von einem verantwortlichen Vertrauensmann öffnen und wieder anzünden zu lassen. Hierdurch geht ihm aber viel Zeit für die Arbeit verloren, und er hat einen Ausfall an seinem Gedingelohn*), den er vermeidet, wenn er die Lampe an seinem Arbeitsort öffnet und wieder anzündet. Vielorts besteht außerdem die üble Angewohnheit unter den Bergleuten, am Schluß der Arbeitsschicht die Lampe zu öffnen zwecks Aneignung des übrig gebliebenen Brennöls, als welches nur das beste, raffinierte Rüböl zur Verwendung kommt.

Außer den angedeuteten Ursachen der Schlagwetter-Explosionen durch Erglühen des Drahtkorbes, Durchblasen der Flamme oder unbefugtes Öffnen der Lampe ist die Entstehung von Explosionen auch möglich durch Schadhaftwerden oder durch Zertrümmerung einer Lampe. Man sieht also, daß das Wort Sicherheitslampe eigentlich sehr mit Unrecht gebraucht wird. Ein ganz bedeutender Bruchteil der Schlagwetter-Explosionen, nämlich 27,4 % [in Preußen während des Zeitraumes von 1861 bis 1884**)] sind durch die Sicherheitslampe veranlaßt worden. Dahingegen sind aber 58,4 % aller Explosionen durch den Gebrauch von offenem Licht verursacht worden, und ungeheuer groß ist die Zahl der durch die Sicherheitslampe verhüteten Unglücksfälle. Man kann behaupten, daß zahlreiche Gruben überhaupt nicht imstande wären, den Betrieb fortzusetzen, wenn wir das Warnungszeichen der Sicherheitslampe nicht hätten.

In neuerer Zeit bietet sich die Aussicht, die Gefahren, welche dem Bergmann aus seinem Licht erwachsen, vollständig zu beseitigen, und zwar durch Anwendung des elektrischen Glühlichts im Grubenbetriebe. Die dahingehenden Versuche sind zwar bis jetzt an der Schwierigkeit gescheitert, eine einfache und billige tragbare Glühlichtlampe herzustellen, welche die gewöhnliche Sicherheitslampe zu ersetzen vermöchte, doch lassen die großartigen neueren Fortschritte der Elektrotechnik erhoffen, daß auch dieses Problem gelöst werden wird. Die Verhältnisse in einer Steinkohlenzeche verbieten die Beleuchtung aller Arbeitspunkte der Grube von einer Centrale aus wegen der mit den Leitungsdrähten verknüpften Schwerfälligkeit der Bewegung des Lichtes und der Schwierigkeit, die Drähte genügend zu

*) Gedinge ist der bergmännische Ausdruck für Akkord.

**) Nach den Mitteilungen der preußischen Schlagwetterkommission.

ſolieren. Es muß daher eine Glühlichtlampe in Verbindung mit einem Element zur Erzeugung der elektriſchen Kraft konſtruiert werden. Derartige Lampen leiden aber bis jetzt an dem Mangel, daß ihre Brennzeit zu kurz, daß ſie zu ſchwer und zu teuer ſind.

Da das Glühlicht nur in ſeinem luftleer gepumpten Glasballon leuchtet, beim Zerſpringen desſelben aber ſofort erliſcht, ſo wäre durch Herſtellung einer derartigen, brauchbaren Glühlichtlampe eine unbedingte Sicherheit gegen Entzündung der Schlagwetter durch die Grubenlampe geſchaffen.

Die zweite Hauptentſtehungsurſache der Schlagwetter-Exploſionen liegt in der Anwendung der Schießarbeit. 14,6 Prozent aller Exploſionen ſind (ſoweit die Ermittelungen der preußiſchen Schlagwetterkommiſſion ſich erſtrecken) auf dieſe Urſache zurückzuführen. Zur Beſeitigung derſelben wäre es am einfachſten, die Schießarbeit überhaupt zu verbieten. Es geſchieht dies auch für einzelne beſonders gefährdete Stellen der Gruben, ja ſogar für ganze Gruben, z. B. die ſchon erwähnte Zeche Neu-Iſerlohn, ein allgemeines Verbot aber würde ganz außerordentliche Nachteile im Gefolge haben, da die Gewinnungskoſten der Kohle hierdurch ſtellenweiſe derartig geſteigert würden, daß eine große Anzahl Gruben nicht mehr konkurrenzfähig wäre.

Die Entzündung der Schlagwetter kann bei der Schießarbeit entweder durch die Zündmittel, welche die Exploſion der Sprengpatronen bewirken ſollen, oder aber durch die Flamme des explodierenden Sprengſtoffes ſelbſt herbeigeführt werden. Die Benutzung eines flammenerzeugenden Zündmittels darf bei Anweſenheit von Schlagwettern unter keinen Umſtänden ſtatt haben, auch darf die Zündſchnur nicht mit Flamme brennen. Die Entzündung der Zündſchnur erfolgt daher mittels Stahl, Feuerſtein und Zunder. Die Funken, welche der Feuerſtein hervorruft, ſind ebenſowenig wie das Glühen des Zunders imſtande, die Wetter zum Explodieren zu bringen. Leider entſteht aber in dem Augenblick, wo der Zunder die Pulverſeele der Zündſchnur entzündet, ein ſekundenlanges Ausſprühen des Pulvers, welches ſich nicht vermeiden läßt und Schlagwetter über 6 Prozent Grubengasgehalt zur Exploſion bringen kann. Die Möglichkeit der Exploſion iſt alſo bei dieſer Art der Entzündung nicht völlig ausgeſchloſſen, läßt ſich aber ſehr einſchränken, beſonders da das Sprühen des Pulvers ſich nur über einen ſehr kleinen Raum erſtreckt, den man vor dem Anzünden der Zündſchnur leicht durch Wehen mit einem Kleidungsſtück ꝛc. von angeſammelten Gaſen befreien kann.

Die ſicherſte Art der Zündung iſt diejenige mittels des elektriſchen Funkens; dieſelbe läßt ſich aber in der Grube nur in wenigen Fällen anwenden.

Es wurde ſchon erörtert, daß die Exploſion von Sprengſchüſſen mit Flammenerſcheinung namentlich bei den ausblaſenden Schüſſen oder Loch-

pfeifern erfolgt, doch ist auch bei den werfenden Schüssen eine wenn auch geringe Flammenbildung häufig wahrzunehmen. Die Flammenbildung ist bedingt durch die zur vollständigen Verbrennung des Sprengstoffes erforderliche Zeitdauer. Beim Schwarzpulver erfolgt die Explosion weit langsamer als bei den neueren, sogenannten brisanten Sprengstoffen, wie Nitroglycerin, Dynamit, Schießbaumwolle ꝛc. Durch Versuche ist festgestellt, daß eine Schwarzpulverpatrone von $^1/_3$ Meter Länge zur vollen Entzündung $^1/_{30}$ Sekunde, und die einzelnen Pulverkörner ungefähr $^1/_{10}$ Sekunde zu ihrer Verbrennung gebrauchen, ein zwar lächerlich kleiner Zeitraum, der aber doch genügt, um mittels der noch unverbrannten Pulverteile und Gase unter Umständen Feuergarben von mehreren Metern Länge zu erzeugen, und der sehr groß erscheint im Verhältnis zu der Zeit, welche für die Explosion der brisanten Sprengstoffe erforderlich ist. Eine Dynamitpatrone von $^1/_3$ Meter Länge explodiert nämlich in nur $^1/_{15000}$ Sekunde. Infolge dessen tritt bei den brisanten Sprengstoffen nur geringe oder meist gar keine Flammenbildung ein; ebenso sind infolge der momentanen Wirkung Lochpfeifer beim Gebrauche der brisanten Sprengstoffe sehr selten. Durch Anwendung derselben läßt sich daher die Gefahr der Entzündung von Schlagwettern infolge der Schießarbeit außerordentlich reduzieren, namentlich wenn man noch eine weitere Vorsichtsmaßregel anwendet, den sogenannten Wasserbesatz, das heißt, man besetzt das Bohrloch mit Wasser anstatt mit Mergel oder gar Kohlenstaub. Bei dem Gebrauch von Gelatine-Dynamit, dessen Sprengkraft durch Berührung mit Wasser keine Einbuße erleidet, kann man einfach das Bohrloch nach Einführung der Patrone bis zum Rande mit Wasser füllen, bei den anderen Sprengstoffen ist man genötigt, eine Wasserpatrone anzuwenden, um das Naßwerden der Sprengpatrone zu verhüten. Der Wasserbesatz löscht die Schußflamme im Entstehen aus und vermag außerdem die zerschmetternde Wirkung, welche den brisanten Sprengstoffen eigen ist und der sie ihren Namen verdanken, in die reißende umzuwandeln, welche das Schwarzpulver kennzeichnet. Früher haben die Gruben der Einführung der brisanten Sprengstoffe für die Schießarbeit in der Kohle widerstrebt aus dem Grunde, weil durch Anwendung von Schwarzpulver infolge der reißenden Wirkung desselben eine weit ausgedehntere Gewinnung von Stückkohlen*) zu ermöglichen war als durch die brisanten Sprengmittel. Dieser Einwand wird aber durch den Wasserbesatz hinfällig; allerdings hat das Schwarzpulver immer noch den Vorzug der Billigkeit.

* * *

*) Stückkohle, d. i. Kohle in grober Stückform, wird weit höher bezahlt als Kleinkohle, daher das Bestreben der Zechen darauf gerichtet ist, möglichst nur Stückkohle zu fördern.

Abgesehen von den angeführten Haupturſachen der Schlagwetter-Exploſionen: Gebrauch von offenem Licht, Mängel der Sicherheitslampe und Anwendung der Schießarbeit, haben noch verſchiedene Zufälligkeiten Anlaß zur Entzündung der Schlagwetter gegeben; jedoch überwiegen die vorgenannten Urſachen (mit ungefähr 99 Prozent) derartig, daß man ſagen kann, nach ihrer Beſeitigung werden die Schlagwetter-Unfälle ſo gut wie ausgeſchloſſen ſein. Allerdings nur die Exploſionen! Denn durch alle vorerwähnten Verbeſſerungen in der Beleuchtung und bei der Schießarbeit läßt ſich nicht verhindern, daß die Schlagwetter vorhanden ſind, daß ſie die Grubenluft verſchlechtern und ſchließlich bei allzu ſtarkem Prozentgehalt die Gefahr der Erſtickung der Arbeiter herbeiführen. Hiergegen vermag allein eine kräftige Grubenventilation zu ſchützen, d. h. die Zuführung einer ausreichenden Menge friſcher Luft in die Grube und die Beſeitigung der verdorbenen Luft.

Dieſe Wettercirkulation bewirkt man faſt durchweg mittels der Wettermaſchinen oder Ventilatoren. Es ſind dies Schaufelräder von teilweiſe ganz bedeutenden Dimenſionen (bis zu 15 Meter Durchmeſſer), welche meiſt über Tage aufgeſtellt und mit der Mündung eines Schachtes der Grube durch einen luftdicht abgeſchloſſenen Kanal verbunden werden. Durch eine Dampfmaſchine verſetzt man das Rad in außerordentlich ſchnelle Umdrehung und bewirkt infolge der Centrifugalkraft, daß die in der Mitte des Rades eintretende Grubenluft nach außen geſchleudert wird. Es tritt eine Verminderung (Depreſſion) des Luftdrucks in dem Ventilator ein, durch welche ein ſtetiges Anſaugen der Grubenwetter bewirkt wird. Zur Zuführung der friſchen Luft in die Grube muß ſtets noch eine zweite Verbindung der Grube mit der Tagesoberfläche, ein „einziehender Schacht“ vorhanden ſein. Der Luftſtrom wird durch den einziehenden Schacht bis in das Tiefſte der Grube geleitet, durchſtreicht von unten nach oben ſämtliche Arbeitspunkte in der Grube und gelangt durch den auf dem ausziehenden Schacht ſtehenden Ventilator ins Freie. Innerhalb der Grubenbaue wird der Luftſtrom durch Wetterthüren, Wetterbrücken, Wettergardinen (aus Segeltuch) ꝛc. daran verhindert, ſich den kürzeſten Weg zwiſchen dem ein- und ausziehenden Schacht zu ſuchen.

Die Menge der auf dieſe Weiſe durch eine Grube durchgeſaugten Luft iſt je nach der Länge des Weges, welchen die Wetter zu durchlaufen haben, der Zahl der Arbeiter und der Schlagwettergefahr ſehr verſchieden. Innerhalb Preußens beſteht hierfür die bergpolizeiliche Vorſchrift, daß auf jeden Arbeiter mindeſtens 2 Kubikmeter friſcher Wetter in der Minute kommen müſſen, und daß der Gehalt der ausziehenden Wetter an Kohlenſäure und Grubengas $1\frac{1}{2}$ Prozent nicht überſchreiten darf.

Aus dieſen Ausführungen wird der Leſer erſehen, daß die weit-

gehendsten Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der Schlagwetter-Explosionen in den Gruben getroffen sind. Das Publikum urteilt daher sehr voreilig, wenn es sich bei eintretenden Unglücksfällen abfällige Bemerkungen über die Leitung der Gruben erlaubt. Es liegt ja auch im allereigensten Interesse der Grubenverwaltungen, eine Explosion zu verhüten; denn ganz abgesehen von dem Verlust an Menschenleben, erwachsen der betroffenen Grube durch die grauenhaften Verwüstungen, welche eine Explosion unter Tage anrichtet, durch das Stillliegen des Betriebes u. s. w. ganz enorme Kosten. Man greift nicht zu hoch, wenn man den durch das Karwiner Unglück den dortigen Gruben erwachsenen Schaden auf zwei Millionen Mark veranschlagt. Häufig hört man auch vom Publikum die Ansicht aussprechen: Man hätte den Betrieb an den gefährdeten Punkten rechtzeitig einstellen sollen. Es beweist ein solcher Ausspruch nur eine vollständige Unkenntnis der Verhältnisse in einer Kohlengrube. Denn einmal kommt es oft genug vor, daß Explosionen an Orten stattfinden, an denen kurz vorher Schlagwetter gar nicht oder in kaum nennenswerten Mengen vorhanden waren, weiter aber hat man gerade durch den fortwährenden Betrieb der gefährlichen Punkte in der Grube die beste Kontrole über das Vorhandensein und die Anhäufung der gefährlichen Gase, und drittens werden häufig durch die Einstellung der Arbeiten andre Gefahren herbeigeführt. Vielorts ist das Einstellen der Arbeiten gleichbedeutend mit dem Zubruchegehen der Grubenbaue; nimmt man die Arbeit noch vor dem Zusammenbruch der Gesteinsschichten wieder auf, so beschwört man die Gefahr herauf, daß die Bergleute von dem stark in Druck geratenen Gestein verschüttet werden. Schon der Stillstand des Betriebes während der Sonn- und Feiertage ruft diese Gefahr hervor und die meisten Grubenunglücke ereignen sich infolge dessen am Montage.

Der Laie neigt leicht zu der Ansicht, daß das Grubengas die hauptsächlichste Quelle der Unglücksfälle in den Bergwerken bildet, da die Zeitungen meist nur von den mit Massen-Verunglückungen verknüpften Schlagwetter-Explosionen berichten. Mancher wird daher wohl erstaunt sein, zu hören, daß die Verunglückungen mit tötlichem Ausgange infolge von Wetter-Explosionen nur 11 Prozent aller Unglücksfälle beim Grubenbetriebe ausmachen. Der Tod lauert dem Bergmann in mancherlei Gestalt auf; Sturz in die Tiefe, ein vorzeitig losgehender Sprengschuß, eindringende Wasserfluten und andere Zufälle, vor allem aber herabstürzendes Gestein können ihm ein jähes Ende bereiten. Hier wird einer betroffen und dort einer, kein langer Zeitungsbericht, keine öffentliche Geldsammlung verbreitet die Kunde von solchen Unfällen, aber sie summieren sich und wachsen bis zum Schlusse des Jahres zu einer Höhe an, neben welcher die Massenunglücke der Schlagwetter-Explosionen verschwindend sind.

Leider ist es unausbleiblich, daß mit dem Tieferwerden der Gruben auch die Schlagwetter in immer verstärktem Maße auftreten werden, und von einzelnen wird die Ansicht vertreten, daß die Schlagwetter dem Kohlenbergbau bei zunehmender Tiefe der Gruben weit eher Einhalt gebieten werden, als es die nach dem Innern zunehmende Erdwärme schließlich thun wird. Wir glauben, die Aussichten sind nicht so schlimm. Der menschliche Geist hat schon manche derartige Klippe umschifft, und es steht daher zu erwarten, daß mit der Zunahme der Gefahren in der Tiefe auch Verbesserungen ersonnen werden, denselben zu trotzen. Hoffen wir, daß es gelingen möge, nicht nur zu verhindern, daß die Schlagwettergefahr wachse, sondern daß Mittel und Wege gefunden werden, die verderbenbringende Wirkung derselben völlig zu beseitigen! Glückauf!

Herr Mauke und seine „Frau".

Eine Erwiderung von Heinz Starkenburg.

(Tübingen.)

Man soll zwar von einem Lebewesen nicht mehr verlangen, wie es „als das Produkt seiner Umgebung und seiner Vergangenheit" zu leisten imstande ist, gleichwohl könnte man von einem Manne, der für die „Gesellschaft" schreibt, erwarten, daß er einigermaßen sich über die Dinge unterrichtet, über die er zu schreiben beabsichtigt. Oder sollte Herr Wilhelm Mauke trotz seiner Vorliebe für die „Umgebung" es nicht für notwendig gehalten haben, sich die seine, das sozialdemokratische München, wenigstens soweit anzusehen, daß er eine der vielen dortigen Versammlungen besuchte und sich aus ihnen persönlich einmal über das Ideal des „Maschinenstaates" unterrichtete? Keineswegs verkennen wir das viele sehr Beherzigenswerte in dem Artikel, nur möchten wir uns die bescheidene Bemerkung erlauben, daß dies gerade die Gedanken sind, die die Sozialdemokratie seit zwei bis drei Jahrzehnten vertritt; hierhin gehört: Aufhebung der Zwiespältigkeit des Moralkodex für beide Geschlechter, Befreiung des geschlechtlichen Verkehrs von staatlicher Einmischung, Gleichberechtigung (nicht Gleichheit!*)

*) „Endlich aber sei bemerkt, daß die Forderung völliger Gleichheit der Frau mit dem Manne . . . einfach Unsinn ist. Nicht etwa, daß wir behaupten wollen, die Frau stehe tiefer als der Mann . . . . Aber gleich sind sie nicht, weil sie eben Mann und Weib, also sehr verschieden sind, verschieden in ihren körperlichen Verrichtungen und Anlagen." (Kautsky „Der Arbeiterschutz u. s. w." Nürnberg, 1890, pag. 36.)

beider Geschlechter, Abschaffung der „Oberherrlichkeit des sogen. Familienhauptes über erwachsene Söhne und Töchter“, Aufhören der Prostitution, der Massen-Ehelosigkeit und anderer sexuell sozialer Schäden unserer Zeit, „harmonische Ausbildung des Familienlebens“, Unabhängigkeit des Weibes von der Tyrannei des Mannes, Befreiung der Frau von dem „Ideal: Wischlappen und Kochtopf“, Umbildung aus dem „bis auf die Knochen blasierten Klassengeschöpf“ zur „ethischen Stärke“ und dergleichen. Was übrig bleibt: die Freilandfrau nach dem Herzen des Herrn Wilhelm Mauke, die „mit Uterus und Herz bewirkt, was beim Manne Hirn und Hand“, kann uns allerdings wenig imponieren. Produzieren, d. h. geistige oder körperliche Berufsthätigkeit haben soll die Frau nicht, das „entspricht nicht ihrer Art“, die „täglichen Sorgen des Haushalts, der Küche, Kleidung und Kinder-Erziehung“, durch die der „natürliche Beruf als Gattin, Mutter, Ernährerin und Erzieherin“ gebildet werden soll, fallen ja nach Herrn Mauke dadurch fort, daß „ein fortgeschrittenes soziales Gemeinwesen“ „die kleinlichen materiellen Sorgen des Haushalts“ „zu überwiegendem Teile von den Schultern der einzelnen Frau nehmen und durch neue Einrichtungen“ („Central-Küchen, Centralheizungen und Bäder, Centralreinigungs- und Waschanstalten“) ersetzen wird*). Das „Gebären, Säugen und Aufziehen von gesunden Kindern“ kann doch bestenfalls alle $1\frac{1}{2}-2$ Jahre einmal vorkommen und 2—3 Monate in Anspruch nehmen, wenn sich nicht durch freiländische Erziehungsmethode die weiblichen Geschlechtsorgane dermaßen ändern, daß die Frau zur Engros-Gebärmaschine wird. Was sich der Verfasser unter dem Beruf einer „Erzieherin der jungen Generation bis ungefähr zum sechsten Jahre“ gedacht hat, ist mir insofern nicht ganz klar, als eine Erziehung des unter sechsjährigen Kindes doch im wesentlichen indirekt durch den dauernden Umgang mit den Eltern stattfindet, der doch in Zukunft die Frau ebensowenig an einer gleichzeitigen Berufsthätigkeit hindern würde, als heute in der Bourgeoisie an der gleichzeitigen Arbeit des Haushalts und der Geselligkeit. Mit dem „Beruf der Gattin“ sieht es auch windig aus, denn natürlich muß, wenn die Frau faullenzt, der Mann wie heute für sie mitarbeiten, während sie zu Hause sitzt und „ihren Beruf als Gattin“ erfüllt. Ob „das harmonische Familienleben“ und „der echte Familiensinn“ sich besser ausbildet, wenn Mann und Frau am Vor- und Nachmittag je $2\frac{1}{2}$ Stunde arbeiten und den übrigen Tag zur gemeinsamen Muße besitzen, oder wenn der Mann den ganzen Vor- und Nachmittag, zusammen 10 Stunden, außer dem Hause oder in seinem Zimmer oder Bureau arbeitet und abends spät, müde, abgearbeitet, unlustig zu

*) Auf ein paar Widersprüche mehr oder weniger kommt es dem Herrn Verfasser nicht an.

gemeinsamer Lektüre ꝛc. nur zum Abendbrot heimkommt, überlasse ich dem Urteil des Herrn Mauke. Bleibt also für die Frau, oder gar für das unverheiratete junge oder ältere Mädchen nichts zu thun als „die Pflege des Edlen und Schönen", also wohl das, was Treitschke als „Klavierspielen, Romane lesen und auf dem Sofa unzüchtige Gedanken nähren" nennt, mit einem Worte: die ganze soziale Misere unserer heutigen Bourgeois-Frauen und Töchter.

Auf die überall verstreuten Unüberlegtheiten und Unrichtigkeiten will ich im einzelnen nicht weiter eingehen; es wäre mir zwar interessant, einmal ein Exemplar jener Maukeschen Proletarierin kennen zu lernen, der die krankhafte, unnatürliche Auffassung, die Prüderie und Heuchelei, womit .. das Sexuelle behandelt wird, zu eigen ist. Wenn der Konkurrenzkampf mit dem Mann „der Art der Frau nicht entspräche", so würden wir nicht so und so viele Berufe haben, die sich die Frau heute bereits Dank ihrer besseren Veranlagung dazu als alleiniges Arbeitsgebiet erobert hat, die wir für den Mann als zu „weibisch" erklären, in denen Frauenarbeit unentbehrlich ist. Doch, wie gesagt, das sind Unüberlegtheiten, über die wir nicht zu streng richten wollen. Was wir aber dem Verfasser zum schweren Vorwurf machen, das ist und bleibt die tendenziöse, unwahre, zum mindesten höchst billige und oberflächliche Darstellung und Abschlachtung des sozialdemokratischen Frauen-Ideals, welche lebhaft an die Spar-Agnes und Strampel-Anny des großen Eugen erinnert. Wir ersuchen hiermit Herrn Mauke um gefällige Angabe, aus welchem ultramontanen Wahlflugblatt, aus welchem Feuilleton des „Reichsboten", oder aus welcher Nummer des „Kladderadatsch" er seine Kenntnisse über den „großen Gleichheits-Moloch" bezogen hat. Wir wollen hier nur zwei Punkte herausgreifen: Erstens ist von einer „zwanglich durchgeführten, obligatorischen Frauenarbeit" im Programm der Sozialdemokratie an keiner Stelle, in keiner mir bekannten Schrift die Rede; vielmehr werden die Verhältnisse sich ebenso gestalten, wie im freiländischen Idealstaat. Da die größere Hälfte der Frauen aus Wunsch, einen eigenen Beruf zu haben, aus Vorsicht für den Fall der Nichtheirat, aus Freude an selbständiger Arbeit, aus einfachen Erwerbszwecken oder ähnlichen Gründen einen Beruf erwählen werden, so wird der Druck der öffentlichen Meinung, die Fraglichkeit, ob sie einen Mann findet, der für seine Frau mitarbeiten will, wo es genug andere giebt, die durch eigene Arbeit zum Haushalt zusteuern ꝛc., die Frauen dazu veranlassen, in der Regel selbständige Gewerbtreibende zu werden. Mit der Polizei in die Fabrik geholt wird sie nicht werden, und was man sich sonst unter Zwang vorstellen sollte, verstehe ich nicht. „Es handelt sich nicht darum, die arbeitende Frau, sondern ihre Ausbeuter zu beschränken; man muß ihr

nicht die Arbeitsgelegenheit verkümmern, sondern die Arbeitsbedingungen so gestalten, daß sie durch die Arbeit so wenig als möglich geschädigt wird.“ (Kautsky a. a. O.) — Der andere Punkt betrifft die vorsündflutlichen Anschauungen, die der Verfasser von den sexuellen Verhältnissen der sozialdemokratischen Ehe und dem sozialdemokratischen Familienleben hat. Von der „öffentlichen, schablonenmäßigen“ Kindererziehung „außer dem Rahmen der Familie“ ist schon vor Herrn Mauke genug Erbauliches gefaselt worden, während die ganze Sache auf eine Reform des Schulwesens hinausläuft. („Der Kinder-Unterricht vom Anfang des 7. bis Vollendung des 15. Lebensjahres ist obligatorisch und für das ganze Volk in Stadt und Land vollkommen gleich.“ O. Köhler, „Der sozialdemokratische Staat“. Nürnberg, 1891, pag. 143.) Über das eheliche Verhältnis, unter dem sich der Verfasser so poetisch Karnickel-Wirtschaft und allgemeine Promiscuität vorstellt, will ich wenige Sätze desselben Buches citieren, aus denen Herr Mauke wohl ersehen wird, daß es Sozialdemokraten giebt, die hierin strenger und reaktionärer denken als die Freiländer. Köhler schreibt (a. a. O. pag. 133): „Gesetzliche Ehebündnisse können nur zwischen je einem Mann und einer Frau geschlossen werden. Die Paarehe gründet sich auf das naturökonomische Verhältnis, daß das menschliche Geschlecht ungefähr zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen besteht ..... Damit ist selbstverständlich noch nicht die Unauflöslichkeit des Ehebandes bestimmt und ausgesprochen..... Der Ehemann ist, wie seither, während der gesetzlichen Ehe verpflichtet, für die leibliche Existenz seiner Frau zu sorgen, wogegen die Frau die etwaige Privatwirtschaft des Ehemanns zu führen, die Verpflegung der etwaigen Kinder zu übernehmen hat und dergl. Selbstredend ist es Ehefrauen unbenommen, soweit es ihre Muße gestattet, auch produktiv oder sonstwie thätig zu sein und zur Erhöhung des gemeinsamen Einkommens beizutragen.“ .... Da sie selbstverständlich im sozialistischen Staate nicht nur eine Altersrente, sondern auch für die Zeiten der Schwangerschaft und Menstruation Krankengelder, sowie Pflegegelder für die Aufziehung des Kindes erhalten würde, so daß sie ihre Berufsarbeit ohne pekuniäre Nachteile einschränken kann, wenn dies als wünschenswert erscheint, so sehen wir nicht ein, warum die freiländische Frau noch ein besonderes Versorgungsrecht erhalten soll.

Facit: Was in dem Artikel gut ist, ist nicht neu; was neu ist, ist nicht gut. Die Entwicklung wird uns durch die That beweisen, daß eine harmonische Ausbildung des Familienlebens nur auf den neuen Grundlagen unseres sozialdemokratischen Gemeinwesens verbürgt ist. Uns Sozialdemokraten zur Freud', Herrn Mauke zum Trotz! —

An meine Gönner.

Von Richard Dehmel.

(Pankow b. Berlin.)

Es iſt mir wiederholentlich von wohlmeinenden Leuten bedeutet worden, daß etliche meiner Gedichte zwar vielleicht ſehr ſchön, aber nicht beſonders verſtändlich ſeien. Vornehmlich hat die „myſtiſche Symbolik“ der Venus Sapiens, aus den Verwandlungen der Venus, verſchiedentliche Köpfe in lebhaft ſchüttelnde Bewegung verſetzt. Ein Herr Otto Ernſt hat ſich ſogar gedrungen gefühlt, im „Magazin für Litteratur“ einem verehrlichen Publico zu bedeuten: „Wer das verſteht, der thut mir leid,“ oder ſo ähnlich. Da aber auch Leute, die nicht dem hochwohlweiſen Stande der Rezenſenten angehören, ſich das Verſtändnis dieſes Gedichtes aus dem Zuſammenhange der Verwandlungen nicht zu erringen vermochten, ſo ließ ich mir die Sache nahegehen. Ich lege nämlich nicht den mindeſten Wert darauf, unverſtanden zu bleiben; wie ich auch nicht darnach trachte, als Symboliſt oder Myſtiker oder ſonſt ein Schulreiter zu gelten, ſondern einzig als Dichter von Erlebniſſen. Außerdem iſt grade dies Gedicht mir beſonders ans Herz gewachſen, und als Dichter darf man doch aus ſeinem Herzen keine Mördergrube machen. Nun kann man freilich das gemütiſche Verſtändnis einer Dichtung niemandem eintrichtern; aber einen Schlüſſel für das logiſche Verſtändnis wird der wohlgeneigte Leſer, ſelbſt auf die Gefahr hin, Herrn Otto Ernſt dann leidzuthun, ſich vielleicht von mir verabreichen laſſen. Von vornherein erſchien mir das nicht nötig. Ich hielt es nicht für etwas gar ſo Ungewöhnliches, daß mancher Mann ſein Eheweib wie einen männlichen Freund verehren lernt, und hielt es nicht für etwas gar ſo Unbekanntes, daß mancher Menſch in ſeiner Bruſt, wie Goethe ſagte, mehr als Eine Seele wohnen hat; heute würde man anders ſagen. Auf beides glaubte ich den wohlgeneigten Leſer nicht erſt extra bringen zu brauchen. Da es dennoch nötig ſcheint, habe ich der Venus Sapiens (zu deutſch: die wiſſende, bewußte Liebe, vergl. homo sapiens) noch eine Strophe vorgefügt und in den übrigen drei kleine Worte geändert. Hiernach lautet das Gedicht wie folgt, wobei ich allerdings noch immer mir erlaube vorauszuſetzen, daß meinen Leſern eine der großartigſten Kulturlegenden der Weltlitteratur, das I. Buch Samuelis, enthalten in Martin Luthers Altem Teſtament, nicht ganz unbekannt iſt. Im übrigen hat auch ſchon Luther eine Ahnung von dem Kampf des neuen

mit dem alten Adam in der Menſchenſeele gehabt, oder wie wir heute differenzierter ſagen würden, von der Entwickelung der unwillkürlichen, erlebten Individualität durch die Verwandlungen der anerworbenen, bewußten Perſönlichkeit im Kampf ums Daſein des Geiſtes.

VENUS SAPIENS.

Nun, du Eine, tritt heran,
höre meine tiefſten Laute:
höre zu wie Jonathan,
als ſich David ihm vertraute.
Schwer vom Hohn und Übermute
Goliaths herabgemächtigt,
hat bis heut in meinem Blute
noch der greiſe Saul genächtigt.

Zwielicht. Sterbend hängt die ſcharfe
Zunge aus dem Läſtermaul.
Sieh, nun weint dein König Saul,
denn dein David ſingt zur Harfe.
Alle Kleider ſind zerriſſen,
die den alten König ſchmückten;
brütend hört er den Entzückten
nahen aus den Finſterniſſen.

Goliath tot! den König ſchauert;
ſeine Schwermut ahnt das Ende.
Und dein Sänger ſteht und trauert:
blutig zucken ſeine Hände.
Aber weiter muß er ſchreiten,
ſeine Töne ſind ein Bann,
ſelig greift er in die Saiten:
Komm, o komm, mein Jonathan!

Traure nicht um den gebeugten
Vater, dem vor morgen graut;
denn die Trübſal iſt die Braut
aller nicht vom Geiſt Gezeugten.
Jonathan, du ſahſt ihn ſitzen,
den Berater deiner Reiſe,
nackt und ſchamlos, und das ſteife
Haupt umſtarrt von Lanzenſpitzen.

Und du ſahſt vor ſeinem Zelt
ſterben den Philiſterfürſten;
aber Leben braucht die Welt,
laß uns nach dem Geiſte dürſten!
Denn es weht von allen Hügeln
immer neu ſein ewiger Segen;
lerne nur dein Herz beflügeln
und er wird auch dich bewegen!

Jonathan, zu jeder Friſt
ſei nun meiner Liebe ſicher;
und ſie iſt viel ſonderlicher,
als mir Frauenliebe iſt.
Glutwind droht den jungen Saaten;
nimm den Bogen in die Hände,
daß dein Pfeil mir Warnung ſende,
ſinnt der Vater Wahnſinnsthaten.

Jonathan, wir ſahn uns nackt!
Du mein Bruder, Freund, Berater,
hilf mir, wenn die Glut mich packt:
Jonathan, Ich war dein Vater!
Jona, Schweſter: unſre Kinder!
Mutter! weinen meine Saiten . . .
David, komm! du Überwinder
unſrer Unwillkürlichkeiten . . .

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(Zur Zeit Insel Juist, Nordsee.)

Als ich München verließ, um meine Sommerfahrten anzutreten, glaubte ich einige Freunde zu meinen Stellvertretern im kritischen Amte bestellen zu müssen. Ich wählte kluge, kunsterfahrene Leute. Aber aus den spärlichen Nachrichten, die ich von ihnen in meiner Insel-Einsamkeit erhalte, ersehe ich, daß man auch über kritische Stellvertretung sehr zweierlei Meinung sein kann, wenn man ohne bindende Begriffsbestimmung jedem seine eigene Auffassung läßt.

Der verehrte Freund, dem ich die Sorge um die bildende Kunst, namentlich die Ausstellungen des Kunstvereins, der Sezession, den Lenbachschen Bilderdiebstahls Prozeß u. s. w. auf die Seele band, schrieb mir:

„Ich habe es, nach einigen mühsamen, aber vergeblichen Versuchen, bei dieser Kasserntemperatur des Monats Juli ein sogenanntes Münchener Kunstleben zu entdecken, gemacht wie Du, ich habe meinen Hausschlüssel in die Tasche gesteckt und bin in die Ferne gezogen, zunächst in den Gnadenwald in Tirol, wo das kühle und wunderschön kunstlose Speckbacher-Wirtshaus steht. Daselbst kannst Du alles übrige beim Sepp und bei der Moidl erfragen. München habe ich neidlos den Fremden überlassen. Mögen sie zu Nutz und Frommen unserer Moderne die Ausstellungen totlaufen und die Wände abräumen — gegen Barzahlung — so daß wir bei unserer Rückkehr auch keinen Quadratfuß bemalter Leinwand mehr vorfinden. Wir können dann wieder frisch von vorne anfangen. Ich grüße die Seehunde der Nordsee. Backhendeln und roter Spezial sind mir lieber. Leb' wohl."

Der Gute, dem ich die Berichterstattung über die Gastspiele im Gärtner- und Volkstheater anvertraute, meldete mir nicht weniger summarisch:

„Auf unsern Bierkellern ist es jetzt abends ganz herrlich. Es soll noch einige Menschen geben, die von 7—9 oder ½10 ins Theater gehen, ich habe sie aber nicht gesehen. Ich bin nämlich nicht hingegangen. Ich erinnerte mich mit Vergnügen, daß Du selbst noch von der Fiala-Truppe im Gärtnertheater Haibes „Jugend" und von der Meßthaler-Truppe im Volkstheater Zolas „Therese Raquin", Ibsens „Gespenster" und Hauptmanns „Einsame Menschen" gesehen und sehr günstig in Deinem Berliner Blatt besprochen hast. Ich dachte mir, das genügt auch für die „Gesellschaft". Besseres und Bedeutenderes haben die Leute jedenfalls nicht mehr gespielt, also geben wir uns mit den Höhepunkten zufrieden. Die Franzosen im Hoftheater interessieren mich nicht. Wir haben hinlänglich an unsern Deutschen zu kauen und zu verdauen. Nächsten Winter bekommen wir jedenfalls von unsern eigenen Schauspielern wieder Französisches in Hülle und Fülle vorgemacht. Wozu soll ich mich da zu Coquelin und seinen Mesdames et Messieurs bemühen? Daß sie ihre Pariser Sachen ordentlich loshaben, ist selbstverständlich. Entzücken sie mich aber, so hätten nur unsere einheimischen Menschendarsteller den Nachteil, denn ich würde sie sicher unerträglich finden, wenn sie uns an den schönen winterlichen Theaterabenden mit Kunstsachen kämen, die wir bei den echten Franzosen besser gesehen haben. Ich verharre daher lieber gleich in meiner patriotischen Illusion, daß Herr Keppler, Fräulein Heese und ihre Partner und Partnerinnen — ewig dieselben, Gott Apoll erhalte sie uns! — französischer spielen, als die echtesten

Franzoſen. Das langt. Beim Eberl ſehen wir uns wieder, wenn Du Luſt haſt und von der norddeutſchen Luſt nicht für bajuwariſche Kulturgenüſſe abgeſtumpft worden biſt."

Die dritte Feder, der ich ganz beſonders eine liebevolle Einzelberichterſtattung über die franzöſiſchen Gaſtſpiele des Herrn Benoit Const. Coquelin ainé zutraute, begnügte ſich mit folgenden Aufzeichnungen:

„Franzoſen ſind halt doch Franzoſen. Die Leiſtungen unſerer deutſchen Schauſpieler ſind Skizzen im Vergleich zu dieſer fertigen Kunſt. Alles ſo fein ausgeführt und doch in großen Zügen dargeſtellt. Schon dieſe Phyſiognomien! Sie ſind immer ein Bild von vollendeter Charakteriſtik. Und die Damen wiſſen dabei immer noch ſo blendend ſchön auszuſehen. Coquelin ſelbſt iſt ein Genie, davon iſt nichts abzuhandeln. Die Stücke, die er vorführte, ſind von unterſchiedlichem Werte, einige geradewegs fad und langweilig. Trotzdem wirkten ſie durch den künſtleriſchen Geiſt, mit dem die Darſteller ſie belebten und erhöhten. Ein ſonniger Glanz, wie klaſſiſche Heiterkeit, liegt darüber. Und der reine, diſtinguierte Ton, die gepflegte Sprache, in der ganzen Konverſation nirgends eine dumpfe oder keifende Stimme. Ich erlebte wieder, was Kunſtgenuß, was Theatervergnügen heißt. Mein Enthuſiasmus für die Bühne loderte wieder auf."

Ich ſehe, daß ich viel nachzuholen habe, wenn ich heimkomme. —

Aus dem Frankfurter Kunſtleben.

Von Wilhelm Mayer.

(Frankfurt a. M.)

Hänſel und Gretel von E. Humperdinck. Die Medici von R. Leoncavallo.

Wir ſind nun nachgerade faſt daran gewöhnt, von der Bühne herab ein Spiegelbild ſchauervoller Wirklichkeit zu empfangen, und ſo beherrſchen denn auch die Neu Italiener der ſogenannten veriſtiſchen Schule mit Cavalleria und Pagliacci noch immer unſer Opernrepertoir in hervorragender Weiſe: Eiferſuchtstragödien, in denen den wildeſten menſchlichen Leidenſchaften ein ausgedehnter Tummelplatz eingeräumt iſt, und Mord und Totſchlag nur ſo an der Tagesordnung ſind. In eine ganz andere Welt dagegen verſetzt uns das Märchenſpiel: Hänſel und Gretel von Engelbert Humperdinck.

Freilich wirft auch in dieſes anmutige Kinderſpiel der Tod ſeine düſteren Schatten, jedoch ſind es nicht Gift und Dolch, die hier ihr grauſiges Scepter ſchwingen, vielmehr wird die Kataſtrophe durch die Verbrennung der Knuſperhexe in ihrem eigenen Backofen herbeigeführt, ein Vorgang, der ſelbſt die reifere Jugend nicht mehr in Aufregung zu ſetzen vermag.

Das Textbuch der Frau Adelheid Wette, der Schweſter des Komponiſten, das — wie man ſagt — urſprünglich für der Verfaſſerin eigene Kinderſtube gedichtet wurde, iſt nicht ohne poetiſchen Wert. In kindlich naiven Verſen und einfachſter Handlung führt es den Inhalt des bekannten Märchens an uns vorüber. Auf dieſer Unterlage hat E. Humperdinck eine Muſik geſchaffen, die an reizvoller Melodik und feinkünſtle-

riſcher Geſtaltung unter den Erzeugniſſen der heutigen Opernlitteratur nicht viele ihresgleichen finden dürfte. Allerdings haben hier Wort und Ton eine ganz eigenartige Ehe eingegangen, denn zu den kindlichſten Verſen redet der vertraute Freund und Jünger des Bayreuther Meiſters nicht ſelten die Sprache der Meiſterſinger und Nibelungen, wie denn überhaupt die ganze Behandlung der Partitur im Stile Richard Wagners gehalten iſt. Trotzdem aber kann man ſagen, daß die gewandte Feder des Komponiſten es verſtanden hat, dieſes offenbar zwieſpältige Verhältnis zwiſchen Text und Muſik nicht eigentlich fühlbar werden zu laſſen. Mit ſeinem Sinn hat Humperdinck namentlich die poetiſchen Momente der Dichtung erfaßt und ausgeſtaltet. So ſind unter anderem die Erſcheinung des Sandmännchens und der vierzehn Engel von einer wundervollen Muſik begleitet, der Echoeffekt und Kuckucksruf im Walde ſchön und wirkſam verwertet. Allerliebſt machen ſich die eingeflochtenen Kinderlieder, welche, ſo wie ſie hier bearbeitet worden, in eine höhere künſtleriſche Sphäre gehoben, ſozuſagen erſt kunſtſalonfähig geworden ſind.

Man genießt das ſchöne Werk gern oft und mit großer Freude. Wir haben es eben mit einem wohlgelungenen Verſuch der Darbietung einer Kinderſpeiſe, für Erwachſene zubereitet, zu thun; dieſe Speiſe mundet uns zwar ſehr, allein wir möchten einer Ausdreitung dieſer Richtung doch nicht das Wort reden, es ſei denn, daß wir werden wie die Kinder*).

Hier in Frankfurt, dem Domicil des Komponiſten, wird das Märchenſpiel aber auch trefflich gegeben und es trägt zu dem guten Erfolg neben der wirkungsvollen Inſcenierung die Darſtellung des Geſchwiſterpaares: Häuſel und Gretel durch unſere Frau Jäger und Fräulein Schako in erſter Linie bei.

Eine ganz andere Phyſiognomie bietet das gleichfalls kürzlich über unſere Opernbühne gegangene neueſte Opus Leoncavallos: „Die Medici“. „Crepusculum“, Epiſche Dichtung in Form einer hiſtoriſchen Trilogie nennt der Dichterkomponiſt in hochtönender und etwas anſpruchsvoller Weiſe das Werk, deſſen erſte Abteilung die Medici bilden. Es ſoll offenbar ein geſchichtliches Seitenſtück zur mythologiſchen Nibelungentetralogie Wagners abgeben, allein hierzu fehlt ihm — ſoweit wenigſtens die Medici einen Schluß auf das Ganze zulaſſen — denn doch gar zu viel. Der Dichter Leoncavallo glaubte den hereinbrechenden Verfall einer großen Epoche der Geſchichte ſeines Vaterlandes künſtleriſch verewigen zu ſollen. Er hat es auch an Gewiſſenhaftigkeit nicht fehlen laſſen und ſogar im Textbuch ſeine hiſtoriſchen oder poetiſchen Quellen vielfach angegeben. Solche Quellennoten können in einer rein hiſtoriſchen Arbeit, wie z. B., um etwas Aktuelles anzuführen, im Quidde'ſchen Caligula-Artikel, als ſehr heilſam ſich erweiſen, aber wenn ſie ſchon in einem Eders'ſchen Roman ſich ſtörend geltend machen, ſo dürften ſie ihre Berechtigung in einem Operntextbuche noch weit weniger zu begründen vermögen. Denn hier hat es kaum einen Wert zu wiſſen, ob die oder die Stelle, der oder der Vorgang einem Vorbilde in der Wirklichkeit entſpricht, es kommt vielmehr darauf an, daß eine dramatiſch feſſelnde und ſpannende, an eindrucksvollen lyriſchen Momenten reiche Handlung geſchaffen werde, die als eine wohlgeeignete Unterlage für ein Muſikdrama gelten kann. Der letztgenannten Anforderung entſpricht das Buch der Medici keineswegs, indem weder die hiſtoriſchen Geſtalten und Begebenheiten in der Art, wie ſie hier vorgeführt werden, ſonderlich zu intereſſieren vermögen, noch die lyriſche Seite, die in dem pſychologiſchen und auch ſonſt recht eigentümlichen Verhältnis Giulianos zu den beiden Frauen ihren Schwer-

*) Wir kommen im nächſten Heft der „Geſellſchaft“ eingehend auf die entzückende Humperdinckſche Oper zurück. Die Schriftleitung.

punkt findet, unserem Empfindungsleben wahrhaft erhebende und erwärmende Eindrücke zu vermitteln imstande ist. Zu dieser Handlung hat Leoncavallo eine Musik geschrieben, über die man sich im allgemeinen auch nicht sehr rühmend aussprechen kann. „Phrasen, Phrasen, nichts als Phrasen" würde ein Partitur lesender Hamlet sagen, und in der That bietet der musikalische Teil des Werkes sowohl dem Fachmann als dem Laien gar wenig Erfreuliches dar. Läßt es sich auch nicht leugnen, daß der Komponist, nicht minder wie im Bajazzo, als souveräner Beherrscher der Mittel der Tonsetzkunst sich erweist, daß er für die dramatischen gleichwie für die lyrischen Situationen charakteristische Tonbilder zu erzeugen versteht, so fehlt es doch im Großen und Ganzen an bedeutsamen und originellen musikalischen Gedanken, einem den Hörer fesselnden Erfindungsgehalt. Zahlreiche Anklänge an Wagner, Meyerbeer und Gounod treten in geradezu aufdringlicher Weise hervor, und zu mancher Nummer hat ein oder das andere Stück der genannten Meister förmlich Pate gestanden. In einzelnen Teilen des Werkes erhebt sich die Musik zu schöneren und eindrucksreicheren Tonsätzen, allein diese können das Ganze nicht retten, selbst nicht einmal das eigentlich nur durch einen ganz gewöhnlichen Ensemble-Schreischlußeffekt auf die große Masse wirkende Septett des dritten Akts ist dazu imstande, und so werden wohl die Medici nach kurzem Lebenslauf das Schicksal der Mascagnischen Nachschöpfungen teilen, d. h. der unabwendbaren Vergessenheit anheimfallen. Ja, es hat in der That den Anschein, als ob beide Kollegen und Landsleute das gleiche Verhängnis teilen sollten, denn wie dort dem funkelnden Stern der Cavalleria ist auch hier der glänzend aufgegangenen Sonne der Pagliacci ein trüb flimmerndes Gestirn gefolgt. Crepusculum! Crepusculum! der Titel ist gar zu omlnös, hoffen wir, daß er mit Bezug auf den Genius Leoncavallos sich in seiner Bedeutung nicht dauernd behaupten werde. Ob wohl der weitere Verlauf der Trilogie, ob vor allem die Kaiseroper „Orlando di Berlino" die Scharte wieder auswetzen wird?

Kritik.

Romane und Novellen.

Von Zeit zu Zeit sehe ich die Alten gern — besonders, wenn sie liebenswürdig sind und Humor haben. Was doch dieser Heinrich Seidel in seinen Berliner Skizzen alles zu erzählen weiß! (Gesammelte Schriften. Zwölfter Band. Zweites Tausend. Leipzig 1894. A. G. Liebeskind.) — Von einer silbernen Verlobung erzählt er und von zierlichen weißen Ratten, die in der Roheit Fortschritte machen, von einer ursittsamen Gouvernante und Berliner Radauverbrüderungen, von der heldenhaften Ermordung der alten Seeschlange und der Fahrt eines Luftschiffers bis zur Pforte des Himmelreichs, von Storchenerziehung und von der Besorgnis einer Menschenmutter um die Versetzung ihres Quartanersprößlings, von einer Brautwerbung via Luftballon, die ein schreckhaftes Ende nimmt, und von pflanzenfreundlichen Anpflanzungsbestrebungen. Kleine Sachen, denen man beim besten Willen nicht gram werden kann, wenn sie auch hie und da ins Breite gehen. Einzelne Situationen sind köstlich humoristisch gesehen. So, wenn die Storchenmutter brütet und brütet, bis sie eines Morgens sagt: „Vater, mir ist so, als wäre es so

weit, ich glaube, da pickt was." Oder wenn der Storchenvater würdevoll seinen Kleinen doziert: „Seht, Kinder, so ist es oft in der Welt, wenn die Tiere kleiner sind als wir, dann essen wir sie, sind sie aber größer als wir, dann essen sie uns. Darum ist es gut, daß man immer bescheiden bleibt" und die Storchenmutter andachtsvoll erst ihren Mann und dann die Kinder anguckt, als wollte sie sagen: „Seht, solchen Vater habt ihr!" Auch Papa Leberecht Hühnchen tritt wieder auf und erweist sich als lebensfähig. Für Freunde harmlosen, etwas spießbürgerlichen Humors eine köstliche Gabe.

C. Schott, Die Gesellschafterin. (Leipzig, Robert Claußner, 1893.) — Man denke sich eine Jüdin, der man ihre Rasse absolut nicht anmerkt. Ein Adeliger verliebt sich in sie, schreckt zurück, als er ihre Zugehörigkeit zum auserwählten Volke erfährt, wird aber sofort vernünftig, als ihm sein Vetter, ein Offizier, eine freisinnige Vorlesung gehalten hat. Zum Überfluß heiratet besagter, auf der Höhe modernen Mischmaschfreisinns stehender Vetter eine Witwe, in deren Adern eine gute Portion semitischen Blutes fließt. Selbstverständlich sind alle diese Personen von musterhafter Sittlichkeit. Merkwürdig, daß sie alle sprechen, wie Blaustrümpfe schreiben. Das Buch strotzt von denkwürdigen Stilblüten: „Ihr erschienen die verschiedenen Religionen wie die verschiedenen Uniformen des Herrn, dessen Haupt, dessen aller Oberst der Kaiser ist." Ist das noch deutsch oder ist es hebräisch?

Stilistisch nicht viel höher stehen die Erzählungen von Emil Roland, Die Geschichte eines Lächelns und andre Novellen. (Berlin, Verlag von Alexander Duncker, königlichem Hofbuchhändler.) — Die Verfasserin versteht die Kunst, viele Worte zu machen. Von zwei Damen erzählt sie: sie „traten auf dem Parkett auf Herrenherzen herum, gebrauchten ihre Augen nach der kunstgerechtesten Manier und badeten ihre kleinen Hände sozusagen zur besonderen Liebhaberei im Herzblut ihrer Verehrer." Das mag genügen.

C. Mlethe, Axenstein. Eine Doppelnovelle. (Berlin, R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, königlicher Hofbuchhändler.) — Wie wenig doch dazu gehört, „gute" Unterhaltungslektüre zu produzieren. Nur ja keine originelle Fabel. Dafür ein paar Scheffel Wohlanständigkeit. Die Figuren müssen alte Bekannte sein, die ganz zufällig den oder jenen Namen tragen. Nur nicht etwa dem Leser zumuten, sich in eine eigentümliche Individualität hineinzudenken. Gewagte Situationen müssen natürlich vermieden werden, auch wenn sie am Platze wären. Die vorliegende Doppelnovelle hat wenigstens den Vorzug, daß sie in schlichter Sprache geschrieben ist, ohne aufdringliche Sentimentalitäten und „schöne" Stellen.

Davon ist nicht frei: Dämmern, Skizzen von Marie von Glaser. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender.) — Die Verfasserin führt eine gewandte Feder, aber sie hat noch keinen Stil. Sie erzählt so elegant und so breit wie eben andere Schriftstellerinnen auch. Dafür enthält das Buch eine einfache Skizze, die für die Zukunft mehr als Durchschnittsware erhoffen läßt: „Der alte Baron." Hier tritt die Sentimentalität zurück; der alte Herr, der seinen Tag mit allerlei Nichtigkeiten totschlägt, ist gut gesehen und einfach humoristisch geschildert. Mehr von der Art!

Und nun aus der reinen Unterhaltungslektüre heraus.

Der Verfasser des Romans „Laster" Fürst Friedrich Wrede hat drei Novellen unter dem Titel „Der Liebe Weh" gesammelt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Davon verdienen zwei größere Beachtung: „Mutter Anna" und „Schasti-Quasti". Mutter Anna schießt den rohen Aristokraten über den Haufen, der für den nächsten Tag ihren einzigen Sohn vor die Pistole gefordert hat: sie

wandert ins Gefängnis, ihr Sohn ins Kloster. Schasti-Quasti, das einfache Naturkind, wirft die Schwester, die zur Dirne geworden, unter die Räder der Lokomotive und wird zum Tode verurteilt. Der Verfasser sympathisiert mit den Verurteilten und drängt seine Sympathien zuweilen unkünstlerisch in den Vordergrund. Aber er findet starken glücklichen Ausdruck für die Leidenschaft und kann tragische Momente schlicht und herb zeichnen.

Tiefer Erfassung des psychologischen Moments strebt Martin Langen nach in seinem Roman: „Ein Anderer" (Köln und Leipzig, Albert Ahn), ohne daß es ihm vorderhand gelungen wäre, die Entwicklung der Handlung so wahrscheinlich zu gestalten, daß man ihm mit völliger Sicherheit folgen könnte. Es hapert immer im entscheidenden Moment. Herr von Berg zieht sich aus dem Bankgeschäft seines Vaters zurück, um der Wissenschaft zu leben. Seine Frau wird eifersüchtig auf die Wissenschaft. Sie spricht es direkt aus, daß sie das Gefühl habe, als solle nun ihre Liebe zugrunde gehen. Hier bleibt der Verfasser die Erklärung schuldig, er macht das Angstgefühl der Frau nicht wahrscheinlich. Dann folgt wieder sehr viel gut Gesehenes. Das Ringen und Streben des Mannes ist gut beobachtet, sein Schwanken zwischen Zuversicht und Hoffnung. Auch die wachsende Entfremdung der Gatten ist gut geschildert. Aber ganz banal ist wieder die Verführung der Frau durch einen Lebemann dargestellt. Und was dann folgt, die allmähliche Aussöhnung mit dem Gatten ist trotz Schönheiten im einzelnen zu wenig ausgeführt und der Schluß ganz skizzenhaft und ungenügend. Ich kenne von Langen bisher nur lyrische Gedichte, die über das Niveau der Dutzendware nicht herauskommen. Hier im Romane zeigen sich Ansätze zu weit größerer Kunst. Möglich, daß hier Langens Begabung liegt.

Im Verlage von Greßner & Schramm (Leipzig) sind zwei Übersetzungen aus dem Russischen erschienen: „Heile Nächte" von F. M. Dostojewski und „Hinter der Wand", „Altes Weh", zwei Erzählungen von W. Krestowski. Dostojewski nennt sein Buch mit Recht einen sentimentalen Roman. Ein gutmütiger Träumer macht in den hellen Nächten die Bekanntschaft eines jungen Mädchens und hilft ihr, den Mann, den sie liebt, zu gewinnen. Dabei verlieben sich die jungen Leute platonisch und der gute Träumer wird wohl ein wohlanständiger Hausfreund des jungen Paares werden. Von Krestowskis Geschichten ist die erste „Hinter der Wand" zu beachten. Eine traurige Liebesgeschichte hört ein Wandnachbar mit an und erzählt sie nun zu Nutz und Frommen der sündhaften Menschheit. Es ist feine Beobachtung darin; aber die an sich originelle Einkleidung schwächt den Eindruck der Erzählung.

L. Couperus, Extase. Ein Buch vom Glück. Aus dem Holländischen übersetzt von Freia Norden. (Dresden, Alexander Beyer.) — Das Original hat seiner Zeit Paul Raché in der „Gesellschaft" besprochen. Die Übersetzung kann ich nicht beurteilen; in besonders gutem Deutsch ist sie nicht geschrieben. Aber selten hat es ein Buch wie dieses verdient, ins Deutsche übersetzt zu werden. Es ist ganz Stimmung und Glanz. Von Handlung kaum eine Spur. Aber das Buch läßt nicht los. Es ist krankhaft im innersten Kerne und raffiniert in dem Aufsuchen von Sensationen. Aber es ist mit reifster Kunst geschrieben.

In Nervenkunst macht auch Karl Rosner; er nennt seine „Gefühle" (Leipzig, W. Friedrich) etwas aufdringlich „psychopathische Fülle". Daß Rosner Talent besitzt, hat er mit seiner „Décadence" bewiesen. Das neue Buch, das an schwerere Stoffe herangeht, beweist leider keinen Fortschritt. Die Form ist schlotterig wie im ersten Buche, und die Verarbeitung des Stoffes macht sich der junge Schriftsteller denn doch zu leicht. Er konstruiert zu viel und giebt zu wenig aus sich heraus

Das Erlebte fehlt. Es ist eine alte Geschichte, daß der Ehemann mit nicht gerade zärtlichen Gefühlen beobachten kann, wie die Säugetierliebe der Mutter zum Kinde ihre Liebe zum Manne in den Hintergrund drängt. Rosner stellt die Sache effektvoll auf die Spitze und läßt den Ehemann das Kind morden. Daß der Vater, der das thut, verrückt ist, vergißt er bei seiner Rechnung. Es ist wahr, daß einen thatkräftigen Mann ein Gefühl des Ekels erfassen kann beim Anblick einer Sklavenexistenz, die hinlebt wie das liebe Vieh. Rosner läßt einen nicht verrückten Menschen einen vegetierenden Sklaven von Pferdebahnkutscher morden und sich fühlen als „erlösenden Mörder, als Messias der That". In solchen Fällen helfen die feinsten Mätzchen und die schönsten abgerissenen Sätzchen nicht über das Gefühl hinweg, daß sich der Verfasser an Stoffe herangewagt hat, die er nicht meistert. Rosner hat ein nicht undedeutendes Formtalent. Mag er nun seine eigene Form finden und von spielendem Konstruieren zur Bewältigung von innerlich Erlebtem übergehen.

Oberflächlich sind die drei Novellen von Arthur Bornstein: „Klippen". (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.) — Der Verfasser sieht die äußeren Ereignisse richtig. An und für sich ist, was er erzählt, wohl möglich. Aber er giebt sich keine Mühe, das Leben seiner Personen innerlich zu gestalten. Er giebt roh zugehauenen Stoff ohne Gestaltung.

Schon äußerlich nach Seite der Form überragt alle bisher besprochenen Bücher der Roman von Friedrich Kummer: Lockende Liebe (Leipzig, W. Friedrich). — Endlich einmal einer, der seine deutsche Muttersprache mit bewußter Kunst formt, der nicht mauschelt und nicht affektiert die Sätze zerhackt. Er hat es sich auch mit der Verarbeitung des Stoffes nicht leicht gemacht. Wir kommen auf Kummers Roman das nächste Mal zurück.

G. Morgenstern.

Edward Stilgebauer: „Menschenschicksal." Der Novellen neue Folge. (München, Dr. E. Albert u. Co. Separat-Konto. 175 S.)

Der Dichter hat dem Buche eine Widmung an L. vorgesetzt, der wir zwei Strophen hier entnehmen.

„Menschliches Schicksal soll dies Buch Dir künden.
Menschliches Elend, das ja nimmer ruht.
Entschleiert sind des Busens tiefste Sünden,
Entfacht der Leidenschaften wildste Glut;
Und Du allein sollst hier den Ausweg finden,
Du kannst ihn finden, Du allein bist gut,
So stell' ich dieses Buch vor Deine Seele,
Daß sie das Schöne aus dem Schlechten wähle.

— — —

So nimm es hin, denn Dir ist es gedichtet,
Dein soll es sein, die einzig es begreift,
Der Einzigen, die liebt und niemals richtet,
In deren holdem Schutz es still gereift.
Ich seh', wie jede Zeil' vor Dir sich lichtet,
Indem des Freundes Bild vorüberstreift;
Nimm's auf, denn Du bist alles zu verstehen
Und alles zu begreifen auserlesen.

Die innige Eindringlichkeit des Tones beherrscht nicht bloß die Widmung, sondern sie durchglüht auch den Vortrag der vier Erzählungen. Man errät nun schon, daß der Erzähler oft etwas zu pathetisch wird und in deutlichmachender Beschreibung hie und da des Guten zuviel thut. Das Herz ist ihm zu voll. Das beeinflußt auch die Wahl seiner Ausdrucksmittel. Nicht immer ist das Wort mit künstlerischer Überlegung gewählt, nicht immer der Satz sorglich geprägt. So wird vom Übermaß der Subjektivität die künstlerische Individualität beeinträchtigt. Denn nicht wo er überschwenglich wird, gewinnt uns der Dichter, er wirkt am stärksten, wo er sich am einfachsten giebt, nicht mit dem ganzen Apparat der Sprache, aber mit der ganzen Kraft der Seele. Wer sich für die früheren Werke des jungen fränkischen Dichters interessierte, wird auch diese Erzählungen nicht unbeachtet lassen. Stilgebauer ist eine ebenso sympathische wie vielversprechende Erscheinung, auch Einer im ernstesten Sinne, ein hoffnungsvoller Vertreter unserer jüngsten Generation in der nationalen Litteratur. C.

Lyrik.

Proben isländischer Lyrik, verdeutscht von M. Lehmann-Filhés. Berlin. 1894. VI u. 54 S.

Zum ersten Male erscheint hier eine Sammlung isländischer lyrischer Gedichte in deutscher Übersetzung. Das Buch enthält 21 Gedichte von 4 Dichtern: Bjarni Thorarensen, Jónas Hallgrimsson, Jón Thoroddsen und Grimur Thomsen. Die Auswahl der Dichter hätte kaum glücklicher getroffen werden können; sie gehören alle zu den bedeutendsten und gelesensten Lyrikern Islands. Die Blütezeit des ersten fällt in den Anfang des Jahrhunderts, der vierte lebt noch, der zweite und dritte wirkten in der Mitte unsres Jahrhunderts. Die kurzen orientierenden Bemerkungen über die Verfasser, die ihre Biographie und Charakteristik bieten, sind ziemlich unbedeutend und für Isländer ohne Interesse, können aber für ein Publikum, das, wie das deutsche, mit der isländischen Litteraturgeschichte gänzlich unbekannt ist, ihre Bedeutung haben. Sie haben den Vorteil, daß sie im großen und ganzen zuverlässig sind, wenn sich auch einige kleine Versehen eingeschlichen haben. So hat z. B. Jónas Hallgrimsson unseres Wissens kein einziges Gedicht von Tieck übersetzt, wie auf S. 19 behauptet wird.

Die Auswahl der Gedichte ist durchweg glücklich getroffen. Freilich hätte man gern von jedem Dichter ein paar Gedichte mehr gewünscht; aber in einem kleinen Bande „Proben" soll man ja nicht eine erschöpfende Repräsentation erwarten.

Die Übersetzung ist wohlgelungen, einzelne Gedichte sind sogar ausgezeichnet übersetzt. „Island" von Jón Hallgrimsson und das schöne Erinnerungsgedicht von B. Thorarensen „Oddur Hjaltalin" sind fast Wort für Wort übersetzt und können kaum besser wiedergegeben werden. An einzelnen Stellen ist der deutsche Ausdruck etwas matter, als der isländische; dafür sind aber isländische Gedichte sehr schwer zu übersetzen, und die isländische Dichtersprache enthält verschiedene Feinheiten, die im Deutschen gar nicht wiedergegeben werden können, ohne an poetischem Duft zu verlieren.

Die Übersetzerin hebt in der Vorrede hervor, daß sie den allen isländischen Gedichten eigentümlichen Stabreim (Alliteration) beibehalten habe. Aber der Versuch ist sehr unglücklich ausgefallen. Nur hier und da ist der Stabreim richtig angewandt, und selten länger als ein paar Verse hinter einander. Weshalb soll man sich auch die Übersetzungsarbeit schwerer machen als notwendig? Der Stabreim wird ja in der deutschen Lyrik nicht gefordert wie in der isländischen, wo eben jedes Gedicht Stabreim haben muß.

Hoffentlich kommt die Übersetzerin bald in die Lage, weitere Proben ihrer Kunst vorzulegen. Die reichhaltige isländische lyrische Litteratur wartet auf einen Übersetzer, der imstande ist, sie Europas Kulturvölkern zu vermitteln. Mit ihren „Proben" hat Frl. Margarethe Lehmann-Filhés bewiesen, daß sie sich vorzüglich dazu eignet, die Vermittlerin zu werden.

Ólafur Davidsson.

Hans H. Busse, Lieder des Himmels. Der Lyrik-Serie „Erde!" I. Bdchen. (München, Karl Schüler, A. Ackermanns Nachf.)

Für Beurteiler, die mehr als ich in der modernen Lyrik zuhause sind, mag des Dichters Name willkommenen Anlaß bieten zu Vergleichen und kritischen Abwägungen: ich erspare mir das.

— 28 Lieder enthält das Bändchen, bald in feste Form geprägt, bald frei hinrauschend in des Ringens oder des Jauchzens Leidenschaft.

Im weißen Mondlicht und beim Flimmerglast des Sternenhimmels, unter sonndurchtränktem Laubdach, im glühenden Mittagsschein und in des Abends Zwielicht hat der Dichter seine Lieder erlebt; ihm ist die Welt voll warmen Glänzens und vollen Klingens: und nun erweckt er

durch Milde oder Glut der Farben, Düfte, Töne und Geſtalten das Bild der Landſchaft, der Durchleuchtung, des beſtimmenden Milieus kurzweg, mit der Stärke, die hinwiederum aſſoeiierend im Leſer dieſelben Stimmungen nach oben und niederwärts: Drauflosgenießenwollen, ſchwüle Sinnlichkeit, gedrücktes Hingrübeln, ſonnigen Frohſinn erzeugt.

Von ſolcher Macht der Sprache und der Farben gebe nachfolgendes Gedicht Zeugnis:

Mit blendender Helle umloht uns
Sommerſonnenglut,
mit fiebernder Schnelle bedroht uns
heiß und toll das Blut.

Wir liegen Seite an Seite,
es iſt ſo ſchwül, ſo ſchwer . . .
wir ſtarren hinaus in die Weite . . .
Stille rings umher . . .

— Ganz äußerlich betrachtet, zeichnet ſich dies Bändchen durch graziöſes Format, vornehm-liebenswerte Ausſtattung, ungewöhnlich zierlichen Umfang und niedrigen Preis (0,50 Mk.) ſehr erfreulich aus.

Was von Gedankengängen und Leidenſchaften durch des Dichters Seele zieht und brauſt, will er uns weiterhin in zwei demnächſt erſcheinenden Folge-Bändchen:

II/III: „Gedankendämon u. a. Gedichte",
IV: „Blut", Liebeslieder

miterleben, mitdurchringen und mitbejubeln laſſen. E. B.

Maximilian Dauthendey: Ultra-Violett, einſame Poeſien. Berlin, Max Haaſe. Mk. 25. — Unter den Modernen ſcheinen wenigſtens einige zu ſein, die vermöglich ſind; oder unter den modernen Verlegern ſcheinen einige mit beſonderen Mitteln ausgerüſtet zu ſein, was auf dasſelbe herauskommt; denn hat der Verleger Geld, hat's die ganze Schriftſtellerwelt. Mit ganz ungeheurem Luxus — ich möchte ſagen: aſchgrau, ziehe aber vor: mit ganz ultra-violettem Luxus erſcheint ein neues Buch von dem in den vorderſten Reihen galoppierenden Modernen, von unſerem großen Farbenſymphoniker Maximilian Dauthendey. Früher nannte er ſich Max. Und das war mir lieber. „Max Dauthendey", dieſer Doppeljambus galoppierte einem glücklich durch's Ohr. Und es lag in ihm etwas wie geprägte Litteratur-Münze. „Maximilian Dauthendey"! Apollo bewahre mich, daß ich das überhaupt ſtandiere. Und wie ſich dieſer „Maximilian" zum „Max", ſo, möchte ich ſagen, verhält ſich dieſes „Ultra-Violett" zu ſeinem früheren Beiträgen im Bierbaum'ſchen „Muſen-Almanach" und zu ſeiner liebreizenden „Joſa Gerth" (Dresden 1893). Schon dieſer Titel: „Ultra-Violett", welch' ein koloriſtiſcher Aufſchrei, welche Abſichtlichkeit, welche Drohung, daß wir mit Farbentöpfen totgekleiſtert werden, liegt nicht darin! Und ich muß offen ſagen: wie im Druck (es iſt nur einſeitig, wie ein Manuſkript gedruckt), wie im Format, wie in der Ausſtattung, wie im Preis (Mk. 25!) — es ſind 48 größere und kleinere Gedichte; keine Illuſtrationen), ſo ſcheint mir, iſt der Verfaſſer in der Mache, in ſeiner Produktion, in ſeiner ſpezifiſchen, koloriſtiſchen Auffaſſung, in ſeiner Manier, nur durchs Auge zu dichten, und das Cerebrum ſich ſchlafen legen zu laſſen, die Pſyche auszuſchalten, und bei ſeinem Nachbar, dem Maler, den Pinſelinhalt zu borgen, zu weit ins „Ultra" gegangen. Hier war der Titel nomen et omen. Und außerdem hat ſich unſer Dichter in der mit einer gewiſſen Zähigkeit durchgeführten Abſicht, nur Geſchautes, nur Netzhaut-Eindrücke wiederzugeben, und dem Dichter ſelbſt, dem Gedanken-Born, den Mund zuzuhalten, zu Dingen verleiten laſſen, die an die ſchlimmſten Allegorie-Poeſieen eines Roman de la Rose erinnern, wo la vertu und la faiblesse und la tristesse rührſame Geſpräche halten. Was ſollen wir beiſpielsweiſe denken, wenn die „Dunkelheit (ſingt wühlend aus den Schattenwinkeln des Gemaches)

Schwarze Flammen fliegen aus Roſen.
Schwarze Flammen in ſchwarzen Ringen.
Schwarze Flammen ſchwingen die Klingen.
Schwarze Flammen aus ſchwarzen Roſen."
(Pag. 273.)

Wenn die Poesie allzu kindlich werden will, dann wird sie kindisch. Auch ein Graf Pocci würde nicht gewagt haben, in seinen den Kindergemütern angepaßten Puppenstücken und Ferieen, wo oft die „Tugend", das „Gute", das „Schicksal" zu Wort kommt, die Dunkelheit sprechen zu lassen. Bei Dauthendey kommt dann noch der „Rosenschein" zur Sprache, d. h. zum sprechen, „die Flut", „das Gebet" (als solches, also der Begriff), und da der Dichter peremptorisch sich sträubt, sein Cerebrum, seine eigene Psyche mit reden zu lassen, so werden wenigstens die „Gedanken des Dichters", und damit er selbst, durch eine allegorische Hinterpforte wenn auch nur „dumpf" „redend" und „singend" eingeführt. Schließlich spricht noch „das Schweigen des Todes" und „die Stille" „singt". — Dieses letztere Paradoxon würden wir noch nicht einmal für das Gewagteste halten; denn die Einsamkeit, die Stille, der Tod spricht wirklich zu uns. Aber betreff der andern Abnormitäten möchten wir an den hochbegabten Künstler ernstlich die Frage richten, ob er glaubt, mit solchen Künsteleien bei uns den Parnaß zu ergattern; Künsteleien, die wir mehr dem Veranstalter der „Freskobühne" und seinem Geschiecht überlassen zu können glaubten; dem es weniger um einen adäquaten Ausdruck ihres Gemüts — sagen wir: geistigen Anlage — als um einen möglichst exponierten und von allen Seiten gesehenen Platz auf obgemeldeten Parnaß zu thun ist. Beim dreimal heiligen Musagetes, den wir alle verehren, so haben wir uns den Symbolismus in der Dichtkunst, auf dessen Fahne auch der Verfasser Dieses schwört, nicht vorgestellt. — Die rein koloristische Absicht im gesprochenen Wort, wie sie Dauthendey offenbar erstrebt, muß auch rein technisch und psychologisch als ein gefährliches Wagnis bezeichnet werden. Wenn wir eine rein vom farbenschauenden Gemüt eines Künstlers konstruierte Landschaft, z. B. ein Böcklin'sches Bild betrachten, so ist dies, dieser Eindruck, der fast ausschließlich eine vom Auge aus erfolgte Erschütterung unseres Gemüts bedeutet, etwas himmelweit verschiedenes von dem, wenn ein Dichter, dem nur das Wort zur Verfügung steht, uns Farben und Landschaften vorsprechen will, die, unser Sprachcentrum passierend, zunächst nur unsern Intellekt erschüttern. Wenn Dauthendey auf pag. 109 beginnt: „Stimmblumen eine tauhelle Wiese voll", oder pag. 119 eine „Vision" anhebt „Stöhnendes Graugelb", so sind dies für uns zunächst nur akustische, keine optischen Werte. Und überall da, wo unser Verfasser versucht, durch Worte optische Eindrücke zu erzielen, scheinen mir „die Grenzen der Malerei und Poesie" im Lessing'schen Sinn überschritten. „Die üblen Einflüsse (der Verwischung dieser Grenzen) — beginnt Lessing seinen ‚Laokoon' — haben sich in der Poesie durch Schilderungssucht geäußert, indem man sie (die Poesie) zu einem redenden Gemälde machen wollte, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle." Und, daß der Dichter nicht malen solle, gehört, um mit Vischer zu reden, „zum ABC der Ästhetik". — Nicht, als ob wir unsern Dichter durch theoretisierende Ästhetiker aus dem Sattel heben wollten; sondern wir versuchen eine Begründung — die nach der heutigen Psychologie nicht einmal so einfach ist, da wir fast nur empirische Endwirkung, aber keinen physiologischen Hergang der Sprachwirkung kennen — weil wir vor den eigentlichen Dauthendey'schen Versuchen, den „ultra-violetten", mit stumpfer Empfindung dortstehen: „Das Goldgrün und das bereifte Blaugrün lispeln ein Sonnenscheinlied, das blaurote Gestrüpp wispert es" (pag. 99); oder „braune Knospenaugen noch von keinem Geschehnis geritzt" (ebenda); oder „es ist Frühling, und das Mädchen streichelt ihn" (ebenda) wirkt auf unsere Psyche stumpf. Es mag aber auf andere erschütternd und Anschauung vermittelnd wirken. Bei uns bleibt nur eine gewisse Stupefaktion übrig, und

wir können nur annehmen, daß es dem Dichter vorwiegend um sie zu thun war. — Nicht, als ob es in dem Buch an prächtigen Stimmungsbildern fehlte, z. B. „Die Flucht nach Ägypten", an wirklichen Episoden, wie z. B. „Abgestürzt" (pag. 123), an humoristischen Scenen, wie z. B. „Faun"; an großartigen Bildern, wie z. B. „Die Geburt des Genies". Aber der Verfasser, wie schon der Titel andeutet, — „Ultra-Violett" — operiert auf unserem Gehirn, experimentiert mit Begriffen und akustischen Werten, um bei uns farbige Vorstellungen zu erzeugen; er will vom akustischen zum optischen Perzeptions-Centrum eine Brücke schlagen. Und hier mußten wir sagen, was psychisch bei uns eingetreten ist: Enttäuschung, Staunen, Kitzeln, Widerwille und gelegentlich Brechreiz. — Eine seiner Prachtleistungen aber, die auch der Strengste mit Bewunderung betrachten muß, und wo wenigstens die Farben nicht redend eingeführt werden, mag hier folgen:

A vespero (pag. 17). „Die Sonne fällt zur Erde. Gellend zerspringt ihr Licht. — Dicht vor dem blauen Tempel rollt sie nieder. Die berstenden Strahlen jagen durch den Tempelhain. Das Laub fliegt in braunroten Fetzen, geronnene Blutschlacken, triefende Purpurbrände. Alles rast durch die Räume. Und die Bäume alle von unten in gequollenem Blut und stockend gründumpf. — Gestalten in blauen Laken und in Scharlach ziehen zum Licht. — Helle Wege sickern wie Wasserläufe unter den Bäumen. Blasse, blaue Marmorgötter auf breiten, flachen Rasenstufen die Anhöhe empor. Grün, blau, rot spittert das Licht über dem Grase, und in kritzelndem Wirbel wie glühende Metallspäne in der Luft. — Ein Schwefelhagel. Es prasselt aus der Sonne. Gellende Strahlstöße, fletschende Goldbrunst hochgeschleudert über den blauen Tempel, über den blutroten Hain. — Eine Bläue von geweihten heiligen Düften quillt aus der Halle, aus den Säulen schwüles, samthaariges Weihrauchblau. — Aber draußen die blutrote Ruhe im Hain steift sich gegen das tolläugige Licht. — Das rasende Gelb verzerrt, reißt das stockende geronnene Schweigen nieder. — Jede Grasspitze knistert, sticht Licht hoch. Rot und Blau und ätzendes Grün. Das rote Dunkel stöhnt im Laube, versengt gekrümmt. Die Bäume in flatternde Fetzen gerissen, flachgepreßt. Und das Licht prallt gegen die Stämme und verzerrt das Geäst. — Aber das Rot krampfhaft mit braunen, röchelnden Kräften und hemmend die gelbe Wut und die Gier. Von den Baumsratzen trieft Purpur. Der Rasen blutet. Und wundgeritzt, rotentzündet der Boden. — Die Gestalten in blassem Blau und stierem Scharlach, alle beugen sich vor dem Licht, vor der Sonne, die auf die Erde gefallen. — Die Duftbläue raucht aus dem Tempelmarmor. Und das Blau der Tempelhalle beugt sich vor der Sonne. — Das gewaltige Licht steht wie ein schmetternder Donner hochgeschwungen über allem, mit der Kraft berstender Tuben. — Die Sonne opfert. — Inbrünstige Feuer knieen vor dem Tempel, klammern an den Säulen. — Auf goldroten Flügeln schwingt es hoch. Ein Hallelujah aus brausenden Himmelsschlünden." Panizza.

Dramen.

Karl Bilz, Gomorrhas Ende. Litterarische Komödie in drei Akten. Mit Illustrationen von Georg Heil. (Berlin, J. A. Stargardt.) — Anfangs sieht es aus, als ob der Verfasser Sudermann und Wildenbruch etwas am Zeuge flicken wollte. Dann verflacht sich das Stück zu einer ziemlich wohlfeilen Verhöhnung unserer Theaterzustände. Einzelne Scenen sind recht amüsant. Das Ganze hinterläßt den Eindruck leerer Witzelei.

Emil Gött, Verbotene Früchte. Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Zwischenspiel des Cervantes. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) — Das Stück hat die Feuerprobe der Aufführung gut bestanden. Es ist mit schalkhaftem,

graziösem Humor geschrieben. Die Form ist alt, wie die Technik. Der Verfasser ist alles, nur nicht modern. Aber man kann dem Schalk nicht gram werden.

Richard Schaukal, Rückkehr. Ein Akt. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — „Ein Akt“: das klingt schon modern. Schaukal hat sich die Geschichte nur etwas zu leicht gemacht. Eine Studie, die am besten im Pulte liegen geblieben wäre.

Paul Quensel, Wiedersehn. Drama in einem Aufzuge. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Ein Maler findet seine Geliebte als Frau eines unleidlichen Berliner Protzen wieder. Der Maler ist zu Grunde gerichtet durch die Untreue der Geliebten, die Frau tief unglücklich. Beide finden ihren Tod im Wasser. Auch dieses Stück ist nichts weiter als eine Studie, die eine Reihe guter Beobachtungen aufweist.

Mit drei vieraktigen Schauspielen auf einmal rückt J. Norden an: John Williams, Der Tugendtod, Fessein (sämtlich im Verlag von E. Pierson, Dresden und Leipzig). — Am effektvollsten ist das letzte Stück, das die Liebe des Stiefvaters zur Stieftochter behandelt. Leider schließt das Stück mit einem unmotivierten Knalleffekt. In John Williams berührt sich Norden einigermaßen mit Schaukals Rückkehr. Nur daß Norden ernsthafter zupackt und den Stoff schwerer behandelt. Ein Offizier verläßt einer Geldaffaire wegen seine Familie. Er kehrt nach jahrelanger Abwesenheit als schwergeprüfter Mann zurück. Die Familie ist ihm fremd geworden. Um das Glück seiner Tochter nicht zu untergraben, kehrt er in die Fremde zurück. Am lebensvollsten ist Norden „Der Tugendtod“ gelungen. Hier kommt tiefes persönliches Empfinden zum Durchbruch. Starkes dichterisches Talent offenbart keines der Stücke. Die Technik ist oft sehr unbeholfen. Modern ist keines der Dramen weder nach Inhalt noch Form. Aber es ist solide Arbeit.

Arthur Schnitzler, Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Ein Diskussionsdrama, das es nicht verdient hat, bei der Aufführung derartig abzufallen. Schnitzler ist nicht der Mann starker Accente. Er hat in seinem Fedor Denner eine ganze Gestalt geschaffen, den Mann, der seine Lebensführung nicht mit seinen Theorien zu vereinigen weiß. Der Mann hebt nicht den Stein auf gegen das Weib, das eine Vergangenheit hat; aber er vermag doch nicht, sein Leben mit dem ihren zu verketten, da ihn ihre Vergangenheit im Leben immer und immer wieder stören muß. Es fehlt ihm die Kraft, den Kampf aufzunehmen. Ein ähnliches Thema hat Amalie Skram in Agnete verarbeitet, freilich dramatisch weit schärfer accentuierend. Sie hat die lebensvolle Frauengestalt geschaffen, deren Leidenschaft die Vergangenheit überwinden kann. Der Mann, den die Bedenken zurückhalten, ist ihr nicht gelungen. Umgekehrt bei Schnitzler. Ihm ist der Mann gelungen und nicht die Frau.

G. Morgenstern.

Vermischte Schriften.

Dr. Ferdinand Maack: Geeinte Gegensätze. I. Eine Weltendetrachtung. II. Können wir die Wahrheit erkennen? III. Die Entstehung des menschlichen Geistes. (Leipzig, Bacmeisters Verlag. 1894.)

Dr. Maack stellt in seinen „Geeinten Gegensätzen“ ein neues philosophisches System auf, von dem wir glauben, daß es sicher viele Anhänger gewinnen wird. Es vereinigt nämlich die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft mit den nicht hinwegzuleugnenden Thatsachen des Spiritismus und mit den Lehren, die aus ihnen resultieren. Wie der Verfasser selbst sagt, lehnt sich sein System an die Vedanta-Schule an, obwohl es auch in der griechischen und deutschen Philosophie Vorläufer hat. Maack lehrt: „Die ganze Welt der Erscheinungen ist geformt nach Gegensätzen, ist polarisiert. Der die Pole oder Gegensätze hervorbringende, vermittelnde und wie-

der vereinigende Indifferenzpunkt ist die individuelle, übersinnliche Grundursache der Welt überhaupt."

Wir finden bei Pythagoras einen ähnlichen Satz, wenn er sagt: „Aus Streitendem und Entgegengesetztem besteht das Seiende und darum hat es billig Harmonie in sich; denn Harmonie ist des Vielgemischten Einheit und des Zwieträchtigen Zusammenhang." Ähnlich läßt sich auch Plato vernehmen. In der deutschen Philosophie finden wir den Gedanken bei Jakob Böhme: „Kein Ding ohne Widerstreitigkeit mag ihm selber offenbar werden," und „In Ja und Nein bestehen alle Dinge." Ferner lehrt Schelling: „Die Welt ist die altuose Einheit eines positiven und eines negativen Prinzips." — Wir sehen also, Maack hat viele Vorläufer. Zur oben angeführten a priori aufgestellten Weltformel giebt das 1. Heft noch des weiteren Erläuterungen und bietet somit gleichsam die Ouverture zu dem ganzen Werk, indem alle Themen darin angeschlagen werden, die in den weiteren Heften speziell behandelt werden sollen.

Und schon das zweite Heft beschäftigt sich mit einem sehr interessanten Gegenstand näher: mit dem Erkenntnisproblem. Maack stellt zwei Fragen auf: 1. Kann unser Ich mit seinen Sinnesorganen samt dem Central-Nervensystem das Wahre der Außenwelt erkennen, d. h. verstandesgemäß auffassen? 2. Wenn nein, kann unser Ich dann nicht auf anderem Wege zum Wahren gelangen? Die erste Frage verneint Maack. Wie auch du Prel u. a. in ihren Schriften beweisen, ist die menschliche Organisation trotz ihres so feinen Nervenapparates nicht imstande, eine richtige oder auch nur annähernd vollständige Erkenntnis der Außenwelt zu vermitteln. Auch der menschliche Intellekt als Ergebnis der Nervenfunktionen vermag nicht in das Wesen der Dinge einzudringen.

Ist die Verneinung der ersten Frage auf streng wissenschaftlichem Wege erfolgt, so ist dies bei der Bejahung der zweiten Frage nicht der Fall. Bis heute giebt es keine Beweise, daß wir das Wahre auf übersinnlichem Wege erkennen können, wenn wir nicht die Aussprüche großer, tiefdenkender Männer als solche betrachten. Und auch in alle Zukunft wird man sich mit der Ahnung, mit dem Glauben begnügen müssen. Und da ist nun Maack um Citate nicht verlegen. Zwölf Seiten füllt er mit solchen an, und wer sie aufmerksam gelesen und durchdacht, den werden sie ebenso überzeugen, wie es die „exakte" Forschung imstande gewesen wäre. Maack sieht in dem Menschen ein Polarisationsprodukt der übersinnlichen individuellen Seele. Leib und Geist sind bei ihm gleichwertig, sekundär. Das Primäre ist die Seele.

Das dritte Heft enthält „die Entstehung des menschlichen Geistes". Maack erklärt sie an dem Beispiel der elektrischen Influenz und zeigt, daß die Seele immer vorhanden ist, wenn sie auch nicht in Erscheinung tritt. Damit lehrt er auch natürlich die Unsterblichkeit.

Dies im kurzen der Gegenstand der erschienenen Hefte. Man darf mit Recht auf das weitere gespannt sein. Besonders unter den Kunstübenden wird Maack viele Anhänger finden, da er ja der Kunst zu ihrem Recht verhilft. Er stellt sie als Wissenschaft der primären Seele über die „exalten" Wissenschaften des sekundären Intellektes. Wohl werden die Herren Philosophie-Professoren wieder über Maack herfallen, denn er gehört ja nicht ihrer Zunft an! Aber das thut nichts! Die Welt wird um einen originellen Denker reicher sein. Karl Bienenstein.

F. de B. . . . Die Ermordung Carnots und die anarchistische Propaganda. Wiesbaden 1894. Juranv & Hensels Nachfolger (Wende & Habermann). Mk. 0,60.

Das kleine Schriftchen ist charakteristisch für die von blassem Schrecken befallenen herrschenden Kreise unsrer Gesellschaft. Kaum ist Carnot erlegen, und schon ist eilfertig ein 19 Seiten starkes Heftchen zu-

sammengeschrieben, das nach drakonischen Maßregeln schreit. Wohl werden ein paar schöne Phrasen über Genußsucht und Geldprotzentum der Bourgeoisie vorgebracht; aber all die schönen Betrachtungen führen den Verfasser nicht dazu, durchgreifende Reformen zu verlangen. Was er will, sind brutale Ausnahmeverordnungen, Aufhebung des Asylrechts der Schweiz und Englands ꝛc. „Nieder mit der Revanche! Hoch der Krieg gegen die Bestie, die anarchistische Mordmanie!“ ruft der Verfasser; offener und ehrlicher wäre gewesen: Hoch die Reaktion, und zwar die allgemeineuropäische Reaktion. Das sind die Früchte der Propaganda der That; der Schrecken, den sie hervorbringt, wird eine Handhabe zur Förderung der Reaktion.

Emanuel. Der Anarchismus und seine Heilung. (Leipzig, W. Friedrich.)

Kein Tag ohne Bombe und kein Tag, ohne daß irgend ein Wohlgesinnter den Machthabern empfiehlt: setzt Gewalt gegen Gewalt. Dagegen wendet sich Emanuel. Er mahnt kraft seiner Weltanschauung zur Vernunft. Ob er nun mit seinen philosophischen Ideen das Rechte trifft oder nicht, das Eine geben wir ihm gern zu: mit Gewalt ist nichts gethan; das hieße Bomben- und Dolch-Helden züchten. Schafft sie ins Narrenhaus, empfiehlt Emanuel, wie man in England bislang jeden, der ein Attentat gegen die Königin unternahm, dort untergebracht hat. Das ist eine sehr nüchterne Lösung, aber wohl die probateste. Aber schafft auch die Bedingungen weg, die den Anarchismus gedeihen lassen. Ich hab an einer andern Stelle ausführlich darüber referiert, wie einer der bedeutendsten Dichter Dänemarks gerade in der Heranzüchtung von Lumpengesindel, von Elementen, die auf den leisesten Wink hin bereit sind, zum Dolche zu greifen, das Heil der Errettung seines Volkes aus der politischen Stagnation erblickt. Der Mann ist nicht verrückt. Wie kommt er zu seiner verzweifelten Theorie? Eine offene Frage, die sich jeder selber beantworten mag. G. M.

Totentanz. Visionen eines Lebenden. Von Arnold von der Passer. (Leipzig, Bacmeisters Verlag. 1894.) Preis 50 Pfg.

Im Aprilheft der „Gesellschaft“ 1893 war es mir vergönnt, auf Arnold von der Passer als federgewandten Apostel der Menschlichkeit, als tapferen Kämpfer für die gerechte Gestaltung modernen Staatswesens hinzuweisen. Seinem nun in zweiter Auflage vorliegenden Buch „Mene tekel“ läßt der Autor nun ein zweites ähnliches folgen. Die sich immer mehr verschlechternden Verhältnisse Deutschlands, die Kanonenwirtschaft, der Bureaukratendünkel und das Protzentum jeglicher Sorte sind es diesmal, die Arnold von der Passer die Feder in die Hand drückten. Obwohl er uns die Vision das ancien regime zeigt, so sind doch die Figuren und Verhältnisse so schemenhaft durchsichtig, daß wir in ihnen unschwer die Personen und Dinge von heute erkennen.

Daß das Büchlein mit ehrlichem Zorn, rücksichtsloser Schärfe und inniger Liebe für das Vaterland — — — Inniger Liebe! Hört es, Ihr rosig sehenden Chauvinisten! — — geschrieben ist, braucht bei Arnold von der Passer wohl nicht erst gesagt zu werden. Karl Bienenstein.

Otto Kraus, Der deutsche Büchermarkt 1893. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIX, 3. Stuttgart, Chr. Belser.)

Im dreizehnten Bande der Zeitfragen blamierte sich Herr Dr. G. Oertel mit seiner Studie über „Die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit“. Warum sollte Herr Kraus nicht dem hehren Vorgänger nacheifern? „Der Realist O. J. Bierbaum hat „Studentendelichten“ geschrieben,“ berichtet Herr Kraus, „die das Korpsstudententum zu ihrem „Milieu“ haben und neben anderen Dingen die Abschnitte „Letzte Musterung“ (die erotische Rückschau eines Assessors), „Waschermadlhistorie“ (ein studentisches „Verhältnis“ in München) und die Novelle „Die Mondmarie“ zum Inhalt haben. Nach einer eingehenden

Beurteilung oder richtiger Verurteilung hätte der S. C. alle Ursache, das Eiadorat dieses a. H. zu brandmarken.“ Soll das eine Denunziation sein, Herr Pastor? Dann bitte, lesen Sie, was O. J. Bierbaum auf eine „Kritik“ ähnlichen Kalibers, die Ihr Vorgänger Oertel verbrochen hat, in der Gesellschaft erwiderte! — Auf S. 30 sind Sie so — kühn, Herr Pastor, über ein Buch, das Sie nicht gelesen haben, folgendes zum besten zu geben: „Recht eindeutig scheint auch das Novellenbuch „Moderne Liebe“ von O. Mysing zu sein, wenigstens ist das beigegebene Bildnis einer modernen Weibsperson ausreichend eindeutig.“ Auf derselben Seite erlauben Sie sich folgende Sätze, Herr Pastor: „Der Darmstädter Wilhelm Bailoth, der Verfasser unsäglich schlechter Romane, hat „nach längerer Pause“ dem Publikum wieder „eine neue Gabe seiner Muse“ in dem Roman (!!) „Es fiel ein Reif . . .!!“ dargeboten. Wird dieses Opuskel besser sein als die früheren Opera des realistischen Altertümlers?“ Herr Pastor, Herr Pastor! Sie gestehen ein, daß Sie beide Bücher nicht gelesen haben; und trotzdem denunzieren Sie das eine als sittlich faul und stellen das andre als litterarisch wertlos hin. Herr Pastor, Sie belieben auch an anderen Stellen über Bücher zu urteilen, die Sie nicht gelesen haben. Bitte, schätzen Sie selber Ihre kritische Thätigkeit nach ihrem Werte ein!

Gustav Morgenstern.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, Biographieen, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Sechster Band. Erste Lieferung. (Leipzig. Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchhandlung [E. v. Mayer].)

Leimbachs Art ist bekannt. Er giebt kurze Biographien und teilweise recht eingehende Charakteristiken. Voll guten Willens, verdirbt er seine Sache allzuoft durch Einmengung unkünstlerischer Gesichtspunkte. Es klingt zopfig-komisch, wenn er bei Gelegenheit von Mackays „Fortgang“ ausruft: „O wie schmerzt das Ohr und Herz dieses Lachen eines frühen Greises.“ Derselbe Mackay giebt noch Anlaß zu folgender Predigt: „Und weil es ein Dichter ist, ist er ein Wegweiser für andere; leider aber — denn sein Geist ist nicht von oben, sondern von unten entzündet — ein Irrlicht für den Leser, vielleicht für die Massen, vielleicht ein Barkochba, der sich für den neuen, einzigen Messias hält und doch ein betrogener Betrüger, ein Lügensohn ist. Ihm folgen, heißt weder glücklich werden, noch glücklich machen.“

Die Ausbeute dieses Heftes ist wieder herzlich gering, denn Leimbach titscht alle Pfützen aus und nimmt völlig unbedeutende Dichterlinge mit, z. B. Lutze, Machanek, Macherl. Das Heft reicht von Otto Ludwig bis Alfred Meißner. Wer weiß, wie viel Bände und Hefte noch kommen werden.

Aus einer modernen Junggesellenklause. Eine Inventur. (Leipzig. C. F. Müller. Preis 1 Mark.)

Der Verfasser schwätzt in drüberlich belehrendem Tone recht oberflächlich über Liebe und Freundschaft, Geselligkeit, Kirche und Religion ꝛc. Er faßt nirgends derb an. Das Ganze ist nicht eine Inventur, wie der Titel behauptet, nur ein leichtes Anstreifen an Fragen, die scharf formuliert und rücksichtslos beantwortet werden sollten.

Deutsche Lieder in lateinischer Übersetzung von Fr. Strehlke. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin 1894. Verlag des Bibliographischen Bureaus.) — Diese Übersetzungen sind ja nichts weiter als eine Spielerei, ein Zeitvertreib für müßige Stunden. Wie die neue Auflage beweist, haben sie Anklang gefunden; wozu soll da die Kritik griesgrämig sein? Deutsche Gedichte in lateinischer Übersetzung lesen, ist ja immerhin mehr wert als Briefmarken sammeln. R. Maurer.

J. Crépieux-Jamin. Die Graphologie und ihre praktische Anwendung. Herausgegeben von H. Krauß. Dritte verbesserte Auflage. (Berlin W. 35. Paul List.)

Allen denen, die sich für Handschriftendeutung interessieren, wird das geschmackvoll ausgestattete Buch willkommen sein. Es ist angenehm geschrieben und giebt praktische Anleitung in liebenswürdiger Form. Es ist freilich auch ein gefährliches Buch. Frau Ballonia, die sich schleunigst an das Studium des Buchs gemacht hat, teilt mir hocherfreut mit, daß sie all die schlechten Eigenschaften, die sie schon lange an mir erkannt, nun auch aus meiner Schrift heraus lesen könne. Hoffentlich sind andere Frauen nicht so scharfsinnig.

Ballonius.

Dänische Litteratur.

Dänemark ist bekanntlich mit einer Festung geschmückt, die wider den Willen der Volksvertretung gebaut ist. Es hat ein Grundgesetz, das die Regierung ignorieren darf. Zu Beginn der merkwürdigen Provisorienwirtschaft schien es, als wolle sich die Nation aufraffen und ihr Recht wahren. Es wurden viele große Worte gesprochen — keine That folgte. Die Festung wurde gebaut, die Steuern wurden eingezogen, trotzdem die Volksvertretung kein Finanzgesetz zustande brachte.

Im Anfange dieser Provisorienzeit erschienen die „Wolken" von Henrik Pontoppidan, eine Reihe von Erzählungen, die die Stimmungen des Volkes schildern. Voran steht ein kleines Stück, worin eine Person die Hefe des Volks preist als die eigentliche Leibwache der Freiheit, die auserwählte Adelsgarde der Gerechtigkeit, das allzeit bereite, sich selbst aufopfernde Heer, das auf den geringsten Wink, ein einziges zündendes Wort hin zum Angriff gegen die Unterdrücker vorgeht. Fehlt einem Volke diese Garde, fehlt ihm dieses ewig drohende Schwert über den Köpfen der Machthaber, dann wird es immer ein willenloses Werkzeug in den Händen des Frechsten sein . . . „mag dieser nun ein gesalbter König oder ein ehemaliger Schullehrer sein." Und der merkwürdige Philosoph findet keinen andern Weg zum Heil als den, Hefe, Krapül zu schaffen. „Stoßt die Jungen nackt aus den Nestern, sobald sie groß genug sind, um zu stehlen. Lehrt sie zu hungern, zu frieren, alles menschliche Elend zu erleiden. Füllt ihre Herzen mit Haß und mit Lästerung. Laßt sie in Sauferei und liederlichem Leben aufwachsen. Laßt sie ihren Vater in den Gefängnissen, ihre Mutter unter den Dirnen suchen . . . Das ist der Preis! Hier liegt die Forderung! Alles andre ist Geschwätz und leere Drohungen. Hört endlich einmal damit auf! . . Es lebe die Hefe!"

Seitdem sind Jahre vergangen. Die Volksvertretung ist mürde geworden. Die Provisorien sind anerkannt, die ungesetzlichen Handlungen des Ministeriums gut geheißen — und Henrik Pontoppidan hat jetzt im Verlag von P. G. Philipsen (Kopenhagen) ein kleines Buch veröffentlicht: Nachtwache.

Jörgen Hallager ist der Sohn eines oppositionellen Schullehrers. Der Vater muß Zeit seines Lebens für seine Anschauungen büßen und endlich, der Veruntreuung von Krankenkassengeldern beschuldigt, ins Gefängnis wandern. Nach einem halben Jahre wird er entlassen, da Beweise seiner Schuld nicht aufzubringen sind. Die Familie ist ruiniert, der Vater ergiebt sich dem Trunke. Diese Ereignisse graben sich in dem Gemüte des Sohnes fest. Er wird Maler, revolutionär in seiner Kunst wie in seinen politischen Anschauungen. Der Haß gegen die bestehende Gesellschaft ist die Triebfeder seines Handelns. In Rom geht er an den Denkmälern des Altertums und der Renaissance gleichgiltig vorüber; aber das Armenquartier der ewigen Stadt weckt sein Interesse. Hier findet er das, was er zuhause vermißt: die Hefe des Volkes. „Wer hat denn von Alters her die Weltgeschichte, d. h. die Revolutionen gemacht? Gerade diese bleichen ausgehungerten Kellertiere, die

für eine Flasche Branntwein alle sieben Todsünden auf ihr Gewissen nehmen."

Dieser Revolutionär und Naturalist gewinnt sich eine Geheimratstochter, eine feine, zarte Gestalt, zur Frau. Sie bemüht sich vergebens, seine Gedankenwelt sich zu eigen zu machen und siecht hin. Als er ihr einmal die Geschichte seiner Jugend erzählt, erfaßt sie der Schauer eines solchen Schicksals. Endlich glaubt sie zu fühlen wie er, wo es doch nur eine Wallung des Augenblicks ist. Theatralisch deklamiert sie, wirft ihren Schmuck weg. „Nun soll unser Leben beginnen!" ruft sie — „Nun können wir uns begleiten! — Von Thür zu Thür wollen wir gehn . . zu den Armen und den Notleidenden . . Hand in Hand, du und ich . ." Er weist ihren krankhaften Überschwang kalt und höhnisch zurück. „Schweig! Bist du so verpfuscht, so ganz und gar vergiftet, daß du . . . Zum Teufel! Mußt du denn gleich alles mit der verdammten Sentimentalität beschmutzen —?" Sie bricht zusammen. An ihrer Bahre nennt ihn der Vater ihren Mörder.

Die Jahre gehen. Jörgen Hallager kommt immer mehr herunter. In der Kunst ist der Symbolismus, die Neuromantik aufgekommen, die er haßt wie die Pest. Alte Freunde haben ihn verlassen. Der Kreis, den er jetzt um sich versammelt, ist reduziert wie er: ein vertrunkener Journalist, ein Karrikaturenzeichner, ein Buchbinder und ein paar Anhänger der revolutionären Arbeiterpartei. Sie nennen sich die „Nachtwache". Während das dänische Königspaar unter dem Jubel der Bevölkerung die goldne Hochzeit feiert, sitzen sie bis spät in die Nacht hinein in einem Kellerlokal — ohnmächtig schimpfend. Aber Jörgen hat ein Nadlermädchen geheiratet. Von ihr hat er einen Jungen. Der soll ein durchtriebener Hallunke werden, ein Rekrut für die Armee der Zukunft . . . .

Ich habe absichtlich die Stelle aus den „Wolken" vorangestellt. Was Pontoppidan dort dozierte, das hat er in der „Nachtwache" künstlerisch geformt. Das kleine Buch ist mit vollendeter Kunst geschrieben. Der ruhige Ton der Erzählung sticht merkwürdig ab von dem Gedankeninhalt. Niemand wird das Buch gerade jetzt ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen.

G. Morgenstern.

Kriegshandwerk.

Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. Versuch einer kritischen Darstellung des deutsch-französischen Krieges bis zur Schlacht bei Sedan. Von dem Generalleutnant im russischen Generalstab Woide, verdeutscht von dem Hauptmann Klingender in Hannover. Berlin, Mittler u. Sohn. Erster Band.

Hier eine Hieb- und Stichprobe. Über die Ereignisse vom 6. August 1870 schreibt der russische Generalstädter:

„Die Schlachten bei Wörth und Spicheren, welche auf den äußersten Flügeln des deutschen Heeres an ein und demselben Tage geschlagen und gewonnen wurden, sind beide nicht auf Rechnung der oberen deutschen Führung zu schreiben. Die Schlacht bei Wörth war allerdings unvermeidlich, sobald Marschall Mac Mahon einen Kampf anzunehmen beabsichtigte; die Schlacht bei Spicheren entwickelte sich aber ganz zufällig, da General Frossard und ebenso das französische Hauptheer im Begriff standen, in der Richtung auf Metz abzumarschieren.

Bei Wörth wie bei Spicheren waren die Aussichten auf Erfolg für die Franzosen die denkbar besten, da die Deutschen auf beiden Schlachtfeldern von ihrer Überlegenheit keinen Nutzen zogen. In beiden Schlachten traten auf deutscher Seite die Initiative und Selbständigkeit der Unterführer, verbunden mit der vollsten Bethätigung kameradschaftlicher Hilfeleistung besonders hervor, während man diese Eigenschaften auf Seiten der Franzosen vergeblich sucht.

Der Sieg bei Wörth war vorzugsweise dem Geschick der höheren Unterführer, der Korps- und Divisionskommandeure, zu verdanken, welche die Versäumnisse des Oberkommandos des dritten deutschen Heeres wieder gut zu machen wußten. Bei Spicheren dagegen gebührt — abgesehen von dem allseitigen eifrigen Bemühen der höheren Führer, den Ihrigen Hilfe zu bringen, — die Ehre des Tages unbestritten den jüngeren Führern vom Brigadekommandeur herab bis zum Zugführer und zum Sektionsführer in der Schützenlinie.

Im allgemeinen trugen in beiden Schlachten die Äußerungen der Selbstthätigkeit der deutschen Führer, wenn sie auch bisweilen über das Maß des Wünschenswerten hinausgingen, schließlich doch zur Verbesserung und Unschädlichmachung der Fehler bei, die, einerlei von wem, nun einmal gemacht waren. Auf französischer Seite dagegen wurde die Unthätigkeit der Führer die Veranlassung, daß die für die Franzosen so günstig liegenden Verhältnisse völlig unbenutzt blieben.

Alles in allem war es ein Kampf zweier Systeme, der hier entschieden wurde. Jedes der kämpfenden Heere erntete auf dem Schlachtfelde nur die Früchte seiner Erziehung; der Sieg verblieb dem, der ihn verdiente. Die bessere staatliche und militärische Organisation hatte den Deutschen die Überlegenheit verschafft, sowohl nach der Zahl wie nach der Güte der Truppen. Demnach wollte sich den Franzosen das Kriegsglück in der ersten Zeit des Feldzuges bald erweisen und bot ihnen die Möglichkeit, sich gleichzeitig in zwei Schlachten unter den denkbar günstigsten Bedingungen, soweit die Kräfteverteilung in Frage kam, mit dem Gegner zu messen. Aber Marschall Bazaine wie General Failly verstanden es nicht, ihre kämpfenden Kameraden zu unterstützen, und so gingen die Vorteile, die sich den Franzosen boten, an die Deutschen verloren.

Wie am 6. August bei Wörth und Spicheren, so finden sich auch in dem weiteren Verlauf des Feldzuges Vorteile und Glückszufälle gleichmäßig auf beide Seiten verteilt. Nicht umsonst aber schreibt man Suwaroff den Ausspruch zu: „Gestern soll's das Glück gewesen sein, heute wieder. Gott behüte! Unser Können hat auch ein Wort mitgesprochen." Der große Feldherr will damit sagen, daß der Erfolg nicht vom Zufall abhängig ist, sondern vom größeren Verständnis. Daß dieses Verständnis den Franzosen fehlte, dafür mußten sie büßen. In diesen Worten liegt auch die Antwort auf die vorschnellen Folgerungen, daß „auch die gepriesenen Deutschen bei Wörth und bei Spicheren der Niederlage nahe waren". Das waren sie freilich, aber nicht der blinde Zufall bewahrte sie davor, sondern die moralische und geistige Überlegenheit ihrer Führer gegenüber den Führern des Kaisers Napoleon." XYZ.

Vermischtes.

Unter dem Namen PAN hat sich in Berlin eine „eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht" gerichtlich eintragen lassen, die einen rein künstlerischen Charakter hat und noch im Laufe dieses Jahres mit der Veröffentlichung eines großen Organes für künstlerische Produktion in Wort und Bild beginnen wird. Die Art der Genossenschaft und ihres Blattes, das gleichfalls PAN heißen wird, ist ersichtlich aus den Namen ihres Aufsichtsrates, der aus folgenden Herren besteht: Reinhold Begas, W. Bade, Arnold Boecklin, Richard Dehmel, Holger Drachmann, Arne Garborg, Richard Graul, Max Halbe, O. E. Hartleben, Ludwig v. Hofmann, Graf L. v. Kalckreuth, Albert Keller, Max Klinger, K. Kaepping, Gotthardt Kuehe, Max Liebermann, Detlev v. Liliencron, Rudolf Maisan, Gabriel Max, G. van Ompteda, W. v. Polenz, St. Przybyszewski, Skarbina, Franz Stuck, Waldemar van Seidlitz, Fritz von Uhde, Wilhelm Weigand, Karl Waermann. Der Vor-

stand, der zugleich die Redaktion des Blattes haben wird, besteht aus Otto Julius Bierbaum und Meier-Gräfe.

In der Monatsschrift PAN werden lediglich künstlerische Bestrebungen verfolgt werden, und diese lediglich durch Darbietung von Schöpfungen, seien diese der Dichtung oder der bildenden Kunst angehörig, nicht durch kritische Auseinandersetzungen. Auch Proben alter Kunst werden publiziert werden. Die veröffentlichten Dichtungen werden fast ausschließlich von ersten modernen Meistern illustriert sein.

Nationalgefühl! Wir lesen in einer Berliner Rundschau: „Vor einiger Zeit hat Georg Brandes, der dänisch-jüdische Literarhistoriker, in einem Kopenhagener Studentenverein einen Vortrag über Nationalgefühl gehalten. In dem Vortrage ist nun vom Nationalgefühl, von seinem Wesen und seinen Erscheinungsformen nur ganz flüchtig die Rede; den breitesten Raum dagegen nimmt die Klage ein, daß die dänischen Schriftsteller es nicht so gut verständen, wie die norwegischen, sich die Gunst des Auslandes zu erringen. Mit diesem seltsamen Nationalgefühl, das seine Eigenbewertung nach dem Beifall andrer Völker mißt, sich auseinander zu setzen, hat vielleicht irgend ein Däne Anlaß, der es sich nicht abgewöhnen kann, Brandes ernst zu nehmen. Aber vergebens fragt man sich, was geht es uns Deutsche an, wie Herr Brandes über die dänischen „Jüngsten", die dänische Politik und den freisinnigen Studentenverein Kopenhagens denkt? In Deutschland aber ist alles möglich. Es ist kaum glaublich, doch ist es so: es hat sich ein deutscher Verleger gefunden, der jenen Vortrag verdeutscht und in 10000 — sage zehntausend — Exemplaren hat drucken lassen. Freilich hat der Mann, der sich Albert Langen nennt, seinen Wohnsitz in Paris, aber er spielt sich als Deutscher auf und spekuliert keineswegs auf die Treuherzigkeit der Franzosen, sondern auf die des „deutschen Publikums". Und um seiner — Kühnheit die Krone aufzusetzen, bestimmt er in einem Vorwort, daß der Überschuß aus dem Verkaufe der Schrift einen Georg-Brandes-preis bilden solle für eine litterarische Preisarbeit, deren „höchste Instanz Georg Brandes sein wird". Er glaubt nämlich, „daß Georg Brandes, den Skandinaviens große Geister als ihren Lehrer (!) betrachten, der Mann, der Ibsen und Nietzsche entdeckt (!) hat, in Deutschland so gekannt und gewürdigt ist, um unser Vorhaben gut zu heißen." Zugleich appelliert er an andere, seinem Beispiel zu folgen; „denn nur auf diesem Wege ist ein Aufschwung unserer Litteratur zu erwarten". Arme deutsche Litteratur! So weit also ist es mit ihr gekommen, daß ein deutscher Verleger einen Georg Brandes als ihren berufenen Führer, als höchste Instanz ausrufen kann und daß er dabei auf die Zustimmung des „jungen geistigen Deutschlands" getrost rechnet. Die Nutzanwendung kann sich Jeder selbst machen, vor allem liegt sie dem „jungen geistigen Deutschland" nahe."

Soweit das Berliner Blatt. Wir bemerken dazu: Für den Kreis unserer „Gesellschaft" — und er ist der weiteste im „jungen geistigen Deutschland" — hat der Zauber des Herrn Brandes keine Kraft. Es stände übel um den Aufschwung unserer deutschen Kunst und Dichtung, wenn wir uns auf die Unterstützung dieses selbstgefälligen Klugschwätzers und allwissenden Aufklärers angewiesen sehen müßten. Der „Georg Brandes-Preis" ist eine Faschingsposse, und eine sehr geschmacklose und verspätete obendrein. — XYZ.

M. v. Stern schreibt in seinem „Litterar. Bulletin der Schweiz" zu Conrads „Wahlfahrten, Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit" (München, Dr. Albert & Co.) am Schlusse einer längeren Besprechung: „Für uns persönlich war diese Schrift besonders darum interessant und erfreulich, weil darin gewisse gemeine Verdächtigungen des Privatlebens des Autors eine wirksame Zurückweisung erfahren.

Sapienti sat.“ Wir wissen aus dem Munde des Autors selbst, daß er in den fünfzehn Jahren seines früheren Wirkens und Schaffens im Auslande nicht so viele Gemeinheiten und Bübereien erlebt hat, als im deutschen Vaterlande in einem einzigen Jahr. Die Gekränkten werden gern empfindsam und übertreiben ein wenig ihre Schmerzen. Aber Conrad gehört nicht zu den Wehleidigen. Er läßt sich mit der liebenswürdigen Lumpenbande der Verleumder, Afterreder und Ehrabschneider auch nicht weiter ein, als gerade die politische Notdurft erfordert, im Gedränge der großen Heerstraße des öffentlichen Parteilebens. Sein Haus, im engsten und weitesten Sinne, ist seine Burg, nach dem stolzen Worte des Engländers: „my house is my castle.“ XYZ.

Gesundheitsnachteile der Großstädte. Zu den lehrreichsten Vorträgen, die während des medicinischen Kongresses in Rom gehalten worden sind, gehörte eine vom Ehrenpräsidenten der hygienischen Kongreßsektion, Professor Finkelnburg (Bonn), gegebene Schilderung der sozialhygienischen Nachteile, die aus dem in allen modernen Kulturstaaten bemerkbaren raschen Anwachsen großer Bevölkerungs- und Industrie-Centren entspringen. Durch die großen Erfolge der praktischen Hygiene gegen die Verbreitung akuter Infektionskrankheiten, die bis jetzt vornehmlich den größeren städtischen Gemeinwesen zu statten gekommen, seien die hygienischen Bedenken gegen die fortschreitende Centralisation der öffentlichen Anstalten und der wichtigsten Arbeitsstätten in den größeren Städten keineswegs beseitigt. Auch in den am besten mit sanitären Einrichtungen versorgten und von Infektionskrankheiten wenigst heimgesuchten Städten bleibe unter der ärmeren Bevölkerungsmasse die Kindersterblichkeit groß. Dieselben sozialen Ursachen aber, welche durch Mangel an Pflege zu viele Kinder sterben lassen, wirken auch mehr oder weniger schwächend auf die überlebenden; die Folge davon ist, wie die Rekrutierungsstatistik Deutschlands und Frankreichs bezüglich aller Städte mit hoher Kindersterblichkeit beweist, eine verminderte Kräftigkeit, Dienst- und Arbeitsfähigkeit der herangewachsenen Generation. Außerdem aber nimmt, wie die vom Vortragenden dem Kongreß vorgelegten statistischen Untersuchungen bezüglich Deutschlands beweisen, in den Städten die Häufigkeit der Gehirn-, Herz- und Nieren-Erkrankungen in gleichem Verhältnis mit der Größe der Bevölkerung zu, und dasselbe gilt in noch erhöhtem Maße von den Geistesstörungen. Diese treten beispielsweise in Berlin fünfmal so häufig auf wie in den Landgemeinden des preußischen Staates. Die Ursachen dieser Erscheinung sind wesentlich sozialer Natur. Sie beruhen in der Summe von Überreizungen des Nervensystems, die das gesellschaftliche, sittliche und geschäftliche Treiben großer Städte mit sich bringt, in den beständigen Anreizen zur Begehrlichkeit und Genußsucht, zu Leidenschaften edelster wie gemeinster Gattung, in dem fieberhaften Arbeiten unter der Peitsche schonungsloser Konkurrenz u. s. w. Dazu kommt die Wirkung des Alkoholmißbrauchs, dessen Ausdehnung mit der Größe der Städte zu wachsen pflegt. Auf Grund der dargelegten, durch statistische Tafeln veranschaulichten Thatsachen erklärte der Vortragende unter dem Beifall der Versammlung, daß es im Interesse der Volksgesundheit geboten erscheine, der fortschreitenden Centralisierung unseres öffentlichen und gewerblichen Lebens in anwachsenden Großstädten nach Kräften entgegenzuwirken, und daß dieses Gebot der Hygiene namentlich für junge, in rascher Entwicklung ihrer Metropolen begriffene Reiche wie Deutschland und Italien doppelt beherzigenswert sei.

Wir bemerken dazu, daß die widernatürliche Hochschätzung des Großstadtlebens

von unseren staatsleitenden Kreisen und ihrer Bureaukratie in unverantwortlicher Weise begünstigt wird. Von oben herab werden alle äußeren Vorteile auf die großen Städte gehäuft: die Lehr- und Kunstmittel, die mittleren und höheren Schulen, die Theater, Museen u. s. w. — das alles wird mit dem Geld des ganzen Landes in den Städten aufgestapelt. So müssen die kleinen Städte und Ortschaften veröden, die Provinzen verkümmern — und die Riesenstädte zu Mittelpunkten des allgemeinen körperlichen und moralischen Verderbens heranwachsen. XYZ.

Nach einer Mitteilung der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins vom 2. Dezember 1889 hatte Herr Heinrich Krohn in Paris s. Z. eine Zuschrift an das Auswärtige Amt zu Berlin gerichtet, in welcher er den Gedanken der Errichtung einer Akademie der deutschen Sprache vertrat und zugleich 100000 Mark für diesen Zweck zur Verfügung stellte. In dem Schreiben hieß es wörtlich: „Die Akademie soll die deutsche Sprache ausbilden, feststellen und zur Weltsprache machen, wie die Académie française es für die französische Sprache gethan. Die Regierung soll den Akademikern kein Gehalt geben. Der Verkauf der Werke der deutschen Akademie, durch das Reichswappen ausgezeichnet, sichert denselben ein bedeutendes Einkommen. Wenn die bisher gewährten 100000 Mark zur Gründung der deutschen Akademie nicht ausreichen, so verpflichte ich mich, das Fehlende zu beschaffen.“ Das Auswärtige Amt hatte, der genannten Zeitschrift zufolge, zunächst bei der Wichtigkeit der Sache eine genaue Prüfung unter Zuziehung zuständiger Männer der Wissenschaft versprochen und sich demgemäß weiteres vorbehalten. Da über diese Angelegenheit seitdem nichts bekannt geworden ist, hat sich in Ausführung eines Beschlusses des Deutschen Sprachvereins Berlin der Vorstand dieses Vereins jetzt an das Reichsamt des Innern gewendet mit der Bitte um Mitteilung der seiner Zeit in Aussicht gestellten Prüfung.

Hierzu machen wir einige Bemerkungen, die uns der werte Herr Krohn in Paris nicht verübeln wird. Erstens: die ganze Geschichte mißfällt uns, weil sie der schlechte Abklatsch einer französischen Einrichtung, kein deutsches Originalgewächs ist. Da fehlt im voraus Ursprünglichkeit und die in der Ursprünglichkeit liegende Kraft des Eigenbaues. Zweitens: eine an Mannigfaltigkeiten des Stammeslebens so reiche Sprache wie die deutsche läßt sich nicht „feststellen“ und mit einem „Reichswappen“ abstempeln. Drittens: Weltsprachen werden nicht von Akademien „gemacht“. Weltbeherrschend wird eine Sprache durch die sieghafte Macht ihres Volkes in Politik, Handel und Verkehr, durch das geistige Gewicht ihrer Litteratur, aber nicht durch akademische Schulmeisterei.

M. G. C.

Das sogenannte Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. hat das einzig Volkstümliche an sich, daß es aus der Tasche des Volkes mit einer schönen Anzahl von Millionen bezahlt wird. Im übrigen ist der vom Kaiser Wilhelm II. ausgewählte Begassche Denkmalsentwurf weder etwas Volkstümliches noch überhaupt Deutsches oder Künstlerisches. Vor drei Jahren hat der Reichstag den Geniestreich gemacht, in allerehrfürchtigster Ergebenheit die Entscheidung über die Platz- und Gestattungsfrage in die Hand eines einzelnen zu legen — in die Hand des Kaisers. Und der Kaiser entschied sich für das Modell seines Leibbildhauers. Damit ist die Sache erledigt. Jede weitere Kritik ist unnütz. Das geplante Nationaldenkmal schrumpft zu einem dynastischen Denkmal nach dem Geschmack eines einzelnen Fürsten zusammen. Das Volk bezahlt die Geschichte — wie immer. Das ist ja wohl Ehre genug. Es käme auf das Gleiche hinaus, wenn die dynastischen Denkmäler von den Fürsten aus ihrer Civilliste bezahlt würden. Denn die

Civilliste stammt aus der Tasche des Volkes. Ob die Berliner ein verpfuschtes Denkmal mehr oder weniger haben, kann uns Nichtberlinern gleich sein, wir brauchen's ja nicht anzusehen. XYZ.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der „Gesellschaft" sind vom 15. Juni bis 15. Juli folgende Bücher und Schriften eingegangen:

Aus einer modernen Junggesellenklause. Eine Inventur. Leipzig, C. F. Müller. 2. Aufl. 1 Mk.

F. de B . . . .: Die Ermordung Carnots und die anarchistische Propaganda. Wiesbaden, Juranv & Hensels Nachfolger (Wende & Habermann). 0,60 Mark.

M. Bach-Gelpke: Arsent. Drama in 5 Akten. Glarus, Vogel. 1893. — Novellen aus Künstlerkreisen und harmlose Erzählungen aus der Bundesstadt. Glarus, Vogel. — Wieland und Julie. Drama in 4 Akten. Umgearbeitete 2. Aufl. Glarus, Vogel.

Rudolf Balm: Georg Jenatsch. Trauerspiel in 5 Akten. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer 1,20 Mk.

Annie Besant: Der Tod — und was dann? Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Carl Bilz: Gomorrhas Ende. Litterarische Komödie in 3 Akten. Berlin, J. A. Stargardt.

Arthur Bornstein: Klippen. Novellen. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1 Mk.

Robert Browning: Ausgewählte Gedichte. Übers. von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachf.

J. Crépieux-Jamin. Die Graphologie und ihre praktische Anwendung. Herausg. von H. Krauß. 3. verb. Aufl. Berlin, Paul List.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographieen, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausg. von Karl L. Leimbach. VI. Band. 1. Lief. Leipzig und Frankfurt a. M. Kesselringsche Hofbuchh. (E. v. Mayer). 1,50 Mk.

F. M. Dostojewski: Helle Nächte. Ein sentimentaler Roman. Leipzig, Greßner & Schramm.

Holger Drachmann: Schneefrid. Melodrama in zwei Handlungen (nach Snorres Harald Haarfager-Saga). Genehmigte deutsche Bühnenbearbeitung von Heinrich Zschallg. Dresden, H. Morchels Buchhandl. (O. Schumann). — Es war einmal. — Märchenlustspiel in 7 Bildern. Genehmigte deutsche Bühnenbearbeitung von Heinrich Zschalig, ebenda.

Ernst Ewert: Maria Pally. Danzig, Theodor Bertling.

Emanuel: Der Anarchismus und seine Heilung. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hans Fischer: Himmelfahrt — Höllenfahrt. Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Dr. Hermann Geist: Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend? I. Teil: Die Historiker. Posen, Friedrich Ebbecke. 2,50 Mk.

Tausend Geistesblitze oder die Kunst, sich auf jedem Konversations-Gebiete durch originelle Einfälle, frappante Wortspiele, Vergleiche und andere witzsprühende Redepläukeleien hervorzuthun. 2. Aufl. Graz, A. Schlöffels Seldstverlag. Verlags-Comptoir „Minerva".

Marie von Glaser: Dämmern. Skizzen. Breslau, S. Schottlaender.

Grausamkeit und Verbrechen im sexuellen Leben. Historisch-psychologische Studien über den Lustmord, Sadismus, Masochismus, grausame Religionsgebräuche ꝛc. Graz, Verlags-Comptoir „Minerva". 2 Mk.

Rudolf Greinz: Kultur- und Litteratur-Bilder. Heft 2. Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Neuwied und Leipzig, August Schupp.

B. J. Große: Rudolf. Eine lyrische

Erzählung. Berlin, Bibliographisches Bureau. 2 Mk.

Paul Grotowsky: Gedichte. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Hans von Gumppenberg: Alles und Nichts. Dichtung in 3 Abteilungen und 12 Bildern. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Eduard von Hartmann: Die sozialen Kernfragen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Franz Hartmann M. D.: Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Karl Heckel: Sonnenwende. Schauspiel in 1 Akt. Mannheim, K. Ferd. Heckel.

J. G. Herder: Der Cid. Herausg. u. erl. von Dr. Ernst Naumann. Stuttgart, G. J. Göschenschen Verlagshandlung.

Otto Luitpold Jirlczek: Die deutsche Heldensage. Stuttgart, J. G. Göschensche Verlagshandlung. 0,80 Mk.

Hiroyuki Katô: Der Kampf ums Recht des Stärkeren und seine Entwickelung. Berlin, R. Friedländer und Sohn. 3 Mk.

Robert Kothe: Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Otto Kraus: Der deutsche Büchermarkt 1893. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XIX, 3.) Stuttgart, Chr. Belser. 1 Mk.

W. Krestowski: Hinter der Wand. Altes Weh. Zwei Erzählungen. Leipzig, Greßner & Schramm.

Dr. F. Kurze: Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 0,80 Mark.

Martin Langen: Ein Anderer. Roman. Köln und Leipzig, Albert Ahn.

Ad. Alf. Michaelis: Der Schlaf nach seiner Bedeutung für den gesunden und kranken Menschen. Eine physiologisch-pathologische Abhandlung. Leipzig-Reudnitz. Verlag von R. Michaelis.

Kurt von Rohrscheidt: Satans Erlösung. Dichtung in 6 Gesängen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Karl Rosner: Gefühle. Psychopathische Fälle. Mit einer Titelzeichnung von Hans Thoma. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Gaston Routier: L'amour de Marguerite. Roman contemporain. 6. ed. Paris, Librairie H. le Soudier. 174 Boulevard St. Germain.

Manuel Schnitzer: Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 3 Mk.

Heinrich Seidel: Gesammelte Schriften. XII. Band. Berliner Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. Herausg. von Rudolf Eckart. 2 Bände. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior). Je 0,80 Mk.

Gustav Steinbrecht: Ewige Krankheiten. Novelle. Berlin, Eduard Rentzel.

Fr. Strehlke: Deutsche Lieder in lateinischer Übersetzung. Zweite verm. Aufl. Berlin, Bibliographisches Bureau.

☞ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

E. Humperdinck

September 1894.

Deutsche Vergnügungs-Reisen.

Von M. G. Conrad.

(München, z. Zt. Insel Juist, Nordsee.)

Wenn der ideale Deutsche, der verheiratete, kindergesegnete, beamtete, betitelte Deutsche, eine ideale Vergnügungsreise machen will, so nimmt er sein Weib, seine Kinder, seine Kindsmagd, seinen Hund, seinen Kanarienvogel, seinen gewohnten Stiefelzieher und womöglich auch seine Schwiegermutter mit.

Damit er ja nicht aus seinem patentierten Hausstand herauskommt, schleppt er überall seinen Familientrara mit. Überall will er dieselbe Luft der heimischen Stube riechen, denselben Ärger, dieselben Gefühle, dieselben Redensarten haben, früh und spät, und nach Mitternacht dieselbe erbauliche Gardinenpredigt.

Der ideale Deutsche fühlt sich unglücklich, wenn er nicht überall auf Gottes Erdboden, zu Wasser und zu Lande, seine gewohnte persönliche Atmosphäre mitschleppen kann. Das kleinste Zugloch, in seinen körperlichen und moralischen Dunstkreis gerissen, macht den Braven sterbenselend und raubt ihm jede Haltung.

Darin sind sie alle gleich, der Residenzler, der Provinzler, der Krähwinkler — sie fühlen sich nur als Vollmenschen im Eigengeruch, im Eigengenuß. Sie wollen nicht aus ihrer Haut heraus, geschweige aus dem Ewignämlichen und Ewiggestrigen ihrer Vegetationsgewohnheit, mit der wohligen, müffigen Wärme der Kinderstube.

Damit ja nichts zum herrlichen Glücke fehle, lassen sie sich auch das Leibblatt nachschicken, die liebe Partel- und Klatschzeitung aus der Residenz, aus der Provinz, aus Krähwinkel. Könnten sie den Kirchturm, die Kneipe, den Stammtisch haben, müßten diese auch nachtransportiert werden.

Und kaum sind diese idealen Reisenden zum Loche draußen, dann beginnt der Postkartenverkehr nach rückwärts, damit ja die Nabelschnur nicht abreißt, durch die sie mit dem Dahinten, mit der Scholle, mit der Hausnummer verwachsen sind ihr Lebenlang. Der Mann schreibt, das Weib schreibt, das Kind schreibt, die Kindsmagd schreibt — alle schreiben, und dies sind ihre erhabensten Augenblicke unterwegs.

Die Kinder müssen, so weit sie schulpflichtig sind — und der ideale Deutsche hat während der Hälfte seines Mannesalters immer schulpflichtige Kinder, vom Abc-Schützen bis zur höheren Tochter und bis zum Studenten in höheren Semestern — die Kinder müssen ihre Hefte und Bücher mitführen, damit sie auch in der Ferne den bildenden Geruch der Schulstube in der Nase, Tinte an den Fingern und den Kneifer vor den Augen haben.

Die Hauptreisen dieser unvergleichlichen Familienmenschen sind natürlich die Ferienreisen. Die Ferien! Das ist das große Ereignis im Staate und im Hause. Da wird die Herde der idealen Menschheit mobil und sondert sich in süßen Rudeln, wie sie sich durch die „Bande der Liebe" gebildet.

Still saß ich und nichts Arges ahnend auf Juist, in dieser schlichten Inseleinsamkeit, umblaut von der brausenden Nordsee und dem schönen hellen Sommerhimmel. Ich träumte in meinem Korbe auf dem langgestreckten weißen Strande, und meine Augen ruhten, verloren in fernen Meereswelten. Ich plante dies und jenes, Seehundsjagden, Segelpartien, Dünengänge — — Strandkorbphantasien!

Da brachen die Ferien herein über Preußen und Oldenburg, Thüringen und Westfalen und die umliegenden Länder.

Und im Nu war die von Dünen, Platten, Sandbänken, Watts scheinbar so wohlverwahrte Insel von Menschen, sogenannten Badegästen und Passanten, überflutet, und eine Familienwoge nach der andern ergoß sich an mein friedliches Gestade.

Da fing mein Trauern an.

Die Insulaner freilich lachten, nun begann auf ihrem Sande ihr Weizen zu blühen.

Woche um Woche hielt ich's aus, denn der Mensch hofft immer auf Besserung. Jetzt sehe ich ein, daß ich sie auf diesem glücklichen Eilande in der guten, sommerlichen Jahreszeit nicht mehr erlebe. Denn die Zahl der Familien wächst in die Legion, und die deutschen Ferien dauern lang.

Aus allen Fenstern von Juist weht Kinderwäsche, gleich siegreich flatternden Fahnen. In den Gast- und Logierhäusern, in den primitiven Wohnstätten der Insulaner, überall herrscht die zugereiste Familie mit Scharen von Kindern. Auf den schmalen Backsteinpfaden zum Strande wimmelts

von Kindsmägden, die Kinderwägen vor sich herschieben, rumorts von Pantoffelhelden und Schwiegermüttern. — —

Was zuviel ist, ist zuviel. Ich strecke die Waffen vor der Tyrannei der idealen deutschen Familie. Ich weiche zurück vor der Überzahl der idealen deutschen Mütter und Kinder. Ich fliehe von Juist.

Ohne Übertreibung: Der herrliche Strand mit der grandiosen Scenerie des Meeres ist zu gewissen Stunden die reine Kleinkinderbewahranstalt.

Man geht doch wahrhaftig nicht als erwachsener Mensch an die Nordsee, um angesichts der erhabenen Meerflut das Schauspiel zu genießen, wie die deutsche Hausmutter ihren hoffnungsvollen Sprößlingen die Hose reinigt, den Popo wischt, oder wie die Schwiegermutter sich mit dem würdevollen Hausherrn über Erziehungsprinzipien zankt — ein Zank, dessen Tonstärke den Schrei der Möven übertönt. Und das ewige: „Otto, willst du wohl?" „Wilhelm, hörst du nicht?" „Ännchen, so laß doch!" „Jungens, Jungens, nee, aber so wat!" „Nu setzt's aber Haue!"

Das ist gräßlich, so das Meer von der familienmütterlichen Sorge und Zärtlichkeit überbrüllen zu hören. In solchen Momenten begreife ich Herodes und den ganzen bethlehemitischen Kindermord. —

Bevor ich mein ostfriesisches Eiland verlasse, will ich den Lesern der „Gesellschaft" meine Reise von München über Leipzig und Berlin nach Hamburg, die litterarischen Jubeltage daselbst, die Ausflüge nach Lübeck und Helgoland mit jener Gewissenhaftigkeit erzählen, welche den deutschen Berichterstatter auszeichnet. Also auf Wiedersehn im nächsten Heft!

Für heute noch das Geständnis, daß ich selbst mit Weib und Kind reiste. Es waren gerade Theaterferien. Man sieht, auch meine Geschichte ist nicht ohne Moral.

Die Lehre vom Tyrannenmord.

Von Karl Jentsch.

(Kriese.)

Am letzten Stiftungsfeste der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften hat Dr. Max Lossen die Festrede gehalten und als Thema „Die Lehre vom Tyrannenmord in der christlichen Zeit" gewählt; im Verlage der Akademie ist die Abhandlung, mit einem ausführlichen Quellennachweis ausgerüstet, soeben gedruckt erschienen. Der Verfasser geht von

der Stellung der Urkirche zur Staatsgewalt aus, verfolgt die Entwickelung der späteren Konflikte zwischen beiden Gewalten, die zu Versuchen einer schriftmäßigen Begründung revolutionärer Handlungen führten, durch das Mittelalter und die Reformationszeit hindurch bis zur französischen Revolution, und schließt mit einem Ausblick auf die Zukunft. In dem Abschnitte, der die Zeit der Religionskriege umfaßt, hat er, was etwa noch dunkel war an der Sache, durch die Ergebnisse seiner eignen Quellenforschung vollends aufgehellt, so daß jetzt ein abschließendes Urteil darüber möglich ist. Als Probe heben wir eine Frage heraus, die allgemein interessiert: die nach der Stellung der Jesuiten zum Tyrannenmord.

Da die Macht der Ligue, wie sich die katholische Partei in Frankreich eine Zeitlang nannte, dem elenden Heinrich III. über den Kopf wuchs und er sich ihrer nicht anders zu erwehren wußte, ließ er ihre Häupter, die Guisen, ermorden; den Herzog Heinrich am 23. Dezember 1588, bald danach auch dessen Bruder, den Kardinal. Die Wut der großen Mehrzahl der Franzosen über diese Schandthat war so groß, daß sich die theologische Fakultät unter dem Drucke, den zunächst die Häupter der Stadt Paris auf sie ausübten, gezwungen sah, die Unterthanen ihres Treueids zu entbinden und sie zum bewaffneten Aufstand gegen den seiner Krone verlustigen Heinrich von Valois zu ermächtigen. Am 1. August 1589 wurde der König von dem jungen Dominikaner Jakob Clément erstochen. „Fanatische Predigten hatten den schwachen Kopf (warum schwach?) des Mönches erhitzt, der Beichtvater sein Gewissen mit der Versicherung beruhigt, der Tyrannenmord sei keine Sünde, sondern eine rühmliche That. Der Mörder wurde auf der Stelle niedergemacht, dafür aber von den liguistischen Predigern und von seinen Ordensgenossen als Märtyrer gefeiert. Den Predigten und Flugschriften, welche die That des neuen Aod*) priesen, folgten dicke Bücher, welche sie mit gelehrten Argumenten rechtfertigten ....."

„An der revolutionären Auflehnung der Ligue gegen das legitime Königtum hatten auch einzelne Jesuiten Anteil gehabt, doch nicht gerade hervorragenden, jedenfalls nicht mehr als die Angehörigen der meisten anderen Orden. War doch selbst die theologische Fakultät der Universität Paris, dieser Lieblingspflegetochter der französischen Krone, wie man sie genannt hat, für einige Zeit der allgemeinen Ansteckung verfallen. Seit König Heinrichs (IV.) siegreichem Einzug in Paris, am 22. März 1594, suchte aber die Sorbonne durch verdoppelten monarchischen Eifer ihre zeitweilige Verirrung gutzumachen. Daß die Jesuiten diese Umwandlung nicht

*) Aod ermordete meuchlings den Moabiterkönig Eglon, der die Israeliten unterjocht hatte. Richter 3, 12—24.

alsbald mitmachten, war, neben der Eifersucht gegen ihr erfolgreiches Bemühen, den Jugendunterricht in die Hand zu bekommen, der Hauptgrund, daß sich nun der allgemeine Haß gegen sie wandte; sie wurden gleichsam der Sündenbock, dem die übrige französische Geistlichkeit die Schuld ihres Abfalls vom Königtum auflud."

Das Endergebnis der daraus entstehenden langwierigen Fehde zwischen den Jesuiten und ihren Gegnern war, daß jene „für Frankreich die Lehre von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes fallen ließen, während sie in allen anderen Ordensprovinzen daran festhielten, aber geltend machten, daß Tyrannenmord und Königsmord zwei wesentlich verschiedene Begriffe seien". Den wahren Grund der Hartnäckigkeit, mit der die Jesuiten diese Lehre festhielten, sieht Lossen in deren engem Zusammenhange mit dem Anspruche der Päpste auf das Recht, Fürsten abzusetzen und den Unterthanen durch die Entbindung vom Treueide die Waffen gegen den so zum Tyrannen gestempelten Fürsten in die Hand zu geben. „Als Verteidiger dieser politischen Machtbefugnis der Päpste waren die Jesuiten logisch fast genötigt, auch für die Zulässigkeit des Tyrannenmordes einzutreten." Es könne gar nicht bezweifelt werden, daß im ganzen 17. Jahrhundert „die Zulassung des Tyrannenmordes in einer mit dem Evangelium und den Anschauungen der alten Kirche unvereinbaren Weise Sententia communis (allgemein und unbestritten geltende und daher als Ordenslehre anzusehende Meinung) der Jesuiten gewesen" sei.

Von Mariana sagt Lossen, er nehme eine ganz besondere Stellung ein. „Mariana ist in der That in seinem berühmten, zuerst im Jahre 1599 veröffentlichten, größtenteils aber schon im Jahre 1590 geschriebenen Buch über den König und seine Erziehung ein entschiedener Verteidiger des Tyrannenmords; aber seine Argumente stammen nicht, wie die der übrigen Jesuiten, aus theokratisch-hierarchischen Grundsätzen, sondern teils aus dem Naturrecht, gemäß welchem ihm die Autorität des ganzen Volkes höher steht als die des Königs, teils aus der spanischen Geschichte, in welcher er, ein gründlicher Kenner, nichts von besonderen göttlichen Vorrechten des Königtums gefunden hatte. Man darf behaupten, daß kein andrer Autor des Jesuitenordens so wenig von eigentlich jesuitischen Grundsätzen sich geleitet zeigt, wie Mariana. Wenn die Jesuiten demnach mit gutem Grunde diesen Verteidiger des Tyrannenmordes von ihren Rockschößen abschütteln können, so haben sie anderseits kein Recht, diesen kühnen und stolzen Geist, einen Schriftsteller ersten Ranges, den Zierden ihres Ordens beizuzählen."

Daß auch die Calvinisten begeisterte Tyrannentöter, die Lutheraner dagegen wie heute so allezeit Muster von Loyalität und blindem Gehorsam gewesen sind, ist allgemein bekannt, und die Ursache dieser Verschiedenheit

liegt offen vor aller Augen da. Das Luthertum ist unter dem Schutze der sächsischen Kurfürsten entstanden und von andern deutschen Fürsten, sowie von den nordischen Königen um ihres eignen Vorteils willen eingeführt worden; seine Geistlichkeit ist daher allezeit das gehorsame Werkzeug ihrer Schöpfer, der Fürsten, geblieben. Der Calvinismus dagegen ward im Aufruhr gegen die Könige von Frankreich, Spanien und Schottland begründet und fand seine Pflegstätte in den Republiken Schweiz und Holland, denen sich eine Zeitlang noch eine britische Republik beigesellte; er war also notwendigerweise revolutionär und republikanisch. In England sind die Geistlichen der Staatskirche selbstverständlich Meister im knechtischen Gehorsam, die Dissenters Revolutionäre gewesen. Klarer als bei allen anderen Ideen ist es bei den kirchenpolitischen, daß sie nichts andres sind als Spiegelungen der Tage und der Interessen derer, die sie hegen. Bei Lossen tritt dieser Umstand nicht deutlich genug hervor.

Es ist überhaupt eine heikle Aufgabe, die Lehre vom Tyrannenmorde in der Sitzung einer „königlichen" Akademie erörtern zu sollen, noch dazu am byzantinischen Ende unsres in der Revolution gebornen Jahrhunderts; in der „Gesellschaft", die zum Glück noch nicht k. k. ist, darf schon eher über das rein Historische hinausgegangen werden, und daher wollen wir hier noch etwas beifügen, was Dr. Lossen in München nicht hätte sagen können, auch wenn er gewollt hätte; selbstverständlich hat er auch nicht gewollt, da er auf einem andern Standpunkte steht.

Er hat recht, wenn er die theologische Rechtfertigung des Tyrannenmordes als eine Verirrung darstellt, aber die theologische Begründung des Königtums von Gottes Gnaden ist keine geringere Verirrung. Nicht deswegen ist der Tyrannenmord unchristlich, weil der Monarch vom Neuen Testament für den „Gesalbten des Herrn" erklärt wird — in Wirklichkeit kennt es nur einen solchen Gesalbten, nur einen Christus, Christus heißt ja eben: der Gesalbte —, sondern weil Jesus jede Gewaltthat verurteilt und geduldiges Tragen der erlittenen Unbill zur Pflicht macht. Der weltlichen Ordnung stehen die drei ersten Evangelien gleichgültig, das vierte und die Offenbarung feindselig gegenüber. Im Johannesevangelium erscheint der Teufel als der Fürst dieser Welt, in der Apokalypse sind alle Könige und Großen der Erde nichts als Vorläufer und Werkzeuge des Antichrists und der Verdammnis verfallen. Wenn Jesus heute in unserm „freien" deutschen Vaterlande auftreten wollte, so würde seiner „aufreizenden" Reden wegen der Staatsanwalt seiner Wirksamkeit schon in den ersten Monaten ein Ende machen. Denn Jesus hat über die Reichen Wehe gerufen und die Armen selig gepriesen, er hat vielmal die herrschenden Stände und die rechtmäßigen Obrigkeiten seines Volkes Heuchler, Unter-

drücker der Armen und Teufelsbrut gescholten — alles in polizeilich nicht angemeldeten Versammlungen — und er hat eigenmächtig in die Befugnisse der Obrigkeit eingegriffen, z. B. aus den Tempelhallen die Verkäufer herausgetrieben, die doch gewiß Standgeld bezahlt hatten. Er ist feierlich in Jerusalem eingezogen und hat sich dabei als Sohn Davids, d. h. als den rechtmäßigen König begrüßen lassen. Er hat (Lukas 13, 32) den Herodes einen Fuchs genannt, den Herodes, der im römischen Reiche ungefähr die Stellung einnahm, wie heute im Deutschen Reiche einer der kleineren Souveräne, er hat sich also der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht. Er hat (Matthäus 17, 25) für sich und seine Jünger die Verpflichtung zum Steuerzahlen nicht anerkannt. Sein beharrliches Schweigen vor seinen Richtern: Kaiphas, Herodes, Pilatus würde ihm heute zunächst einige Ordnungsstrafen zuziehen. Das Wort vom Zinsgroschen, worauf unsre Kirchenpolitiker ganze Systeme bauen, ist nichts als eine verächtlich-spöttische Abweisung seiner plumpen Gegner, der damaligen Konservativen (Pharisäer) und Nationalliberalen (Herodianer), die ihm eine leicht zu umgehende Falle stellten. Paulus ist nicht Jesus, seine Lehre nicht mehr reine Jesuslehre; er ist Gemeindengründer, was Jesus nicht gewesen war. Wie jeder, der eine Idee verwirklichen will, mußte er sich zu Kompromissen, d. h. zum teilweisen Abfall von dieser Idee bequemen. Mit der Predigt von einem Leben aus dem göttlichen Geiste, das keiner Gesetze bedarf und sich durch keine äußere Ordnung einschränken läßt, fing er an, mit der Begründung äußerer Ordnungen hörte er auf. So erklärt sich die berühmte Mahnung zum Gehorsam gegen alle Obrigkeit im Römerbriefe. Öfter als einmal hatte er selbst den Schutz der römischen Gesetze und Behörde gegen seine Feinde aus der Judenschaft in Anspruch genommen, ihnen verdankte er es, daß er nicht in Jerusalem vom wütenden Volke gelyncht, daß er später nicht gemeuchelt, nicht feindlichen rachsüchtigen Richtern ausgeliefert wurde; was Wunder, daß er in der weltlichen Obrigkeit eine Einrichtung Gottes zum Schutze der Guten sah, in derselben Obrigkeit, in der die Christen später seit Nero die Verkörperung des Antichrists sahen? Eine ähnliche Ermahnung zum Gehorsam gegen die Obrigkeit finden wir 1. Petri 2, 12—18*), und hier bemerken wir zugleich einen zweiten Grund dafür: der Verfasser mahnt, die Freiheit nicht etwa zum Deckmantel der Bosheit zu mißbrauchen

*) Neuere Kritiker halten nicht den Apostel Petrus, sondern einen Mann des paulinischen Kreises für den Verfasser dieses Briefes. Mit Beziehung auf die angeführte Stelle heißt es in dem Artikel „Petrus“ der Realencyklopädie von Herzog und Plitt, aus späterer Zeit, etwa von Trajan ab, könne der Brief nicht stammen; denn „die uneingeschränkte Ermahnung, den Machthabern unterthan zu sein, war nicht mehr möglich, nachdem das Christentum von denselben ausdrücklich verboten war.“

und den Heiden keinen Anlaß zu übler Nachrede zu geben. Es konnte ja nicht fehlen, daß die Gleichgültigkeit der Jesuslehre gegen alles Weltliche und die Gesetzesfeindschaft Pauli, mit der gewiß gerade solcher Unfug getrieben worden ist, wie später mit der Luthers, den Christen schon frühzeitig den Vorwurf der Staatsfeindschaft zuzog und dem Missionswerke hinderlich wurde.

Wenn die römische Regierung ihren Unterthanen die allgemeine Militärdienstpflicht auferlegt und Eide: Fahnen-, Zeugen-, Amtseide gefordert hätte, ob Paulus soweit gegangen sein würde, sich solchen den ausdrücklichen Geboten Jesu widersprechenden Einrichtungen zu fügen? Wer kann es wissen? Tolstoj, der tiefer in den Geist des Evangeliums eingedrungen und gescheiter ist „als alle die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen", wundert sich in Tula „über die Widerstandslosigkeit, mit der dieses entsetzliche Verbrechen" — er meint die Rekrutenaushebungen — „am hellen lichten Tage in einer großen Stadt verübt wird". (In der Schrift: „Christi Lehre und die allgemeine Wehrpflicht.") Selbstverständlich ist Tolstoj, der ja eben das Christentum der Bergpredigt verwirklichen will, weit entfernt davon, zum gewaltthätigen Widerstande gegen die Aushebung zu reizen, vielmehr will er nur, daß die Rekruten passiven Widerstand entgegensetzen, so daß schließlich keine Aushebung mehr zustande kommt; alles, meint er, „hängt von der Kraft ab, womit jeder einzelne Mensch sich der christlichen Wahrheit bewußt ist;" mit der allgemeinen Verbreitung dieses Bewußtseins werde alles Unrecht von selbst aufhören, denn wenn auch einzelne Mächtige noch Unrecht begehen wollten, so würden sie doch die dazu nötigen Werkzeuge nicht mehr finden.

Die europäischen Völker, zu denen die Russen nicht gehören, sind niemals solche Lämmer gewesen, wie Tolstoj und seine Bauern; sie haben niemals geglaubt, daß alles von selber gut werden werde, wenn sich nur ein jeder geduldig schlagen, treten und zur Schlachtbank führen lasse, daß die Henker vom Geiste der Schlachtopfer ergriffen, daß die Wölfe durch das Beispiel der Schafe selber in Schafe verwandelt werden würden; sie wußten nur allzugut, daß die Wölfe um so wölfischer werden, je schafmäßiger sich die Schafe benehmen, und daß es an menschlichen Wölfen niemals fehlt; sollten diese wirklich einmal in einem Volke ausgehn, so würde ein solches Volk von Lämmern die Beute raubgieriger Nachbarn werden. Auch ohne solche Betrachtungen anzustellen, haben die Europäer von Anfang an instinktmäßig darnach gehandelt; sie waren viel zu gesund, kräftig und lebenslustig, viel zu tüchtig, um Christen in Tolstojs Sinne, um Russen, um Asiaten zu werden. Und eben darauf beruht die Kultur Europas und seine heutige Weltherrschaft, daß seine Völker stets revolutionär gewesen sind, von Athen

bis England, von Harmodius und Aristogiton bis auf die Chartisten, Bergleute und Dockarbeiter des weltbeherrschenden Inselvolkes. Denn Kultur geht nur aus der fesselosen Thätigkeit zahlreicher Individualkräfte hervor, die Blitze, in denen sich die Spannungen entgegengesetzter Kräfte ausgleichen, sind die Lebensbethätigungen des Geistes der Kultur. Dieser Geist erstirbt, wo Einer für Alle denkt, wo Alle für Einen oder für wenige Genießende arbeiten und leiden ohne zu denken.

Der Tyrannenmord ist weiter nichts als ein besonderer Fall der Daseinsbehauptung, die bei allen tüchtigen Völkern kräftig ausfällt. Name und Theorie erklären sich daraus, daß die mittelalterlichen Litteraten Schüler zuerst der Römer, dann der Griechen gewesen sind, und daß die naive Auffassung jüngerer Völker alle unpersönlichen Mächte personifiziert, daher für jeden lastenden Druck einen persönlichen Urheber voraussetzt. Dazu kam, was auch Lossen gebührend hervorhebt, daß im 14. und 15. Jahrhundert die Mehrzahl der Pflegstätten des geistigen Lebens, der italienischen Städterepubliken, der Gewalt von Alleinherrschern verfiel, die Tyrannen in der schlimmsten Bedeutung des Wortes waren. Die Geschmacklosigkeit, den Tyrannenmord oder richtiger die Empörung aus der Bibel zu rechtfertigen, war in solchen Kreisen, die theologisch dachten, wie die Scholastiker und später die führenden Geister des Reformationszeitalters, nicht zu vermeiden. Denn jedes gesunde Lebewesen wählt aus seiner Umgebung aus, was es an Luft und Nährstoff zu seiner Erhaltung gebrauchen kann. Finden Geister, denen die Pflicht der Selbsterhaltung Widerstand gegen die herrschenden Gewalten vorschreibt, die aber doch zugleich das Bedürfnis der sittlichen Selbsterhaltung, also der Rechtfertigung ihrer Thaten vor dem Gewissen empfinden, finden solche Geister in solcher Lage keinen anderen Gedankenkreis vor, als den theologischen, so müssen sie natürlich ihre Gründe aus der Bibel holen. Passen Matthäus und Lukas nicht, so muß Paulus herhalten (das Gesagte gilt ja nicht bloß für die Unterdrückten, die sich empören wollen, sondern auch für die Herrscher, die fortfahren wollen zu unterdrücken), paßt dieser nicht, so greift man in die Apokalypse und in das Alte Testament. Das Christentum enthält sehr verschiedene Bestandteile, die den Menschen je nach Umständen förderlich oder hinderlich sind; der Europäer, als ein gesunder Junge, nimmt sich aus der Schüssel, was ihm gerade schmeckt und bekommt, und schiebt das übrige beiseite. Bevölkerungen, die sich, wie die Italiener der Renaissance und die Franzosen des vorigen Jahrhunderts, vom Banne der Theologie befreit haben, aber noch an den Traditionen des klassischen Altertums hängen, holen ihre Gründe aus den griechischen und römischen Klassikern, der moderne Mensch rechtfertigt seine Befreiungskämpfe durch naturwissenschaftliche Theorien und

hofft, daß im Kampfe ums Daſein der Tüchtigere obſiegen, durch den Sieg alſo ſein gutes Recht beweiſen werde, wobei ſelbſtverſtändlich jeder Kämpfende ſich ſelbſt für den Tüchtigeren hält.

Den Widerſtand gegen Druck in die altmodiſche Form des Tyrannenmordes zu kleiden, davon kann allerdings heut und in Zukunft nicht mehr die Rede ſein. Über England bemerkt Loſſen ganz richtig: „mit der Möglichkeit einer Ausartung des Königtums zur Tyrannis hörte zugleich auch jeder Anlaß auf, von der Berechtigung des Tyrannenmordes zu ſprechen“. Weit wirkſamer als Staatsverfaſſungen haben der Weltverkehr und die Zuſammenballung der Beſitzenden und der Nichtbeſitzenden zu ungeheuren Maſſen der Wiederkehr einer Tyrannis im alten Stile, d. h. der Konzentration der Macht in einer Perſon vorgebeugt: Druck wie Gegendruck, das ſieht heute auch der Blödeſte, geht nicht von einem Punkte aus, ſondern von einer breiten Schicht; jeder Arbeiter weiß das heute, nur die Bureaukraten wiſſen es noch nicht, die ſich immer noch einbilden, Volksbewegungen dadurch zum Stillſtand bringen zu können, daß ſie die „Hetzer“ ins Loch ſtecken. So gut durchſchauen die Volksmaſſen die Lage, daß ſogar Signor Crispi nicht in Lebensgefahr ſchwebt, weil man in Italien wohl weiß, daß mit ſeiner Ermordung der auf dem Volke laſtende Druck nicht beſeitigt ſein würde. Nur in Rußland ſieht der gebildete, der europäiſch denkende und fühlende Teil der Bevölkerung den Monarchen noch heute für den Urheber des Druckes an, und darum ſteht dort der Tyrannenmord noch ſo im Flor, wie in Frankreich und England vor 300 Jahren.

Es iſt ſonderbar, daß Loſſen daran nicht gedacht hat. Ganz willkürlich ſchließt er die Tyrannenmordperiode mit der franzöſiſchen Revolution ab. Hat nicht Schiller, der vom erſten bis zum letzten Atemzuge Revolutionär geweſen iſt, ſeinen Wilhelm Tell erſt 1804 geſchrieben, hat nicht der Freiheitsſchwärmer Sand den „Tyrannenknecht“ Kotzebue erſt 1819 erdolcht, haben wir nicht ſeitdem noch genug Attentate erlebt (gegen den einen Louis Philippe ſind ſieben oder mehr unternommen worden), und iſt nicht das Königreich Italien in der Zeit von 1859 bis 1870 auf lauter Tyrannenverjagung gegründet worden? Daß dabei keiner der abgeſetzten mit Waffengewalt verjagten Monarchen das Leben eingebüßt hat, war nebenſächlich und zufällig; hätte den König Franz II. von Neapel bei der Belagerung von Gaeta 1860 eine Kugel getroffen, ſo würden Garibaldi, Crispi und Victor Emanuel nicht böſe geweſen ſein, und außer den Ultramontanen, die der Lage der Dinge nach damals die legitime Monarchie als Bundesgenoſſin des Papſttums hochhalten mußten, würde ſich in ganz Europa kein Menſch darüber entrüſtet haben.

Dieſer geſchichtlichen Thatſachen gedenkt Loſſen in ſeiner Schlußbetrach-

tung nicht, sondern nur der anarchistischen Attentate, die ihn aber in seiner optimistischen Auffassung, wonach die Periode des Tyrannenmordes abgeschlossen hinter uns liegen soll, nicht irre machen; denn, meint er, „Versuche, mit Gründen, sei es des vernünftigen Denkens, sei es der christlichen Lehre, solche Mordthaten zu rechtfertigen, werden kaum unternommen". Doch! Die Anarchisten haben eine ziemlich umfangreiche Litteratur, mit der sie „die Propaganda der That" zu begründen suchen; bekanntlich sagen sie: weil eben nicht einzelne Tyrannen, sondern das herrschende Wirtschaftssystem an den Leiden des Proletariats schuld sei, so müsse das Publikum durch Mordthaten, die nicht gegen bestimmte Personen gerichtet sind, sondern beliebige Menschen wahllos treffen, von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes überzeugt werden. Selbstverständlich bewirken sie damit gerade das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigen, nämlich die Befestigung des herrschenden Systems, und darum verurteilen sowohl die englischen Gewerkvereinler wie die festländischen Sozialdemokraten alle Gewaltthätigkeiten; nicht, weil sie die gewaltsame Beseitigung von Unterdrückern für sündhaft hielten, sondern weil sie sie für unzweckmäßig halten, ziehen die Angehörigen des vierten Standes, der in Mittel- und Westeuropa bald die Hälfte der Bevölkerung ausmachen wird, den unblutigen politischen und Lohnkampf einem blutigen Befreiungskampfe vor. Wenn dann Loffen zuletzt den Fortschritt der Menschen mehr in der Läuterung der Ideen*) und in der Verbesserung der Institutionen als in etwaigen vorteilhaften Änderungen der Menschennatur sieht, so hat er wiederum recht, und deshalb trägt die Gesamtheit derer, die sich notwendigen Verbesserungen der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen widersetzen, die Verantwortung für etwaige Explosionen des Triebes der Selbsterhaltung unterdrückter Volksmassen.

*) Soll dieser Ausdruck für den vorliegenden Fall bedeuten, daß der Christ die Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen jede weltliche Obrigkeit anzuerkennen und keine Trübung der Idee dieses Gehorsams durch Ausnahmen oder Einwendungen zuzulassen habe, so lasse ich natürlich eine solche „Läuterung" nicht als einen Fortschritt gelten; wohl aber lasse ich die Läuterung gelten, wenn damit gemeint ist, daß man die Ursachen der Übel, die den größern Teil der Menschheit drücken, und die geeigneten Mittel zu ihrer Beseitigung immer richtiger und deutlicher erkenne.

Mein Lebenslauf.

Von E. Humperdinck.

(Frankfurt a. M.)

Am 1. September 1854 bin ich als Sohn des Gymnasiallehrers Gustav Humperdinck zu Siegburg geboren. Meiner frühzeitig zu Tage tretenden musikalischen Veranlagung entsprechend ward mir von meiner ersten Jugend an neben allgemeiner Ausbildung Unterricht in der Musik zu teil. Mit sechzehn Jahren bestand ich die Abiturientenprüfung am Gymnasium zu Paderborn, in welcher Stadt mir durch meine Mitwirkung bei den Aufführungen der Domkapelle und des Musikvereins vielfache musikalische Anregung geboten wurde. Nach einem halbjährigen Studium des Baufachs bestimmte mich meine starke Neigung zur Musik, sowie der Rat Ferdinand Hillers, dem ich einige Kompositionen vorgelegt hatte, zu dem Entschlusse, die Laufbahn eines Tonkünstlers zu ergreifen. So besuchte ich denn zunächst vier Jahre lang die Musikschule zu Köln. Gleichzeitig hatte ich in zahlreichen Gürzenich-Konzerten, Kammermusik-Soirées und Opern-Vorstellungen beste Gelegenheit, meine musikalischen Kenntnisse in ausgedehntem Maße zu bereichern. Als bei Ablauf meiner Studienzeit in Köln mir der Preis der Mozartstiftung in Frankfurt a. M. zuerkannt wurde, kam ich als deren Stipendiat auf Empfehlung Hillers zu Franz Lachner nach München und besuchte außerdem während zweier Jahre die dortige kgl. Musikschule. Auch hier wurden die sich darbietenden Vergünstigungen zum Besuche des Hof- und Nationaltheaters, der Akademiekonzerte und der Aufführungen der kgl. Vokalkapelle eifrig von mir wahrgenommen, während andererseits das Studium an der k. Musikschule Anlaß gab zu praktischen Übungen im Dirigieren, sowie zur Aufführung von eigenen größeren und kleineren Kompositionen, von welchen zwei, eine „Humoreske" für Orchester und die Chorballade „Wallfahrt nach Kevlaar" den ersten Preis der Felix Mendelssohn-Bartholdy-Stiftung in Berlin erhielten. Das hiermit verbundene Reisestipendium setzte mich in den Stand, ein Jahr hindurch Italien zu bereisen und auch bezüglich der bildenden Künste meinen geistigen Horizont beträchtlich zu erweitern. Am folgenreichsten ward für mich das Zusammentreffen mit Richard Wagner, dessen Bekanntschaft ich bei seinem Aufenthalte auf der Villa d'Angri bei Neapel im Frühjahre 1880 machte. Der Meister lud mich ein, nach Bayreuth überzusiedeln, um eine Kopie der damals noch nicht ausgeführten Parsifal-Partitur anzufertigen

und bei den Vorbereitungen zur ersten Aufführung des Bühnenweihfestspieles ihm behilflich zu sein. Selbstverständlich folgte ich diesem ehrenden Rufe mit Begeisterung und ging im folgenden Jahre nach Bayreuth. Gleichzeitig nahmen nach Vollendung der Parsifal-Partitur die Vorbereitungen zu den Festspielen des Jahres 1882 meine Kräfte in Anspruch; unter anderem glückte es mir, aus den Volksschulen Bayreuths einen Knabenchor zusammenzustellen, der nach mehrmonatlichem Studium bei den Aufführungen des Sommers unter meiner Leitung erfolgreich mitwirkte.

Nach Beendigung der Festspiele wurde mir für einige eingesandte Kompositionen seitens der kgl. Akademie der Künste in Berlin der Preis der Meyerbeer-Stiftung verliehen, als deren Stipendiat ich Italien, Frankreich und Spanien bereiste. Der Aufenthalt in Paris wurde für mich interessant und wichtig durch Franz Liszts Empfehlungen. Kurz vor seinem Tode berief mich R. Wagner, damals in Venedig weilend, zum Zwecke der Aufführung seiner C-dur-Symphonie im Liceo „Benedetto Marcello" noch einmal zu sich.

Nachdem ich während der folgenden Jahre — eine kurze durch Krankheit veranlaßte Unterbrechung abgerechnet — teils mit eigenen Kompositionen und Bearbeitung musikalischer Werke beschäftigt, teils an den Festspielaufführungen in Bayreuth, sowie an den Königsvorstellungen des „Parsifal" in München wie früher mit thätig gewesen, folgte ich im Herbste 1885 einem Rufe des Conservatorio del Liceo in Barcelona, um diese Anstalt nach deutschem Muster umzugestalten und die Leitung ihrer Konzerte zu übernehmen. Die sehr zurückgebliebenen Musikzustände, welche hier wie fast überall in Spanien herrschten, verleideten mir jedoch diese Bestrebungen schließlich, so daß ich meine Stellung im Sommer 1886 wieder aufgab und mit einer ähnlichen am Kölner Konservatorium vertauschte, in welcher ich Unterricht in der Theorie, sowie die Leitung der beiden unteren Chorgesangklassen übernahm. Ein mir im folgenden Jahre von der Verlagsfirma B. Schott's Söhne angebotenes Engagement zum Zwecke der Herausgabe älterer Werke veranlaßte mich, auch die Stellung an der Kölner Musikschule aufzugeben und nach Mainz überzusiedeln, wo ich zunächst Aubers Märchenoper „Das eherne Pferd" einer dramatischen und musikalischen Umarbeitung unterzog, deren erste Aufführung am 10. November 1889 in Karlsruhe stattgefunden hat. Von meinen Kompositionen wurden bisher „Das Glück von Edenhall" und die „Wallfahrt nach Kevlaar" von vielen Konzertinstituten mit Erfolg aufgeführt.

Im Herbst 1890 siedelte ich nach Frankfurt a. M. über, wo ich seitdem als Lehrer des dortigen Hochschen Konservatoriums, sowie als Musikreferent der „Frankfurter Zeitung" lebe. Die erste Aufführung meines

Märchenſpiels „Hänſel und Gretel“ fand am 23. Dezember 1893 in Weimar (unter R. Strauß' Leitung) ſtatt, dann folgten München (30. Dez.), Karlsruhe (5. Januar 1894), Frankfurt a. M. (11. März), Breslau (18. April), Darmſtadt (22. April), Mannheim (6. Juni).

Unſer Dichteralbum.

Gefangen.

Aus einer engen, wirren Wildnis ſucht
Ich einen Ausweg, doch am Ende ſtand
Mit einer wehrenden Geberde Ich.
Nicht heftig, aber zwingend. Alſo ruhig
Und forſchend richtete ich meinen Blick
Auf mich, daß ich betroffen rückwärts trat
Und langſam und von Grau'n gepackt entwich.

Ich ſuchte einen andern Weg und fand
Am Ausgang mich, und ging zurück, und immer
Fand ich am Ende eines jeden Weges
Denſelben Wächter, daß ich ſchaudernd floh.

Stolz, Ehrgeiz, Lüge, Wolluſt, Haß und Neid,
Jedwede Leidenſchaft trug meine Züge
Und ſchreckte mich. Auch Gram und Liebesleid,
Auch blaſſe Reue mit verquälten Mienen,
Und Wahnſinn mit erloſchnen blöden Augen.
So viel der Thore, ſo viel Hüter grinſten
Mit einem lautloſen Zurück mich an.

Dann aber fand ich einen ſcheuen Jungen,
Dem deckte Scham die weichen Wangen, als er
Mich kommen ſah und ſeine Miene ſprach
Faſt demutsvoll: Verzeih, daß ich hier ſtehe.

Da faßte Wut mich: Fratze, biſt Du ich?
Feigling, Erbärmling, gieb mir Raum. Und jäh
Schoß tiefrer Purpur über ſeine Schläfen,
Und ſeine Augen hob er meinem Schimpf
Verwirrt entgegen. Und ich hob die Fauſt.
Da fiel er totenblaß mir in den Arm,
Und ſeine Augen riefen, ſchrien: Schlag nicht!

Ich aber, zornig, rang mit ihm und rang
Drei Tage und drei Nächte lang und warf
Ihn nicht und ließ erſchöpft von ihm und wich
Schrittweis und Blick in Blick. Der ſeine war
Voll ſtillen Vorwurfs und verſtörter Scham.

Und ich verkroch mich unter einen Buſch
Und meine Wächter folgten mir und ſpähten
Aufdringlich durch das ſchwarze Laub
Und quälten mich.

Hamburg. Guſtav Falke.

Enfin.*)

Oceanidylle.

I.

Raſtlos keucht der Dampfer vorwärts
Durch die endlos blauen Wogen.
Keine Wolke ſteht am Himmel.
Keine Briſe kühlt die Glut.

Blaue Flut und blauer Himmel.
Grandios nennt ſie der Schwärmer.
Doch dem nüchternen Verſtand
Dünkt es eitel Langeweile.

„Ocean, du Ungeheuer,"
Seufzt mit Rezia der dicke,
Muſikaliſch angehauchte,
Argentiniſche Tierfellhändler.

„Hol' der Teufel doch die Habſucht!
Bleib' im Land und nähr' dich redlich!
O wie göttlich war's bei Dreſſel!
Stewart, Monopol auf Eis!" —

Mit dem roten Seidentuche
Reibt er ſich die kahle Stirne,
Wirft dann einen Blick hinüber
Zu der ſchönen Donna Clara.

Grimmig ſpricht er zu ſich ſelber:
„Und dazu bei ſolcher Hitze
Noch ein Weib vor Augen haben,
Deſſen Blicke ſengend Feuer!" —

Hingegoſſen in den Lehnſtuhl
Liegt die reizende Kreolin.
In den duftigſten Mußlin
Sind gehüllt die ſchlanken Glieder.

Jüngſt erſt legte ſie die Trauer
Um den Gatten ab, den teuren.
Ach, ſie liebte ihn ſo zärtlich!
Und er war auch liebenswert.

Jeder Wunſch und jede Laune
Ward erfüllt vom lieben Alten.
Eine zwar! — Die böſe Welt
Zweifelte an der Erfüllung.

Ja, gefällig war der Biedre.
Schon vier Wochen nach der Hochzeit
Starb er in Paris. Der Witwe
Stand das Trauerkleid entzückend.

Alle Welt lag ihr zu Füßen.
Doch als treue Gattin führte
Sie den Leichnam ihres Gatten
Nach der Heimat Argentinien.

Alle Welt lag ihr zu Füßen,
War ſie doch ſo ſchön wie jene,
Die dem Wellenſchaum entſtiegen
Einſt an Paphos ſel'gem Strande.

Dunkler Haare dichte Fülle
Schmiegt ſich an die zarte Schläfe.
Auf den ſammetweichen Wangen
Lächeln allerliebſte Grübchen.

*) Enfin, „endlich", ſoll ſpaniſch betont werden mit den reinen Lauten der geſchriebenen Vokale.

In den Augen perlt Champagner.
Zwiſchen feingeſchwungnen Lippen,
Friſch wie taubenetzte Roſen,
Blitzen die kokettſten Zähne.

Mit dem Händchen ſchwingt ſie träge
Einen ſpan'ſchen Rieſenfächer,
Und in tiefem Atmen hebt ſich
Hin und wieder ihre Bruſt.

Stumm zu ihren Füßen ſitzt
Ein germaniſch blonder Jüngling.
Seine blauen Augen leuchten,
Doch die Lippe ſchweigt verlegen.

Nur ein Wörtchen ſpaniſch weiß er,
Nur das eine Wörtchen „amo".
Doch der Burſche iſt zu blöde,
Dieſes eine auszuſprechen.

Feurig glüht's in ihrem Auge,
Grad' als wollte ſie ihm ſagen:
„Blonder Junge, Du gefällſt mir!" —
Aber si jeunesse savait! — —

II.

Nacht ward's überm Ocean,
Matt erhellt vom Licht der Sterne,
Wonneſchauernd, nervenprickelnd.
Solche Nächte ſegnet Venus.

Regungslos liegt Donna Clara
In dem Lehnſtuhl; nur der Buſen
Hebt ſich ſtürmiſch. Unterm Haupte
Sind gekreuzt die weißen Arme.

Zornig iſt die ſchöne Dame.
„Dummer Alemanne," denkt ſie,
„Warum biſt Du doch ſo hölzern?
Bin ich etwa alt und häßlich?"

Schon zum ſechſten Male ließ ſie
Auf dem Stuhl den Fächer liegen,
Und zum ſechſten Male brachte
Er ihn erſt am nächſten Morgen.

Leiſe klopft ſie mit dem Füßchen
Auf den Boden, in den Fingern
Zuckt es, ihm das Haar zu zauſen.
Solch ein dummer Alemanno!

Plötzlich ſpringt ſie auf vom Lehnſtuhl,
Drückt den Fächer in die Hand ihm.
Eh' er weiß, was ihm geſchehen,
Iſt das ſchöne Weib verſchwunden.

III.

Si jeunesse savait! — Caramba,
Endlich weiß ſie, doch ſie wagt nichts. —
Wohl ein dutzend Male ſteht er
Vor der Koje der Sennora.

Fiebriſch klopft das Herz, die Kniee
Zittern, in den Schläfen pocht es.
Auf dem Drücker liegt die Hand,
Und — nun ſteht er in der Koje.

Stammelnd ſpricht er: „Ach, Verzeihung,
Ihren Fächer . ." —, will dann fliehen.
Doch ſchon fühlt er ſich umſchlungen
Von zwei warmen, weichen Armen.

Ein berauſchend ſüßer Duft
Dringt aus Donna Claras Haaren.
Leidenſchaftlich hört er flüſtern
Nur das eine Wort „enfin".

IV.

„Ocean, du Ungeheuer,
Auch noch das," ſo ſtöhnt der dicke
Argentiniſche Tierfellhändler,
Der Sennora Kojennachbar.

New-York. Gottlieb Steger.

Rauſch.

Zerfall', du weite lachende Welt,
Zerfall' in Aſche und Trümmer;
Mir leuchte nicht mehr dein Sternenzelt,
Deine ſtrahlende Sonne nimmer!

Geſogen hab' ich der Sterne Licht
In meine glückſeligen Augen.
Kein himmliſches und kein irdiſches Licht
Kann fürder für mich taugen.

Nun thu' dich auf, du alter Schlund,
Der verſchlungen hat Korahs Rotte;
Ich will verſinken mit leuchtendem Mund
Und rufe zu keinem Gotte.

Ich trank in mich ſo ſüßes Glück
In einer glückſeligen Stunde —
Mit meinem freudeſtrahlenden Blick
Erleucht' ich des Orkus Runde.

Und iſt es Sünde, was jetzt ich gelallt —
Mein Gott, du läßt's mich nicht büßen:
Lieg' trunken von meines Glückes Gewalt
Zu deinen barmherzigen Füßen.

Wien. Emil Rechert.

Hochzeitsnacht.

Der Abend breitet ſeine Schleier aus.
Es kommt die Nacht, in der zum erſtenmale
Du mir gehören ſollſt, ich Dir. Ins ſchattenfahle
Dämmergewoge blick' ich ſtarr hinaus.

In meinen Augen flimmert
Es von dem Blut, das mein Gehirn durchflutet,
Ein Wiederſchein des Feuers ſchimmert.
Und meine Seele blutet.

Du mein, ich Dein
Zum erſtenmal, zum erſtenmal.
Und nach ureigner Wahl
Ein Blutsbund, den kein Gott darf weihn.

In der gemeinen nicht, in einer andern Welt
Lebt unſer Glaube.
Hoch über unſerm Liebeszelt
Kreiſt eine weiße Taube.

Leben und Tod
Perlen in einer Schale,
Draus wir bei unſerm Feſtesmahle
Den Trunk thun zu dem Geiſt, der uns durchloht.

Wohl um Jahrtauſende zurück
Und vorwärts, anfang-, endlos iſt das Reich.
Verderben oder Glück?
Wir wiſſen's nicht, uns iſt es gleich.

Die weiße Taube flattert leiſ' und ſacht,
Von Roſenduft weht eine Wunderfülle.
Über des Abends Schleierhülle
Wirft ihren weiten Mantel jetzt die Nacht.

Gebet.

Und weil ich tiefe Liebe zu Dir hege,
Und weil ich kenne mein friedlos Gemüt,
Und weil ich ſeh', wie raſch, wie raſch verblüht
Die ſchönſte Roſe, die da prangt am Wege —

Und weil ich weiß, daß Du mir ganz ergeben,
Und weil ich fühle, daß Du nur an mich,
An meine Liebe glaubſt — drum bete ich
Für Dich und mich, für mich und Dich, mein Leben:

All meine Kraft, ſie breche jäh in Scherben,
Und all mein Stolz, er ſinke in die Gruft.
In einem Meer von ſüßem Blumenduft
Soll untergehn mein Gotteswahn und ſterben.

Daß auf des Glaubens öder Trümmerſtätte
Erhebe ſich der Treue feſtes Haus,
In dem, geſchmückt mit einem Myrtenſtrauß,
Der Friede ſeinen ſtillen Tempel hätte.

Tauberbiſchofsheim. Eduard Heß.

Weckerle décadent.

Ein Hundsviech iſt's, wie andre Hundeviecher.
Mit Einem Unterſchied: In dicke Tücher
Und Pelze hat ſein Glück ihn eingemummelt.
Nun fault er auf dem Divan, ſchwerverbummelt.
Zu Zeiten macht's ihm Spaß, ſich anzugrobſen:
„Pfui, Weckerle, wie darf ein Dachs ſich mopſen!"
Dann reckt er ſich. Und gähnt. Und ſeufzt. Die Glieder
Sind müde, müde. Und er kuſcht ſich wieder. —
Ob er ſich mal zum Futternapfe räkelt?
Äh, — wie ihn vor der Cervelatwurſt ekelt!
Nicht fett, nicht mager kann er mehr vertragen.
Niemals ſeit Jahren knurrte ihm der Magen.
Ganz leiſe knurrt ſtatt deſſen das Gewiſſen:
Man wird ſich ändern oder ſterben müſſen.

Leipzig. Walter Harlan.

Wilde Liebe.

Noch ſpielſt Du die kindiſchen Spiele fort,
Suchſt Frühlingsblumen im Hage,
Noch drang kein wildes, berauſchtes Wort
In Deine Mädchentage.

Doch hat ſich erſt purpurn das Weinlaub gerollt,
Und ſind die Aſtern gegangen,
Und peitſcht Deines Haares aufleuchtendes Gold
Dir ſturmgeſchüttelt die Wangen,

Dann werd' ich jählings mit fiegender Kraft
Deine goldenen Strähnen packen,
Dann reiß' ich in trutziger Leidenſchaft
Dein Haupt hintüber zum Nacken.

Dann wird meines Mundes brennender Durſt
Dir von wilder Liebe erzählen,
Und droben wird orgelnd der Sturmwind gehn
Mit mächtigen Brautchorälen. . .

Berlin. Carl Buſſe.

Phantaſtiſche Geſchichten

(en miniature).

Von Paul Scheerbart.

(Berlin.)

I.

Geiſtertanz.

Bewegungsſtudie.

Von Norden kommen ſie — durch die Luft. Schrill pfeift der Wind. Die dünnen Gewänder flattern.

Übers Meer kommen ſie — am Strande ſchweben ſie hinab.

Am Strande wird getanzt. —

Sie rennen durch den Sand wie die Tollen — die Dünen hinauf und hinunter. Die Muſcheln zerbrechen unter ihren Füßen. Wild ſpringen ſie hoch in die Luft, klatſchen in die Hände, ſchleudern die dünnen Gewänder rechts und links, als wären's Peitſchen .....

Dann umarmen ſie ſich — dann drücken ſie ſich, als wollten ſie ſich zerpreſſen — — — ſie laſſen ſich danach wieder los und drehen ſich um ſich ſelbſt — — — blitzſchnell wie Kreiſel — die Gewänder flattern.

Dann bilden ſie einen Kreis.

Zwei Dutzend Geiſter ſind's.

Sie ſtehen ganz ſtill im Kreiſe.

Langſam reichen ſie ſich die Hände, drücken ſie ganz feſt in einander und laſſen dann ihren Körper zurückfallen.

Sie kreiſchen dabei auf und werfen den Kopf ins Genick.

Wie ein Trichter ſieht der Geiſterkreis aus.

Jetzt brauſt der Wind — die Wogen donnern — das Meer ſchäumt über die Ufer — die Wogen beſpritzen den Geiſterring ..... Der ſpringt empor und tanzt nun — die Beine fliegen, die Haare fliegen — — in die Wellen ſpringen die Geiſter hinein. Wie ein Wirbelwind dreht ſich — pfeifend — der Ring der Geiſter. Das Waſſer ſprüht nach allen Seiten.

Die Geiſter tanzen — tanzen — und wie ein Wirbelwind ſteigen ſie empor in die Luft ..

Und pfeilſchnell drehen ſich die Geiſter wieder nach Norden — hoch überm Meere ſchweben ſie.

Die Winde brauſen — die Gewänder flattern.

II.

Nacht und Purpur.

Allegorie.

Der glänzende Purpur kam zur Nacht. Er liebte die ſchwarze Nacht. Doch dieſe ſagte: „Laß mich in Ruh!“

Der Purpur ſchüttelte darob ſein ſchönes Haupt und glaubte, die Nacht ſei toll geworden. Er, der Purpur, konnte nicht begreifen, wie's die ſchwarze Nacht fertig bringen konnte, den glänzenden Purpur zu verſchmähen.

Zwei Fledermäuſe hatten dieſem wunderlichen Liebesſpiele kichernd zugeſchaut.

Jetzt flogen ſie auf und ſangen ſpöttiſch:

„Purpur, laß uns in Ruh!
Wir ſind ja gar nicht wie Du!
Deine Liebe kann uns nichts nützen.“

Der Purpur ging ſehr ärgerlich von dannen. Und bald hörte der Purpur überall — ſpöttiſch — höhniſch — luſtig:

„Pupur, laß uns in Ruh!
Wir ſind ja gar nicht wie Du!“

Ach — und viele Verſe, die ſo ähnlich klangen.

III.

Die alten Priester und die Knaben.

Eine Tempelphantasie.

Im Lande der Heibranen ward es wieder einmal Nacht. Der Wind raschelte heftiger in den Lorbeerbäumen — und es begann die Finsternis immer schwärzer und schwärzer zu werden.

„Hurasâla! Hurasâla!" riefen klagend die alten greisen Priester in die dunklen Wälder hinein. Der große Tempel des Semâsi leuchtete hell weiß auf, denn er war ganz aus weißem Marmor gebaut.

Wieder riefen die Priester:

„Hurasâla! Hurasâla! Efakô!"

Dann ward's still ringsum.

Der große Tempel des Semâsi lag ruhig weiß leuchtend da — zwischen den Lorbeerbäumen — wie ein großer schlafender weißer Elefant.

Da plötzlich — da hinten — da drüben — Flammen — viele Flammen — Fackeln — und ein Knistern — ein langer Zug kommt heran — mit vielen Fackeln — zum Tempel des Semâsi.

Knaben sind's, die die Fackeln tragen.

Semâsi aber ist der Gott der Thorheit. Im ernsten Lande der Heibranen betet man den Gott der Thorheit als Erlöser an.

Doch Semâsis Priester haben so viele Thorheiten begangen, haben so viel gelacht in ihrem Amt, daß sie das Lachen und das Thorsein allmählich verlernten.

Das hörten nun viele Jünglinge im Lande der Heibranen, und diese Jünglinge — Knaben zumeist — veranstalteten deswegen eine drollige Fackelprozession — und diese „Knabenprozession" näherte sich jetzt dem Tempel der Thorheit, dessen Priester wehklagten, daß sie so ernst geworden waren.

Die Knaben wollten die alten Priester erlösen — erlösen von ihrem schwerfälligen Ernst, der die Alten ungeschickt machte, ihr Amt im Tempel der Thorheit ordentlich zu verwalten.

Und die alten Priester glaubten auch fest daran, daß ihnen die Knaben die Erlösung bringen würden .... die Knaben, die jetzt Fratzen schneidend immer näher kommen — mit flackernden Fackeln.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Nun — nun — wie die Alten glaubten, so geschah's. Die Knaben waren bei Saitenspiel und Becherklang so thöricht, lasen dabei so schrecklich wunderliche Geschichten vor, daß die Alten endlich einmal wieder lachen konnten.

Und da dankten die Alten den thörichten Knaben — und die Alten

ſowohl wie die Jungen — Alle fühlten ſich ſehr geſtärkt — die Thorheit hatte ſie ſo recht gründlich erfriſcht . . . . . .

Die Fackeln flackerten. Der Wein floß in Strömen — — und die Geſichter glänzten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Alſo wirkte vor vielen Jahren im Lande der ernſten Heibranen eine „Knabenprozeſſion". Im Lande der Heibranen wären die alten Prieſter aus ihrem Amt verjagt worden, wenn die thörichten Knaben nicht als Retter und Erlöſer erſchienen wären.

Damals ward's im Lande der Heibranen wieder einmal Morgen.

Überall wird's ſo ſchnell nicht wieder Morgen.

IV.

Menſchenblut.

Sociale Fabel.

Ein ziemlich jugendlicher Floh ſaß einmal in ſeinem Lehnſtuhl und las in der Chronik des alten Großvaters. Da ſprang die Mutter des jungen Mannes durchs Fenſter ins Zimmer hinein. Der Mutter Leib war ganz voll Menſchenblut.

„Junge, höre mal! Wie viel Menſchenblut haſt Du heute ſchon getrunken?" Alſo rief die Mutter.

Der im Lehnſtuhl ſitzende Sohn klappte die Chronik des Großvaters ärgerlich zu, erhob ſich, ſtarrte die Mama kalt lächelnd an und meinte kurz: „Was geht Dich das Menſchenblut an, das ich trinken will oder getrunken habe — was geht Dich das an?"

„Na ja, Du biſt immer der feine Herr — wo wirſt Du Dich quälen — Deine alte Mutter hat ſich's den ganzen Tag über ſauer werden laſſen . . . . . Glaubſt Du, es iſt ein Spaß, immerfort bei den Menſchen zu ſein?"

„Nein — nein — deswegen ſaß ich auch hier und las," rief lachend der junge Floh — — — — — — — doch ihn dürſtete, und er ließ ſich von ſeiner Mutter den Weg zum nächſten Menſchenbeine zeigen . . . . . .

„Schläft der Menſch auch?" fragte der junge Mann.

„Ja wohl, er ſchläft," verſetzte grimmig die vom Menſchenblut ganz aufgequollene Mutter.

„Ohne Blut geht's doch nicht ab," ſagten Beide, wie ſie weit von einander waren.

„Ohne Blut geht's doch nicht ab" . . . . . .

Familie Martin.

Erzählung von Emil Ertl.

(Graz.)

I.

„Mein Gott ja," sagte die etwas bigotte Frau Martin, „der Muß*) ist gar ein großer Herr, aber das allerheiligste Herz Jesu ist halt doch noch größer! Und hat uns unser lieb's Herrgotterl bis jetzt nicht im Stich 'lassen, so wird's uns auch nicht bestimmt sein, daß wir in unsere alten Täg' auf'm Mist versaulen sollen. Darum sag' ich immer: Wie Gott will, ich halt' still!"

„Jawohl, stillhalten!" rief ihr Gatte, der Schuhmacher Martin, indem er auf seinem Stuhl herumfuhr und das alte, dummgute Gesicht seiner Frau ingrimmig anstarrte. „Stillhalten! Daß Dich das Schicksal, der blinde Giel, für einen Krautkopf ansieht und auffrißt! Immer stillhalten und nicht mucksen! Himmel, Laudon noch einmal! Soll ich vielleicht nicht einmal mehr schimpfen dürfen? Wer ist der Herr im Haus, ich oder Du? Kruzitürken übereinander!"

Aber er hatte schon wieder zu viel gesprochen, und sofort befiel ihn der leidige Hustenreiz, der ihn seit einem halben Jahre belästigte. Ein trockenes Bellen entrang sich seiner Kehle, ein langgezogenes Keuchen verriet die Atemnot, die ihn beklemmte, die Stirnadern schwollen an, und unwillkürlich preßten seine grobknochigen Hände sich gegen die eingefallene Brust, während die mageren Finger beängstigt in dem langen, von zahlreichen grauen Fäden durchzogenen Barte wühlten.

„Den Alten hat's heut' wieder," dachte Vincenz, der Gehilfe, der im Gassenladen nebenan auf seinem dreibeinigen Schusterschemel saß und ab und zu, ganz con amore, auf die Sohle eines Stiefels loshämmerte, den er ausbessern sollte. Alle Fingerlang ließ er den Hammer sinken und setzte aus, um zu rasten und seinem Staar, der im grünen Vogelbauer an der Wand hing, etwas vorzupfeifen: „Ei, du lieber Augustin, alles ist hin, hin, hin!" ... Das Abrichten von Singvögeln war nämlich seine größte Freude, und besonders die Staare liebte er wegen ihrer Gelehrigkeit. Mit diesem hier, der den Namen Hansl führte, hatte er's aber nicht gut getroffen; denn das renitente kleine Vieh schien ein besonderes Vergnügen daran zu

*) Der „Muß" wird in Wien der äußerste Termin genannt, bis zu welchem der Mieter die gekündigte Wohnung geräumt haben muß.

finden, seinen Herrn und Gebieter zu ärgern, trieb gerne allerhand Allotria und hatte sich's insbesondere in den Kopf gesetzt, nur dann zu flöten, wann es ihm beliebte. Beliebte es ihm aber nicht, dann hielt es mitten im Pfeifen inne und sagte, statt die Melodie zu vollenden, ganz laut und deutlich: „Magst ein Kipfel? Magst ein Kipfel?"

Diese Unart zu bekämpfen, wendete Vincenz viel Sorgfalt und Mühe auf, und Zeit hatte er ja reichlich, seinem pädagogischen Berufe nachzuleben; ließen doch die meisten Kunden von ehedem nicht mehr auf Bestellung arbeiten, sondern kauften ihre Schuhe fix und fertig im Fabriklager. Nur mit den Reparaturen kamen sie noch zum alten Martin, wenn von der „Prima-Ware" aus den Fabriken nach dem ersten Regen die Sohlen herunterfielen wie aufgeweichte Pappe, oder wenn es sonst etwas auszubessern gab. So war denn schließlich das Geschäft zur Flickschusterei herabgesunken und erfreute sich nur noch zweier ständiger Kunden, welche unwandelbar treu geblieben waren. Der eine dieser beiden älteren Herren war der Fabrikant Dobler vom „Schottenfeld", ein entfernter Verwandter der Schustersfamilie; denn seine verstorbene Frau war eine weitschichtige Base der Frau Martin gewesen, und außerdem hatte er ihren nunmehr erwachsenen Sohn Karl seiner Zeit zur Firmung geführt und durch die übliche goldene Uhr zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet. Der andere hieß Fleischmann und war ein angesehener Arzt, wenigstens galt er in der ganzen stillen Vorstadtgegend für eine Autorität ersten Ranges. Ein konservativ angelegter Charakter, der nicht nur in seiner Wissenschaft dem modernen Geiste zum Trotz an Blutegeln und Schröpfschnepper festhielt, sondern auch, was Fußbekleidung anlangte, dem alten Stile treu geblieben war und so originelle Füße hatte, daß seine Stiefel die unglaublichsten Ausbuchtungen, Vorsprünge und Erker aufwiesen, mit einem Wort ausgesprochene Individualitäten sein mußten, wie keine Fabrik sie jemals erzeugte.

So oft der alte Martin anprobieren kam, ergriff Dr. Fleischmann die Gelegenheit, von der guten alten Zeit mit ihm zu schwärmen und die Gegenwart, wie sie es verdiente, zu brandmarken. „Jetzt giebt's sogar hygienische Schuster," sagte er, indem er sich an der gestickten Stützwand seines monströsen Stiefelziehers festhielt und dabei den Schuhmacher über seine Brille hinweg anguckte. Und seine Nase mit einer Prise labend, fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Was die Leute alles erfinden! Und werden doch nur immer unzufriedener!"

Solche Worte waren dem Schuster Martin aus der Seele gesprochen: „Was die Leute alles erfinden! Immer nur etwas Neues, wenn das Neue auch schlechter ist als das Alte!" — Sagte er's nicht immer, man brauche den Leuten nur auf die Füße zu schauen, um zu wissen, wie viel's ge-

ſchlagen hat? An den Stiefeln erkenne man die ganze Generation. Wär's zu „ſeiner" Zeit jemandem eingefallen, irgend ein Kleidungsſtück zu tragen, das nicht eigens für ihn gemacht war? Gewiß nicht! So ein Stiefel von anno dazumal ſah freilich ein wenig plumper aus als nötig, dafür war er aber verläßlich und ausdauernd wie ein erprobter Freund. Heutzutage aber mochte er ſo unſolid gearbeitet ſein, als er wollte, wenn nur der äußere Schein nichts zu wünſchen übrig ließ. Alles über einen Leiſten, Dutzendware, nichts als Dutzendware, nirgends ganz unbrauchbar, aber auch nirgends wirklich vollkommen entſprechend. „Und ſehen Sie, Herr Doktor," rief er aus, „die jungen Leute von heutzutage ſind geradeſo! Jeder will etwas vorſtellen und etwas Beſonderes aus ſich machen, und da lernen ſie eine Menge dummes Zeug zuſammen, nur um damit zu flunkern. In Wahrheit aber iſt nichts an ihnen, alle miteinander ſind ſie über ein und denſelben Leiſten, Dutzendmenſchen, die im Grunde zu nichts Rechtem zu gebrauchen ſind!"

„Recht haben Sie, Meiſter," ſtimmte der Doktor bei, „die ganze jüngere Generation iſt keinen roten Heller wert! Wenn ich an meine Zeit zurückdenk' — was haben wir als Kinder alles getrieben! Kernausſpucken beim Kirſchenеſſen, das hat's bei uns gar nicht gegeben, und was haben wir für „Boxhörndeln"*) zuſammengegeſſen, wenn der Tag lang war! Unſere höchſte Delikateſſe waren die gewiſſen Biscoten, die man beim Greisler kauft, und die haben wir in unſerm Heißhunger ſamt dem Papier aufgefreſſen, auf das ſie angeklebt waren! Und trotz alldem ſind wir immer pumperlgeſund geweſen, uns hat nie 'was gefehlt! Schauen Sie ſich dagegen den heutigen Nachwuchs an! Mein Gott, da ſollen beinah' ſchon die Wickelkinder mit Lebertran und Eiſen anfangen, daß einem vom bloßen Zuſehen übel wird! Wenn ein Kind recht ein lahmlacketer Fratz iſt, dann heißt's, es ſei blutarm, und wenn ein Erwachſener recht ein fauler und zuwiderer Strick iſt, dann nennt man's Neuraſthenie. Ah, wenn ich Kinder gehabt hätt', ich hätt' ihnen dieſe modernen Krankheiten ausgetrieben — mit einem Stecken . . . Blutarmut und Nervenzuſtände — das ſind auch ſo Erfindungen der neuen Doktoren; aber wer wird auch heutzutag' nicht alles Doktor!"

Darob großes Erſtaunen auf Seiten Meiſter Martins. „Wirklich? Iſt's denn wahr? Ich hab' immer gemeint, nur zum Handwerkerſtand drängten ſich ſo viele Unberufene. Da ſchuſtert heute jeder drauf los, dem's beliebt, gleichgültig, ob er etwas von der Sache verſteht oder nicht; wenn er nur Geld einhamſtert, viel Geld, ſo iſt er Meiſter. Dem ehrlichen Arbeiter aber, der 'was Ordentliches gelernt hat, dem haben ſie nit nach-

*) Johannisbrot.

geplapperten Freiheitsphrasen die Hände gebunden, den Mund gestopft und ihn so dem findigen Spekulantentum ausgeliefert, das kein Verständnis und auch kein Herz fürs Gewerbe hat. Da geht's den Herrn Doktoren doch noch besser, denn die brauchen wenigstens keine Kuriermaschinen und keine Gesundheitsfabriken nicht zu fürchten."

„Glauben Sie das nur nicht, Meister Martin!" rief Fleischmann eifrig. „Haben Sie noch nie etwas von Kurhäusern, Kaltwasserheilanstalten, von Elektrisiermaschinen und ähnlichem Humbug gehört, bei dem kein ehrlicher Mensch sich auskennt?"

„Jawohl — aber kuriert," meinte Martin etwas verdutzt, „wird doch immer nur ein einzelner Mensch. Stiefeln aber fabriziert unsere Konkurrenz zu Hunderten und Tausenden. Da geht alles gleich ins Massenhafte, ins Amerikanische, und der große Unternehmer braucht nicht einmal einen Befähigungsnachweis, er braucht nichts als Geld, um einen beliebigen Artikel aus dem Boden zu stampfen. Auch zu arbeiten braucht er nichts, das Kapital, sagen sie, arbeite — jawohl, und natürlich auch die Fabrikarbeiter, die eigentlich das Bad ausgießen müssen, denn daß die Leute fabelhaft billige Schuhe kaufen und der Unternehmer trotzdem ein reicher Mann dabei wird, wäre ja die reine Hexerei, läg's nicht auf der Hand, daß der Heidenzoll für die amerikanischen Rinderhäute und für das englische Maschinennähgarn am Brot und an den Kartoffeln der Arbeiterfamilien wieder hereingebracht werden muß!"

„Hm, hm, ja, ja . . ." sagte Dr. Fleischmann ein wenig beunruhigt durch die Hitze, in welche der Meister geraten war, und ängstlich um sich blickend, als fürchte er einen Horcher, und wünschte die Unterhaltung abzubrechen. Aber Martin hielt gern lange Reden, wenn er auf sein Lieblingsthema zu sprechen kam, und ließ sich nicht so leicht unterbrechen, sondern fuhr in diesem gehässigen Tone fort, seine wirtschaftlichen Feinde zu verunglimpfen.

„Wie soll da der Handnäher existieren?" rief er aus. „Geredet wird freilich viel vom Schutz des Gewerbestandes, aber geschehen ist noch so gut wie nichts. Und viele, die darüber reden und in Wählerversammlungen oder sonst öffentlich schöne Worte machen, denken in einem geheimen Fach ihres Herzens: Ja, wir wissen schon, warum der Kleingewerbtreibende zugrunde gehen muß! Weil er wohnen und essen und sich kleiden will wie ein Mensch! Holla, das giebt's aber nicht, daß jeder Nächstbeste solche Prätensionen macht; denn wissen Sie, Herr Doktor, wir leben in einer civilisierten Gesellschaft, die auf den Grundsätzen des Christentums aufgebaut ist!"

Wenn das Gespräch eine solche Wendung nahm, fing es dem Doktor

Fleiſchmann an, höchſt ungemütlich zu werden. Er war ein friedliebender Staatsbürger, und außerdem führte ihn ſeine Praxis in viele wohlhabende Häuſer und angeſehene Familien. Um Gotteswillen, wenn er am Ende in den Ruf eines Sozialdemokraten kam! „Man glaubt gar nicht," pflegte er zu ſagen, „wie vorſichtig man auf dieſer buckligen Welt ſein muß! Im Handumdrehen kann man in der Schlammaſtik ſitzen . . . Pſt, pſt, nur ſtill, ſo 'was ſagt man nicht laut . . . denn man kann nie wiſſen . . . und beſſer iſt beſſer . . ."

II.

Vincenz, der gern in die Taſche ſeines Meiſters hineinſparte, konnte ſich, obgleich es im Gaſſenladen ſtark zu dunkeln begann, nicht entſchließen, Licht zu machen, ſondern zog es einſtweilen vor, ein wenig zu raſten und ſich gemächlich die Dämmerung zu betrachten.

„Verdient ohnedies nicht das Petroleum, der Martin," dachte er, „in dieſen Hundezeiten; ja kaum die Steuer, die darauf liegt. Wie lang wird's noch dauern, ſo iſt die Pfändung da!"

„Ei, du lieber Auguſtin" . . . flötete der Staar an der Wand, der die ſchwarzen Gedanken ſeines Herrn zu teilen ſchien. Und dann, gleichſam um auch etwas Tröſtliches zu ſagen, ſetzte er treuherzig hinzu: „Magſt ein Kipfel?"

Vincenz aber nahm dieſe Worte ſchief und rief ihm einige Höflichkeiten hinauf: „Still biſt, Maleſizhausl, oder ich dreh' Dir den Kragen um, ſo wahr als ich Vincenz Swatonek heiße!" — Und als der unermüdliche Sänger noch einmal anfangen wollte, da riß ihm vollends die Geduld, und ſtatt aller weiteren Worte flog in kühnem Schwung ein halber Stiefel, welcher der Ausbeſſerung harrte, durch die Luft an das klirrende Vogelbauer, ſodaß das verdutzte Rabenvieh es für geraten hielt, vorderhand zu verſtummen. Dieſer Erfolg beſänftigte den Gehilfen ſofort und erfüllte ihn mit geſteigertem Selbſtbewußtſein. Er kam ſich vor wie der Herr Polizeikommiſſär, der in den ſozialdemokratiſchen Verſammlungen jeden Redner mundtot machen konnte, wenn es ihm beliebte, und war nicht wenig ſtolz darauf, daß auch *er* Macht über ein lebendes Weſen hatte und ihm Schweigen gebieten konnte. Und gar, daß der Vogel wirklich gehorchte, das rührte ihn. „Siehſt du, Hanſerl," ſagte er begütigt, „ein anderes Mal ſei von ſelber ſtill, dann brauch' ich Dir nicht erſt das Wort zu entziehen; oder ſing wenigſtens dein Liedel zu End', wie ſich's gehört!" Er pfiff es ihm noch einmal vor, recht ſchön und eindringlich, und ermahnte ihn in liebevollen Worten, einigen guten Willen zu zeigen, ſonſt würde er ſein Lebenlang ein ungebildeter Vogel bleiben . . . .

Wenn die Schelle tönte, die über der Eingangsthür angebracht war, so fuhr Vincenz jedesmal zusammen, erstaunt, beinahe erschreckt — sollte sich am Ende gar eine Kundschaft herein verirrt haben? Es war aber diesmal kein Kunde, der eintrat, sondern der junge Martin, der Sohn des Meisters, ein schmalbrüstiger Mensch mit fahlen, anmaßenden Zügen und Augen, denen man anmerkte, daß sie trotz der scharfen Brille nichts von dem sahen, was ringsum vorging, mit der Stirn eines Proletariers, gekleidet auch wie ein Proletarier, Beinkleider vom Rothberger, die sich bei den Knien herauswölbten wie geblähte Segel einer Fregatte und dafür unten an den Knöcheln um gut eine Handbreite zu kurz waren: Ein klassischer Philolog vom Scheitel zur Sohle.

„Waren Sie schon wieder zu faul, ein Licht anzuzünden?" brummte dieser Mustermensch, indem er vorsichtig tastend die Stufen an der Eingangsthür herunterkletterte; denn außerdem, daß es schon dunkelte, schlug sich auch, indem er aus der kühlen Abendluft in den dumpfen Laden trat, ein grauer Schleier über seine Brillengläser, sodaß er nun vollständig erblindete. Die Folge davon war, daß ihm trotz aller Behutsamkeit die Existenz der letzten Stufe entging, die er noch hätte hinabsteigen müssen, und daß er in der Voraussetzung, schon die plane, ebene Diele unter den Füßen zu haben, kühn geradeaus trat, in die Luft hinein, worauf er plump vornüber kippte und fluchend mitten unter die Werkzeuge hineinstolperte, die er in dem verzweifelten Bestreben, sich noch zu erfangen, mit den Füßen nach allen Windrichtungen auseinanderwarf. Vergebens; denn die Fliehkraft wirkte allzu mächtig, und der junge Mann fiel wie eine Katze auf alle Viere und patschte mit der Rechten ins Schusterpech, mit der Linken in die Ameiseneier, welche in einem alten Cigarrenkistel für den gelehrigen Hanserl bereit standen. Ahnte nun der kluge Vogel, daß es seinem Futter schlecht ging, oder wollte er sich über den jungen Herrn Martin lustig machen, genug, er erhob in diesem Augenblick seine Stimme und ließ sein Paradelied hören:

„Ei, du lieber Augustin,
Alles ist hin, hin, hin!" . . .

Und zum ersten Male pfiff er es ohne jeden Fehler, ohne zu stocken oder auszusetzen, zur größten Freude seines Herrn, der sich vor Entzücken kaum zu fassen wußte. „Bravo, bravo, so ist's recht! Ausgezeichnet!" rief er in die Hände klatschend und stolz, daß seine Lehren auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Ja, sein Herz hüpfte ihm so vergnügt im Leibe, daß er ganz und gar die mißliche Lage vergaß, in der das Fleisch und Blut seines Arbeitgebers sich befand, und ohne zu bedenken, daß seine Freudensausbrüche mißverstanden und als Hohngelächter über den eben

geſchehenen Unfall gedeutet werden konnten, fuhr er fort zu frohlocken und jubelte ein über's andere Mal: „Gut war's, recht war's, ſo war's endlich einmal in der Ordnung! Wie lang hab ich mich da drauf ſchon g'freut!“ — Zugleich bemühte er ſich, Licht zu machen, indem er ein Schwefelhölzchen nach dem andern am eiſernen Ofen ſtrich, bis es ihm endlich glückte, die kleine Petroleumlampe anzuzünden. Und erſt, als ihr matter Schein die Stube erhellte, erinnerte er ſich wieder des jungen Martin, der mit klebrigen Händen, beſchmutzt, zornſprühend und ohne Brille vor ihm ſtand und ihn mit verächtlichen Blicken maß. Jener aber war ſo weit entfernt von aller Böswilligkeit, daß er die ſpießige Gemütsverfaſſung des Philologen gar nicht merkte, ſondern dienſteifrig einen Fetzen erwiſchte und ihm reſolut die beſchmutzten Hände abputzte, indem er beſchwichtigend ſagte: „So, macht nichts, iſt ſchon wieder gut; die Aneiseierln waren eh' ſchon nichts mehr wert!“ Und nach dieſer Pflichterfüllung eilte er mit Rieſenſchritten in den dunkeln Winkel der Werkſtatt, in welchem unter einer ſchmalen Bank unfern dem Ofen, wegen der nötigen Brutwärme, das ſogenannte Mehlwurmhäfen ſtand, in welchem er unter Brotkrumen, Stoffreſten und ſonſtigen Abfällen eine ausgebreitete Viehzucht betrieb, um für ſeinen Staar jene leckeren Biſſen heranzuziehen, welche, bald als Belohnung, bald zur Aneiferung angewendet, den bloßen Worten einen gewiſſen Nachdruck zu verleihen beſtimmt waren. Nachdem er mit geübtem Finger einen gemäſteten Prachtkerl herausgelangt hatte, ſchwebte er mehr, als er ging, zum Käfig ſeines Lieblings und reichte den leckeren Biſſen durch das Drahtgitter hinein als wohlverdienten Lohn für die korrekte Kunſtleiſtung.

Inzwiſchen hatte ſich der junge Martin, trotzdem er etwas ſchwer von Begriffen war, wenn es ſich um ein Ereignis aus dem gewöhnlichen Leben handelte und nicht um eine grammatikaliſche Frage, endlich klar gemacht, daß der Gehilfe nicht aus Schadenfreude gejubelt hatte; wußte er doch, daß jener den Vogel wie ein Kind liebte, was ihm einfach als Narretei erſchien, denn er konnte nicht begreifen, wie man ein Tier wirklich und in allem Ernſte gern haben könne. Nachſichtig mit dem Unverſtande ungebildeter Leute, die nach ſeiner Anſicht nur Mitleid verdienten, unterdrückte er die vernichtenden Worte, die ihm auf den Lippen ſchwebten, und begnügte ſich, den Vincenz anzuſchnauzen, er möge ihm lieber helfen ſeine Brille ſuchen — das Miſtvieh von einem Vogel werde inzwiſchen wohl nicht verhungern.

Und endlich wieder im Beſitze ſeiner gläſernen Augen, die glücklicherweiſe keinen Schaden genommen hatten, hinkte er, ſeine Hüfte haltend, in die Hinterſtube, wo die beiden Eltern vor dem alten Familientiſche ſaßen, auf deſſen ſchliſſige Tiſchdecke eine kleine Lampe mit froſchgrünem Schirm ihren beſcheidenen Lichtkreis hinbreitete. Für die krankhaft gereizte Natur

des alten Martin war das linkiſche und unpraktiſche Weſen ſeines Sohnes eine Quelle unausgeſetzten Ärgers, ſodaß er ſchon in Aufregung zu geraten pflegte, wenn er ſeiner nur anſichtig wurde. Auch diesmal, da er eben mit ſeiner Frau beriet, wie ſie den fälligen Mietzins aufbringen ſollten, fiel es ihm beim Anblick Karls beſonders ſchwer auf die Leber, daß der erwachſene und „ſtudierte" Menſch nicht ſo viel Geld verdiente, um ſeinen alten Eltern, wenn es einmal not that, unter die Arme greifen zu können, während die jüngere Schweſter Kathi, welche Lehrerin war, erſt kürzlich mit ihren letzten Erſparniſſen ausgeholfen hatte. Das Haus, in dem die Martins wohnten, gehörte einem gewiſſen Ohrenſteiner, durch deſſen Sohn, einen ehemaligen Gymnaſialkollegen Karls, eventuell ein Aufſchub der Zahlung erwirkt werden konnte. Wenigſtens verlangte der Schuſter, Karl möge ſich in dieſem Sinne verwenden, worauf jener gereizt erwiderte, daß man einem Mann von Ehre und einem gebildeten Menſchen nicht zumuten könne, zu betteln. „Meine ſoziale Stellung," rief er mit Emphaſe, „verbietet mir eine derartige Demütigung. — Du verſtehſt das freilich nicht!" fügte er hinzu, indem er die Achſel zuckte und ſeiner Mutter einen mitleidigen Blick zuwarf, der ungefähr ſagen wollte: „Er iſt beſchränkt und überdies krank; man muß Nachſicht mit ihm haben."

Der Alte ſtand aber noch auf dem patriarchaliſchen Standpunkt des unbedingten Gehorſams der Kinder. „Jetzt ſofort gehſt Du zum Ohrenſteiner und bitteſt ihn!" beſtand er hartnäckig; und als er ſah, daß Karl keine Miene machte zu gehorchen, da übermannte ihn plötzlich der Zorn: „Gehn ſollſt Du, haſt gehört, Tagdieb?" — Karl wollte ſeinen Ohren kaum trauen und glotzte den Vater mit großen, runden Augen an. Er ſchaute nicht um ein Haar klüger drein, als ein Huhn und war in dieſem Augenblick ebenſo ſprachlos. „Ja, Tagdieb, und nocheinmal Tagdieb!" ſchrie ergrimmt der Schuſter. „Wenn Du ehrlich arbeiten wollteſt, ſo hätteſt 'was Vernünftiges gelernt!"

„Ich bitte," erwiderte Karl mit möglichſter Ruhe, „meine Seminararbeit und meine Diſſertation ſind als vorzüglich bezeichnet worden, und zwar von niemand geringerem, als von Profeſſor Roſenzweig, wirklichem Mitgliede der Akademie. Mein Hauptrigoroſum habe ich summa cum laude beſtanden, und in wenigen Wochen werde ich Doktor der Philoſophie ſein. . . Etwas Vernünftiges gelernt!" rief er in Entrüſtung ausbrechend; „vielleicht das Schuſterhandwerk, daß ich auch in meinen alten Tagen — betteln gehen könnte!"

Der alte Martin zuckte zuſammen. Er ſchwieg, aber er hob die Rechte und ballte ſie gegen ſeinen Sohn. Die Wanduhr tickte, daß man es laut in der Stube hörte: Tik — tak — tik — tak . . . und aus dem Gaſſen-

laden erſcholl das eintönige Klopfen des Gehilfen, der kleine Holzſtiften in einen Sohlenrand hämmerte, und das Flöten des unverbeſſerlichen Staars: „Ei, du lieber Auguſtin — magſt ein Kipfel? Magſt ein Kipfel? . . .“

„Das iſt Deine ſogenannte klaſſiſche Bildung!“ murmelte der Vater, indem ein höhniſches Lächeln ſeinen Mund verzerrte. Und Karl zitternd vor Wut: „Ich kenne Deinen alten Vorwurf, daß ich etwas gelernt habe und ein gebildeter Menſch bin!“

„Ein gebildeter Menſch!“ erwiderte der Alte; „man kann viel gelernt haben und trotzdem durch und durch ein ungebildeter Kerl bleiben!“

Es war ein Glück, daß endlich Frau Martin ſich ins Mittel legte. „Müßt's Euch ſchon wieder 's Maul zerreißen?“ ſagte ſie mit keifender Stimme. „Geh, Alter, haſt eh' kein'n Odem nicht und pfeifſt ſchon auf'm letzten Loch! Verſünd' Dich nicht wider die drei göttlichen Tugenden! Und Du, Miſtbub, red' nicht ſo geſchwollen und ſchau, daß D' an Deine Arbeit kommſt!“ — Mit dem Zins würde ſie ſchon allein fertig, ſagte ſie; man möge ſie nur gewähren laſſen. Wozu hätte man denn Verwandte und gute Freunde? Der „Herr Göd“ würde ſie ebenſowenig im Stiche laſſen, wie der liebe Gott.

Dieſe entſchiedene Rede ſchlug ſofort das Gewitter nieder, und Vater wie Sohn fügten ſich und ſchluckten die bitteren Worte hinunter, die ſie noch auf der Zunge hatten, Karl freilich nicht, ohne den Streit, nachdem er ſich längſt in ſein Studierzimmerchen zurückgezogen hatte, noch im Geiſte fortzuſetzen und in ſeiner Phantaſie ſo ſchlagende Gründe gegen den Alten anzufahren, daß dieſer ſchließlich nicht mehr aus konnte und ſich ergeben mußte. Nach dieſem, ohne allzugroße Anſtrengung erfochtenen Sieg über den abweſenden Gegner verfiel er darauf, ſich in recht lebhaften Farben auszumalen, wie hochſtehend ein Geiſt ſein müſſe, der auf Schritt und Tritt mit der plumpen Wirklichkeit in Widerſpruch geriet. Kein Zweifel, in ihm wohnte eine mit Klaſſicität durchtränkte Seele, die vor jeder Demütigung mimoſenhaft zurückſchreckte. Dem ſimpeln Handwerkerverſtand des Vaters war das freilich nicht klarzumachen . . . Auch an die Mutter dachte er und an die Miſſion, die ſie ihm zulieb auf ſich genommen hatte. Der „Herr Göd“, nämlich der Firmpate Karls, war ein angeſehener Fabrikbeſitzer namens Dobler, der die Armut wie etwas Unanſtändiges verachtete, ſo daß der „Haderlump“ für ihn da anfing, wo der Wohlſtand aufhörte. So oft Frau Martin in die Lage kam, etwas von ihm zu benötigen, was ſeit der Erkrankung des Schuſters ein paarmal vorgekommen war, hielt er ſich für berechtigt, ihr alles vorzuwerfen, was ſie jemals gegen ſeinen Willen unternommen hatte, und ſein Gedächtnis war ſo treu, daß er ſich noch jedes einzelnen Wortes erinnerte, welches er damals, vor dreißig Jahren, ge-

sprochen hatte, als er ihr abriet, ihren jetzigen Mann zu heiraten, denn er mochte keinen Schuster in der Familie, nicht einmal in der Schwägerschaft. Beinahe triumphierte er jetzt, da es den Martins schlecht ging, denn er war einer jener Menschen, die niemals Unrecht haben, und denen Gulden und Kreuzer das einzige Argument bedeuten. Frau Martin aber mußte stillschweigen und alle Vorwürfe hinunterschlucken, denn sie wußte genau, daß jedes beschwichtigende Wort die Wendung zur Milde, die schließlich unfehlbar eintrat, nur verzögerte

Ein leiser Selbstvorwurf, daß er der Mutter diesen schweren Gang nicht erspart hatte, wollte sich in Karl regen, aber er tröstete sich mit dem Gedanken an seinen akademischen Grad und an die Anstellung, um die er sich nach Abschluß seiner Studien bewerben wollte, und die ihn in den Stand setzen würde, seine Eltern ausgiebig zu unterstützen. Eifrig schlug er seine Schriften auf und vertiefte sich in die Frage, ob die mathematischen Urteile synthetische Urteile a priori seien oder nicht. Natürlicherweise kam er ebensowenig zu einem Resultat als irgendeiner, der vor ihm sich mit diesen Dingen beschäftigt hatte, umsoweniger, da er als Sprachgelehrter für die Philosophie weder Verständnis, noch auch das leiseste Interesse besaß und nur die vorgeschriebene Prüfung daraus ablegen wollte. Er wählte auch den richtigsten und kürzesten Weg, dieses Ziel zu erreichen, indem er die Kollegienhefte hervorholte, in welchen er die ganze Katheder-weisheit des Professors Eickern gleichsam wie edlen Wein auf Flaschen abgezogen hatte, und schickte sich an, dessen epochemachenden Ansichten über die synthetischen Urteile a priori auswendig zu lernen, die er getreulich nachstenographiert hatte. Inzwischen steuerte die Mutter, in ihr großgeblümtes Umhängtuch gehüllt, gebeterfüllt wie ein Rettungsboot durch die hochgehenden Wogen der menschenreichen Vorstadtstraßen mit dem Kurs nach dem Doblerschen Hause, das auf dem klassischen Boden der österreichischen Seidenindustrie gelegen war, mitten in einem der gewerbfleißigen westlichen Bezirke von Wien.

III.

Einige Wochen später, an einem trüben, naßkalten Wintertag, stand Vincenz, der allein zu Hause war, an der Thür des Schusterladens und schaute durch die angelaufenen Scheiben auf die Scharen von Arbeitern und Fabriksmädchen hinaus, die, weil es Mittagszeit war, den sonst menschenleeren Bürgersteig belebten.

Schlag zwölf Uhr pflegte er sonst den Pfriem hinzuwerfen, um in einer unfern gelegenen Garküche die paar Sechser, die er sich verdiente, in Speise und Trank umzusetzen; heute aber verkündete ein dumpfschwingender Ton

von der nahen Kirchturmuhr bereits das zweite Viertel nach zwölf, ohne daß jemand von den Martins erschienen wäre, ihn abzulösen. Eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen! Vieles konnte Vincenz ertragen, aber was das gewohnte Essen und Trinken anlangte — da verstand er keinen Spaß. Unruhig wie ein hungriges Raubtier begann er zwischen den Stiefeln, Lederresten und Handwerkszeugen umherzugeistern, die auf dem Boden verstreut lagen. An der Thür zur Hinterstube machte er endlich Halt, drückte auf die Klinke und lugte neugierig durch den Spalt.

Eine ziemlich geräumige Stube, die ihr Licht durch ein einziges vergittertes Fenster empfing. Ein Hoffenster; und auf was für einen Hof sah er hinaus! Früher hatte man von hier aus ein ganzes Geviert kleiner Gärten überblickt, die zu den umliegenden Zinshäusern gehörten und, einer an den andern grenzend, im Sommer eine ansehnliche grüne Oase bildeten. Aber nach der Krise von 1873, als das Kapital vor Angst nicht ein noch aus wußte, fand Ohrensteiner es angezeigt, einen ganzen Haufen hochperzentiger Wertpapierchen zusammenzulegen und im Handumdrehen in ein dreistöckiges Hinterhaus zu verwandeln, das nicht einmal bei einem Erdbeben abkrachen konnte. Nicht etwa, daß es besonders solid gebaut gewesen wäre; beileibe! Aber es war gegen alle erdenklichen Fährlichkeiten versichert.

Dieser Hoftrakt erhob sich, Sonne, Licht und Luft abwehrend, majestätisch kaum einige Klafter vor dem Martin'schen Schlaf-, Speise- und Wohnzimmer, in welches der neugierige Gehilfe jetzt hineinspähte. Er kannte die Stube genau, den dunkelgestrichenen Tisch vor dem grünen Sofa, das die breitere Wand neben dem Fenster einnahm, den Bilderschmuck ringsum: die heilige Familie in Öldruck, die Photographieen des Martin'schen Ehepaares im Brautschmuck (eigentlich waren es Daguerreotypien), die in verblichenen Goldrähmchen prangten. Und zwischen dem altmodischen Frack des Bräutigams und dem Mulattengesicht der Braut — im Gegensatz zu dem schneeigen Brautkleid erschien es so verdunkelt — ein „Göttlicher Haussegen" in schwarzen und goldenen Perlen gestickt:

„Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen" — u. s. w.

Das waren alles gute, alte Bekannte. Nur *eines* setzte ihn in Erstaunen, nämlich, daß über den Tisch ein blau und rot gemustertes Tuch gebreitet war und darauf blanke Gedecke in der Reihe herumstanden, still und feierlich, ihrer drei, vier, fünf . . . Und in der Mitte gar majestätisch, stramm wie eine Schildwache, eine versiegelte Flasche Gumpoldskirchner.

Ah — nun dämmerte ihm eine Ahnung auf: Es mußte ein Festessen gelten, zu Ehren des Herrn Karl, der des Morgens im Frack ausgerückt

war. Nun wußte er auch, weshalb Frau Beer, die häßliche Tante oder Baſe der Martins, die an demſelben Flur mit ihnen wohnte, ſchon frühmorgens herübergekommen und ſeither nicht müde geworden war, in der Küche zu rumoren und mit Tellern und Kaſſerollen zu klappern. Noch einmal zählte er die Gedecke, und während er ſchmachtend den in dieſen Räumen ſo ſeltenen Bratenduft einſog, welcher der angelehnten Küchenthür entſtrömte, begannen plötzlich unerhört kühne Wünſche und Hoffnungen in ſeiner ſo freudloſen Bruſt emporzuſteigen — da tönte die Schelle und die Familie Martin kehrte heim, ſogar mit einigen Gäſten, was noch niemals vorgekommen war, und hielt feierlich ihren Einzug durch den Gaſſenladen in die Hinterſtube.

Zuerſt erſchien ein vornehmer Herr, eine Standesperſon, niemand geringerer als der Gymnaſialprofeſſor Straub: Ein kleiner Mann mit umfangreichem, wackligem Kopf, der ihm etwas Pagodenartiges gab, und braunen funkelnden Äuglein, die ab und zu hinter der ſpiegelnden Brille unſichtbar wurden. Dieſe kleinen Bärenaugen waren der größte Schreck des ganzen Gymnaſiums. Wie konnten ſie leuchten, ſtrahlen, triumphieren: „Sie wiſſen nichts, ſehen Sie, Sie wiſſen nichts! Das iſt ja eine bodenloſe Ignoranz!“ Das waren die glücklichſten Stunden des Profeſſors, wenn er bei der Lektüre des Homer oder des Horaz einen ſeiner Schüler an der Klippe eines unregelmäßigen Zeitworts, einer halsbrecheriſchen Aoriſtbildung oder eines ſeltſamen quin oder quominus ſcheitern laſſen konnte. Und dieſes Vergnügen wurde ihm faſt täglich zu teil, denn es kam ſelten vor, daß er eigentlich lehrte, d. h. durch Erklären die Schwierigkeiten zu beſeitigen, ſeine Schüler zur richtigen Erkenntnis zu leiten verſuchte. Er „examinierte“ nur immer, und zwar wie ein Unterſuchungsrichter, der dem Angeklagten womöglich hinter irgend eine Schwäche zu kommen trachtet. „Sie wiſſen nichts, ſehen Sie, Sie wiſſen nichts! . . .“ Und mit wichtiger Miene trug er in ſein kleines Notizbuch eine dicke Sechs oder Sieben ein, das bedeutete: „Ungenügend“, oder „ganz und gar nicht entſprechend“.

Der zweite Ehrengaſt war ein behäbiger Herr, ſchon durch den mächtigen Siegelring am Zeigefinger der Rechten als „vermöglicher“ Mann gekennzeichnet: der Onkel und Firmpate Johann Dobler. Ihm folgte mit fahlem, verbittertem Antlitz der langbärtige Schuſter. Dann Frau Martin, das abgehärmte, zuſammengeſchrumpfte Weiblein. Auf ihrem Antlitz lag etwas wie ein überirdiſcher Glanz, eine Seligkeit, wie man ſie nur ſchwer auf anderen als ſchönen und blühenden Geſichtern zu malen vermöchte. Dann Kathi Martin, die ſeit einem Jahre als Lehrerin auf dem Lande, wenige Eiſenbahnſtunden von Wien, angeſtellt war, ein rundes, blaſſes Geſicht mit vorſpringenden Zähnen und überreizten, etwas männerſüchtigen Augen.

Endlich der eigentliche Mittelpunkt dieser Veranstaltung, die Hauptperson in dem seltsamen Festzuge, der Doktor Karl Martin.

Doktor?

Ja, Doktor!

Der neugebackene Herr Doktor sah aus, als habe er soeben eine schwere Krankheit überstanden. Traurig hing ihm die Nase zu Boden und schien den schildkrötenartig vorgestreckten Kopf wie ein Gewicht abwärts zu ziehen, gegen die großen, unförmlichen Stiefel, deren rohlederne Schäfte unter den kaum bis zu den Knöcheln reichenden Beinkleidern hervorsahen. Seine Lippen und Wangen zeigten die abstoßende Leichenfarbe der überanstrengten großstädtischen Jugend, und die Augen irrten mit greisenhaftem Ausdruck auf dem Boden umher, als suchten sie etwas Verlorenes, vielleicht die Gedanken, die entweder entwichen waren, oder ermattet im Schädel ruhten, gleich abgehetzten Pferden, welche sich höchstens durch Sporn und Peitsche wieder aufjagen lassen. Die ganze Jammergestalt war in einen hellen Sommerüberzieher geknöpft, unter welchem die Schöße eines altmodischen Frackes (des daguerreotypierten väterlichen Hochzeitsfrackes) hervorschauten. Das alles aber konnte noch für modisch und elegant gelten im Vergleich zu dem lächerlich hohen, schmalkrempigen Cylinder, der, fast bis an die Stubendecke ragend, über der Denkerstirn des jungen Mannes balancierte.

An Vincenz vorbei zog die seltsam zusammengewürfelte Gesellschaft in die Hinterstube. Mitten im Zimmer blieb der Doktor stehen, wie verloren und keines Gedankens mächtig. Er war betäubt, benebelt durch die riesige Gedächtnisarbeit der vergangenen Wochen; wohl auch trunken durch das endliche Gelingen, durch den süßen Genuß der akademischen Ehren. Erst allmählich kam er zu sich, besann sich, riß den Hut vom Kopfe und schaute verwundert um sich. „Doktor Martin," murmelte er; „Doktor Martin! ... Guten Tag, Herr Doktor!"

Man nahm Platz, etwas steif und bedrückt. Die Hausfrau half der dienstfertigen Frau Beer beim Auftragen, unter vielen Entschuldigungen wegen allfälliger Mängel, welche der Bewirtung anhaften möchten. „Na, Kathi, hilf doch der Mutter!" meinte Herr Dobler, dem es wider das Gefühl ging, daß das junge Mädel unthätig dasaß, während die beiden Alten sich „abwurstelten".

„Bitt' Sie, Herr von Dobler," erwiderte Frau Martin, „das thät' sich ja für eine Lehrerin nicht schicken!" — „Und dann," setzte sie etwas weniger preziös hinzu, „ließ' uns die Kathi sicher eine Schüssel fallen!"

„So, so!" machte Dobler übellaunig. Auch der Schuster ärgerte sich. Karl schenkte Wein ein. Der Gehilfe Vincenz trollte sich enttäuscht und traurig zu seinem frugalen Mittagsmahl.

IV.

Die Stimmung, die an dem feſtlichen Tiſche herrſchte, ließ manches zu wünſchen übrig.

Profeſſor Straub, der neben der Meiſterin auf dem grünen Sofa ſaß, ſprach dem Gumpoldskirchner eifrig zu; hauptſächlich aus Verlegenheit, denn er war kein eigentlicher Weintrinker und ſchwärmte nur ſozuſagen theoretiſch für einen guten Tropfen, um von ſeinem Lieblingsdichter Horaz nicht abzuweichen.

Hie und da ließ er, die klebrige Atmoſphäre zu zerteilen, eine ſcherzhafte Bemerkung fallen, meiſt ein lateiniſches oder griechiſches Citat, das natürlicherweiſe niemand verſtand, als der neugebackene Doktor. Dieſer lachte denn auch jedesmal unmäßig und laut mit weitaufgeriſſenem Munde, damit die andern erkennen ſollten, daß es ein guter Witz war, und daß er ihn wirklich verſtanden hatte.

Der Firmpate ſaß, ohne ein Wort zu reden, zwiſchen Karl und dem alten Martin und ließ ſeine Kiefer geräuſchvoll arbeiten, während die Augen ſchon das nächſte Stück auf der Schüſſel ſuchten und auswählten, ehe noch das vorhergehende verſchlungen war. Bei jedem Biſſen, den er in den Mund ſteckte, ärgerte er ſich im Stillen: Erſtens darüber, daß er ſich ſeinen „ganzen Appetit verderbe“; denn die häusliche Mahlzeit hatte er keineswegs abgeſagt, wäre es doch für ihn ein Ereignis geweſen, wie für einen andern etwa eine Reiſe nach Amerika, wenn er einmal nicht zuhauſe, an ſeinem gewohnten Platz, um die gewohnte Stunde hätte eſſen ſollen. Darum war er auch nur „auf einen Löffel Suppe“ mitgekommen; und nun wurde es unerwarteter Weiſe ſo ſpät, daß er total aus ſeiner lieben Ordnung geriet!

Zweitens ärgerte er ſich darüber, daß eigentlich von ſeinem Geld dieſes Feſteſſen, das ihm nicht einmal mundete, angerichtet worden ſei: Wenn es wenigſtens Knödel und „Geſelchtes“, ſeine Lieblingsgerichte, gegeben hätte, oder Blut- und Leberwürſte, oder Jungſchweinernes; aber ſo —! Und wie kam überhaupt er dazu, dieſen Profeſſor Straub, dieſen Hungerleider, zu traktieren? Waren denn die Martins trotz der wohlgemeinten Ermahnungen, die er ihnen wiederholt erteilt hatte, von ihrem Leichtſinn nicht abzubringen? Was mußten ſie in ihrer mißlichen Lage noch Feſtlichkeiten veranſtalten? Das reine Geflunker!

Auch der alte Martin verhielt ſich ſchweigſam und ſtarrte unverwandt auf den Fußboden. Ihm merkte man's nicht an, daß der Ehrentag ſeines Sohnes war; auch mochten, ſofern es nach ihm ging, die Gäſte thun und denken, was ihnen beliebte. Dagegen empfand die glückliche und ſtolze Mutter, obgleich ſie nur eine Schuſtersfrau war, mit weiblicher Feinfühligkeit

den schwülen, unerquicklichen Hauch, der die Gemüter anwehte. So oft sie auch den Versuch machte, ein allgemeines Gespräch auf den Plan zu bringen, sei es über die Schönheit des Universitätspalastes, sei es über die Feierlichkeit der Promotion, immer wieder trat eine unerquickliche Stille ein, in der man nichts hörte, als das Klappern der Gabeln und Messer auf den dicken Steinguttellern. Sie empfand es daher wie eine Erlösung, als plötzlich der Herr Professor wie aus der Kanone geschossen zu einem Trinkspruch aufstieg.

Selig, sich reden zu hören, während die andern schweigen mußten, begann er wollüstig zu dozieren und in Worten herumzuplätschern, wie die Ente im Wasser. Daß ihm auch die Gedanken zuströmten, wie Wellen des Meeres, welche zahllos gegen die Küste drängen, versteht sich von selbst. „Ne sutor supra crepidam!“ sagte er, machte eine lange Pause und fand dann endlich die Herablassung, die deutsche Übersetzung beizufügen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Ein mitleidiges Lächeln umspielte seine Lippen bei dem Gedanken, daß es Leute geben konnte, die kein Latein verstanden. — „Ne sutor supra crepidam!“ wiederholte er gewichtig. Dann abermals eine Pause. Dann folgten Beispiele aus der griechischen und römischen Geschichte, welche dieses Sprichwort erläutern und darthun sollten, daß der Schuster wirklich gut daran thue, bei seinem Leisten zu bleiben. Anmutige Guirlanden reicher Redeblumen wanden sich um jeden einzelnen Satz, um das eigentliche Ziel der Rede kunstvoll zu verbergen und den vordringenden Gedanken des Auditoriums zu entziehen, was auch vollkommen, ja, über Erwarten gut gelang; denn die Zuhörer, die von der ganzen Sache überhaupt nicht viel verstanden, hatten zwar den Gesamteindruck eines jedenfalls trefflichen, ja hochgelehrten Trinkspruches, aber nicht die leiseste Ahnung, wo hinaus er eigentlich wollte. Und Straub selbst rang und arbeitete wie ein Badender, der plötzlich den Grund unter seinen Füßen verloren hat. In der wässerigen Flut der Worte war es ihm selbst entfallen, wo er eigentlich hinaus wollte, sein Gedächtnis hatte ihn schmählich im Stich gelassen, und er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, aus der römischen Geschichte wieder in die Gegenwart und zu der Promotion Karl Martins zurückzugelangen.

Schon reichte ihm das Wasser bis ans Kinn, er war nahe daran, in Wörtern zu ertrinken, da entschloß er sich kurz, einen Punkt zu machen, mitten im Livius, unmittelbar nachdem die Abgesandten des Senats den Cincinnatus vom Pfluge hinweggeholt hatten. — „Und eben deswegen,“ sagte er, „freut es mich, daß Karl, obgleich der Sohn eines Schusters, heute zum Doctor philosophiae promoviert wurde, und wir wollen ihm von Herzen gratulieren, daß er, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, sich zu etwas Höherem und Besserem emporgeschwungen hat. . . .“

Unter diesem „Höheren und Besseren" verstand Straub den Beruf eines Professors, den Karl auf jeden Fall ergreifen müsse. Zu diesem sozialen Gipfel hatte auch er sich emporgeschwungen, und das war sein größter Stolz. Haushoch hatte er sich emporgeschwungen, wie er meinte; denn geboren als Sohn eines bürgerlichen Holzmodellstechers, war er aus eigener Kraft ein „Gebildeter" und schließlich sogar Gymnasialprofessor geworden. Und daß sich darüber streiten läßt, ob ein Silbenstecher wirklich etwas um so viel Höheres und Besseres sei, als ein Holzmodellstecher, das wäre ihm nicht einmal im Traume eingefallen. Es stand vielmehr für ihn so unumstößlich, wie die Weltordnung selbst, die Thatsache fest, daß ihm infolge seiner umfassenden Bildung eine Oberbonzenstelle in der menschlichen Hierarchie gebühre, und er hätte mit Hilfe mancher Belegstellen aus griechischen und römischen Autoren den Nachweis zu erbringen vermocht, daß die Wissenschaft turmhoch über der, wenn auch noch so ehrbaren und unentbehrlichen Hantierung stehe, wenn er's nicht für überflüssig gehalten hätte, selbst diesen Leuten aus dem Handwerkerstande gegenüber. Dieser Nachweis wäre aber durchaus nicht so überflüssig gewesen, als Professor Straub meinte. Wenigstens dachte sich der Onkel und Firmpate unter dem „Besseren und Höheren", das man statt der Schusterei erwählen könne, keineswegs die Wissenschaft, sondern die Seidenwarenfabrikation, welche in seinen Augen nicht nur den Beruf eines Schuhmachers, sondern auch den eines Gymnasiallehrers berghoch überragte; denn ihm schien es selbstverständlich, daß der Rang und Wert einer Thätigkeit nach dem Einkommen geschätzt werden müsse, das sie abwarf: weshalb er von seinem geldprotzigen Standpunkt aus den ganzen Militär- und Beamtenstand gering achtete bis zum Oberst und Hofrat hinauf, indem er gelegentlich zu sagen pflegte: „Was ist denn so ein Hauptmann oder Major weiter? Jeden Tag muß er sich's überlegen, ob er mit seiner Familie zum Nachtmahl ein Rostbratl essen darf oder nicht!"

Der alte Martin hinwiederum kannte nichts Höheres als ein ehrliches Handwerk, ohne welches die ganze Menschheit barfuß laufen müßte, wie ein afrikanischer Negerstamm, und ergrimmte neuerdings über den „Schulfuchser", wie er ihn in seinem Innern titulierte, der seinen Professoren- und Bildungsdünkel dem simplen Bürgerblute seines Sohnes eingeimpft habe, was er dem ehemaligen Lehrer Karls schon seit dessen Gymnasialjahren zum beständigen und unverhohlenen Vorwurf machte.

Wahrscheinlich wäre es auch diesmal zu einer unliebsamen Auseinandersetzung gekommen, hätte nicht Straub plötzlich einen Gefühlston angeschlagen, der sogar den alten Martin berührte, so daß seine Augen, wenn sie sich schon nicht wie die seiner Gattin mit Thränen füllten, doch ihren kalten

Glanz verloren und zärtlich auf den Zügen des Einzigen ruhten. Auf die lange, mühevolle Studienzeit des neugebackenen Doktors, mit ihren Freitischen, schlecht bezahlten Lektionen und kargen Stipendien, auf diesen Leidensweg, auf dem jeder kleinste Erfolg mit tausend Schweißtropfen des verzweifelt arbeitenden Vaters und einem Stück Gesundheit des überanstrengten Sohnes bezahlt werden mußte, ließ nämlich Straub aus einer sonnenhellen Zukunft einen belohnenden und erquickenden Sonnenstrahl herübergleiten, nicht ohne bescheidentlich sich auch ein wenig den Rücken daran zu wärmen, indem er doch an die Thatsache erinnern mußte, daß er es gewesen, welcher seinerzeit die seltene philologische Ader entdeckt und erkannt hatte, die in Karl schlummerte und die ihn zweifellos zu hohen wissenschaftlichen Ehren prädestinierte.

Die Mutter wischte sich die Augen und dankte Gott für einen solchen Sohn und dem Professor dafür, daß er ein offenbares Weltwunder aus ihm gemacht hatte. Auch Karl reichte dem wohlwollenden Lehrer die Hand und sagte, es sei ein ganz eigenes und stolzes Bewußtsein, durch seine Bildung Tausende von Mitmenschen zu überragen. Ja sogar der Oheim that jetzt den Mund auf: „Freilich ist's ein Glück," meinte er, „wenn man in seiner Jugend ein ordentliches Metier erlernt hat. . ."

Da nun das Eis geschmolzen war und das Gespräch allgemeiner zu werden begann, rückte Meister Martin an Straub heran und erkundigte sich, was Karl nach seiner Meinung nunmehr beginnen sollte? Sie unterredeten sich mit halber Stimme, jeder dem Blick des andern ausweichend, denn instinktiv fühlten sie den unversöhnlichen Haß, der wie der Geist Banquos sein düsteres Haupt zwischen ihnen erhob. . . .

„Unbedingt die Privatdocentur!" sagte Straub. „Gewisse Opfer fordert das nun freilich; aber auch der geistige Adel verpflichtet . . ."

Der Schuster zuckte die Achsel und sprach etwas vom Geldverdienen, worauf ein vorwurfsvolles Lächeln um die Mundwinkel des Gestrengen zu spielen begann. Das würde sich schon finden, meinte er indigniert.

„Wer wird bei allem gleich an den Mammon denken! — Sehen Sie sich die Alten an!" rief er mit Emphase; „ob Sie da jemals eine pekuniäre Frage berührt finden, wo es die Wissenschaft gilt! Die Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit, der Unterricht in der Philosophie und Rhetorik — alles wurde ohne Entgelt geboten und genommen. Aber unser materialistisches Zeitalter denkt stets und in erster Linie ans Geld! . . ."

Er erging sich noch des weitern in diesem Tone und Martin hatte alle Mühe, sich zu rechtfertigen und ihm begreiflich zu machen, daß er seinen dem Mannesalter nahen Sohn nicht länger unterstützen, ja, daß dieser in die Lage kommen könne, seine Mutter zu erhalten; denn wer vermöchte bei

den schlechten Zeiten und bei seiner eigenen, des alten Martin, angegriffenen Gesundheit vorauszusagen, ob nicht schließlich . . . na, und kurz und gut, das sei Sache jedes anständigen erwachsenen Menschen, daß er sein Brot selbst verdiene.

Es gehörte aber zu Straubs Eigenheiten, daß er immer nur seinen eigenen Gedankengang hörte, dagegen alles, was ein anderer sagen mochte, an ihm abprallte, wie an einem Stocktauben. „Folgen Sie mir nur, Sie werden's nicht bereuen!" sagte er, seine Brille zurechtrückend. „Einmal am Gymnasium oder in irgend einer Amtsthätigkeit, springt man nur sehr schwer in die Universitäts-Carrière hinüber, die wissenschaftlichen Leistungen mögen dann so gediegen sein, als sie wollen. Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung!"

Er zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen, wie einer, der mehr erzählen könnte, als er gerade jetzt für angezeigt hält. Und in der That hätte er sich selbst als Beispiel anführen können, wie man trotz epochemachender wissenschaftlicher Leistungen gegen alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit an der Mittelschule kleben bleiben könne. Übrigens seien auch die Avancementsverhältnisse, wenn man schon die plumpe Erwerbsfrage berühren müsse, keine so arg schlimmen. . . „Zunächst Privatdocent . . . in ein paar Jahren Extraordinarius . . ." Er zog die Augenbrauen in die halbe Stirn und rechnete an den Fingern alles her, so klar wie zweimalzwei; einige von den älteren Philologen ließ er Todes verbleichen, ein paar Außerordentliche via Innsbruck, Graz und Prag bis nach Wien vorrücken und ernannte den Dr. Karl Martin zum außerordentlichen Honorarprofessor für dorische Dialekte in Czernowitz, einstweilen freilich — ohne Honorar.

V.

Am Abend dieses hochwichtigen Tages entrollte Karl, bevor er zu Bett ging, das mächtige Pergament seines Diploms — er hatte sich die paar Gulden Aufzahlung gegönnt, um seinen Doktor auf recht dauerhaftem Material zu besitzen — und betrachtete wohlgefällig die großen Buchstaben, in denen er hier schwarz auf weiß verewigt stand als „Clarissimus vir Carolus Martin". Mit Wollust ließ er seine Blicke in den Schriftzeichen wühlen und las den lateinischen Text wenigstens zwanzigmal, indem er an jedem einzelnen Wort sein Ohr erlabte, wie an einer lieblichen Melodie.

Von dieser, seiner Meinung nach imposanten und stolzen Höhe, die er erklommen hatte, ließ er seine Gedanken gemächlich hinunterschweifen in die glücklich durchwanderte Einöde seiner Lehrjahre. Er sah die verschiedenen Schulstuben vor seinem geistigen Auge sich aufthun, durch die er sich hindurchgesessen; er roch den Knasterduft aus der langen Schuldienerspfeife,

das widerliche Parfüm aller Ämter und ärarischen Baulichkeiten, das auch die dunkeln Gänge des Gymnasialgebäudes erfüllte; er sah vor sich die abenteuerlich geformten Tintenkleckse auf den Schulbänken, die Hexen, Sternbilder und Tiergestalten, welche eine liebevoll arbeitende Phantasie durch Erweiterung und Ausgestaltung zufälliger schwarzer Spritzer und sonstiger Unsauberkeiten hervorgezaubert hatte; dann die altbekannten und liebgewordenen Figuren, welche mutwillige Messer während der endlosen Langeweile geistloser Vortragsstunden kunstfertig in das geduldige Holz eingeschnitten und eingeritzt hatten, z. B. einen Molosser Hund, der den Professor Straub in die Waden biß, ein üppiges Frauenzimmer nach Wilhelm Busch und eine Eule, die ein aufgeschlagenes Buch mit den Initialen K. M. in den Klauen hielt, als würdiges Apostel- oder Wappentier eines angehenden Gelehrten ...

Ach, die alte Schulbank, auf welcher er so manches Jahr hindurch neben seinem Freunde Louis Ohrensteiner saß, litt und triumphierte! ... Louis rang damals mit ihm um den Ruhm, der erste in der Klasse zu sein; aber es war schwer zu entscheiden, welchem von beiden die Palme gebührte. Denn wenn Ohrensteiner sich durch Fleiß hervorthat, so zeigte Martin sich eifrig und beflissen; war dieser begabt und aufgeweckt, so war jener schlagfertig und geistreich; „kümmelte" und „ochste" dieser, so „keilte" und „büffelte" jener. Und den Professoren in den Winterrock hineinzuhelfen, waren beide gleich heftig bemüht, eine Gewohnheit, die sie auch noch an der Universität beibehielten, wo sie sich deswegen den Spitznamen der beiden Camarlinghi zuzogen. Den äußern Erfolg hatte meistens Ohrensteiner für sich, da ein eigentümliches Talent ihm zu statten kam, sich den Umständen anzupassen, bald wissenschaftlich trocken zu sein wie ein Schweinslederband, bald von Geist und Witz zu sprühen und mit Brillanten um sich zu werfen wie Schmock, auf alle Fälle aber seine Lehrer zu überrumpeln und einzuschüchtern, durch Kühnheit und Sicherheit des Auftretens das gediegenere, tiefer sitzende, dafür aber auch verborgenere Wissen Karls zu überstrahlen. Trotz dieser Rivalität waren aber die beiden dick befreundet, im Bewußtsein der überragenden Höhe, auf der sie ihren Mitschülern gegenüber zu stehen glaubten; denn daß sie doch offenbar aus weit besserem Holze geschnitzt sein mußten als alle andern, bewies sonnenklar nach jedem Semester wieder aufs neue die Lokation.

An der Universität setzten sie ihren gemeinsamen Wettlauf fort und überholten zunächst die meisten ihrer Mitschüler um ein volles Jahr, weil diese, in zweifarbig Tuch gekleidet, während des freiwilligen Militärdienstes ihre Studien unterbrechen mußten, indes die beiden Matadore, der „Stolz der Anstalt", wie der Gymnasialdirektor Krepner sie zu benennen pflegte,

von dieſer Pflicht gegen das Vaterland befreit waren, Martin wegen ſeiner jammervollen Schmalbrüſtigkeit, denn zum Turnen, einem Gegenſtand, der bei der Lokation keine Rolle ſpielte, hatte er niemals Zeit gefunden, Ohrenſteiner wegen angeblicher Plattfüße. Auf die Börſe aber konnte der „Louis", wie er ſich nennen ließ, trotz ſeiner Plattfüße laufen, was er auch täglich that; denn er war gleich nach der Reifeprüfung in das ausgebreitete Geſchäft ſeines Vaters eingetreten und ſtudierte nur nebenbei Jurisprudenz. Dieſes „Studium" beſtand darin, daß er an der juridiſchen Fakultät inſkribiert war, ſolange, bis eines ſchönen Tages der alte Ohrenſteiner mit einer Viertelmillion Paſſiven fallierte, worauf der junge plötzlich ſein Herz entdeckte und fühlte, daß nur die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft ihm Befriedigung für Geiſt und Gemüt gewähren könne, infolgedeſſen er nur mehr Student war und aus lithographierten Nachſchriften der Kollegien ſich ſchleunigſt ſo viel Rechtsgefühl und juriſtiſches Denken einlernte, als nötig iſt, um bei Staatsprüfungen und Rigoroſen nicht aufzuſitzen.

Infolge der Verſchiedenheit ihrer Studien war Karl während der letzten Jahre wenig mehr mit ihm in Berührung gekommen und begegnete ihm nur ab und zu im Hausflur, wenn er erſchien, um die Reparaturen des Dachdeckers nachzuſehen oder die Waſſeruhr zu kontrollieren; denn er adminiſtrierte die Zinskaſerne, in welcher die Martins wohnten, und welche ſeit vielen Jahren dem alten Ohrenſteiner gehörte, oder vielmehr, wie ſich infolge des Konkurſes herausgeſtellt hatte, der Frau „von" Ohrenſteiner. „Von" — denn anläßlich irgend einer Induſtrieausſtellung hatte der Alte, kurz vor Eintritt des finanziellen Malheurs, dieſes koſtbare Wörtchen ergattert. Louis war jetzt ein kühler, fremdthuender und ſehr eleganter Herr geworden, den ſeine amtliche Stellung zu ariſtokratiſchen Allüren verpflichtete. Auch fiel es ihm in ſeiner jetzigen Umgebung nicht ſchwer, ſich einen vornehmen Anſtrich zu geben, denn nicht nur hatten ſich bald nach dem Falliſſement die Vermögensverhältniſſe ſeiner Eltern in ſehr erfreulicher Weiſe gehoben, ſo daß die Familie ihren regelmäßigen Sommeraufenthalt in Iſchl nehmen und in ein prunkvolles Ringſtraßenpalais mit marmornem Flur und goldſtrotzendem Stiegenhaus, aber jämmerlich verkümmerten luftloſen Wirtſchaftsräumen und dumpfen Dienſtbotenhöhlen überſiedeln konnte; ſondern Louis hatte auch, unvorſichtig wie er war, ſein Herz verloren und die Tochter des Börſenbeſuchers Samuel David Pollak, der nach Erhalt der Eiſernen Krone nur mehr unter dem Namen S. D. Ritter von Nordenhof genannt wurde, Fräulein Elſa von Nordenhof, geheiratet, ein Mädchen, das zwar um einen Kopf größer und um ein paar Jahre älter war als ihr Erwähler, dafür aber eine Mitgift von Zweihundertundfünfzigtauſend in Häuſeranteilen und Wertpapierchen beſaß. —

Eine Regung von Neid bemächtigte sich Karls, als er an seinen günstig gestellten Schulgenossen dachte, der schon ein Titelchen auf seine Besuchskarte drucken lassen konnte. Daß Louis, den er in einem geheimen Fach seines Innern für inferior hielt, ihn nun um ein Beträchtliches überflügelt hatte, war nicht hinwegzuleugnen, wenigstens nicht für den Ideenkreis Karls, dem, soviel klassischen Geist er auch in sich gesogen zu haben wähnte, die Beamtenhierarchie des Hof- und Staatshandbuches als würdige Fortsetzung der Schullokation der verläßlichste Wertmesser des Menschengeschlechtes zu sein schien. Auch er wollte es „zu etwas bringen", sich so rasch wie möglich an irgend ein Ämtlein anklammern, um sich zur Herrschaft über eifrige Bureauschreiber oder über lernbeflissene Heranwüchslinge emportragen zu lassen.

Das war nun freilich, wie sich bald herausstellen sollte, leichter gewollt als ausgeführt. Denn als der neugebackene Doktor sich anschickte, in Ämtern und Schulen nach einer der Würde seines Wissens entsprechenden Anstellung umherzuschnüffeln, erlebte er Dinge, die ihm in seinen schwärzesten Träumen nicht in den Sinn gekommen wären. Unter anderm geschah es ihm, daß ein Amtsverweser bei Anhörung der zahlreichen, mühsam erworbenen Kenntnisse, die jener herzählte, ungeduldig die Achsel zuckte und ihn plötzlich mit der Frage unterbrach, ob er denn auch ordentlich schreiben könne? Doktores liefen genug umher; er brauche aber einen Menschen mit einer lesbaren Handschrift. Und allen Ernstes verlangte er, der „clarissimus vir" Doctor philosophiae Carolus Martin müsse Probe schreiben! Nicht etwa um den Stil zu prüfen, sondern wirklich und ausschließlich behufs Beurteilung der physischen Thätigkeit des Schreibens. Und wie schlecht bestand er diese Probe! Die beschämenden Worte, mit denen er entlassen worden war, gellten ihm noch ein paar Tage lang in den Ohren: „Sie kratzen ja wie der Hahn auf dem Mist!"

Auch von der Probe-Kandidatur wurde ihm allenthalben abgeraten. Es seien schon ganze Scharen absolvierter Philologen mit schönen, ja, vorzüglichen Zeugnissen vorgemerkt, versicherten ihm alle Schuldirektoren, an die er sich wendete. Insbesondere Direktor Krepner beschwor ihn, eine andere Laufbahn einzuschlagen. „Es ist ein Gedränge," sagte er, „wie beim Einlaß ins Burgtheater; denn jeder Mensch, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, glaubt heutzutag, er müsse um jeden Preis studieren! Dagegen ist es mir unmöglich, einen verläßlichen Schuldiener zu finden oder einen tüchtigen Ofenheizer. Und doch hat ein solcher bei uns das schönste Leben und steht sich jedenfalls besser, als mancher Supplent . . ."

Ein halb mitleidiges, halb ironisches Lächeln belebte bei diesen Worten die etwas ledernen Züge Krepners. Er fühlte wohl nicht, wie tief der

junge Martin sich in diesem Augenblick gedemütigt fühlte. Sechzehn oder siebzehn Jahre lang hatte er im Schweiße seines Angesichts studiert und sich allerhand Weisheit eintrichtern lassen, und nun stellte sich's heraus, daß er wenigstens momentan, und wenn er seinen bedrängten Eltern beispringen wollte, rein zu gar nichts zu gebrauchen war, und daß er das in ihm aufgespeicherte Wissen, von dem er selbst eine so hohe Meinung hatte, nicht anders verwerten konnte, als indem er es anderen jungen Leuten, die selbst noch auf dem Wege nach diesem glorreichen Ziele begriffen waren, in Privatlektionen wieder vorkäute.

In den daguerreotypierten väterlichen Hochzeitsfrack gekleidet, versuchte er ein paar Tage später sein Glück bei einem hochmögenden Chef, an den er durch Direktor Krepner empfohlen war.

Ein Diener von dem Aussehen einer Excellenz empfing ihn in einem dunkeln, geräumigen Vorzimmer, und unversehens stand er einem untersetzten gelben Männlein gegenüber, das ihn mit unsagbar feindseligen Blicken maß. „Sie glaubten wohl, ich hätte schon auf Sie gewartet?" sagte dieses, nachdem Karl sein Anliegen vorgebracht hatte. „Wissen thun Sie ohnedies nichts — ja, ja, ich kenne schon diese moderne Universitätsbildung! Ich empfehle mich! — Von Direktor Krepner? Thut mir leid, wir suchen uns unsere Leute selbst aus! Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!" — In diesem Tone ging es fort, es hatte den Anschein, als müsse der ganze Groll über den seit dreißig Jahren verschluckten Aktenstaub sich in dieser einzigen Minute Luft machen. Und jedesmal, wenn er bemerkte, daß Karl sich der Thür zuwenden wollte, begann er aufs neue zu sprechen, aus Furcht, sein Opfer möchte ihm zu rasch entschlüpfen. Eine solche Behandlung schien sogar die Excellenz im Vorzimmer zu aufrichtigem Mitgefühl hinzureißen; denn als dieser früher so steife Herr den Dr. Martin enteilen sah mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen, hielt er ihn durch eine kollegiale Handbewegung zurück und schickte sich an, ihm einigen Klatsch über seinen Herrn und Gebieter zuzuflüstern. Freilich begriff Karl nicht viel von der ganzen Sache; da es ihm aber scheinen wollte, der andere habe ihm die Hand hingestreckt, so drückte er sie warm, glücklich, eine mitfühlende Seele gefunden zu haben. Daraufhin kehrte urplötzlich die eisige Pairsmiene wieder, und der vornehme Amtsdiener zog schleunigst die Hand zurück, die er allerdings hingehalten hatte, langte die beiseite gestellte Pfeife aus der Ecke hervor und begann wieder, sich seinem Lebenszweck zu widmen, welcher darin bestand, die Stiegen, Korridore und Vorzimmer des Hauses mit bläulichem Knasterduft zu füllen.

Am Abend dieses Tages vermochte Karl eine tiefe Verstimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, nicht länger zu verbergen, und auf wiederholtes

Drängen offenbarte er die Trostlosigkeit seiner Lage den erschreckt aufhorchenden Eltern. Sie blieben zuerst beide stumm, die Mutter, indem sie blaß ward und trüb vor sich hinschaute. Daß man einem unbemittelten jungen Menschen durch Stipendien, Schulgeld- und Kollegiengeldbefreiung ermöglichte, jahrelang zu studieren und recht viel zu lernen, fand sie in Ordnung. Aber daß man ihn nun, nachdem er wirklich hochgelehrt und gar Doktor geworden war, zu nichts gebrauchen konnte, das wollte ihr nicht in den Kopf. Der alte Martin ging eine Weile mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und bemühte sich redlich, seinen Grimm zu verbeißen; aber es glückte nicht auf die Dauer, sondern wie der Dampf einen verschlossenen Kessel sprengt und zischend ausströmt, so brachen plötzlich, fast gegen seinen eigenen Willen, die zurückgehaltenen Worte mit ungestümer Heftigkeit hervor:

„Da haben wir jetzt die Bescherung mit dem verfluchten Schulenbesuchen und Studieren!" rief er aus. „Was war immer meine Red'? Werde Du ein Schuster wie Dein Vater und Dein Großvater selig! Aber nein — das Handwerk war ja nicht ehrenvoll genug für ihn!"

„Vater, ich bitt' Dich!" flehte Frau Martin mit aufgehobenen Händen.

„Ruhig!" herrschte er sie an, „jetzt will ich reden! — Das war aber ehrenvoll, mit dem jungen Ohrensteiner auf einer Schulbank zu sitzen und Dir den Schädel mit all dem verrückten Zeug vollzustopfen, solange, bis Du total verblödet warst. Da hätte ich doch, weiß Gott, den Schusterschemel vorgezogen!"

„Der Louis hat es zu etwas gebracht," sagte Karl beleidigt; „und eine Schande ist es just nicht, mit ihm . . ."

„Natürlich, hat er's zu etwas gebracht," höhnte der Vater „und wird es auch noch weit bringen! Für den war das Studieren ganz auf dem Platz, ein ordentlicher Handwerker wär' ohnedies nie aus ihm geworden. Der kann's thun, denn er hat's, oder vielmehr sein Vater hat's, denn der ist ja ein reicher Mann, obgleich er schon einmal um eine Viertelmillion weniger besaß, als er hätte besitzen müssen, wollte er Anspruch auf einen geachteten Namen erheben; und seine Frau hat's, die fette dumme Gans, die Pollak-Nordenhof, obgleich ihr Herr Papa sich noch vor zwanzig Jahren die Seife nicht spendieren mochte, um sich die Läuse vom Leib zu waschen, die er im Kaftan aus Galizien mitbrachte — und obgleich er mir heute noch sechs Gulden fünfzig Kreuzer für ein Paar Röhrenstiefel schuldet, die ich ihm damals anmaß, damit ich den zudringlichen Kerl nur aus meinem Laden hinausbrachte. Er ist auch ein wohlgefälliger junger Mann, Dein sauberer Freund, und versteht es vermutlich, diesen alten Äfern den Hof zu machen, der hochmögenden Frau von Elias und der einflußreichen Frau von Porkeles. Für ihn, ah — für ihn war es freilich klug, daß er studierte!"

Der Schuſter hielt keuchend inne und wiſchte mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn. Plötzlich aber übermannte ihn wieder die Wut und er ſchrie auf: „Aber für Dich war es ein Unſinn, für Deine Verhältniſſe! — Das hat dieſer Kaſperl auf dem Gewiſſen, der ſchiefgewickelte Profeſſor Straub! — Und Du, Du haſt es auch auf dem Gewiſſen!“ wendete er ſich zu ſeiner Frau. „Jetzt iſt's geſcheiter, weil Du's durchgeſetzt haſt! Da ſteht er jetzt vor uns — der verlorene Sohn!“

„Vater!“ ſchrie Karl auf. Sein ganzer Stolz bäumte ſich empor. Zugleich aber fühlte er ſich tief elend. — „Bin ich denn auf Abwege geraten?“ fragte er nach einer Weile vorwurfsvoll.

„Jawohl biſt Du auf Abwege geraten,“ erwiderte der Alte ruhiger. „Dünkelhaft biſt Du geworden und lieblos; bildeſt Dir ein, mehr wert zu ſein als ungelehrte Menſchen, ſcheuſt Dich anzupacken und zuzugreifen wie der Nächſtbeſte, der ſeine fünf Sinne und ſeine geſunden Glieder hat; fällſt lieber Deinen alten Eltern zur Laſt, als daß Du ein Tüpfelchen von Deiner aufgeblaſenen Würde aufgiebſt. Die Anmaßung und die Hoffart ſind Deine Buhlerinnen geworden, und das Vermögen, das Dir Dein Vater mitgegeben hat, die Einfalt des Herzens, das vergeudeſt und verpraſſeſt Du ſtückweiſe wie der verlorene Sohn das Vermögen ſeines Vaters. — Meinſt Du, man befinde ſich nur dann auf Abwegen, wenn man Orgien feiert? . . .“

Er fing abermals an zu huſten und preßte beide Hände gegen die Bruſt. „Dich kann höchſtens noch das Elend retten,“ ſagte er mühſam und mit heiſerer Stimme. „Klein mußt Du werden . . . ſo klein! Träbern mußt Du eſſen lernen mit den Säuen . . . Deine ganze angelernte Weisheit mußt Du vergeſſen . . . Vielleicht, daß dann noch ein ſchlichter, brauchbarer Menſch aus Dir wird; vielleicht auch nicht . . . Denn wer kann wiſſen, ob Du noch zu retten biſt?“

Die Mutter ſaß am Tiſch und weinte ſtill vor ſich hin. Karl, deſſen Wangen fahl geworden waren wie das Pergament ſeines Doktordiploms, ſtand neben ihr und fühlte ſich unſagbar unglücklich. Zugleich war er aber auch überzeugt, daß ihm bitter Unrecht geſchah, und das that ihm wohl. Insgeheim wünſchte er ſogar, der Vater möchte in dieſem Tone fortfahren, möchte ihn noch tiefer demütigen. Denn je größere Unbill ihm zugefügt wurde, deſto edler kam es ihm vor, daß er nichts erwiderte, daß er Nachſicht mit den blinden Wutausbrüchen ſeines kranken Vaters hatte. Er begraſte ſich an dem ſchreienden Gegenſatz, der zwiſchen ſeiner innern Würde und ſeinem äußerlichen Unglück beſtand, und es kam ihm der Gedanke, daß er, ein durch und durch antiker Geiſt, nur irrtümlicherweiſe in dieſes öde, nüchterne, wie er es nachbetend nannte, „materialiſtiſche“ Zeitalter verſchlagen worden ſei. Die Kanten und Ecken der Wirklichkeit, an die er hier überall anſtieß, ſtimmten

ſchlecht mit dem freudigen Daſein, das ſeine Lieblingsdichter prieſen, und da er das Leben nur aus Scharteken kannte, denen er vertraute wie Don Quijote ſeinen Ritterbüchern, ſo ſuchte er den Grund für ſein Ungemach nicht in ſich ſelbſt, ſondern in ſeinem „alles nivellierenden“ Zeitalter, welches einem gewöhnlichen Handwerker das Recht einräumte, ſich der gediegenſten Bildung gegenüber auf's hohe Roß zu ſetzen.

In die Stille, die plötzlich eingetreten war, drang ſchrill der Ton der Schelle über der Eingangsthür, und in die Stube trat der Oheim und Firmpate Herr Dobler. Der hatte jetzt auch ein Wörtchen mitzureden, d. h. er hielt es, da ihm die Martins etwas ſchuldeten, für ſein gutes Recht, ſich in alle Angelegenheiten zu mengen, und wäre jemand auf den Gedanken gekommen, ihn zu fragen: „Was geht's dich an?“ — ſo hätte er ſchon eine Antwort darauf zu geben gewußt! Dieſes Bewußtſein ſeiner Macht erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung, ohne daß es ihm im Traume eingefallen wäre, irgend eine weitergehende Anwendung von derſelben zu machen: er wollte ſie nur anerkannt wiſſen, weiter nichts. Denn er vereinigte in ſich die Naturen des Lammes und der Hyäne, und jede von beiden konnte man nach Belieben hervorlocken, jenachdem man es verſtand, ihn Recht behalten zu laſſen oder nicht. Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchaute gemächlich ſchweigend vor ſich hin, denn er empfand nicht das Bedürfnis zu reden, wenn er ſeine Verwandten beſuchte, ſondern hielt es mit ſeiner bloßen Anweſenheit für abgethan. Ohne zu bemerken, daß hier etwas nicht klappte, obwohl ein feinfühliger Blinder es in der Luft gewittert hätte, paffte er gleichmütig an ſeiner kunſtvoll angerauchten Meerſchaumſpitze und blies kleine blaue Wölkchen in die Stubenluft. Die Mutter war es, die endlich das Schweigen brach und anfing, unter vielen Thränen das Mißgeſchick Karls zu enthüllen und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unter Anrufung Gottes und aller Heiligen zu bejammern.

Während der Oheim, den Blick auf die Glut ſeiner Cigarre gerichtet, aufmerkſam zuhörte, fing es in ſeinem pockennarbigen Geſicht zu wetterleuchten an, und unbeholfen regte ſich ein ganzer Rattenkönig pſychiſcher Unklarheiten und Widerſprüche, ein wenig Schadenfreude und ein wenig Mitleid, ein wenig Ärger und ein wenig Protzentum, ein wenig Machtbewußtſein und ein wenig Familienſinn. Die reſultierende aller dieſer Kräfte, die in ihm zogen und drängten, äußerte ſich ſchließlich in einer gemächlichen Folge abgebrochener und unklarer Worte, die zwiſchen den blauen Rauchwölkchen von ſeinen dicken Lippen floſſen, und deren Sinn ungefähr darauf hinauslief, er ſei bereit, ſeinem Firmling unter die Arme zu greifen und ihm eine angemeſſene Beſchäftigung in ſeinem Kontor zuzuweiſen. Karl aber unterbrach ihn raſch, und zwar in einem Tone, als

ſei ihm eine ſchwere Beleidigung zugefügt worden. Es thäte ihm leid, ſagte er, aber er müſſe ſogleich bemerken, daß er von Buchhaltung nicht das Mindeſte verſtünde.

Der Oheim machte ein verblüfftes Geſicht. Seine Meerſchaumſpitze wäre ihm beinahe aus dem Munde gefallen. „Ja, ſag mir, Karl," ſtammelte er endlich, „was haſt Du denn all die Zeit her eigentlich gelernt?"

„Griechiſches und lateiniſches Hokuspokus!" ſchrie der alte Schuhmacher ergrimmt, während Karl ſeinerſeits erklärte, ein Gelehrter ſei kein Handlungskoumis, und er wenigſtens halte ſich zu Höherem berufen, als zu einem Ladenſchwengel.

Nun war es natürlich an dem alten Dobler, den Beleidigten zu ſpielen. Die Mutter ſuchte zu vermitteln, ſo gut es gehen wollte — es wollte aber nicht gehen.

VI.

An dieſem Abend begab ſich der Schuſter Martin früher als gewöhnlich zu Bett, doch beantwortete er die ängſtlichen Fragen der Frau, ob er ſich krank fühle, mit Kopfſchütteln und den heiſer geflüſterten Worten: „Nur müd', nur müd'! . ." Kaum lag er aber auf dem Rücken, ſo fing er an vernehmbar zu keuchen und hob die Bruſt mit einer Anſtrengung, als ob ein Centnergewicht auf ihr laſtete.

Zögernd vollzog Frau Martin den Befehl, das Fenſter zu öffnen, indem ſie zugleich den eiſernen Ofen heizte, während Karl, erſchreckt durch ſolcherlei Anzeichen, die „Noctes Atticae" ſeines Aulus Gellius hinwarf und ſchleunigſt zu Dr. Fleiſchmann rannte. Der ſaß eben beim Abendeſſen und wendete ſein gerötetes und grell beleuchtetes Geſicht erſtaunt dem ſpäten Eindringling entgegen. Was es denn ſchon wieder gäbe? fragte er ein wenig unwirſch; als er aber gehört hatte, worum es ſich handelte, beeilte er ſich, das letzte Stück Kalbsbraten von der Schüſſel zu langen und verſchlang es mit einer Geſchwindigkeit, welche nicht nur mit ſeinen Gewohnheiten, ſondern auch mit ſeinem Temperament in argem Widerſpruch ſtand. Das hätte er nicht für jeden Nächſtbeſten gethan. Für Martin aber hegte er das Gefühl aufrichtiger Zuneigung und Dankbarkeit; war er doch ſeit vielen Jahren ſein Kunde geweſen und lobte, wenn er Sonntags Vormittag im Dampfbad mit ſeinen alten Freunden zuſammentraf, das Schuhwerk des Meiſters, dem er es verdanke, daß er ohne Hühneraugen durchs Leben gehe. Jetzt ſchien die Gelegenheit gekommen, ſeiner Erkenntlichkeit thatkräftigen Ausdruck zu verleihen. . . .

Die Augenbrauen des Dr. Fleiſchmann waren dafür bekannt, daß ſie wie ein Barometer durch ihr Steigen und Fallen anzeigten, was in jedem

einzelnen Falle zu fürchten oder zu erwarten stand. Diesmal stiegen sie, nachdem er den Kranken emsig befingert und behorcht hatte, höher und höher hinauf, bis zu dem Punkt, wo bei andern Menschen der Scheitelanfang zu sein pflegt, bei ihm aber nichts war. Es dämmerte ihm sofort eine dunkle Ahnung auf, daß es hier mit Schnepper und Schröpfkopf nicht abgethan sein würde. Kalte Umschläge auf die Stirn würden gewiß nichts schaden, dachte er, und darum ordinierte er solche für die Nacht. Für morgen aber könne er nur dringend empfehlen, einen zweiten Arzt zu Rate zu ziehen. Nicht als ob er, der Dr. Fleischmann, nicht genau wüßte, worum es sich handelte und was geschehen müsse — lächerlich! Aber schließlich und endlich . . . man wende sich ja heutzutage bei jeder Gelegenheit an Specialisten . . . und dann sei es auch wegen der Verantwortlichkeit . . . und vor allem zur Beruhigung des Patienten . . .

Aber gerade der Kranke sträubte sich gegen die Konsultierung eines Zweiten mit schlecht verborgenem Grimm, teils der voraussichtlich erwachsenden Kosten halber, teils weil er in seiner Krankenreizbarkeit starrköpfig daran festhielt, daß die Ärzte nicht wegen der Krankheiten da seien, sondern diese nur von den Ärzten erfunden und aufgebauscht würden. Die sorgenvolle Gattin jedoch ließ sich geheimen Ungehorsam zu schulden kommen und machte zwischen Thür und Angel mit Fleischmann das Nötige ab, wußte auch am nächsten Tage das Erscheinen der Zwei statt des Einen als eine unabänderliche Thatsache so geschickt vorzubereiten und einzuführen, ja über die mutmaßliche Kunst des Neuen so viel Rühmliches zu erdichten, daß der Kranke schließlich mit Sehnsucht dem Besuche, der von Stunde zu Stunde auf sich warten ließ, entgegenharrte.

Endlich, nach einem langgezogenen Bangen und Hangen, hielt um ein oder zwei Uhr nach Mittag, eben als der Patient übermannt von Schwäche und Erschöpfung ein wenig eingedämmert war, die Kapazität ihren donnernden Einzug, gefolgt von dem verbindlich lächelnden Fleischmann und der Schnsterin, die ihre Hand aufs pochende Herz preßte. Zusammenzuckend wie ein Hund unter dem Peitschenhieb schlug der alte Martin seinen stieren Blick auf und heftete ihn mit dem Ausdruck wahnsinniger Angst auf den Unbekannten, der auf ihn zuschritt. Wüste Traumgesichte vermengten sich mit der Wirklichkeit . . . er meinte, das jüngste Gericht stehe bevor . . . ein schreckbares Gepolter weckte ihn aus dem Todesschlaf . . . der Sargdeckel sprang auf, und er fand sich in unbekannter Umgebung neben fremden Larven, die sich den Gräbern entrangen . . .

War es ein Augenblick? War es die Ewigkeit? Die Qual, die in ihm tobte, das kalte Grauen, das ihn umarmt hielt, schien jenseits der sonnigen zeitlichen Gefilde zu liegen . . . Aber er fand sich wieder zurecht

und erkannte allmählich seine Umgebung und die beiden Äskulape ... Sein verlegener Versuch, sich aufzurichten, wurde mit einer gnädig abwinkenden Handbewegung vonseiten der Kapazität erwidert, und in die Kissen zurücksinkend, überließ er willenlos seinen armen Leib der hohen Wissenschaft. Diese begann auch sogleich mit großer Sicherheit um eine bestimmte Bruststelle herumzufingern, wobei hie und da ein lateinisches Wort gleich einem schmerzenden Tropfen, von dem man nicht weiß, ob er glühend heiß oder eisig kalt ist, auf die Seele des wehrlos hingestreckten Mannes fiel, der seinen flehenden Blick forschend auf die gleichgültig-ernsten Gesichtszüge der beiden Ärzte emporgerichtet hielt.

Mit sichtlicher Übereinstimmung und mit befriedigtem Kopfnicken wurde schließlich ein bestimmtes Wort mehrere Male hintereinander wiederholt: „Moribundus, moribundus“ ...; mit solcher Zuversicht und gegenseitiger Verbindlichkeit, daß der Kranke mit seinem Weibe einen schnell aufleuchtenden Hoffnungsblick tauschte.

„Ihr Leiden ist etwas veraltet, lieber Freund,“ meinte der große Mann, indem er hastig auf seine goldene Uhr schaute. Er stand auf und zog mit Hilfe Fleischmanns seinen schweren Biberpelz an ... Zwei bis drei Tage lang würde er jedenfalls raten, noch im Bette zu bleiben, sagte er. Außerdem empfehle es sich, einige Tropfen Terpentin in eine Schüssel Wasser zu träufeln und diese unters Bett oder auf den Kasten zu stellen. Alle vierzehn Tage müsse das Terpentin erneuert werden, und jedesmal könne man ein paar Tropfen mehr zugießen, bis zu zwanzig und dreißig. Dieses Mittel müsse aber mindestens ein Jahr lang angewendet werden, vielleicht auch zwei, drei Jahre, je nach der Wirkung, die es äußern würde.

Die Frau atmete erleichtert auf, da sie von Jahr und Tag reden hörte. Die Konsultation war zu Ende. Gnädig winkend faßte der Professor nach der Thürklinke, ließ sie aber wieder los, um das Honorar in Empfang zu nehmen, das Frau Martin ihm überreichte. Es war eine Banknote, nach Fleischmanns Vorbereitungskursus in ein blaues Dütenpapierchen gehüllt. Gemächlich wickelte die Kapazität das Geld aus, betrachtete es und steckte es ruhig in die Brieftasche.

„Also den Moribundus hab' ich,“ sagte Martin, nachdem die rettenden Engel sich entfernt hatten. „Hier auf der Brust scheint er zu sitzen.“

„Wird aber, so unser lieb's Herrgotterl will, nicht ein gar arg verstockter Teufel sein,“ meinte die Frau; „sonst hätten sie ihn nicht gleich alle beide durchschaut. Das Terpentinöl wird den Racker sicher austreiben!“ — Nun wollte sie, da der drückende Alp der Angst von ihrer Seele genommen war, auch ein bißchen recht behalten und stellte, indem sie die Vorteile eines solchen ärztlichen Doppelrates gebührend hervorhob, ihrem

klugen, eigenmächtigen Handeln die schönsten Zeugnisse aus, welche der Gatte wohl oder übel durch stummes Kopfnicken unterfertigen mußte.

Als eine halbe Stunde später Karl ermüdet und abgestumpft durch neuerliche Mißerfolge heimkehrte und in die Hinterstube eintrat, richtete der Kranke sich auf und sagte: „Du, jetzt mach Dich mit Deinem Latein einmal nützlich und sag' mir, was das für eine neuartige Krankheit ist, der „Moribundus"."

„Moribundus" —? stammelte Karl erblassend ... „Moribundus? — Wer hat das gesagt?"

„Na, wer wird's gesagt haben," erwiderte der Vater ungeduldig: „Die Doktors haben die Krankheit so genannt, die mir auf der Brust sitzt. Na, heraus mit der Sprache, was heißt denn das also zu Deutsch: Moribundus?"

„Moribundus?" — wiederholte Karl tonlos ... „Das Wort kenne ich nicht."

„Laß Dir Dein Lehrgeld zurückgeben, Trottel!" sagte der Alte verächtlich und drehte sich gegen die Wand. — Das waren die letzten Worte, die er mit seinem Sohne sprach ...

* * *

Was beschleichen nicht manchesmal einen Schwerkranken des Nachts, wenn er schlaflos auf dem Rücken liegt, und in die Dunkelheit hineinstarrt, für sonderbare Gedanken! Der große, finstere Luftocean, der über der Erde lagert, fing plötzlich an wie eine unerträgliche Last den siechen Mann zu bedrücken, und es ward ihm bang zum Ersticken, als sei er zutiefst auf dem Meeresgrund mit eisernen Fesseln festgeschmiedet. In verzweifelter Anstrengung sich aufrichtend, keuchte er, während Todesangst seine Brust umschnürte: „Frau, reiß' das Fenster auf, geschwind, mich dürstet nach Luft ... Luft ...!"

Dann sank er wieder in die Polster zurück und stöhnte zwischen raschen, unregelmäßigen Atemzügen: „Ich glaube ... mich hat der Moribundus ... ah ... ah ... wenn's nur vorüberginge ... Gott, nur nicht sterben ... jetzt noch nicht ... heute noch nicht ..!"

Wie hätte der Frau, da sie aus ihren Träumen auffuhr und nach den Zündhölzchen tastete, die Hand nicht beben sollen! Kein Wunder, daß sie in der Dunkelheit die Schachtel nicht sogleich fand; aber während sie noch suchend auf dem Nachttische umhertappte, erhob der Sterbende abermals seine Stimme und rief grimmig mit der ganzen Kraft seines erlöschenden Atems: „So mach doch Licht in drei Teufels Namen! Pfui, wie abscheulich, einen Schwerkranken so zu behandeln!"

Er versuchte selbst aus dem Bette zu steigen, fiel aber schwer, mit einem unwillkürlichen Ächzen in die Kissen zurück. Indessen stieß die Frau mit der zitternden Hand an das Feuerzeug, daß es lärmend auf den Fußboden schlug. Ihr erster Gedanke war ein bitterer Selbstvorwurf, daß sie nicht gleich am ersten Tage das Terpentinöl aufgestellt hatte.

Die endlich doch zustande gekommene Kerzenflamme schien den Kranken zu beruhigen, die eisigkalte Nachtluft that ihm sichtlich wohl; freilich war es nur die enge, mit Kloakenduft geschwängerte Luft der Höfe, welche durch das von Frau Martin geöffnete Fenster einströmte. Er lag still, mit geschlossenen Augen da, sodaß die Gattin schon zu hoffen anfing, ein erquickender Schlummer werde sich seiner erbarmen. Aber da bewegten sich seine bleichen Lippen wieder. „Vielleicht ist's am gescheitesten, wenn ich sterbe," murmelte er. „Wenigstens kann ich mir jetzt noch einbilden, aus unserm Karl würd' noch einmal ein brauchbarer Mensch." Und nach einer Weile sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Ich hab' ihn früher so gern gehabt!"

Sein Weib streichelte ihm die dürre, haarige Hand und trocknete den kalten Schweiß von seiner Stirn, während Karl klappernd vor Schreck und Kälte fortlief, den Doktor Fleischmann zu holen. Zugleich mit ihm verließ auch Frau Beer das Haus; durch das ungewöhnliche Nachtgeräusch geweckt, war sie ahnend herübergekommen und rannte jetzt so schnell als ihre gichtischen Beine sie tragen wollten, um den Seelenarzt, der den Frauen noch wichtiger schien als der Doktor. Denn das Viaticum soll nicht nur geistig stärken, indem es die Seele von allen läßlichen Sünden reinwäscht, sondern möglicherweise auch auf den kranken Leib einen günstigen Einfluß auszuüben imstande sein, wenn es der Weisheit Gottes gefällt . . .

So befanden sich alle in sorgender Bewegung um den Kranken.

Karl kehrte zuerst zurück, schweigsam und feig, mit der Botschaft, Fleischmann würde sogleich nachkommen. Der aber drehte und dehnte sich noch gemächlich im Bett, und als er endlich doch aufgestanden war, vertrödelte er absichtlich möglichst viel Zeit beim Ankleiden: „Den hippokratischen Zug hab' ich schon oft genug gesehen," dachte er.

Auch Frau Beer langte glücklich wieder an, keuchend, daß die ganze kurze, gedrungene Gestalt sich mit jedem Atemzug ausdehnte und wieder zusammenzog. Um ihre Erschöpfung zu beweisen, verdrehte sie wie hinsterbend die Augen und horchte mit schiefgehaltenem Kopf auf die unregelmäßigen Schläge ihres heftig pochenden Herzens, besaß aber trotzdem noch Atem genug, ihre kleinen Hausthor- und Glockenzugs-Erlebnisse zu schildern, was sie trotz des ernsten Augenblicks, und obgleich niemand ihr zuhörte, für außerordentlich wichtig hielt. Noch war sie nicht damit zu Ende gekommen, als die Schelle der Eingangsthür ertönte und gleich darauf in

rotem Kirchenmantel ein ſchläfriger Meßnerbube eintrat, der Laterne und Bimmelglöckchen trug und damit einem blaſſen, blonden, hagern Prieſter vorleuchtete und läutete, deſſen mildes, ſympathiſches Angeſicht jetzt über dem verhüllten Sakramente aus dem dunkeln Rahmen der Thüröffnung auftauchte.

Zum erſten Male trat in die Hinterſtube der Schuſterswohnung das Allerheiligſte.

Kaum war Frau Martin der beiden Troſtgeſtalten anſichtig geworden, die ihr die letzte Hoffnung raubten, ſo ſank ſie verzweifelnd am Bette auf die Knie und vergrub weinend ihr Geſicht in die Matratze. Frau Beer aber wußte, was ſich in einem ſolchen Falle ſchickt. Mit beweglichem Daumen ein Kreuz von der Stirn über die Bruſt und von der linken zur rechten Schulter ſchlagend, knixte ſie ſo ehrerbietig nach rückwärts, daß ſie nicht nur einen polternden Holzſeſſel umſchmiß, ſondern auch den jungen Martin auf die Füße trat, der ſteif und ſtumpf im Hintergrunde ſtand und ein möglichſt überlegenes Geſicht machte. Er glaubte natürlich nicht ans Allerheiligſte und fühlte das Bedürfnis, den Prieſter, der ihn übrigens nicht mit dem flüchtigſten Seitenblick beachtete, dieſen Unglauben merken zu laſſen.

Der alte Tiſch vor dem Sofa ward gewürdigt, das Sanctissimum zu tragen, und ein paar Kerzen, welche Frau Beer raſch aus dem Wandſchrank hervorgeholt und zu beiden Seiten aufgepflanzt hatte, verliehen dem Ganzen ein würdiges und feierliches Ausſehen. Nach der Anſicht der Frau Beer waren überhaupt Kerzen das wichtigſte bei einem Sterbefall, und während der Kooperator am Tiſche, der nun wie ein improviſierter Altar ausſah, ſeine Vorbereitung machte, beeilte ſie ſich, dem halb bewußtloſen Kranken ein brennendes Licht in die krampfhaft geſchloſſene Fauſt zu ſtecken, ſodaß heiße Tropfen auf ſeine zuckenden Finger niederträufelten . . .

Dem erſt jüngſt geweihten jugendlichen Prieſter hatte noch keine Handwerksroutine das natürliche Menſchengefühl erſtickt, das ſich zu regen pflegt, wenn man die Schwingen des Todesengels rauſchen hört. Die Lippen bebten ihm, als er an das Krankenbett herantrat, er vergaß die üblichen Gebete zu murmeln, und ſein Blick glitt über die ausgeſtreckte Geſtalt und ſtreifte raſch die knieende Frau, die zu ſeinen Füßen ſchluchzte. Er nahm dem Manne die Kerze aus der Hand, löſchte ſie und legte ſie beiſeite. Dann neigte er ſich über den Sterbenden und betrachtete ihn ſtumm. Er ſah Blut zwiſchen den bleichen Lippen hervorquellen und trocknete es mit ſeinem Tuche. Es war zu ſpät für das Abendmahl, und der Prieſter bereitete ſich zu dem letzten Sakrament, welches die Kirche bietet, zu der Ölung. Ein inbrünſtiger Geleitsbrief ſtieg zum Himmel empor für dieſe

arme Seele, die mühsam zu zerren und zu zucken schien, um sich loszureißen von dem abgehetzten, müden Leibe und ins Unbekannte zurückzukehren, von wo sie ausgegangen. Dann tauchte er den Daumen ins Chrisam und salbte in Kreuzesform die halbgeöffneten, brechenden Augen. . .

„Per istam sanctam unctionem et suam piissimam misericordiam indulgeat tibi Dominus, quidquid deliquisti per visum, per auditum.“ . .

Und er salbte ihm die für jeden Erdenlaut taub gewordenen Ohren, er salbte ihm den zuckenden bleichen Mund, der so manches derbe und harte Wort gesprochen hatte. Dann salbte er ihm die schwieligen Handflächen, die groben, ehrlichen Arbeitshände, und endlich die Fußsohlen, auf welchen er den langen, beschwerlichen Lebenspfad hinaufgekeucht war, um jetzt ins Zwecklose zurückzukollern, hilflos und fühllos wie ein losgelöster Stein, der in den dunkeln Abgrund hinabstürzt, zu den Massen unnützen Gerölls, das sich dort unten angesammelt hat.

Kaum war die heilige Handlung vollendet, so streckte sich der Alte und hörte auf zu atmen. Alle verharrten in stummem Gebete auf den Knieen, nur Frau Beer machte den Versuch, ein lautes Vaterunser im Vorbeterton anzustimmen; es fiel aber niemand ein, weshalb sie, nachdem sie ein paar wütende Blicke um sich geworfen, wieder aufhörte. Man vernahm nur das unterdrückte Schluchzen der Frau Martin und das eintönige Ticken der Wanduhr. Der Staar allein, der im Gassenladen nebenan durch das Hinundwidergehen aufgewacht war und den schwachen Schein der Kerzen für das anbrechende Tageslicht halten mochte, fühlte das Bedürfnis, sich bemerkbar zu machen, und debütierte mit seinen abgeleierten Kunststücken: „Ei, du lieber Augustin, alles ist hin, hin, hin . . . Magst ein Kipfel? Magst ein Kipfel?“

Er blieb seinen Fehlern treu, wie die Menschen auch, solange sie leben.

VII.

In den modernen großstädtischen Zinshäusern ist das Dachstübchen der Armut längst zur Sage geworden. Das freie, lustige Mansardenfenster, das im Sturme klirrt und den Regen eindringen läßt, mit seiner Aussicht auf Wolken und Sonne, mit seinem blühenden Gärtchen von Geranientöpfen und hängenden Nelken — das alles ist verschwunden, und den wirtschaftlich Schwachen auch dieses bescheidenste Stückchen Natur benommen; sie wohnen nicht mehr erhaben über dem grausamen Getriebe des tosenden Lebenskampfes in der Nachbarschaft des Himmels, sondern unter der Erde, in feuchten, sonnenlosen Kellerräumen, in unmittelbarer Nähe der Kloaken.

Bald nach dem Begräbnis des alten Martin hatte die Witwe das Geschäft und die für ihre gegenwärtigen Verhältnisse luxuriöse Wohnung

aufgegeben und war in einen geschmacklosen Neubau übersiedelt, der sich in derselben Straße, fast gegenüber erhob und in fünfstöckiger Majestät, samt seiner birnförmigen Monstrekuppel, samt seiner klobigen Quaderimitation, samt seiner gleichsam äußerlich aufgeklebten Renaissanceauswüchse, in wenigen Wochen, wie ein Waldpilz, fast könnte man sagen plötzlich, aus dem Boden geschossen war. Zwar konnte die Bewohnbarkeit des neuen Hauses kommissionell noch nicht festgestellt werden, aber Ohrensteiner, dem es gehörte, erklärte, aus Menschenfreundlichkeit die Verantwortung übernehmen zu wollen, und gestattete den Umzug sogar vor dem regelrechten Zinstermin, freilich erst dann, als sich ein rettender Engel gefunden hatte in Gestalt eines ehemaligen Herrschaftskutschers, der nach seiner eben vollzogenen Vermählung mit der Köchin seiner Baronin die alte Wohnung mit dem Gassenladen sofort mietete, um sich als „Greisler" aufzuthun, und der sich in Anbetracht der schönen Zukunftshoffnungen, die ihn beseelten, und unter dem Zauber rosiger Flitterwochenstimmung eine kleine Zinssteigerung gutwillig gefallen ließ.

Die neue Wohnung bestand aus einem einzigen Zimmer, das zwar keine Fenster hatte, dafür aber eine Thür und hoch oben zwei breite Luken, an welchen man die Beine der Passanten ohne die zugehörigen Oberkörper vorübergeistern sah. Das Zimmer diente zugleich als Küche und der Herd als Ofen, oder auch umgekehrt, wenn man will. Jedenfalls war es gut, daß wenigstens einmal des Tages Feuer gemacht wurde, denn bei der ungewöhnlichen Kälte, die in diesem Winter herrschte, fror das Wasser, welches an den Wänden herabtroff, jeden Morgen zu prächtigen Eiskrystallen, sodaß es Stellen gab, welche gleißten und flimmerten, wie die Wände einer Tropfsteinhöhle.

Aus dem Verkauf des überflüssigen Hausrates war eine kleine Summe gewonnen worden, welche eben hinreichte, das Leichenbegängnis zu bezahlen. Für ihren Unterhalt mußte Frau Martin nun selbst sorgen, und es gelang ihr auch, durch Waschen, Plätten und ähnliche Verrichtungen manchen Gulden zu verdienen und nicht nur ihre eigenen höchst bescheidenen Bedürfnisse damit zu befriedigen, sondern immer noch etwas übrig zu behalten, um ihren Karl zu unterstützen, der sich nur geringfügige und unregelmäßige Einnahmen aus einzelnen Lektionen zu verschaffen wußte. Ja sogar die Zurückzahlung ihrer Schuld an Dobler behielt die wackere Frau im Auge, und in der Schublade begann ein bescheidenes Sümmchen sich zu ründen, welches den Anfang zur ersten Abschlagsquote bilden sollte.

Es war der größte Stolz der Frau Martin, daß sie nach dem Todesfalle weder ihrer Gemeinde noch sonst jemandem zur Last fiel, sondern sich auf eigene Faust fortbrachte und ihrem „Seligen" keine Schande machte.

Arbeitend wollte sie ihr Leben beschließen, wie sie es arbeitend begonnen hatte. Schon in ihrer frühesten Jugend mußte sie für ihre jüngeren Geschwister die Kindesmagd abgeben, in ihrem Heimatsdorf Klein-Marienzell in N.-Ö., und die schweren Racker umherschleppen oder fahren, bald auf der staubigen Dorfstraße, bald im Kohlgärtchen hinter dem elterlichen Hause oder auf den knarrenden Dielen der Tenne. In einem kleinen hölzernen Wägelchen kutschierte sie die beiden Älteren, pausbackige Zwillinge, die sich fortwährend kratzten, bissen oder pufften, während sie knapp nebeneinander, fast aufeinander saßen; und das quengelnde Jüngste schleppte sie außerdem am freien Arme mit sich umher.

Schon mit sechzehn Jahren war sie als Dienstmagd in die Stadt gekommen, eine Dienstmagd aus der guten alten Zeit mit wenig Lohn und grober Kost, aber ziemlich viel Geduld, viel Treue und Anhänglichkeit und sehr viel Arbeit. Vom ersten Dienstplatz weg, an welchem sie zwölf Jahre lang gedient hatte, heiratete sie ihren Schuhmacher und Liebhaber, bei dem sie seit einer Reihe von Jahren arbeiten ließ, bis er endlich merkte, wo der Schuh sie drückte und es wagte, seine geheimen Wünsche und Absichten zu offenbaren. Nun wurde sie im neuen Hausstand ihre eigene Dienstmagd. Da ging es denn zuerst recht gleichmäßig und behaglich die Stufenleiter eines wachsenden Wohlständchens hinauf, und dann ebenso gleichmäßig aber unbehaglich wieder hinunter. Und schließlich fand sie sich ungefähr auf demselben Punkt, von wo sie ausgegangen war.

Resolut, wie sie war, und gestützt auf ein unerschütterliches Gottesvertrauen, wußte sie sich in ihre neuen Verhältnisse zu schicken. Sie kannte keinen andern Ehrgeiz als den, jeden Platz, auf welchen die Vorsehung sie gestellt, ordentlich auszufüllen. Dagegen war und blieb ihr hochgebildeter Herr Sohn ein Musterexemplar jenes unzufriedenen und eingebildeten geistigen Proletariats, welches aus den modernen Gehirndrillanstalten, wie Flöhe aus befeuchteten Sägespänen, legionenweis hervorwimmelt und sich erbarmungslos über das gesamte Staatswesen ergießt. . . .

Unmittelbar nach dem Tode des Vaters hatte er seinen hohen Cylinder hervorgesucht, der jetzt durch einen breiten Trauerflor fast ganz verdeckt wurde, und hatte sich durch die altbekannten Gassen nach dem Schulgebäude begeben, um sich bei seinem alten Gönner und Lehrer, Professor Straub, Rats zu erholen. Auf dem langen dunklen Gange hin und wieder gehend, erwartete er den Augenblick, wo das Glockenzeichen ertönen und der Allgewaltige unter dem Zittern seiner Umgebung aus der Klasse ins Konferenzzimmer schreiten würde. Eine elegant gekleidete jüngere Dame, welche bleich und aufgeregt den Korridor herunterkam, redete ihn schüchtern an, ob hier Professor Straub anzutreffen wäre, und als er bejahte, schickte sie sich

ebenfalls an, zu warten, vergeblich bemüht, die offenbaren Zeichen ängstlicher Ungeduld, welche an ihr sichtbar wurden, zu unterdrücken. Fast täglich empfing Straub solche Besuche: Mütter, denen er durch Einschüchterung und Abhetzung ihrer Söhnlein das Leben verbitterte, den Familienfrieden störte, den Schlaf der Nächte raubte. Es überkam ihn oft ein stolzes Imperatoren-Gefühl bei dem Gedanken, wie viele angesehene Familien er, der Sohn eines bürgerlichen Holzmodellstechers, in seiner Gewalt hatte. Den vornehmsten und unabhängigsten Vätern, mochten sie auch in eigener Equipage einherfahren und in ihrem eigenen Hause wohnen, konnte er die Weihnachtsfeiertage gründlich versalzen, wenn es ihm beliebte; den distinguiertesten Damen den Sommeraufenthalt in Baden oder Ischl bitter verderben, wenn er ihrem Jungen „Nachprüfung" gab. Was ein Sonntag sei, das wußten seine Schüler und deren Eltern fast nur vom Hörensagen, denn am Montag war regelmäßig der große Einlieferungstermin der erdrückenden Hausaufgaben, über welchen die armen Jungen nicht selten ganze Sonntagsnachmittage und Abende bis in die Nacht hinein schwitzten und ächzten, samt ihren ärgerlichen Vätern, die krampfhaft in den verborgensten Gehirnfalten ihr halbvergessenes Latein zusammensuchten, während die Mütter händeringend im Nebenzimmer auf- und abliefen. Und damit das Ende der Woche dem Anfang entspräche, so war für Samstag der „große Straf- und Gerichtstag" angesetzt, wie Straub ihn nannte, der Tag, an welchem die Schüler ihre Hefte ausgebessert zurückerhielten und körperlich erschöpft, geistig entmutigt, ihr „bombenfestes Kaumgenügend", oder ihr „faustdickes Ganzniferabel" als Sonntagsfreude für sich und die Eltern nach Haus trugen.

Die Schelle des Schuldieners erklang, die Gänge belebten sich, bebrillte Männer schritten stolz auf die geistige Saat, die rings um ihnen in die Halme schoß, und mit der Würde antiker Halbgötter dahin, zwischen schmächtigen, bleichen, gleichfalls bebrillten Jüngelchen, die ihre Kopfbedeckung ehrerbietig vor den Verehrten lüfteten und dabei scheinheilige, übermäßig tiefe Bücklinge ausführten, als brave Vorübung fürs künftige Leben und die bevorstehende Laufbahn. Nirgends aber flogen die Mützen eifriger von den Köpfen, krümmten die Rücken sich demütiger und tiefer, als an einer bestimmten Stelle, die sich langsam und majestätisch vorwärtsbewegte. Es war der Dunstkreis des Professors Straub, der sich näherte . . .

„Carole, mi fili!" rief er mit einem Seitenblick auf die wartende Dame, vor der er sofort sein Licht leuchten zu lassen das Bedürfnis fühlte. Prahlerische Flausen und Floskeln überwucherten das Gespräch, das er führte; von einem brauchbaren Ratschlag, wegen dessen Karl hergekommen war, nicht die leiseste Spur. Er war überhaupt unfähig, sich in den Ge-

dankengang eines andern zu finden; das Docieren lag ihm nun einmal im Blute, was er sagte, sagte er ex cathedra, und natürlich war es auch entsprechend unfehlbar. — Mit der Miene eines Hypnotisierten hörte Karl ihm zu. Die Gedanken versagten ihm, er wußte nicht mehr, was er eigentlich wollte, und ehe er sich's versah, war er mit einem gnädigen Nicken des Hauptes entlassen. Der Allgewaltige hatte sich der wartenden Dame zugewendet und sprach eindringlich mit ihr unter bedauerndem Wiegen des ambrosischen Hauptes. Was diese Unglückliche für einen Ausbund von Borniertheit und Leichtsinn zum Söhnchen haben mochte! . . .

Eines schönen Tages faßte Karl den Beschluß, als Schriftsteller hervorzutreten. Vom Gymnasium her systematisch daran gewöhnt, über alles mögliche, wovon er keinen blauen Dunst hatte, einen phrasenreichen Aufsatz von sich zu geben, kam ihm diese Übung plötzlich wie ein litterarisches Talent vor, und er fing an, sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er diesen Acker, der reichlich Ansehen und Erwerb eintragen konnte, bisher unverantwortlicherweise hatte brach liegen lassen. Sofort kaufte er ein halbes Buch Papier und begann nach dem Rezept, in wenigen Tagen ein Originalschriftsteller zu werden, alles niederzuschreiben, was ihm einfiel. Nachdem er genügend viel Papier beschrieben hatte, las er seine Expektoration von A bis Z so lange durch, bis er sich an den Unsinn gewöhnt hatte, und wunderte sich nachträglich darüber, daß Verleger und Redaktionen diese Offenbarungen eines mit Klassicität durchdrängten Geistes nicht mit dem erwarteten Jubel begrüßten. Nun gingen ihm erst recht die Augen auf über die ganze Seichtheit dieses erbärmlichen Epigonenzeitalters . . . . Es kam wiederholt vor, daß er halbe Tage lang in der Universitätsbibliothek saß und mit wahrer Wollust im Schopenhauer alle jene Stellen aufsuchte, die davon handeln, wie so einsam ein großer Geist in dieser ordinären Welt dastehe, der schweren Menge grauer Alltagsexistenzen gegenüber; . . . und wie wenig die echte und wahre Größe äußerer Anerkennung bedürfe, wenn sie sich nur ihrer selbst bewußt sei; . . . und wie oft viele Jahre verstreichen müßten, bevor das herrliche Licht der Fixsterne den Erdenbewohnern sichtbar werde . . . Es war oft, als hätte der große Philosoph Karls Schicksal vorgeahnt und ihm diese und ähnliche Betrachtungen, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben.

Gegen ein mäßiges Honorar unterstützte Karl seit einiger Zeit die Söhnchen des Theateragenten Goldbaum in der Nestroygasse bei der Ausarbeitung ihrer Schulpensa. Aber da der alte Goldbaum stets genau wissen mußte, was er für sein Geld bekam, so hatte Karl schriftlich garantieren müssen, daß die beiden Jüngels auch wirklich glänzende Zeugnisse nachhause bringen würden, ebenso wie ein Uhrmacher, wenn man eine Uhr

kauft, garantiert, daß sie auch wirklich geht. Die beiden kleinen Goldbäume Daniel und Siegfried waren nämlich, wenigstens nach der Überzeugung des Herrn Papas, ein paar geradezu phänomenal begabte Knaben, welche nur deshalb in der Schule nicht reussierten, weil ihnen die Herrn Professoren „aufsässig" waren. In Wahrheit konnte man sich freilich keine unwissenderen und zugleich frecheren Racker vorstellen.

An einem unfreundlichen Märzabend trat Karl, den charakteristischen Geruch der Goldbaumschen Wohnung noch in der Nase, aus dem verlotterten Hause in der Nestroygasse in den verspäteten Nachwinter hinaus. Zitternd vor Wut und Kälte schritt er durch das Schneegestöber dem eisigen Wind entgegen, der, verstärkt durch die freie Zugluft dem Kanal und der großen Donau entlang, durch die Straßen der Leopoldstadt noch heftiger fegte und heulte, als in den vom Wasser weiter abliegenden Bezirken Wiens. Als sein Weg ihn an einem Kaffee minderer Sorte vorüberführte, und er die zarten Silbergulden in der Tasche fühlte, die er soeben als sein Monatshonorar einkassiert hatte, dachte er „weshalb auch nicht?" und trat ein.

Ein sehnsüchtiges Bedürfnis nach Glück, nach einem weichen und warmen Leben, wollte ihm schier das Herz abdrücken. Als kleine Vorahnung dieses Glückes fand er ein lauschiges Plätzchen in der Fensterecke, auf einer rotsamtenen Bank. Hier ließ es sich gut träumen von einem Leben in Wohlstand und Schönheit . . . Der Cognak, wenn er auch nicht echt war, half der Phantasie entsprechend nach und erwärmte auf alle Fälle die halb erfrorene Seele. Gedanken aus nah und fern drängten sich in bunter Reihe heran . . . Von einem Professor hatte er irgendwo gelesen, einem Sprachgelehrten, der erst aus einer chinesischen Zeitung den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erfuhr . . . Ein anderer, bei dem er selbst gehört hatte, las über dramatische Kunst, jedoch war die Litteratur für ihn mit der jungdeutschen Schule zu Ende, von allem, was folgte, wußte er so viel wie nichts, ging auch niemals ins Theater . . . Zum ersten Male in seinem ganzen Leben kamen ihm diese und ähnliche Züge, die ihm einfielen, komisch vor. Zum ersten Male legte er sich die Frage vor: „Warum läßt man sich denn eigentlich von Buchstaben quälen, tyrannisieren, halb verrückt machen? Hat denn der ganze Plunder einen Zweck, wenn er nicht wieder dem warm pulsierenden Leben dient? Ist er nicht geradezu vom Übel, wenn er, wie so oft, die freie Regung aller menschlichen und natürlichen Eigenschaften hemmt? . . ."

Was der Cognak nicht alles vermag! Es begann eine mächtige Umwälzung sich in ihm vorzubereiten. Die Worte des toten Vaters gewannen jetzt für ihn Sinn und Bedeutung. Er fühlte sich trotz seines philologischen Wissens arm und bloß und sehnte sich nach einem treuen Menschenherzen,

das bereit wäre, ihn verständnisvoll und nachsichtig aufzunehmen und mit dem Kleide seiner warmen Liebe zu umhüllen. Aber kaum hatte er eine Zeitung zur Hand genommen, um diese Gedanken zu verscheuchen, so ertappte er sich selbst auf einer jener dünkelhaften Verschrobenheiten des verkrüppelten Gelehrtenhirns, die er eben noch verlacht hatte, nämlich auf der wegwerfenden Bemerkung: „Österreichische Politik — kleinliche Verhältnisse! Wer den Demosthenes im kleinen Finger hat, sollte sich für moderne Parlamentsreden interessieren?"

Eben wollte er das Zeitungsblatt wieder hinlegen, da fiel ihm der Name Ohrensteiner ins Auge. War das sein Ohrensteiner? Richtig, da stand es schwarz auf weiß: Der Louis hatte den Serbischen Takowa-Orden erhalten. Der Louis, ja, der hat's zu etwas gebracht! Einen Orden, und noch dazu einen ausländischen! Merkwürdig, daß Karl sofort die Form fand, an diesem Glanze teilzunehmen. Konnte er jetzt nicht gelegentlich sagen: „Mein Freund hat kürzlich einen Orden erhalten"? Zum Beispiel das nächste Mal, wenn Daniel Goldbaum ihm wieder mit einer Frechheit kommen sollte. Was für Augen würde der kleine Frechling machen, wenn er ihm lakonisch die Bemerkung hinwarf: „Sie werden es nicht so weit bringen wie mein alter Schulkamerad Ohrensteiner, der kürzlich den Takowa-Orden erhalten hat!"

„Der Cognak dürfte dennoch echt sein," dachte er; „man kommt erst allmählich auf den Geschmack." Und nach und nach vertrank er das Geld, das der alte Goldbaum ihm für den abgelaufenen Monat eingehändigt hatte.

Es giebt nichts Süßeres im Elend als die Passivität. Die Leute kamen und gingen, die Dunkelheit war hereingebrochen, Gasflammen wurden angezündet, die Billardspieler lärmten und lachten, die Elfenbeinkugeln liefen lautlos über das grüne Tuch und stießen klingend aneinander. Die hochblonde Kassiererin, die sich von einem Kavallerielieutenant den Hof machen ließ, klapperte mit Silberlöffeln und Zuckertassen auf der Marmorplatte des Kredenztisches, hinter welchem sie thronte, während ein starres, geschäftsmäßiges Lächeln ihre welken Lippen umspielte. Und ein bläulicher Schleier von brenzlichem Cigarrenqualm legte sich dichter und dichter über Menschen und Dinge.

Ein unsagbarer Lebensekel bemächtigte sich Karls. Er stand auf und fuhr mit beiden Händen zugleich in die Ärmel seines Überziehers, den der Marqueur ihm hinhielt. Aber das Gehen wurde ihm schwer, als hätte er bleierne Sohlen an den Füßen, und vor seinen Augen tanzten dunkle Flecke, die ihm alles, worauf er den Blick richtete, ganz oder zum Teil verhüllten, so daß er unsicher vorwärts tappte, stolperte und zu stürzen glaubte . . . . „Oha," sagte der Piccolo, „wenn S' Ihnen jetzt nicht an mir derfangen, so liegen S' der Läng' nach da!"

Mit dem stolzen Bestreben, seine Nüchternheit zu beweisen, einem Bestreben, das allen Angeheiterten eigen ist, schritt Dr. Martin stramm, mit steifen Beinen und erhobenem Haupt fürbaß, aber nicht gegen die Ausgangsthür, sondern infolge irgendwelcher Rücken seiner umnebelten Sinne geradenwegs auf den Ofen los. Einer der Aufwärter mußte ihm erst bedeuten, wo der Zimmermann das Loch gemacht habe. Die Gäste wurden aufmerksam, einige fingen zu lachen an. Auch der Lieutenant am Kredenztisch, den Karl im Vorbeigehn angestoßen hatte, drehte sich säbelrasselnd um und fixierte ihn mit herausforderndem Blick, während die Kassiererin dem Feuerburschen zurief: „Sie, Jean, führen S' 'n auffi, sonst schlagt er si' no' ein Loch an ei'm Billard!"

Draußen war es eisig kalt, aber es schneite nicht mehr. So schnell seine Füße ihn tragen wollten, eilte Karl durch die Gassen, wie um vor sich selbst zu entfliehen. Er ärgerte sich, daß die Leute, welche des Weges daher kamen, sich absichtlich vor ihn hinzupflanzen schienen, damit er nolens volens gegen sie rennen mußte.

Als er zur Ferdinandsbrücke gelangt war, lehnte er sich ans Geländer und blickte scheu um sich; nur wenige Passanten verkehrten hier um diese Stunde. Langsam, mit dumpfem Poltern fuhren einzelne Wagen über die Brücke, um nach Übersetzung des Kanals, der wiedergewonnenen Freiheit froh, rasselnd über das glatte Granitpflaster dahinzusausen. Es nahten und flohen gleich feurigen Augen, die durch den dichten Nebel glotzten, die Wagenlaternen der Fiaker, die grünen und roten Cyklopenaugen der einsam klingelnden Trambahnwagen, und der ersterbende Verkehr der schläfrig atmenden Großstadt zog abgewendet und verdrossen an diesem der Verzweiflung hingegebenen Menschenherzen vorüber, unbekümmert, ob es leben oder sterben wollte . . .

Die Müdigkeit und Schwere war plötzlich aus seinen Gliedern gewichen. Mit seltener Klarheit und Geistesschärfe überblickte er seine Lage. Er neigte sich weit über das Brückengeländer vor und starrte zitternd in die schwarze Flut, die leise rauschend und plätschernd an den weißen Schneeflächen der Uferländen vorüberzog. Ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken an den Sturz aus der Höhe in das eisigkalte, finstere Wasser .... Mit Entsetzen sah er im Geiste seinen eigenen Leichnam, von den Wellen fortgewälzt, hinaus in die Nacht, in die endlose schneebedeckte Ebene treiben . . .

Dann dachte er wieder: „Was läge auch daran? — Eine verfehlte Existenz weniger!" . . .

Am ganzen Körper zitternd vor Aufregung und Angst, fand er nicht den Mut zum entscheidenden Sprung. Wäre es möglich gewesen, durch

ein bloßes Wort seinem Dasein ein Ende zu machen, so hätte er's sofort gethan, hätte sein Lebenslicht ausgeblasen, wie man des Nachts die Kerze auslöscht, wenn man schlafen gehen will. Aber die Nebenumstände, welche dazu nötig waren, den Tod herbeizuführen, alles, was drum und dran hing, erschien ihm weit schrecklicher als der Tod selbst.

VIII.

Der Frühling hatte plötzlich seinen Einzug gehalten. Blendend lag das Sonnenlicht rings auf den Schneedächern, aus Traufen und in Gossen rieselten lebhafte Bäche, und lauwarme Tropfen fielen glitzernd den eilfertigen Passanten auf Hüte und Röcke . . .

Karl Martin wanderte den schier endlosen „Rennweg" hinaus nach dem Centralfriedhof. Ein unbestimmtes wehmütiges Gefühl trieb ihn an das Grab seines Vaters. Über der weiten Simmeringer Ebene wölbte sich ein großartiger Himmel von zartestem Blau, das gegen den Horizont in ein unbeschreiblich anmutiges Pfirsichgrün überging. Kolossale Wolkenbildungen stiegen von allen Seiten auf, es war eine Größe und Schönheit in der Luft, wie sie der bedeutendste Maler auch nicht annähend hätte ersinnen können.

Auf fast grundlosen Wegen arbeitete Karl sich durch, die monotonen Friedhofsalleen entlang, wo die Gräber der Wohlhabenden und Reichen sich aneinander reihten, Leichenstein an Leichenstein zwischen noch kahlem oder immergrünem Gesträuch. Etwas mehr abseits, bescheiden dem Blick entzogen, lagen die Armengräber, welche das Innere der einzelnen Parzellen füllten, während die langen Reihen marmorner und bronzener Denkmäler die vier Seiten begrenzten. Ein grauer Pflock mit einer Nummer erhob sich auf jedem einzelnen Grabhügel, von denen viele keinen andern Schmuck aufwiesen, als ein kleines eisernes Kreuz oder eine farbige Glaskugel, um den Angehörigen die Auffindung der Stelle zu erleichtern, an der ihre Lieben für immer zur Ruhe gebettet waren. Manchmal versah diesen Dienst auch ein einfacher hölzerner Span, auf dem mit verwaschener Tinte ein Name geschrieben stand, wie der Gärtner seine Blumentöpfe bezeichnet, um die verschiedenen Georginen- oder Pelargonien-Spezialitäten leichter auseinanderzuhalten. . .

Durch die breite Friedhofstraße kam in scharfem Trab ein Trauerzug herangefahren: Voraus ein sechsspänniger Leichenwagen mit pompösen Jockeys auf den Sattelpferden, schwarze Reiter mit Windlichtern zur Seite, der Kutscher im Dreispitz, Blumen und Palmen, wahre Lasten von Kränzen, und hinten auf dem Trittbrett der nachfolgenden Trauerkarossen galonierte Lakaien, schwarz in schwarz, einer nach dem andern. Ein zweites Leichen-

begängnis folgte ein wenig timid diesem prunkvollen Aufzug, die letzte Reise eines bescheidenen und armseligen Toten, welcher im einspännigen Fourgon daherkutschierte, auf dessen schwarzlackiertem Dach sich als einziger Schmuck ein mattsilbernes Engelspaar erhob, von einem einfachen Kreuz überragt. In gemieteten Omnibussen humpelte das Trauergeleit hinterdrein, Handwerker und deren Frauen, Nachbarinnen, Klatschbasen und andere alte Weiber, welche die Gelegenheit zu einem Gratis-Ausflug aus den Mauern der Stadt nicht vorübergehen lassen mochten, alle zwar nicht in Schwarz, aber in die matten Farben der Armut gekleidet. Da man sich nicht die Mühe genommen hatte, das alltägliche Aussehen der Omnibusse zu verändern, so trugen sie wie gewöhnlich allerhand Annoncen zur Schau, und es machte einen höchst sonderbaren Eindruck, bei dieser Gelegenheit und an dieser Stätte des Todes die marktschreierischen Ankündigungen von Putz und Lebensmitteln in großen Lettern und bunten Farben zwischen den Gräbern dahinfahren zu sehen: „Van Houtens Cacao!“ — „Wiener Louvre!“ — „Knorrs Hafermehl!“ Und abermals: „Van Houtens Cacao!!“

In einiger Entfernung folgte Karl der Armenleiche, hinaus in die entlegenen, neu zu gewinnenden Gebiete, wo auch sein Vater begraben lag. Man sah keine Einfriedung ringsum, es war, als würde im freien Feld bestattet. Die frischen Hügel waren noch unbepflanzt und lehmig, da und dort schaufelten ein paar Arbeiter ein neues Grab aus. Die öde, trostlose Umgebung, der warme, ahnungsvolle Hauch des Frühlings erweichten Karls Gemüt. Er blieb plötzlich stehen und drückte die Hand gegen die Augen. Heiße Thränen liefen ihm über die Wangen. Er that das Gelöbnis, nicht eher an das Grab des Vaters zu treten, bevor er nicht ein brauchbares und nützliches Glied der Gesellschaft aus sich gemacht haben würde.

* * *

Ein paar Tage später setzte ein unerwarteter Schneefall alle unbeschäftigten Hände von Wien in Bewegung. Die Transportgesellschaft konnte nicht genug Arbeitskräfte auftreiben und wendete täglich ein kleines Vermögen auf, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Für Tausende von hungernden und frierenden Menschen bedeutete dieser Schnee so viel wie Brot, so viel wie einen Teller warmer Suppe. Eine Unzahl von Deklassierten, von verfehlten Existenzen und beschäftigungslosen Handwerkern vereinigten sich zu einer großen Armee, die unter stetem stillen Flockenwirbeln einen ohnmächtigen Kampf gegen die blendend weißen Schneemassen führte, welche sich in Gassen und Straßen auftürmten. Man sah ganz anständig ge-

kleidete Leute und ſolche, denen die Lumpen vom Leibe hingen, gemeinſam mit geſchulterter Schaufel durch die Straßen ziehen; „harbe Kerle“, im „feſchen“ großkarrierten Lerchenfelder Geſchmack gekleidet, und herabgekommene „Gigerln“ in Spitzſchuhen und hellgelbem Überzieher mit dem Kehrbeſen hantieren. Bärtige, ſtämmige Geſtalten arbeiteten neben ſchmächtigen Ladenſchwengeln, halbverhungerten Friſeurgehilfen und ſonſtigem ſtädtiſchen Auswurf. Neben der ſchäbigen Aſtrachanmütze ſah man den flachkrämpigen Cylinder, neben der blauen Militärkappe, die verwegen auf dem linken Ohr des Urlaubers ſaß, das Bauernhütlein des Hannaken, den rauhhaarigen Filz des niederöſterreichiſchen Winzers und den in allen Farben ſpielenden ſteifen ſtädtiſchen Deckel. Und ſie alle bezeichneten noch eine Art Wohlſtand neben den zerfetzten Tüchern, mit denen die Ganzarmen ihren Kopf umwickelt hatten . . . Kaum, daß es einen Stand und eine Klaſſe gab, die in dieſer gemiſchten Geſellſchaft nicht vertreten geweſen wäre: Aus allen Kreiſen der Rieſenſtadt hatte die Werbetrommel des Elends ihre Rekruten unter die Fahnen gerufen. Und alle arbeiteten ſie, einer wie der andere, die Kutſcher ohne „Zeugl“, die „Greisler“ ohne Laden, die falliten Krämer und die berufsmäßigen Schnapsbrüder, ein gepfändeter Ariſtokrat hier, ein ausgeſungener Tingel-Tangel-Tenor dort. Eine Menge Perlmutterdrechsler, die ſich eben in einer entſchloſſenen Strikebewegung befanden und als ein eigenes Armeekorps zu dieſen Heeresſäulen ſtießen, glücklich über die Aufmunterung, die der Himmel ihrer Sache zuteil werden ließ. Taſchendiebe, die ſich hoch und teuer verſchworen, das nächſte Mal klüger zu ſein und womöglich in der Strafanſtalt zu überwintern. Entlaſſene Diurniſten, von der Scholle hinweggewucherte Bauern, die ihre letzten Kreuzer auf eine Eiſenbahnfahrkarte nach der Großſtadt ausgegeben hatten, und fortgejagte Kellner, von deren ſchmierigen Fräcken die ſtereotype Speiſekarte der landläufigen Reſtaurants ohne große Mühe abgeleſen werden konnte.

Und alle arbeiteten, wenn auch nicht aus Luſt an der Arbeit. Sie arbeiteten aus Verzweiflung, um ihr Leben zu friſten, und indem ſie ihr Brot verdienten, waren ſie zugleich etwas nütz. Auch Karl Martin hatte ſich, eingedenk der guten Vorſätze, die er kürzlich gefaßt hatte, unter den Arbeitſuchenden eingefunden, welche ſich vor dem Rathaus drängten, um ihre Einreihungsnummer zu erfahren. Als er aber der Sache aus nächſter Nähe ins Auge ſah, wurden ſeine Entſchlüſſe wieder wankend, und er fühlte, daß die Bildung ſoziale Rückſichten auferlegt, über welche ſich hinwegzuſetzen nahezu unmöglich iſt . . .

Den letzten Gulden, den er in der Taſche hatte, verwendete er dazu, ſeine Schweſter Kathi zu beſuchen, welche in Lichterwald, einer kleinen Station

an der Westbahn, als Lehrerin angestellt war. Nachhause zu gehen schämte er sich zu sehr; hatte er doch des Morgens in einer rührenden Scene der Mutter, welche infolge einer Erkältung bettlägerig war, seinen Entschluß eröffnet, ihr nicht länger zur Last zu fallen, und sich heilig verschworen, nicht ohne ehrlich erworbenen Taglohn heimzukehren. Und zur Last fallen wollte er ihr in der That nicht länger — so oder so . . . .

In Lichterwald sah es um diese Zeit aus wie in jedem Sommerfrischort vor Beginn der Saison: Trostlos zum Sterben! Verschlossene Fenster, verwahrloste Gärten, verschalte Balkons und Veranden. Von einem hinkenden Landbriefträger ließ er sich den Weg nach dem Schulgebäude weisen, in dessen Nähe seine Schwester wohnen sollte. In dem Hause, welches ihm bezeichnet wurde, befand sich eine Gemischtwarenhandlung, in welche er eintrat, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Als er den Namen Katharine Martin ausgesprochen hatte, fiel es ihm auf, daß der Kommis und der Lehrjunge einander bedeutungsvoll anblickten, mit halb unterdrücktem Lächeln zögerten und erst nach wiederholtem Fragen die Auskunft erteilten, eine Lehrerin dieses Namens logiere allerdings hier im Hause. Etwas befremdet stieg Karl die hölzerne Treppe empor und gelangte auf einen schmalen Flur, der von einer lauten männlichen Stimme widerhallte, unter welche sich das jämmerliche Gequärre eines neugeborenen Kindes mischte.

„'s ist eben ein öffentliches Ärgernis!" hörte er den Mann sagen.

Darauf der klägliche Ton einer Frauenstimme, ohne daß man einzelne Worte hätte verstehen können.

„Ach was!" entgegnete der Mann mit Heftigkeit; „Sie haben keine Religion, das ist alles!"

Eine Thür wurde ins Schloß geworfen, und gleich darauf kam ein kleiner geistlicher Herr zum Vorschein, dessen bleiches Raubvogelgesicht von Schmerz und Wut verzerrt schien. „Was wollen Sie hier?" herrschte er Karl an. Und als jener den Namen seiner Schwester nannte, sagte er mit einem Anflug von Spott: „Wird Sie heute nicht empfangen können!"

„Weshalb?"

„Weil ihr in der Nacht der Storch einen Besuch abgestattet hat!" erwiderte der Pfarrer trocken und schickte sich an zu gehen. Karl, der nicht die geringste Lust empfand, mit dem kreischenden Neffen oder Nichtchen nähere Bekanntschaft zu schließen, wußte nichts besseres zu thun, als sich ihm anzuschließen.

Wie denn das zugegangen sei? fragte er tief betrübt. Die Frage kam ein wenig naiv heraus, so daß sich der Pfarrer nach einem raschen Seitenblick auf den unbeholfenen langen Menschen zu einer Art von Witz hinreißen ließ: „Oh — mit ganz natürlichen Dingen!" — Aber sogleich stieg

ihm der Zorn wieder auf. „Sind Sie ein Verwandter?“ fragte er gewiſſermaßen herausfordernd; „oder was ſonſt? . . . Ah, der Bruder! . . . So, ſo! . . . Doktor Martin? Doktor der Philoſophie? . . . So, ſo! . . . Ja, von der Philoſophie gehen all dieſe Verirrungen aus!“

Und die Dorfſtraße mit ihm entlang ſchreitend, erzählte er ihm kurz den Hergang. Es befinde ſich in der Nähe von Lichterwald eine Art Heilanſtalt, wo ſich in der günſtigen Jahreszeit herabgekommene Städter von ihrem Stadtleben wieder zu erholen ſuchten. Ein Kavalier aus Wien, der im vergangenen Sommer hier geweſen, habe in ſkandalöſer Weiſe der Martin den Hof gemacht. Natürlich ſei es dem feinen, vornehmen Menſchen nicht ſchwer gefallen, ſo ein unerfahrenes und überſpanntes Frauenzimmer zu berücken.

„Das hat dann ſo ein unglückliches Mädel von der Bildung und vom Studieren!“ ſagte er ärgerlich. „So ſtehen denn dieſe weiblichen Ideale da: Den Kopf voll unverdauten Wiſſens, das Herz überquellend von Unzufriedenheit und hyſteriſcher Sehnſucht nach — ich weiß nicht was?! Ohne Religion und inneren Halt, vollgepfropft mit den verſchrobenſten Anſichten über das tägliche Leben, unpraktiſch im höchſten Grad, und womöglich eingebildet auch noch!“

„Aber die Bildung . . .“ wollte Karl einwenden.

„Die Bildung freilich nicht,“ ſagte der Pfarrer unwirſch, „aber die moderne Verbildung! Scientia inflat, charitas vero aedificat! Das Wiſſen bläht auf, die Liebe hingegen erbaut. Die Liebe, nämlich die Charitas. Die ſündige Liebe iſt natürlich nicht gemeint.“

Sie waren an einen ſchmalen Fußpfad gelangt, der zwiſchen zwei Lattenzäunen zum hochgelegenen Pfarrhof emporführte. Der kleine Kleriker grüßte kurz und ſachlich, machte halblinks und begann den ſteinigen Weg hinanzuſteigen.

Dieſes Geſpräch hatte ungefähr um elf Uhr vormittags ſtattgefunden. Um dieſe Zeit befand Karl ſich alſo am nördlichen Ende des Dorfes, in der Nähe der Kirche, und dem Pfarrer fiel es noch auf, daß er ſich nicht ins Dorf zurückwendete, ſondern die Landſtraße nach Mölſingen einzuſchlagen ſchien. Einen Augenblick lang ſchwankte er, ob er ihn nicht anrufen, und, da er ortsunkundig zu ſein ſchien, auf den richtigen Weg weiſen ſollte; jedoch unterließ er es ſchließlich, teils weil er in einem gewiſſen Unmut von ihm geſchieden war, teils weil er die Möglichkeit nicht für ausgeſchloſſen hielt, daß jener in Mölſingen etwas zu thun hätte, oder einen Spaziergang außerhalb des Dorfes machen und bald wieder dahin zurückkehren wollte. Genug, er kümmerte ſich nicht weiter um ihn, bekam ihn auch den ganzen Tag nicht wieder zu Geſicht, obgleich er zweimal durch Lichterwald durchkam,

nachmittags wegen der Schulstunde und gegen Abend auf einem Versehgang. Überhaupt erinnerte sich niemand in Lichterwald nach dieser Stunde den fremden Herrn, der in dem kleinen Orte doch sofort hätte auffallen müssen, gesehen zu haben. Nur durch ein Gerücht, dessen Ursprung vermutlich auf den Pfarrer zurückzuführen ist, erhielt Kathi Nachricht von der unerwarteten Anwesenheit ihres Bruders und schickte, da sie den Tag über vergeblich auf seinen Besuch gewartet hatte, zu dem Zuge, der gegen acht Uhr abends in der Richtung nach Wien Lichterwald passiert, ein Schulkind auf den Bahnhof mit einem Brief, worin sie ihn beschwor, sie nicht zu verdammen und um Gottes Willen nicht eher abzureisen, bevor sie ihn nicht gesehen und gesprochen hätte, da es schlecht mit ihr stehe und dieses möglicherweise ihr letzter Wunsch sei. Außerdem ließ sie ihn noch mündlich bitten, doch bestimmt bei ihr zu übernachten und erst am andern Morgen nach Wien zurückzukehren.

Das Mädchen wartete lange vergebens auf dem menschenleeren Perron, und schon rückte die Minute heran, in welcher der Zug eintreffen sollte, als endlich in dem schwachen Schein der Bahnhofslaternen eine Gestalt aus dem Wartesaal trat, auf welche die angegebenen Erkennungsmerkmale passen mochten. Schüchtern näherte sich das Mädchen, um seine Botschaft zu bestellen, aber in demselben Augenblick erscholl das erste Läuten, der Unbekannte ergriff den dargereichten Brief, schob ihn hastig in seine Brusttasche und sagte mit dumpfer Stimme: „Ja, ja, ich lasse sie grüßen!“

Die Stimme des Schaffners erscholl, daß es über den ganzen Bahnhof hallte: „Zug nach Wien!“

„Die Fräul'n Lehrerin laßt bitten . . .“ beeilte sich das Mädchen herzusagen . . .

Aber der Angeredete fuhr, wie aus einem Traume aufschreckend, mit beiden Händen an die Stirn, ließ seinen Hut, der auf den Boden kollerte, unbeachtet liegen und stürzte, das eiserne Perrongitter hinter sich zuwerfend, aufs Geleise hinaus, dem daherbrausenden Zuge entgegen, dessen rote Laternenaugen, sich mit Windeseile nähernd, unheimlich durch die schwarze Nacht glotzten. Man hörte von außen den zornigen Zuruf eines in der Nähe der Station beschäftigten Bahnwächters, gleich darauf einen gellen Pfiff der Lokomotive und ein furchtbares Dröhnen und Rasseln, sowie das höllische Schnarren der Dampfbremse, welche plötzlich entfesselt, sich mit Riesengewalt der Fliehkraft entgegenstemmte und mit einem dröhnenden Ruck, der sich wie rollender Donner durch die lange Reihe der Waggons fortpflanzte, den Zug noch außerhalb des Stationsgebäudes zum Stehen brachte. Stimmen und Rufe wurden laut, von allen Seiten liefen Leute zusammen; der Stationsvorsteher rannte mit dem Telegraphisten über den

Perron, Bahnwärter und Kondukteure eilten mit farbigen Lampen in die Nacht hinaus. Eine dichte Gruppe von Menschen sammelte sich um die Maschine, die keuchend und schwer atmend wie ein im schnellsten Lauf pariertes Roß, weiße Dampfwolken gegen den nächtlichen Himmel ausströmte.

Das Schulmädchen, dem die zweite Hälfte seiner Botschaft im Halse stecken geblieben war, stand zitternd noch immer auf demselben Fleck, wie gebannt durch den Anblick der umherirrenden Lichter und der Gestalten, die geisterhaft im matten Schein bald auftauchten, bald in der Dunkelheit wieder verschwanden. Ohne zu wissen oder zu denken, was sie hier noch sollte, wartete das erschreckte Kind auf ein unbestimmtes Etwas, das ihr weiteres Verhalten bestimmen würde. Ein paar Männer, die eine Tragbahre trugen, kamen langsam den Perron herabgeschritten, gegen den Eisenbahnzug hin, der noch immer außerhalb der Station stillestand. Erst nachdem sie an ihr vorüber gegangen und in der Nacht untergetaucht waren; erst als ihre gleichmäßigen schweren Schritte allmählich verhallten, kam es ihr zum Bewußtsein, daß es wirklich eine Tragbahre war. Sie wagte niemanden zu fragen, ein wahnsinniger Schreck durchrieselte sie, ein Gefühl, als ob sie niemals froh werden könnte; und plötzlich machte sie Kehrt und rannte, wie von der Hetzpeitsche gejagt, vom Bahnhof weg, das Dorf entlang nach dem Hause der Lehrerin, um dieser zu melden, es sei ein Unglück geschehen . . . .

* * *

An demselben Abend hielt Professor Straub auf Aufforderung irgend eines Bildungsvereines in der Josefstadt einen populären Vortrag. Seit jener Festrede bei Martins fühlte er ab und zu den Drang in sich, unters Volk herabzusteigen. Daß er das Zeug dazu besaß, dem ungebildeten Manne das Schöne und Gute recht nahe zu legen und anschaulich zu machen, war ihm damals zum ersten Male klar geworden. Das Gefühl triumphierender Überlegenheit, das er empfand, wenn er zu den Armen im Geiste sprach, that ihm über alle Beschreibung wohl. Ein lateinischer Brocken, ein griechisches Wortungetüm, gleichsam spielend hingeworfen — wie das auf die Leute wirkte! Sie mußten dann, wie Straub meinte, in dem Redner eine Art höheren Wesens erblicken, einen Menschen, der durch ein geheimnisvolles und ehrwürdiges Band mit der Weisheit untergegangener Jahrhunderte in Verbindung stand.

Und dann, eine nicht zu unterschätzende Annehmlichkeit: Man konnte sich in diesen Sphären gehen lassen. Ein unwesentlicher Irrtum, ein gesprochener Druckfehler fiel nicht sofort einer gehässigen Kritik anheim. Die gelehrten Kreise waren darin viel rücksichtsloser. Was hatte er sich über sein Hauptwerk „Die unregelmäßigen Verben des Anakreon“ (Leipzig,

Habermerk, 1882) nicht alles ſagen laſſen müſſen! In der angeſehenſten kritiſchen Zeitſchrift war damals eine vernichtende Rezenſion anonym erſchienen, die aus der Feder des Profeſſors Roſenzweig ſtammte und unter anderm folgenden Paſſus enthielt: „Wenn Verfaſſer ſchließlich verſichert, die diesbezüglichen Fragen erſchöpfend behandelt zu haben, ſo kann Referent diesbezüglich nur konſtatieren, daß Herr Straub nicht einmal Profeſſor Roſenzweigs grundlegende Arbeit über den Aoriſt zu kennen ſcheint; wenigſtens findet ſich in dem ganzen Buch diesbezüglich nicht ein einziges Citat . . .“

Seit jener Kritik ſtand in Straub der Entſchluß unerſchütterlich feſt, ſeine Perlen nicht mehr vor die Säue zu werfen.

Aber die Fülle deſſen, was er zu ſagen hatte, konnte er in den Schulſtunden allein nicht von ſich geben. Er war nun einmal eine lehrhafte Natur. Wenn er ſich längere Zeit hindurch nicht reden hörte, wie es etwa in den Herbſtferien vorkam, ſo begann er an Blutandrang und nervöſen Zufällen zu leiden.

Jetzt hatte er endlich den Boden gefunden, auf dem er ſeinem Lehrtrieb unbehelligt fröhnen konnte. Man klatſchte ihm ſogar Beifall, und wenn er fertig war, ſprach ihm der Vorſitzende ehrerbietigſt ſeinen Dank aus für ſeine intereſſanten und inſtruktiven Ausführungen.

Das Thema, das er ſich diesmal gewählt hatte: — „Über den Wert der antiken Sprachen für die Heranbildung harmoniſcher Menſchen und tüchtiger Staatsbürger“ — lag ihm ausnehmend gut. Seine Lippen troffen von ſüßer Weisheit. Er redete mit einem Feuer, das auf die feſteſte Überzeugung, auf die heiligſte Begeiſterung ſchließen ließ. Er fägte eifrig mit beiden Armen durch die Luft, er donnerte wie ein Kanzelredner, er lächelte und ironiſierte, er ſprühte Funken wie ein pyrotechniſcher Froſch. Von Zeit zu Zeit ſchweifte ſein Auge nach einem leeren Sitz hinüber, den er für ſeinen ehemaligen Lieblingsſchüler Dr. Karl Martin reſerviert hatte. Es that ihm leid, daß jener den wohlgefeilten Vortrag nicht hören ſollte, der ihm gewiß aus der Seele geſprochen geweſen wäre. Wodurch mochte er nur verhindert worden ſein? Jedenfalls mußte ein gewichtiger Abhaltungsgrund vorliegen, ſonſt hätte der ſtrebſame junge Mann die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ſein Wiſſen zu erweitern und zu vertiefen.

„Vielleicht hat er ſich nur verſpätet?“ dachte er. Und nach jedem „Schlager“ nach jedem wohlgezielten Hieb gegen jenen Teil der Menſchheit, der ohne Philologie ſelig werden wollte, warf er einen raſchen Blick nach dem leeren Sitz hinüber, ob denn ſein treuer Jünger noch immer nicht eingetroffen ſei.

Aber der Sitz blieb leer.

E. Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel".

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Die deutschen Haus- und Kindermärchen, wie sie uns die Gebrüder Grimm in so klassischer Form überliefert haben, daß uns alle anderen Völker um diesen Schatz echtester Volkspoesie beneiden, sind bekanntlich seit jüngster Zeit — etwas furchtbar Unsittliches. Semitisch-magyarische Gouvernantenweisheit hat uns auf die entsetzliche Gefahr aufmerksam gemacht, die in diesen so harmlos erscheinenden, thatsächlich aber das Kindergemüt mit allen Scheußlichkeiten grassester Barbarei erfüllenden und die reine deutsche Volksseele vergiftenden Erzählungen schlummert.

Aber, ach! das Unheil ist nicht mehr zu bannen. Trotz allen geläuterten, gereinigten und durch die feinsten Moralsiebe durchgeseihten Ausgaben der mörderischen Märchen frißt der Krebsschaden immer um sich, und — o! o! wie werden die liebenswürdigen östlichen Wächter der deutschen Tugendhaftigkeit erschrecken! — nun macht sogar eine der abscheulichsten Erzählungen des berüchtigten Buches, die Geschichte von Hänsel und Gretel und dem Lebkuchenhäuschen, die unsere Kinder nicht nur zu übelangebrachter Naschhaftigkeit und zu ganz respektwidriger Behandlung älterer Personen verleitet, sondern überdies noch von Kindesaussetzung, Menschenfresserei und anderen Scheußlichkeiten handelt, als Musikdrama die Runde über die deutschen Bühnen.

Was? Haben wir recht gehört? Ein Kindermärchen als Musikdrama? Wohl gar im Wagnerstil?! — Und es erhebt sich allseitig ein energisches Schütteln des Kopfes.

Und diesmal wiegen nicht nur die Moralisten bedenklich ihre weisen Denkorgane; auch die Ästhetiker machen die Bewegung mit; sie finden den Stoff gar zu kindlich, beinahe albern, jedenfalls der Würde unserer pompös ausgestatteten Schaubühnen ganz und gar nicht angemessen. — Und erst die Herren Musiker älterer Observanz! Nun ja, die sind eben dem Wagnerstil an und für sich nicht grün. Beim Märchen aber finden sie die Sache natürlich noch viel weniger angebracht als anderswo. Solche schweren, blechgefütterten Sätze, solche verzwackte Kontrapunktistik — der die weisen Herren, beiläufig gesagt, selber nur mit großer Mühe zu folgen vermögen — so was mag allenfalls noch zu übermenschlichen Götter- und Reckengestalten, zu Lindwürmern und Walkürengäulen passen — aber Hänsel und Gretel mit Leitmotiven und unendlicher Melodie — schrecklich! gar nicht auszudenken! — Die Wagnerianer aber, die sind fast noch wütender! Ihnen

erscheint das Märchenspiel fast wie eine Blasphemie. Des Meisters feierlicher Kunststil, der nur den erhabensten und tiefgründigsten Gefühlen der Menschenbrust Ausdruck zu verleihen bestimmt ist, scheint ihnen durch so kindliches Unterfangen entweiht.

So hat jeder seine Bedenken, bis er dem lieblichen Werke von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Dann schwindet plötzlich alles Kopfschütteln, und Meister Humperdinck hält Freund und Feind gefangen im Zauberbann seiner goldenen Töne.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß sich Humperdincks „Märchenspiel“ kaum mit etwas bereits Bestehendem vergleichen, an einer bekannten Kunstform messen oder gar in eines der bekannten Kunstfächer einreihen läßt, die ein gewandter Kritiker stets bei der Hand haben soll. Es handelt sich eben wieder um einen neuen Inhalt, der sich seine eigene Form schaffen, um einen neuen Meister, der seinen neuen Ton finden mußte. Und diesen neuen Ton hat Meister Humperdinck gefunden; wie ein glücklicher und sicherer Schütze hat er gleich beim ersten Schuß mitten ins Schwarze getroffen. Ich will mich deshalb auch nicht auf lange Vergleichungen und sonstige Untersuchungen einlassen, sondern nur nach der trefflichen Münchener Aufführung den Eindruck zu vermitteln suchen, den das Werk auf den Beschauer ausübt. Da wir es mit einem einheitlichen Kunstwerke im Sinne Richard Wagners zu thun haben, so werden sich Wort und Ton, Handlung, Komposition und scenische Ausstattung nicht gesondert betrachten lassen.

Ein ruhiger Hornsatz (Motiv des Abendsegens) erklingt, fast choralartig, aber doch mehr kindlich fromm als feierlich. Die Bläser und Streichinstrumente nehmen das Thema auf, lassen es anschwellen, führen es in mannigfachen Verschlingungen weiter, bis es in der Höhe leise entschwebt. Plötzlich setzt nun die Trompete mit einem kecken, signalartigen Motiv ein. Es ist der Zauberspruch „Hokus pokus Holderbusch“, mit dem die Hexe die Kinder verzaubert und entzaubert. Die Streicher antworten mit dem Motiv „Der Wind, der Wind, das himmliche Kind“, und nun entwickelt sich ein halb grusliches halb drolliges Spiel, wobei abwärts und aufwärts geführte chromatische Läufe das belfernde Hocuspocus umsäuseln, wie der Wind, der durch die Waldbäume rauscht, halb neckisch, halb unheimlich, bis schließlich das Hocuspocus in grämlichen Baßpizzicatis das Feld behauptet. Nun bringen aber schon die Geigen das lichtvolle Motiv des Sandmännchens und Taumännchens, mit der aufstrebenden Begleitungsfigur der Pantomime (Traumerscheinung der vierzehn Engel). Aber das hartnäckige Hocuspocus läßt sich nicht so leicht unterkriegen, steckköpfig treibt es noch eine Zeitlang als Geigenpizzicato zwischen den anderen Stimmen sein Wesen, bis es von dem lustigen Kinderreigen ganz

in den Hintergrund gedrängt wird. Im zweiten Teil, oder beſſer geſagt in der zweiten Hälfte des Vorſpiels — denn von einem „Teil“ im formell muſikaliſchen Sinne kann man nicht reden — treten nun alle dieſe Motive in die vielfältigſten Beziehungen zu einander und werden mit geradezu erſtaunlicher kontrapunktiſtiſcher Kunſt neben und gegeneinander durchgeführt, wobei der ganze Satz ſtets durch das in durchſichtiger Vergrößerung erſcheinende Motiv des Abendſegens zuſammengehalten wird und ſo bei aller ſcheinbaren Freiheit und Mannigfaltigkeit nirgends in Unklarheiten auseinanderflattert. Nachdem die Tonwellen in dem wieder auftretenden, diesmal ungemein reich und wuchtig orcheſtrierten, und auch im Tempo etwas breiter zu haltenden Kinderreigenmotiv ihre höchſte Steigerung erfahren haben, legt ſich der Sturm allmählich, und in dem ruhigen Pianiſſimo des Abendſegenmotivs verklingt das Vorſpiel, das den Hörer in eine prächtige Märchenſtimmung verſetzt und auf das nun Kommende in geradezu wundervoller Weiſe vorbereitet hat.

Die Scene öffnet ſich, und wir erblicken die dürftige Stube des armen Beſenbinderpaares. Die beiden Kinder, Hänſel und Gretel, ſind allein zuhauſe und vertreiben ſich die Zeit, ſo gut ſie können, wobei ſie ſich mit den ihnen von den Eltern übertragenen Arbeiten natürlich nicht allzuſehr abplagen. Vor allem ſuchen ſie den Hunger zu vergeſſen und ſingen ſich ihn durch ein luſtiges Liedchen vom Leibe: „Suſe, liebe Suſe, was raſchelt im Stroh?“ — In feiner Erwägung bringt hier der Komponiſt ein Motiv, das er im Vorſpiel mit keinem einzigen Tone angedeutet. Dadurch erklingt das an und für ſich ſo luſtige Liedchen, das als eigentliches Leitmotiv der beiden Geſchwiſter das ganze erſte, „Daheim“ überſchriebene, Bild beherrſcht und überhaupt eines der wichtigſten Leitmotive des Märchenſpiels iſt, nun doppelt friſch. Erſt wo Hänſel ungeduldig und hungrig die Arbeit fortwirft und Gretel ihm den Spruch des Vaters vorhält:

„Wenn die Not aufs Höchſte ſteigt,
Gott der Herr die Hand euch reicht“,

vernehmen wir das Motiv des Abendſegens. Der ungeduldige Hänſel meint nun aber allerdings:

„Ja wohl, das klingt recht ſchön und glatt,
Aber leider wird man davon nicht ſatt.“

Die gute Gretel ſucht den ungeduldigen Bruder zu tröſten, und nun entwickelt ſich der luſtige Griesgramſatz:

„— — Griesgram, Griesgram, gräulicher Wicht,
Grieſiges, grämiges Galgengeſicht,
Packe dich, trolle dich, ſchäbiger Wicht!
Griesgram hinaus,
Fort aus dem Haus! ꝛc. ꝛc.“,

der in so drolliger Weise an Wagnersche Sätze wie „Siegfried, Siegfried, herrlichster Held!" anklingt. Der böse Griesgram ist vertrieben, und nun soll es wieder an die Arbeit gehn, wie Gretel mahnt. Aber ach! bei dem hungrigen Magen will es nicht flecken, und sogar das lustige Motiv der Geschwister („Suse, liebe Suse ꝛc.") klingt gar trüb und gedrückt in seinen schleppenden Nachahmungen. Doch die Kindernatur verfällt dem Trübsinn nicht so leicht, die angeborene Lustigkeit schlägt wieder durch, und die beiden beginnen den entzückenden Kindertanz, der in seiner Einfachheit erst recht die feine Hand des Meisters verrät. Es ist eine Art Rheinländer-Polka, die, wie das Anfangsliedchen „Suse, liebe Suse" ursprünglich aus irgend einem Kinderliedchen entstanden zu sein scheint, wie man solche von den spielenden Kleinen überall auf der Straße hören kann, und die Humperdinck mit ungemein feinem Ohr aufgegriffen und mit der souveränen Kunst des Meisters zu seinen herzigen Tonsätzen umgeschaffen hat. Gerade dieses Hinhorchen nach dem eigentlichen Pulsschlag der Volks- und Kinderseele verleiht dem Märchenspiele bei aller Phantastik der Vorgänge den Erdgeruch einer kräftigen Realistik und den Schimmer unverwüstlicher Jugend.

Der fröhliche Tanz der Kinder wird durch die heimkehrende Mutter jäh unterbrochen. Sie ist müd und übelgelaunt. Da kommt ihr die Fröhlichkeit der Kleinen doppelt verwerflich vor. Und wie sie nun gar noch bemerkt, daß die Arbeit in ihrer Abwesenheit sehr wenig gefördert worden, so greift sie voll Zorn zu einem Besenstiel, um den ungeratenen Rangen eine Tracht Prügel angedeihen zu lassen. In ihrer blinden Wut zerschlägt sie nun aber den Topf, der das letzte Restchen Milch enthält, das der hungrigen Familie zum Abendbrot dienen soll. Nun ist natürlich die Not groß, und die gute Frau sucht sich eben zu helfen wie sie kann. Als echte Märchenmama verfällt sie auf den Ausweg, die Kinder in den Wald hinaus zu schicken:

„Marsch! fort in den Wald!
Dort sucht ihr Erdbeeren! Wird es bald?
Und bringt ihr den Korb nicht voll bis zum Rand,
So hau ich euch, daß ihr fliegt an die Wand!"

Das ist allerdings nicht sehr liebenswürdig, aber begreiflich; denn die gute Frau ist sehr ärgerlich, und in ihrer blinden Wut denkt sie auch nicht daran, daß es schon spät ist, und die Kinder sich im finstern Walde verirren könnten. Sie hat eben nur ihre Sorgen im Sinn:

„Da liegt nun der gute Topf in Scherben!
Ja, blinder Eifer bringt immer Verderben!
Herr Gott, wirf Geld herab! Nichts hab ich zu leben,
Kein Krümchen, den Würmern zu essen zu geben!

Kein Tröpfchen im Topfe, kein Krüſtchen im Schrank,
Schon lange nur Waſſer zum Trank!
Müde bin ich, müde zum Sterben!
Herr Gott, wirf Geld herab!"

Damit ſchläft ſie ein. — Auch dieſe Scene iſt faſt durchgängig auf das Motiv der Geſchwiſter („Suſe, liebe Suſe") aufgebaut. Die erſt zornige und dann müde Mutter wird nur durch eine rhythmiſche Figur (zwei Sechzehntel und zwei Achtel) charakteriſiert, die beim Einſchlafen der Mutter auf einem Tone ſtehen bleibt.

Nun ertönt ein gedrücktes Rallalala im Hintergrunde. Es iſt der heimkehrende Vater, der ausnahmsweiſe einmal gute Geſchäfte gemacht hat und nun ſeiner etwas angeheiterten Fröhlichkeit nicht anders Ausdruck zu verleihen weiß, als indem er das „Hungerlied" ſingt:

„Ach wir armen, armen Leute
Alle Tage ſo wie heute,
In dem Beutel ein großes Loch,
Und im Magen ein größeres noch.
Rallalala, rallalala!
Hunger iſt der beſte Koch!"

Die Kompoſition dieſes Liedes iſt geradezu genial. Die Stimmung des armen Kerls iſt ganz einzig getroffen. Der Druck, der über dem Satze liegt, und die Luſtigkeit, die ſich Luft machen möchte, nicht frei herausquellen läßt, iſt merkwürdig gut wiedergegeben. Und wenn der Vater nun der Mutter von ſeinen guten Geſchäften erzählt und ſeine Schätze auskramt, und dann die beiden Alten, als Gegenſatz zum Kindertanz, nach der Weiſe des Hungerliedes ſich zu drehen und zu tanzen anfangen, ſo wirkt die Scene einzig drollig. Aber der Vater, der bedeutend gutmütiger iſt als die Mutter — das iſt ein ſehr fein beobachteter Zug, über den ſich in den Werken Lombroſos und anderer manches nachleſen ließe —, fragt nach den Kindern und hört mit Entſetzen, daß ſie allein in den Wald gegangen. Sie könnten ja in die Gegend des Ilſeſteins gegangen ſein, wo die fürchterliche Knuſperhexe ihr Weſen treibt. Und nun folgt die Erzählung — in der alten Oper würde man ſagen: die „Ballade" von der Knuſperhexe: „Eine Hex' ſteinalt, wohnt tief im Wald, vom Teufel ſelber hat ſie Gewalt" ꝛc., worin der Komponiſt ſeiner Laune voll die Zügel ſchießen läßt. Alle Farben, die er für das Unheimliche und Schauerliche auf ſeiner Palette hat, werden angewandt; aber mit lachendem Munde, und je ernſthafter der alte Beſenbinder ſeine Geſchichte von der alten Hexe erzählt, die die Kinder zu ihrem Lebkuchenhäuschen lockt, um ſie zu Lebkuchen zu verbacken und zu verſpeiſen, um ſo luſtiger hört man im Hintergrunde den Schalk kichern. Auf die Mutter aber übt die Erzählung eine ſo gewaltige Wirkung, daß

sie alle guten Sachen, die ihr Mann nach Hause gebracht, im Stiche läßt und in den Wald hinausrennt, um die verlorenen Kinder zu suchen. Der Vater ergreift noch schnell die Kümmelflasche und rennt der Mutter nach. Damit endet das erste Bild.

Das zweite Bild, „Im Walde“, hat sein eigenes Vorspiel im „Hexenritt“. Dieser Hexenritt ist ein Orchestersatz, der zum Eigenartigsten und Besten gehört, was die humoristische Musik je geschaffen. Er ist auf zwei Hauptmotiven aufgebaut, auf dem Besenmotiv („Der Besen, der Besen! Was macht man damit? was macht man damit?“) und dem eigentlichen Hexenrittmotiv, das aus einem tonleiterartigen Gange charakteristisch punktierter Achtelnoten besteht und die galoppartige Bewegung der auf dem Besen reitenden und etwas engbrüstigen Hexe äußerst glücklich zu malen sucht. Und das schillert und schimmert alles in der glänzenden Instrumentierung des Wagnerorchesters!

Nach diesem rauschenden und glänzenden Bravourstück wirkungsvollster Orchestrierkunst überrascht uns der Komponist, sobald sich die Scene zum zweiten Bilde öffnet, wieder mit einem äußerst wirkungsvollen Gegensatze. Wir erblicken die beiden Kinder im Walde, beim letzten Schein der Abendsonne, und Gretel singt, vom Orchester auf die denkbar diskreteste Weise begleitet, das einfache Liedchen: „Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm“. Der Wald übt seinen Zauber aus (Waldkönigin-Motiv), der Kuckuck ruft, und die leichtsinnigen Kinder schlucken vor lauter Entzücken über all die Herrlichkeit die mühsam gesammelten Erdbeeren selber. Die Abendschatten brechen herein, und der Waldeszauber verwandelt sich allmählich in unheimliches Grauen. Die Kinder haben den Weg verloren. Hänsel hat zwar noch Mut und will sein Schwesterchen gegen alle Gefahren schützen, aber bald weiß auch er nicht mehr aus und ein, und es ist ein Glück, daß der sanfte Sandmann kommt und den Kleinen aus seinem Sacke den Schlafsand in die Augen streut. Die Kinder sehen, daß sie sich nicht mehr nach Hause finden und im Walde übernachten müssen, und so beten sie denn den Abendsegen:

„Abends will ich schlafen gehn,
Vierzehn Engel um mich stehn:
Zwei zu meinen Häupten“ ꝛc. ꝛc.,

dessen Motiv wir schon aus dem Vorspiel kennen. Die Kinder sinken ins Moos und schlummern ein. Nun öffnet sich der Himmel, und die vierzehn Schutzengel steigen leibhaftig hernieder, um die Kinder zu bewachen. Diese sogenannte „Pantomime“, bei der — wie zum Beispiel bei der Münchener Aufführung — große scenische Pracht entfaltet werden kann, die aber auch ohne diesen kolossalen Apparat wirken würde, wird von einem prächtigen

Orchesterſatze begleitet, der in der Hauptſache aus dem Motiv des Abendſegens und einem zweiten, an den Sandmann und an den Tauengel erinnernden Engelmotiv beſteht, und in ſeiner edlen und ruhigen Haltung prächtig mit dem das Bild einleitenden wildkomiſchen Hexenritt kontraſtiert.

Die Orcheſtereinleitung zum dritten Bilde („Das Knuſperhäuschen") bringt wiederum eine ganz neue melodiſche Figur: das ängſtlich pickende Knuſperhäuschen-Motiv („Knuſper knuſper Knäuschen! Wer knuſpert mir am Häuschen?"), das mit launigem Behagen eine Zeitlang in den verſchiedenſten Orcheſterſtimmen durchgeführt wird. Nun kommt das Taumännchen (Weiſe des Sandmännchens) und weckt die Kinder, die nun fröhlich mit den Waldvögeln um die Wette zu ſingen und zu plaudern beginnen. Während ſie ſich ihren ſchönen Traum erzählen, erblicken ſie plötzlich das Knuſperhäuschen, das bis dahin vom Morgennebel bedeckt war, jetzt aber luſtig in der Sonne glitzert. Nun folgen die bekannten Vorgänge. Die Kinder beginnen zu knuſpern, die Hexe erſcheint, ſperrt Hänſel in den Käfig u. ſ. w. u. ſ. w., bis ſie ſchließlich von der Gretel in den Backofen geſchoben wird, worauf Hänſel befreit und die das Knuſperhäuschen als Zaun umgebenden Lebkuchenkinder mit Hilfe des der Hexe glücklich abgelauſchten Zauberſpruches „Hokus pokus Holderbuſch" ꝛc. wieder entzaubert werden. Im Augenblick des höchſten Jubels erſcheinen die Eltern, die ihre Kinder ſuchen gegangen, und das Ganze endet natürlich in eitel Luſt und Fröhlichkeit, wie eben ein richtiges Märchen enden muß.

Die Scene, wo die Kinder das Lebkuchenhäuschen erblicken, ruht auf zwei Motiven, von denen ich das eine, melodiſch ausgeſponnene

„O herrliches Schlößchen,
Wie biſt du ſchmuck und fein!
Welch Waldprinzeßchen
Mag da wohl drinnen ſein?"

als die Weiſe des Entzückens und das andere, jubelnde und jauchzende:

„Von Kuchen und Torten ein Häuslein gemacht"

als das Kuchenmotiv bezeichnen könnte, wenn es überhaupt auf ſolche Namengebungen ankäme. Wenn die Hexe erſcheint, ſo kommt zu dieſen beiden natürlich noch das Knuſperhäuschen-Motiv und der Zauberſpruch (Hocus pocus). Eine äußerſt drollige, ja derbkomiſche Scene iſt die, wo ſich die Hexe im Übermaß ihrer Freude über den gelungenen Kinderfang rittlings auf den Beſen ſetzt und den im Zwiſchenakt nur muſikaliſch dargeſtellten Hexenritt zur Freude der Zuſchauer nun wirklich und leibhaftig exekutiert. — Nachdem die Hexe tot iſt, bereitet uns der Komponiſt noch eine luſtige Überraſchung durch den muſikaliſchen Scherz des „Knuſperwalzers", der ebenſo originell als flott klingt und zu der Schlußſcene über-

leitet, die thematisch von dem Motiv des Kinderreigens beherrscht wird, („Die Hexerei ist nun vorbei“).

Bei einem virtuosen Kontrapunktisten, wie Humperdinck und in einem so einheitlich angelegten und durchgeführten Werke, wie unser Märchenspiel, versteht es sich von selbst, daß sich am Schlusse die sämtlichen Motive sammeln und mit und nebeneinander noch einmal am Ohre des Hörers vorbeiziehen. Dadurch entsteht ein prächtiger Schlußsatz, der bei aller dynamischen und thematischen Steigerung, oder vielmehr, weil eben die thematische Steigerung mit der dynamischen gleichen Schritt hält, hoch über die hohlen Radauschlüsse gewisser Opern emporragt, und der in dem, zu dem Spruche: „Wenn die Not am höchsten steigt, Gott der Herr die Hand uns reicht,“ in mächtigem Crescendo erklingenden Abendsegenmotiv gipfelt.

Das sind einige Andeutungen über den äußeren Aufbau des „Märchenspiels“. Den Wohlklang und die Frische des Werkes kann ich leider nicht auf des Papier malen, darüber kann nur das Werk selber Aufschluß geben.

Jedenfalls aber hat es sich gezeigt, daß der Gedanke, das deutsche Volksmärchen musikdramatisch zu verwerten, ein äußerst glücklicher und fruchtbringender war. Richard Wagner hat bekanntlich den Satz aufgestellt, daß sich besonders solche Stoffe zur Bearbeitung aller Musikdramen eignen, in denen das Übernatürliche eine gewisse Rolle spielt, und hat deshalb hauptsächlich auf die deutsche Heldensage verwiesen. Von der Sage zum Märchen ist nun eigentlich der Schritt nicht so groß. Aber dennoch konnte letzteres nicht so ohne weiteres in die weiten Gewänder des Musikdramas hineinschlüpfen, da würde es sich gar komisch ausgenommen haben. Es mußte also für das Märchen doch ein besonderes Gewand zugeschnitten werden, wenn auch nach dem Muster des Musikdramas. Im Musikdrama sind die großen Leidenschaften Ausgangspunkt und Triebfeder der ganzen Handlung, aus ihnen heraus gebiert der Komponist seine Motive, die Wunder der Sage sind ihm hier bitterer Ernst. Das Märchen kennt keine großen Leidenschaften mehr, hier ist das Wunderbare ganz allein Ausgangspunkt und Triebfeder der Handlung. Trotzdem aber tritt das Übernatürliche, das Wunder nicht mit dem feierlichen Ernste auf, wie in der Sage, es will gar nicht so felsenfest geglaubt sein, ja hie und da ironisiert es sich sogar selber ein wenig. Dadurch schimmert die Märchendichtung im Zwielicht des Humors, und eben aus dem hellen Quell dieses Humors wird der Komponist des Märchenspiels vornehmlich seine Motive zu schöpfen haben. Daß zum Märchenspiel, das wir als eine Art von „Musikkomödie“ bezeichnen könnten, eine ganz andere Beanlagung gehört als zum Musikdrama, d. h. zur „Musiktragödie“, versteht sich wohl von selbst. Diese Beanlagung, die in einem goldenen Humor gipfelt, besitzt nun aber Humperdinck in ganz

hervorragendem Maße, und darum ist ihm auch der Wurf mit seinem „Hänsel und Gretel“ so prächtig gelungen, daß er Alt und Jung, Freunde und Gegner, mit unwiderstehlicher Gewalt in den Bannkreis seines Kunstwerkes zwingt. Ich glaube, seit Mozart hat die dramatische Musik keinen so sonnigen Humoristen mehr gesehen, wie Engelbert Humperdinck einer ist. Damit vereinigt er noch Webers Hang zur träumerischen Romantik des Waldes und weiß, wie der Schöpfer des „Freischütz“, dem Volke seine einfachsten und innigsten Weisen abzulauschen. Sollte er da kein trefflicher Märchenerzähler sein?

Der Text zu dem Märchenspiele rührt von Frau Adelheid Wette, der Schwester Humperdincks her; sie soll ursprünglich nicht im geringsten daran gedacht haben, ein „Libretto“ zu verfassen, sondern das Märchen für ihre eigenen Kinder haben dramatisieren wollen. Das ist auch ganz glaubwürdig; denn die Dichtung ist durchaus naiv und ohne jede künstlerische Prätention. Aber gerade weil sie so naiv, so unbewußt, so ohne jede Pose hingeworfen ist, hätte Humperdinck gar keinen besseren Text zu seinem Märchenspiel auftreiben können, als den einer Mutter, die sich nur ihre Kinder als Akteure und Zuhörer denkt.

So gestaltete sich das Humperdincksche Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ zu einem ganz eigenartigen und an Stil und Inhalt rein deutschen Kunstwerke, dem keine Bühne, die etwas auf sich hält, ihre Pforten verschließen sollte.

Zur Psychologie der erzählenden Kunst der Zukunft.

Eine Studie von Max Wundtke.

(Berlin.)

Die erzählende Litteratur hat nicht zu allen Zeiten die gleichen Tendenzen gehabt. Sie zeigt mit zunehmender Kultur eine stufenmäßige Steigerung in den Ansprüchen, die das Publikum an sie stellt und infolgedessen auch in den Absichten, welche die Schriftsteller in ihrem Schaffen leiteten. Diese stufenmäßige Steigerung — dem aufmerksamen Beobachter des geistigen Lebens der Völker wie des einzelnen wird diese überaus interessante Erscheinung nicht entgangen sein — diese stufenmäßige Steigerung, sage ich, geht gleichen Weg bei der in der Entfaltung begriffenen Menschheit wie bei dem sich entwickelnden Kinde. Dabei läßt sich das Gesetz aufstellen, daß das Interesse — und dieses bedingt die Aufgaben der Kunst — bei

den schärfsten Kontrasten, den auf- und augenfälligsten Vorgängen erwacht, um in steter Konzentration beim Versenken in die esoterische Tiefe der Seele zu enden. Fünf Stufen hoben sich meiner Betrachtung als die markantesten heraus; möglich, daß bei genauerem Zusehen diese Zahl sich vergrößert. Ich will diese fünf Stufen flüchtig zu skizzieren versuchen.

Die in den Kinderschuhen steckende Menschheit will vor allem durch wunderbare, ihr unbegreifliche Fakta überrascht werden. Göttersagen, Wundergeschichten, Mythologieen, Legenden kommen diesem Bedürfnis entgegen. Das Analogon hierzu bilden die Märchen, die auf das früheste Kindesalter ihren mächtigen Reiz ausüben. Mit zunehmendem kritischen Sinn — und er nimmt bei Völkern und bei den einzelnen in sehr ungleichem Grade zu — verblaßt die Freude am Über- und Wiedernatürlichen, um dem Verlangen nach logisch oder empirisch begründeten Thatsachen Platz zu machen, die allerdings durchaus nicht alltäglicher Natur sein dürfen. Hier beginnt die Entstehung des Wortes Novelle, das im Grunde nichts als Neuigkeit bedeutet. Es kommt dabei wenig darauf an, ob diese Neuigkeiten in Prosaform — ich verweise auf die Erzähler der Mittelmeerländer und des Orients, auf die Lokalchronik der Zeitungen, die ebenfalls einem litterarischen Bedürfnis eines wenig gebildeten Publikums Rechnung tragen — oder ob sie in poetischer Form mitgeteilt werden. Die Rhapsoden der Vergangenheit, die fahrenden Sänger, die Bänkelsänger mit ihren gereimten Mordthaten sind Belege für diese Gattung der Novellen. Für das Kindesalter bilden Lesebuchgeschichten und Jugendschriften die Parallele zu dieser Stufe. Jedenfalls konzentriert sich das ganze Interesse des Hörenden oder Lesenden auf den behandelten Stoff. Die Eigenartigkeit, die Neuheit, das Überraschende in demselben reizt, sonst nichts. Im weiteren Verlauf der Entwickelung zeigt sich das Bestreben, das Neue, Interessante nicht mehr in erster Linie in die Begebenheit, sondern hauptsächlich in den landschaftlichen oder ethnologisch-kulturellen Hintergrund zu verlegen; die Eigenart des Stoffes ergiebt sich daraus von selbst. Fremde Orte, Länder, Völker, Zeiten werden die Scenerie, in welcher die Handlung eine sekundäre Stellung einnimmt. (Entstehung der Bezeichnung Roman, Romanze, Schilderungen von Weltumseglungen, Reisebeschreibungen ꝛc. bei unserer Jugend!). Diese erzählende Litteratur hat insofern schon einen tieferen Wert, als sie ein wertvolles Material für kulturhistorische Würdigungen abgiebt. Erst im abgelaufenen und im ablaufenden Jahrhundert handelte es sich vor allen Dingen um charakteristische Herausarbeitung interessanter Individualitäten, um Typendarstellung. Das ist ein bedeutender Schritt gewesen zur künstlerischen Erfassung der erzählenden Produktion. Es ist nicht mehr ein bloßes, mehr oder minder geschicktes Referieren, sondern eine

Nachschöpfung der Natur, ein Bilden (Poesie — ποιειν), ein Porträtieren. Das Ziel war aber ein sehr schweres, und seine Erreichung stand noch in weiter Ferne. Man betrachte nur einmal die Charakterzeichnungen in unseren klassischen litterarischen Schöpfungen! Sie gleichen auf ein Haar jenen „Kleckfographieen" gewisser Landschafts- und Genremaler, deren Farbentüpfe und -striche erst werden, was sie vorstellen sollen, wenn man die Bilder aus der Ferne und jene Kleckse mit der erforderlichen Dosis Phantasie betrachtet. An sich ist jedes Fleckchen ein unbestimmtes, schwer zu deutendes Ding; aus der Ferne gesehen, geht uns der Blick für diese Einzelheiten verloren. Wir bemerken nicht mehr, wie roh die Hand den Pinsel über die Leinewand geführt hat; wir stehen nur noch unter dem Gesamteindruck und fangen nun an, die sonst form- und sinnlos erscheinenden Striche im Sinne der Totalwirkung zu deuten. Genau so, meine ich, geht es uns mit den vorhandenen litterarischen Charaktergemälden. In großen, groben Strichen wird die Persönlichkeit vor uns hingestellt; einzelne, im besten Falle die markantesten Züge sind uns gegeben, andere, nicht minder wichtige konstruieren wir uns selber aus dem Gesamtbilde. All die kleinen Züge, welche uns den Charakter erst als von warmem Leben durchflutet nahe rücken, fehlen. Ich kann mir nicht helfen — man sei einmal ehrlich vor sich selber — wo haben wir in unserer klassischen Litteratur ein konsequent durchgeführtes Charakterbild? Überall einzelne, hervorstechende Züge, alles angedeutet, nichts detailliert, Flachreliefs, aber keine Plastik, Skizzen, Umrisse, aber keine Farbe, kein individueller Ausdruck des Lebens. Es giebt mir zu denken, daß ich nur bei Humoristen (Reuter, Dickens 2c.) eine annähernde Vollständigkeit der Charakterisierung gefunden. Jedenfalls lohnte es sich, dem Grunde dieser auffälligen Erscheinung genauer nachzuspüren. Die modern realistische Schule erst ist dieser Forderung ziemlich gerecht geworden, — eine Folge des Aufschwunges der Naturwissenschaft, besonders der Psychologie, die manches bislang in Dunkel gehülltes an das Licht zog. Vor allem muß ich dabei auf die fast vollendete Charakterisierung in Gerhart Hauptmanns Schöpfungen hinweisen. Der Erreichung dieses Zieles stehen wir sehr nahe. Mit Notwendigkeit muß sich der Blick des Weiterschauenden auf ein neues Ziel richten. Es ist die fünfte Stufe, zu welcher uns die gegenwärtige litterarische Revolution emporführt oder doch nach meiner Meinung emporzuführen scheint. Diese Stufe soll mich in folgendem eingehender beschäftigen. Die vier durchlaufenen Stadien der erzählenden Kunst möchte ich hinsichtlich ihres wechselnden Schwerpunktes kurz als die Periode des Übernatürlichen, die Periode des Überraschenden, die Periode des räumlich oder zeitlich Fernliegenden und die Periode des Charakterisierens bezeichnen, wobei ein sehr deutliches Fort-

rücken des Schwerpunktes von der übersinnlichen Außenwelt auf den Menschen zu wahrgenommen werden kann, ein Fortschreiten, das auf der fünften Stufe in der esoterischen Tiefe der eigenen Seele angelangt ist.

So lange der menschliche Geist an der Oberfläche der Dinge und Erscheinungen haften blieb, konnte seine erzählende Kunst sich mit der logischen Sceneufolge in der Darstellung einer Begebenheit, in ihm unerklärlichen Vorkommnissen mit dem Heranziehen einer im Verborgenen und über den Geschöpfen waltenden Macht zufrieden geben. Je weiter jedoch die Menschheit in der Kenntnis der Naturgesetze fortschritt, desto weniger konnte ihrem nach Erforschung des Unerkannten ringenden Geist ein inhaltloser Begriff, wie Zufall, Schicksal (*μοῖρα*, fatum, Kismet) genügen. Er mußte das Geschehnis, dem ihm bekannten Gesetze ursächlichen Zusammenhanges aller Dinge gemäß, aus etwas ihm vorläufig noch Verborgenen ableiten. Daher die mannigfachen Versuche, die Katastrophe nicht als etwas gegebenes, von höherer Seite gewolltes, sondern als etwas mit Naturnotwendigkeit gewordenes hinzustellen. Wo die verborgenen Fäden angesponnen werden, wie sie sich zu einem magischen Netze zusammenschlingen, die geheimen Ursachen des Handelns zu finden sind, das allerdings blieb der Menschheit noch in Nacht gehüllt. Erst die sich jetzt langsam entwickelnde Kenntnis der psychischen Gesetze, das Studium der Menschenseele bringt allmählich Licht in dieses Dunkel. Diese neue Wissenschaft, die Wissenschaft der Zukunft ist es, welche uns den wirklichen Kern des Menschen und seines Thuns enthüllt.

Die Ereignisse des menschlichen Lebens wurden bisher betrachtet wie die Silhouetten auf einer Schattenbühne; aber seit die Menschen daran gehen, das Wesen und Werden der Dinge zu erforschen, kann ihnen das bloße Anstaunen nicht mehr genügen; sie wollen die Hand beobachten, welche die Fäden bewegt, deren Zuge die Marionetten gehorchen. Dieses neue psychische Problem, welches die Wissenschaft in das Leben hinauswirft, muß auch die Kunst in sich aufnehmen, wenn sie nicht hinter dem Leben zurückbleiben will. Sie darf vor der schweren Aufgabe nicht zurückschrecken, zu zeigen, wie sich das Schicksal mit eiserner Konsequenz aus dem innersten Wesen des Menschen heraus entwickelt. Und weil man vor allem in den Voraussetzungen klar sehen muß, wenn man von einer Demonstration vollkommen überzeugt werden soll, darum gehört zu einer solchen Sujetbehandlung eine äußerst subtile „psychische Analyse". Wie sich aus Eigenart und äußeren Umständen Stimmungen entwickeln, das leise, unmerkliche Fortgleiten aus der einen Stimmung in die andere, wie sich aus diesen Stimmungen Gedankengänge, Affekte, Entschlüsse, Thaten herausschälen — das darzustellen muß Aufgabe der modernen erzählenden

Kunst werden. Da dürfte auch kein Mosaiksteinchen an dem Gemälde, kein Glied an der Kette fehlen, wenn das Werk noch von naturwahrem, überzeugendem Eindruck auf uns sein soll. Eine Kette von Thatsachen, äußerlich, in ihren Endergebnissen gefällig darstellen, Charaktere in großen Strichen entwerfen, das ist heutzutage keine Kunst mehr; das macht schließlich jeder sprachgewandte, phantasievolle Kopf. Wir klagen über die zunehmende Massenproduktion auf dem litterarischen Gebiet. Wird das Gute seltener, das Schlechte häufiger? Ich behaupte „nein". Ich glaube sogar das Gegenteil! Der Durchschnittswert unserer schriftstellerischen Produktion hat sich gehoben und steigt noch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wenn man von den Zeiten einer litterarischen Hochflut, wie sie die Blüteperioden vorstellen, absieht. Was früher nur wenigen Auserwählten gelang, wird schließlich mehr und mehr Gemeingut. Verse, wie sie Opitz und viele andere schrieben, werden heute von manchem Primaner und manchem Backfisch geliefert. Betrachten wir jene Größen als Muster, so giebt es eben jetzt viel, viel mehr Talente als früher. Aber das, was viele können, ist doch keine Kunst mehr zu nennen. So erklärt sich auch die Mißstimmung des Lesers gegen die moderne Überproduktion, obwohl sich das Niveau des Geschaffenen gehoben hat. Was ich fast ebenso leisten kann, nötigt mir keine Bewunderung ab, kann meine Begeisterung nicht erwecken. Erbauen werde ich mich nur an Leistungen, die weit über meinem Können stehen. Wir sind fortgeschritten in unseren Kenntnissen, in der Entwickelung unserer Fähigkeiten; leider ist unser Kunstbegriff stehen geblieben. Stellt doch euren Fortschritten gemäß höhere Anforderungen an die Kunst und sofort wird die Zahl ihrer Priester und diejenige ihrer Schöpfungen zusammenschmelzen. Und diese höhere Anforderung ist eben, wie ich vorhin anführte, „psychische Analysis". Auf dieser baut sich alles andere als Folgerung auf. Sie wird das Hauptprinzip der erzählenden Zukunft sein. Nichts mehr von Zufall! Kein blind über den Menschen waltendes Schicksal mehr! Die Poesie dieser Vorstellung ist mit den Kindheitsjahren der Menschheit verloren gegangen.

Auf einen eigenartigen Weg hat dieser Kampf zwischen dem alten Schema und dem herantretenden Neuen den Norweger Henrik Ibsen getrieben. Seinem Geiste drängte sich das kausale, mit Notwendigkeit waltende Prinzip im Menschenleben als präponderierende Macht auf; aber seine Schöpferkraft hielt der Erkenntnis nicht gleichen Schritt. Er vermochte sich von den alten Kunsttraditionen nicht loszulösen und was geschah? Er entkleidete den Schicksalsbegriff seiner altertümlichen Hülle, nahm ihm die Signatur des Persönlichen und hing ihm das Mäntelchen „Naturwissenschaft" um, und so entstanden seine Vererbungsdramen, die im

Grunde nichts als eine „Modernisierung der alten Schicksalstragödien" sind. Das Verhängnis, das bisher *über* dem Menschen waltend gedacht war, zog er aus seiner nebelhaften Höhe und verwies es *in* den Menschen. So substituierte Ibsen ein modern aufgeputztes, mit naturwissenschaftlichen Problemen verbrämtes Fatum für den alten Begriff, und das ist der Grund, weshalb ich Ibsens Schaffen für einen litterarischen Atavismus halte.

Aber ich entferne mich von meinem Thema.

Wenn ich oben die Forderung einer subtilen psychischen Analyse aufstellte, so will ich die Erfüllung dieser Forderung aber nur als Mittel zum Zweck betrachtet wissen. Das Endziel des darstellenden Künstlers ist die Katastrophe, das „Schicksal". Seine Aufgabe ist es, zu zeigen, daß es so hat kommen *müssen* und nicht anders hat kommen *können*. Die Ausführung darf ihre überzeugende Gewalt auf den Leser nicht verfehlen, und willenlos muß sich dieser von dem Dichter bis zu den äußersten Konsequenzen fortführen lassen. Die Konsequenz ist zwar der Kardinalpunkt des Werkes an sich, der Vereinigungspunkt aller angesponnenen Fäden, der notwendige Abschluß, die erwartete, beruhigende Auflösung der Konso- und Dissonanzenfolge, das Fallen des Vorhanges, begründet in dem unserer Natur innewohnenden Drange nach dem Begrenzten, in sich Abgeschlossenen; aber der Wert des Werkes ist nicht hier zu suchen. Die Wirkung eines Kunstwerkes liegt vor allem in der Methode der psychischen Objektbehandlung. Hier offenbart sich hauptsächlich die Kunst des Poeten. Vorzügliche psychische Analysen wird der Psychologe, wenn er zugleich Physiologe und Philosoph ist, auch liefern können; aber während dieser seinen Leser an dem Gängelband abstrakter, demonstrierender Logik zum gewünschten Ziele führt, heißt des Künstlers Weg „Anschauung". Und das ist hier gleichbedeutend mit Leben. In dem, was die Methode des Schaffens erst zu einem rein dichterischen Vollbringen macht, beruht zum größten Teil die Freude an litterarischen Kunstschöpfungen. Diese, und nur diese Methode zeigt das Leben, wie es uns umgiebt, wie wir es in unserer Brust gewahren. Unverstandene Regungen des eigenen Herzens, bislang ungehörte Stimmen unseres Innern werden uns bei einer derartigen, mit Kunst und Wahrheit zugleich ausgeführten Objektbehandlung klar; unbeachtete Saiten unserer Seele kommen zum Erklingen — indem wir *das Leben* sehen, lernen *wir selber* uns besser verstehen. Und gewannen wir Einblick in das Räderwerk der Werkstätte, in der das Schicksal geschmiedet wird, dann sind wir auch imstande, das eigene Geschick wenn auch nicht umzugestalten, so doch zu modificieren — die Menschen werden nicht nur einsichtsvoller und darum besser, sondern auch — mächtiger. Es kommt lediglich, wie ich schon sagte, auf die Methode an. Die psychische Analyse darf nicht systematisch, doktrinär, nicht wie

mit dem Seciermeſſer der Anatomen ausgeführt werden, was wir dann zu ſehen bekämen, wären Leichen. Wie man ſich im Frühling nicht zufrieden geben will mit der Demonſtration der Lebensgeſetze an Präparaten, ſondern das Leben ſelber, ſein Entſtehen, Wachſen, Blühen und Vergehen, das Springen der Knoſpen, den Farbenſchmelz der Blumen ſehen, das Rauſchen der Kronen, den Geſang der Vögel hören, den kräftigen Waldgeruch, den Duft der Blüten empfinden will, ſo muß auch das Leben *am Leben und im Leben gezeigt* werden. *Und um das Darzuſtellende eben als im Leben begriffen vor unſre Augen zu rücken, dazu bedarf es der Handlung.* Sie iſt es, die das ſonſt nur als Bild Anzuſchauende aus dem Rahmen der Skizze heraus und in das Körperliche hebt. Sie zeigt uns die Objekte in den verſchiedenſten Situationen, den mannigfaltigſten Bewegungen, und dem geringſten Wechſel des Ausdrucks muß die pſychologiſche Analyſierungskunſt folgen. Die Handlung iſt demnach unumgänglich nötig, um eine *umfaſſende* und ſo erſt *naturgetreue* Wiedergabe des Objektes zu erzielen. Da aber die Handlung wiederum als Ausfluß der individuellen Qualität dargeſtellt werden muß, ſo erſcheint hier das Objekt — in den meiſten Fällen wohl der Menſch — für den Dichter als das wahre Perpetuum mobile. Jede Summe von pſychiſchen Vorgängen führt zu einer That, und jede That, alſo jede Handlung entrollt dem Beobachter ein neues Bild inneren Lebens, und dieſes Leben giebt ſeinerſeits wieder neue Anſtöße zu Handlungen. So rollen in ſteter Wechſelwirkung, ein vielverſchlungenes Gewebe, die Bilder an uns vorüber bis zur Kataſtrophe. Ich faſſe noch einmal das Geſagte kurz zuſammen: Das Schickſal ſoll Ausfluß der perſönlichen Qualität ſein. Das überzeugend darzuſtellen, dazu bedarf es der pſychologiſchen Analyſe (im Geiſte des Dichters) und der darauffolgenden, das Werk des Künſtlers ausmachenden Syntheſe (auf dem Papier, für den Leſer). Dieſer Aufbau aus ſeeliſchen Einzelheiten wird aber nur durch die Handlung zu einem Stück Natur, zur Lebenswahrheit, zum Panorama; ohne Handlung bleibt das Wiedergegebene einſeitig, ein Momentbild. Man wolle alſo beachten, daß die Handlung erſt als Mittel zweiten Grades auftritt, nicht im entfernteſten als die Hauptſache. Nun waren wir von jeher, und ſind es noch heute, geneigt, den Wert eines erzählenden Werkes nach der Bewegtheit und Originalität der Handlung zu bemeſſen, wenn wir heute auch nicht mehr auf gewiſſe moderne Zuthaten verzichten mögen. Was die Originalität anbetrifft, ſo wird jeder einſehen, daß ganz bekannte, alltägliche Geſchehniſſe dennoch ein ſehr anziehendes, in künſtleriſcher Hinſicht höchſte Anforderungen an den Dichter ſtellendes Gemälde vorausſetzen können, ganz abgeſehen von der Thatſache, daß man auf ganz verſchiedenen

Wegen zu gleichen Resultaten kommen kann. Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe; gleiche Erscheinungen können zuweilen durchaus entgegengesetzte Ursachen haben. Es kommt eben nicht auf das „Was?", sondern auf das „Wie?" an. Halte ich die Originalität der Handlung durchaus nicht für nötig, so will mir eine lebhafte, spannende Handlung als geradezu schädlich erscheinen, gefahrdrohend für den Schriftsteller und gefahrbringend für den Leser. Jener wird verleitet, unter dem Eindruck seines Sujets die Handlung zu schnell vorwärts zu führen, diese lediglich als um ihrer selbst willen vorhanden zu betrachten; und daß dabei die nötige psychologische Vertiefung zu kurz kommen muß, liegt auf der Hand. Der Künstler kommt bei einer derartigen Stoffbehandlung in den seltensten Fällen über eine bloße, wenn auch markante Umrißzeichnung hinaus. Und hier liegen die Mängel der alten Kunst. Aber selbst angenommen, daß ein Dichter seine Kunst soweit beherrscht, daß er auch nicht einen Zug in seinem Seelengemälde vergißt oder unterschlägt, so ist doch die andere Gefahr gewiß, daß er seine Arbeit nutzlos vollbrachte, seine Saat in die Winde verstreute. Die so natürliche Vorliebe für das Überraschende, Spannende wird den Leser zu keinem ruhigen Anschauen, folglich auch zu keinem Genießen kommen lassen. Es drängt ihn vorwärts, bis seine Erwartung befriedigt ist. Wie sollte er da, bei diesem raschen Sonnenwechsel, noch dazu, wenn seine ganze Aufmerksamkeit auf den Schluß gerichtet ist, Zeit und Interesse für das eigentlich Künstlerische in dem Werke haben? Ein so schaffender Autor vollbringt die Arbeit einer Penelope; denn was er schuf, zerstört er wieder. Mögen die Bilder eines Wandeldioramas noch so vollendet ausgeführt sein — welchen Vorteil hat der Schöpfer und welchen Genuß hat das Publikum davon, wenn sie in ruheloser Hast vor dem Auge vorüberjagen? Der Leser einer derartig geschriebenen Erzählung gliche dem Passagier, der, obwohl auf einer Vergnügungsfahrt begriffen, in dem Eisenbahnzuge mit rasender Geschwindigkeit durch die herrlichsten Gelände seinem Bestimmungsorte zueilt. Das darf nicht sein! Es ist auch ganz unkünstlerisch, irgend eine Nebensächlichkeit so scharf hervortreten zu lassen, daß die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt wird, und diese Hauptsache ist, wie ich immer wieder betone, das Herausreifen des Schicksals aus der inneren Qualität des Objektes. Die Handlung darf nur eine untergeordnete Rolle spielen; sie hat eben nur den Zweck, den dargestellten Gegenstand bald in dieser, bald in jener Beleuchtung, in dieser und in jener Stellung zu zeigen.

Mir fällt dabei als passender Vergleich eine Errungenschaft neueren Datums auf dem Gebiete der Photographie ein: Mit präciser Genauigkeit aufgenommene Momentbilder sich bewegender Objekte reiht man in natur-

gemäßer und lückenloser Folge aneinander; diese dann in Bewegung gesetzte Kette von Bildern läßt das Objekt als etwas Körperliches, im Leben Begriffenes erscheinen. Ähnlich so verhält es sich mit der erzählenden Kunst des Dichters. Aus der Darstellung schematisch und pagodenhaft steif gedachter Figuren (mexikanische, babylonische, ägyptische Kunst!) gingen die Griechen zuerst zu echt natürlicher Wiedergabe des Lebens über; aber ihre Götter und Menschen befanden sich in der Anfangsepoche noch in einem Zustand apathischer oder auch stoischer, häufig für majestätisch gehaltener Ruhe. Erst in späterer Periode löste sich diese starre Unbeweglichkeit zur Aktion. Jetzt griff ihre Kunst das handelnde Objekt in einem Bewegungsmoment heraus und suchte durch verschiedentliche Kunstgriffe das Vorausgegangene und Zukünftige im Gegebenen anzudeuten. Hierin spiegelt sich das Entwickelungsprinzip unserer Kunst auf das klarste. Wir müssen eben noch eine Stufe höher steigen und das Leben in seiner Totalität, in allen seinen Verknüpfungen und Äußerungen, und nicht bloß in herausgerissenen Momenten erfassen. Wollte Gott, alle hätten diese Forderung begriffen, damit wir endlich einmal diesen geistlosen Reporterstil los werden, der sich mit der einfachen, zuweilen pseudo-realistisch aufgeputzten Mitteilung von Thatsachen begnügt. Symptome sind nicht identisch mit Krankheiten, und so spielen auch die eigentlichen Handlungen, die treibenden Faktoren an ganz anderer Stelle, als man bisher glaubte. Freilich ist das Publikum an eine derartige Kost noch sehr wenig gewöhnt, und es wird schwer halten, dasselbe dahin zu bringen; aber wer macht denn die Kunst? Das Publikum? Niemals! Der Künstler jedoch ist es, der sich sein Publikum erst schaffen, sein Terrain erobern muß; denn jeder Künstler ist ein Lehrer und ein Eroberer zugleich. Also fort mit den Familienblatt- und Sensationsgeschichten, mit den Romanen, die nichts weiter wollen und können, als dem „tiefgefühlten", gedankenlosen Unterhaltungsbedürfnis entgegenkommen. Sie mochten gut sein, so lange die Welt noch in den Kinderschuhen steckte; aber es wächst die Menschheit mit den größeren Zwecken, und mit ihr wächst die Kunst.

Militarismus und Friedensgesellschaft.

Von Maximilian Stein.

(Berlin.)

In der letzten Nummer der „Gesellschaft" heißt es bei der Besprechung von Dr. Bruno Willes „Philosophie der Befreiung" wörtlich: „Was hilft es z. B. mit W. gegen den Militarismus zu donnern, wenn wir von unversöhnlichen Feinden umlagert sind." Daß dieser Satz in einer Zeitschrift Raum finden konnte, die es als ihr Programm betrachtet, der modernen Zeit zu dienen und ihr in ihren Erscheinungen den Puls zu fühlen, ist nicht ganz verständlich. Weiß der Kritiker der „Gesellschaft" nichts von der Existenz der Friedensgesellschaften aller Länder, ihrer Ausdehnung, ihren ansehnlichen Erfolgen? Wird immer noch der alte Satz vom „bösen Nachbar", der nicht Ruhe geben will, gläubig und — gedankenlos — nachgesprochen —! Nur hält der eine immer den anderen für den ruhestörenden Bösewicht. Dieses gegenseitige Mißtrauen der einzelnen Nationen ist in gewissem Sinne ein Irrtum, ein Mißverständnis. Der Franzose traut dem Deutschen nicht, der Deutsche nicht dem Franzosen, aber nur so lange, bis sie sich — aussprechen und verständigen und ihre etwaigen sich gegenüberstehenden Interessen ausgleichen.

Keine Nation, kein Volk will heute den Krieg, das deutsche ebensowenig wie das französische oder das russische Volk. Diese Thatsache wird dadurch nicht aufgehoben, daß es in dem einen Lande mehr Chauvinisten giebt, als in dem anderen, oder einzelne Kreise, die ein Interesse am Krieg haben, abgesehen davon, daß der Chauvinismus auf Temperament und auf historische Ursachen zurückgeht, die sich mit der Zeit abschwächen.

Dagegen liegt im Militarismus, in diesem künstlichen Züchten des Kriegtums, der Kriegsbereitschaft, die Kriegsgefahr.

Die Kriegsmaschine wird so scharf geheizt, daß es zur Explosion kommen muß, auf die man sich im Militarismus vorbereitet.

Frankreich hat heute etwa zwanzig Friedensgesellschaften, mehr als irgend ein anderes Land.

Der Friedensgedanke hat also in Frankreich unbestreitbar Wurzel gefaßt. Jules Simon ist ein Hauptkämpfer der Friedensbewegung. Der Figaro-Artikel, in dem der berühmte französische Staatsmann und Gelehrte einen zehnjährigen Gottesfrieden als Vorstufe zur definitiven Abrüstung vorschlägt, hat viel Aufsehen und Zustimmung erfahren. An gleicher Stelle führt Jules Simon beweisend aus, daß das französische Volk in sich durchaus

nicht kriegsluſtig noch „unverſöhnlich“ iſt, — eine Beobachtung, die vielfach und von durchaus berufener Seite beſtätigt wird.

Wenn die Nationen ſich wirklich noch mißtrauiſch gegenüberſtehen, ſo iſt es unſere Aufgabe, das urſächliche Vorurteil hinwegzuräumen, anſtatt Verhältniſſe zu befürworten und beſtehen zu laſſen, in denen dieſes Vorurteil wurzelt.

Eine Abſchaffung des Militarismus würde der Völkerverſtändigung freie Bahn ſchaffen, würde mit einem Schlage dazu führen, daß die Völker brüderlich und vernünftig ſich erkennen und kennen lernen, ſich nähern. Die eiſerne Schranke des Militarismus muß fallen. Deutſche und Franzoſen und Ruſſen würden ſich beſſer verſtehen, wenn der Unterſchied der Uniformen verſchwände, wenn jener äußerliche Gegenſatz aufhörte, der heute die Annäherung der Völker erſchwert.

Die Möglichkeit einer Völkerverſtändigung iſt gegeben und iſt in den gelegentlichen Kongreſſen und internationalen Vereinbarungen bewieſen. Was ſteht ſo Unüberwindliches dem entgegen, von den gelegentlichen europäiſchen Kongreſſen zu einem ſtändigen Schiedsgericht der Nationen zu gelangen, zu einem Schiedsrichtkongreß, der, im Frieden zuſammengeſetzt, bei jedem auftretenden Streitfall zur Schlichtung desſelben berufen wird. Das ſind keine utopiſchen Phantaſtereien! Gladſtone ſelbſt hat als engliſcher Miniſterpräſident ſich im Parlament für „einen Rat der Großmächte“ begeiſtert, „in deren Mitte man den rivaliſierenden Eigenintereſſen vorbeugen oder doch erreichen könnte, daß dieſelben ſich gegenſeitig neutraliſieren und daraus eine unparteiiſche Autorität hervorginge, um Streitigkeiten zu ſchlichten“. —

Wie ſagt der Kritiker der „Geſellſchaft“? — „ſo lange wir von unverſöhnlichen Feinden umlagert ſind“! Lauern wirklich noch wilde Horden um uns herum, um tückiſch und liſtig und beutegierig über uns herzufallen? Herrſcht immer noch Gewalt, Fauſtrecht, das Recht des Stärkeren und nicht poſitives wahres Recht?

Der Krieg ſoll und muß überwunden werden, wie wir manches überwunden haben, das man aus der menſchlichen Natur nicht ausſcheiden zu können glaubte, das man uns durchaus „angeboren“ wähnte.

Wir haben Aberglauben und Beſtialität, wir haben Kindlichkeit und Unvernunft überwunden und uns zu einer gewiſſen Erkenntnis durchgerungen, die, wenn ſie auch nicht überſchätzt werden ſoll, doch bald hinreichen wird, uns auch vom Militarismus und dem Kriege zu befreien.

Wir haben für den Verkehr der Individuen, zum Schutze der menſchlichen Geſellſchaft die Rechtsformel gefunden, daß ſtreitende Parteien nicht ſelbſt entſcheiden dürfen, auf welcher Seite das Recht ſei, noch ſich dieſes

Recht selbst nehmen, sondern daß stets von einem Dritten möglichst unparteiisch entschieden und Recht gesprochen werden solle. Warum diesen Rechtsgrundsatz nicht auch auf den Verkehr der Völker ausdehnen, damit es auch den Völkern nicht gestattet sei, übereinander herzufallen und sich gegenseitig zu vernichten?

Die Interessen der Völker sind eminent friedliche. Kein Volk hat Interesse am Krieg, kein Objekt kann thatsächlich groß und wert genug sein, um seinetwegen Krieg zu führen und Hunderttausende totschießen zu lassen. Die Zeit der Eroberungskriege, der Kriege der Kabinette, Diplomaten und Potentaten ist vorbei. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist entscheidend oder soll es sein, und dieses wird in absehbarer Zeit Krieg und Militarismus beseitigen.

Schon hat der vorletzte deutsche Reichstag die neue Militärvorlage abgelehnt, die zuletzt mit nur ganz geringer Majorität zur Annahme gelangte.

Wäre die riesenhafte Neubelastung nicht in einem kleinen Teile durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit kompensiert worden, so hätte die Militärvorlage keine Majorität erlangt.

Wenn die Volksvertretungen aller großen Kulturstaaten ernstlich Front machen gegen die erdrückenden Rüstungen, wenn die gesamte öffentliche Meinung Europas es fordern wird, daß abgerüstet werde und die europäischen Staaten zu einem Friedensbund sich vereinigen, dann werden sich auch Staatsmänner von Ruf und Bedeutung finden, die ihren Ehrgeiz in der Verwirklichung dieser Völkerforderung suchen. —

Militarismus ist wirtschaftlicher Ruin und, auf die Spitze getrieben, so schlimm oder noch schlimmer als der Krieg. Deshalb bekämpft die Friedensgesellschaft beides und begnügt und tröstet sich nicht mit der Phrase, daß Militarismus den Frieden schützt. Europa könnte etwa 5 Milliarden jährlich am Militarismus ersparen. Welche Perspektive, wenn man diese Unsummen zu Kulturzwecken verwenden könnte! Wie würde Europa aufatmen, wenn dergestalt die Mittel frei würden, durchgreifende praktische Sozialpolitik zu treiben.

Krieg und Militarismus bekämpfen heißt unsere bedrohte Kultur schützen und ihren Fortschritt sichern.

Es kann wohl und muß und soll helfen, „gegen den Militarismus zu donnern". —

Doktor Faust und die modernen Sozialpolitiker.

Von Albert Kniepf.

(Hamburg.)

In den Qualm einer dampfenden Betriebsamkeit ist unsere Kultur gehüllt, wir ersticken schier in einer schweißig riechenden Atmosphäre. Man hat die Grundbedeutung des Goetheschen Faustgedichts trotz aller Kommentare noch nicht gehörig gewürdigt: nach einer romantischen Hetzjagd in den kaleidoskopisch wechselnden Idealen von Jahrtausenden findet der erschöpfte Faust Befriedigung in einer Hallucination, die ihm ein Gewimmel von — Arbeit vorspiegelt. Das neunzehnte Jahrhundert mußte diesen Schluß bewundern, obgleich es doch klar zu Tage liegt, daß ihn nicht mehr der Olympier in Goethe komponiert hat. Auch ein Goethe unterlag dem modernen, durch Bewunderung für Arbeit schlecht verhehlten Pessimismus und Fatalismus unseres ideallos gewordenen Jahrhunderts. Trotzdem ist wirklich eine tiefe Tragik darin enthalten, daß der romantische Idealismus der modernen Bildung in der Verherrlichung der besinnungslosen Arbeit versanden mußte, und das Faustgedicht schließt jene große Kultur der Ideale ästhetisch ab, welche durch die göttliche Komödie Dantes eingeleitet wurde. Auf ein wildes Ringen noch ungebrochener mittelalterlicher Kräfte blickt Dante zurück, um endlich mit seiner Beatrice, mit seinem Schönheitsideal, in den Himmel einzuziehen. Mit dieser Prophetie begann eine große Kultur der Ideale! — Auch Goethen zieht es zum Schluß des ersten Teils seines Hauptwerkes himmelwärts, allein es war ein Jugendtraum und nur die Vorbereitung auf die historisch-romantische Universalität des zweiten Teils, die zum modernen „Ideal" der Arbeit hinabführte. Denn es ist hier kein Aufwärts mehr, sondern ein Abwärts, die Arbeiter graben dem müden Idealisten Faust das Grab. Selbst ein Goethe hatte damit seiner Zeit nach langem Widerstande und trotz glücklichster gegenteiliger Veranlagung seinen Tribut gezollt, und sein Meisterwerk war das Produkt dieses langen Kampfes. Die Moral der Arbeit hatte gesiegt, aber aus dem Himmelsstürmer Faust war ein müder Greis geworden. Was dokumentiert sich darin? — Die Erschöpfung einer großen Kultur der Ideale in — „Arbeitskultur"; das will jedoch nicht weniger heißen, als die Erschöpfung einer langen Kultur, unserer Kultur überhaupt!

Man sieht an Dante und Goethe, daß die Orakel noch nicht verstummt sind, nur erwählte sich Apollo neue Mundstücke in den großen Dichtern, er ist noch immer der Oberregisseur der Prophetie wie einst zu Delphi.

Ja er treibt auch noch immer „große Politik", das lehrt der Faust, dessen Politik allerdings zuletzt ganz modern auf die „Arbeit" herunterkam — das lehrt ferner der Gesang Dantes, der von Politik strotzt und doch so gar kein garstig Lied ist.

Aber die Arbeitsmoral ist nicht neu, sie macht schon in der fast prähistorischen Paradiesesfabel dem Idealismus brutal ein Ende. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" — donnert der Herr den zerknirschten Adam an, und — „der Rest ist — Arbeit", doziert der enttäuschte Faust. Damit wurde Goethe der erste moderne „Sozialpolitiker", damit erstickte er die Philosophie im modernen „Ideal" der Arbeit. Ein Hamlet vermochte noch nicht so hausbacken zu meditieren, er blieb noch immer ein Prinz, trotzdem ihm alle Ideale zusammengebrochen waren, seine Philosophie endet in einem langen, grübelnden Schweigen — er hatte die Arbeit noch nicht nötig: Fausten aber war alles zerstoben, was ihn über die gemeine Menschheit erhob; seine profunde Gelehrsamkeit hatte ihn nicht oben zu erhalten vermocht, im Gegenteil mußte er erleben, wie gerade dadurch, daß er sich mit dieser tiefen Gelehrsamkeit auf alle Ideale der Vergangenheit warf, ihm aller Spiritus zum Teufel ging.

Als Faust aus der schaffenden Arbeit seinen letzten Trost schöpfte, wurde er zwar zum Seher für sein Jahrhundert, aber in seiner Erschöpfung kündigte sich auch zugleich die Erschöpfung seiner Kultur an, ihr letzter moralischer Halt wurde die „Arbeit", sie gilt heute für die Moral an sich und für das „wahrhaft staatserhaltende" Element. Sozialpolitiker aber wie Faust — und sie sind heute am Ruder — wollen davon nichts wissen, daß die Betriebsamkeit neben der schaffenden und erhaltenden Eigenschaft auch eine zerstörende Kehrseite hat. Die politischen Darwinisten erkennen das zwar an und beschönigen diese unangenehme Wahrheit mit den Redensarten von natürlicher „Auslese" und Zuchtwahl, nehmen jedoch ebenfalls keinen Anstand, ihrem Darwinismus ein Schnippchen zu schlagen, indem sie sich an der parlamentarischen Volksbeglückung durch Sozialpolitik beteiligen. Die Verhältnisse erheischen es, daß die Arbeitsmoral vorläufig noch Oberwasser behält. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" — sagt ein spießbürgerlicher Spruch; Faust kleidet diese Moral nur in hochtönendere Worte („nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß" . . .); unsere sozialpolitischen Geheimräte konnten weiter folgern, daß nur der gerade Arbeitende Anspruch auf soziale Versicherungsgelder hat, und — so schufen sie die Betriebskrankenkassen, die Versicherung gegen Betriebsunfälle (für die natürlich der reiche „Arbeitgeber" zuvor „haftpflichtig" gemacht worden war), und krönten zuletzt ihre Arbeitsmoral mit der Schöpfung der wöchentlichen Klebemarke!

Die Freude sollte nicht lange dauern. Denn die Plattitude von der staatserhaltenden Kraft der Arbeit geht gegenwärtig einer Widerlegung im großen Stile entgegen, die Arbeit züchtete die Arbeitslosigkeit, und damit wurde die nur auf Arbeit gegründete Sozialpolitik hinfällig. Eine habgierige Betriebsamkeit mit und ohne Arbeit vernichtet tagtäglich die Früchte der Arbeit vieler, und so lobenswert der Fleiß an sich sein mag, so wenig staatserhaltende Moral läßt sich vom Standpunkte des Gesetzgebers mit ihm machen, so lange hundert unberechenbare und übermächtige Einflüsse auf die Ökonomie eines Volkes einstürmen und viele fleißigen Hände lahm legen. Denn gar oft tritt der Fleiß als Vernichter auf, einem Wolfe in Schafskleidern gleichend.

Die moralische Pedanterie aber will ihre Opfer haben, sie setzte auf die Arbeit ihre sozialpolitischen Prämien, so allein ist es „sittlich"! — Indessen wir sehen ja schon, wie die Sozialpolitik durch die Konsequenzen, welche sie auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu Gunsten auch des nicht beschäftigten Proletariats immer weiter zu ziehen gezwungen wird, den Glauben an ihre Moral ad absurdum führt. — Ohnehin fand diese Politik wenig „Glauben", weil sie gleichzeitig eine enorme Besteuerung der Arbeit zu Gunsten der Bureaukratie schuf, und damit befinden wir uns sowieso schon nicht mehr auf dem Gebiete der reinen Arbeitsmoral. Wenn überhaupt durch solche Besteuerung künstlich Arbeit und Einkommen für viele Beamten geschaffen werden muß, so war das auch bereits ein Beweis national-ökonomischer Erschöpfung, wurde auch die bureaukratische Betriebsamkeit dadurch ins Große vermehrt. In dieser Beziehung bedeutete die ganze Sozialpolitik von Hause aus weiter nichts als einen mechanischen Rückschlag gegen den ökonomischen Centralisations- und Verarmungsprozeß, der zu Gunsten des Großkapitalismus Platz gegriffen hat.

Während nun das Idol von einer „Arbeitskultur" durch die teils gewinnlose, teils übertriebene Produktion und durch die Verarmung der allermeisten seiner Auflösung heute mit Riesenschritten entgegengeht, greift das System der sozialpolitischen Fürsorge notwendigerweise um so mehr um sich, da das Volk immer notleidender wird und den Staat durch die proletarische Agitation zum Eingreifen beständig anregt. Hierbei enthüllt sich immer klarer der wahre Charakter der Staatsfürsorge als einer bloßen Notstandspolitik um jeden Preis, bei welcher die ursprüngliche moralische Grundlage auf der Basis der Arbeit mehr und mehr zurücktritt. Schon diskutiert man eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit oder doch gegen deren Folgen, und der arbeitslose Arbeiter wird damit auch in den Bereich der bereits bestehenden Unterstützungen gezogen. Wer wird dies alles aber bezahlen? Offenbar nicht mehr allein der „Arbeitgeber", sondern

der Staat oder die Kommune, das heißt also alle, womit auch die „Haftpflicht" der sogenannten Arbeitgeber endgültig beseitigt ist.

Der § 20 des Entwurfs zur Erweiterung der Unfallversicherung beseitigt übrigens schon jetzt die Haftpflicht der Arbeitgeber für noch näher zu bestimmende Bezirke und Fälle und läßt die Versicherungskosten durch die Kommunen aufbringen. Man hat eingesehen, daß die Erweiterung der obligatorischen Unfallversicherung auf fast alle Erwerbskreise viele kleine Unternehmer allzu sehr belasten und belästigen würde, wenn man an der Haftpflicht der Arbeitgeber festhielte, und so hat man sich entschlossen — offenbar zunächst nur aus technischen Gründen und ohne an die revolutionären Folgen dieser Ausnahme zu denken — das Prinzip der Haftpflicht zu verlassen.

In gleicher Weise wird dasselbe verletzt durch die Erweiterung der Entschädigungen auf die Witwen und Waisen, die doch der Unternehmer nicht in seinem Betriebe beschäftigt. Auch hier entsteht eine unentwirrbare Konfusion in den Prinzipien der bisherigen Sozialpolitik. Man bürdet dem Unternehmer plötzlich die Pflicht zur Unterhaltung ganzer Familien auf, für wie „reich" muß man ihn im Grunde genommen wohl halten und welches stramme Zugeständnis an die sozialdemokratische Ausbeutungstheorie könnte man in dieser Art „Erweiterung" der Sozialpolitik wohl erblicken! — Dort im § 20 eine völlige Entlastung der „Arbeitgeber", hier eine ungeheuere neue genossenschaftliche Überbürdung derselben, welche der bestehenden ökonomischen Ordnung geradezu ins Gesicht schlägt — deutlicher kann sich der Bankerott der bürgerlichen Arbeitsmoral unserer sozialpolitischen Heilkünstler nicht dokumentieren!

Der Keim zu dieser hilflosen Zerflossenheit war überhaupt schon gelegt, als man die Haftpflicht der Arbeitgeber dekretiert hatte und sich alsdann staatlich mit obligatorischen Versicherungsorganisationen einmischte. Mit dieser staatlichen Einmischung hat man bezeugt, daß allein der „Staat", d. h. die gesamte Bevölkerung oder doch die gesamte leitende Bourgeoisie, ein Interesse an der Notstandspolitik hat, und die einzig logische Konsequenz wäre allein gewesen und muß es in Zukunft auch werden, daß Alle zu den Kosten beitragen, daß die Haftpflicht der Arbeitgeber hinfällig und das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter weder moralisch noch ökonomisch das rechte Besteuerungsobjekt ist. Der Arbeitgeber hat durchaus kein größeres Interesse an der Versicherung der Arbeiter als alle anderen Leute im Staate, und der bestehenden Eigentumsordnung ist es geradezu zuwider, wenn man ihn zwingt, auch noch obendrein für die Familien der bei ihm Beschäftigten aufzukommen. Erkennt man die Notwendigkeit solcher Unterstützungen an, so muß man alle Leute, auch wenn sie direkt keine Arbeiter beschäftigen,

zu den Beiträgen heranziehen. Denn das Ganze ist in der That nur Notstandspolitik und „Nächstenliebe“ von Staatswegen — nota bene, soweit für die Bureaukratie und den Staat nicht auch das eigene Interesse zur Machtvermehrung in Frage kommt.

Man wird sich auf die Dauer allen diesen Erwägungen nicht entziehen können, zumal die Sozialpolitiker in ihrem neuesten Opus ihre früheren Grundsätze selbst abtragen. — Daß ferner nach dem Vorgange des neusten Entwurfs, der den Witwen und Waisen bei tödlichen „Unfällen“ ihrer Ernährer eine Pension sichert, eine solche auch in Todesfällen infolge von gewöhnlicher Krankheit der Familienväter nicht mehr länger verweigert werden kann, versteht sich von selbst und ist für die nächste Zukunft eine Forderung der sozialpolitischen „Gerechtigkeit“.

Die sozialpolitische Logik ist stärker als die moralisierende Pedanterie der Gesetzgeber und treibt diese in eine allgemeine Volksunterstützung der Armen durch die Reichen hinein, wobei die Arbeitsmoral völlig in den Hintergrund gerät. Es ist auch nur eine Modetheorie gewesen, die den unmittelbaren Arbeitgeber haftpflichtig machte; man stand unter dem Einfluß sozialistisch-proletarischer Theoreme, denn die Haftpflicht ist nur vernünftig, wenn man annimmt, daß der Arbeitgeber den Arbeiter „ausbeutet“, den Löwenanteil vom „Arbeitsertrage“ für sich behält. Welche Willkür und Phantastik liegt aber bereits im Begriff des „Arbeitsertrages“, mit dem eine sogenannte moderne Wissenschaft operiert!*)

Schon die Dreigliedrigkeit der Sozialpolitik für Krankheit, Unfall und Invalidität kennzeichnet sie als nach und nach entstandenes abbruchsbedürftiges Flickwerk, und wenn nun die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit hinzukommt, wenn man ferner die gesamte Bourgeoisie wie billig zur Bestreitung der Kosten heranzieht und alles unter ein Dach bringt, dann sind zugleich auch die auf Arbeit basierten Grundsätze zermürbt (im besseren moralischen Sinne sind sie es jetzt schon), und das Proletariat ist in eine Kaste von Bettelpensionären verwandelt, die auf alle Fälle unterhalten werden muß. Das ist die logische Entwicklung der Dinge, und dann ist, sofern dies alles technisch und wirtschaftlich ins Werk zu setzen möglich wäre, eine neue Art proletarischen Staatssklaventums da.

Doch es ist nicht meine Absicht, diese Zeichnung weiter zu detaillieren, zeigen wollte ich nur, wie die sozialpolitische Arbeitsmoral — manche nennen sie auch die christliche Moral — durch sich selbst und durch die Macht der

*) Den Herren Sozialökonomen muß es gesagt werden, daß unter Arbeitsertrag doch immer nur das Produkt an sich verstanden werden kann, niemals die Verwertung oder der Markt-Wert desselben, der immer nur ein Ergebnis entweder der Macht, der List oder des Glückes ist.

schnell veränderlichen heutigen ökonomischen Verhältnisse zugrunde geht. Auch das ist eine Tragödie, nämlich die Tragödie der bürgerlichen Schlußmoral des Dr. Faust, und die bürgerliche Gesellschaft muß durch die Entartung ihrer Betriebsamkeit zur Spekulation und zu vielem Schwindel selbst daran mitarbeiten. Die Totengräber, welche der ausgehöhlte Idealist Faust „schaffen" sah, haben sich inzwischen millionenfach vermehrt und graben einer Kultur das Grab. Es nutzt nichts, ihre Existenz noch zu versichern. Man will mit Ruhe und Überlegung, mit allerlei „Wissenschaft" neue Menschen und ein neues Zeitalter hervorzaubern, aber alle diese sozialpolitischen und sozialistischen Experimente sind Homunkulus-Spielereien.

Gewiß bedingt der Niedergang eines Zeitalters auch die Entstehung eines neuen, aber es geht trotz aller Doktoren nicht ohne Todes- und Geburtsschmerzen ab, und warum die Tragödien abschaffen? Die große Götterdämmerung, welche jedermann heute schon in den Lüften brausen hören kann, setzt eine Völkerdämmerung voraus, und das unbestreitbare Herannahen jener ist für diese heute ein wichtiges Anzeichen. Die „soziale" Gährung der Gegenwart giebt auch nur die Wehen ab für das Heraufkommen einer neuen idealen Konzentration, an der Alles arbeitet und welche ebensowenig wie im Altertum durch einen Einzigen fix und fertig der Welt geschenkt werden kann — wenn auch der christliche Mythus es anders darstellt*). Faust hatte den Sturz der alten Ideale bereits durchgekostet, aber er war nicht Skeptiker, nicht Philosoph genug, das Fragwürdige an seinem neuen bürgerlichen „Ideal" der Arbeit zu bemerken. Seine Arbeitsmoral war nur eine kurze Täuschung, die Täuschung einer geistig ermüdeten Menschheit, welche keine Ideale, d. h. nichts mehr zu hoffen hat, als höchstens — das allgemeine gleiche Gewimmel der „Arbeit" — „Zeitalter des Verkehrs" lautet eine andere Wendung dafür.

Nichtsdestoweniger spricht dieser Schluß des Goetheschen Werkes seine Sprache. Die große Symbolik fehlt nicht; es ist ein müder Mann, der den Blick auf den kommenden Rest seines Jahrhunderts wirft und aus dessen äußerlicher Betriebsamkeit einen neuen Menschheitsglauben am Rande des Grabes schöpfte. Aber der Spiritus war trotzdem zum Teufel — eine verhängnisvolle Vorbedeutung für seine Nachtreter, die Sozialpolitiker von heute, die mit ihrer Gründlichkeit wiederum zur Kritik sogar der Litteratur das Ihrige beitragen — quod erat domonstrandum.

*) Ich bin offen gestanden nicht allzu neugierig auf diesen „neuen Glauben", aber es ist wieder Futter für unsere Zähne. (Anmerkung Mephistos.)

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Die Ausstellungen.

Die Besorgnis, daß wir gleichzeitig zwei Jahresausstellungen nicht ertragen könnten, ist verschwunden. Wir haben uns sogar schon daran gewöhnt, das Vergnügen der Auswahl als besonderen Vorzug zu empfinden.

Man schlendert in den Glaspalast, man giebt sich Stelldichein in der Prinzregentenstraße, man nascht da und dort — um schließlich befriedigt zu sagen: Es ist doch eine herrliche Sache um die Sezession, sie hat nicht nur Bewegung, sie hat auch Vereinfachung und Kraft gebracht.

Wie ermüdend war sonst der Glaspalast, solange es noch keine Prinzregentenstraße gab! Und wie leicht thut man sich jetzt mit dem ungeheuren Glaspalast, wie rasch ist man mit ihm fertig — und wie labend ist dann der Aufenthalt in der kleinen, reizvollen Kunsthalle der Sezession!

Der Glaspalast wird von Jahr zu Jahr kleiner, man läuft sich die Beine nicht mehr ab und schaut sich den Nacken nicht mehr steif — und in der Prinzregentenstraße hat man seine Elite-Ausstellung hübsch bequem und gemütlich beieinander. Der Kunstgenuß ist wieder menschlich geworden.

Und mit dem Überdenken und Beurteilen fühlt man sich auch nicht mehr zu erschöpfender Sträflingsarbeit verdammt. Man weiß jetzt im voraus, wo die Werke zu finden, auf die's ankommt: Im Glaspalast im Lenbachsaal und an drei, vier Orten, wo die neuen Max, Böcklin, Bartels, Sandreuter und einige andere ältere und jüngere Größen hängen, in der Kunsthalle der Sezession an allen Wänden der wenigen Säle.

Die Ausstellung der Sezession ist in diesem Jahre erst jetzt, Mitte August, endgültig fertig gestellt worden. Die Franzosen durften nicht früher von ihrem Marsfelde herüberschwenken, und andere Nachzügler konnten sich mit allerlei Lebens- und Sterbensfällen das Gewissen salvieren. Aber wie gesagt, jetzt haben wir sie für dieses Jahr wieder richtig beisammen, die tapferen Meister alt und jung, fremd und einheimisch.

Das Hauptbild Bruno Piglheins, des verstorbenen ersten Präsidenten des Vereins, „Moritur in Deo", welches vom Kommerzienrat Krupp in Essen für die Berliner Nationalgallerie erworben wurde, ist im Kuppelsaale der Ausstellung in denkbar würdigster Weise aufgestellt worden. Der Verein hat den verewigten Meister durch Niederlegung eines Lorbeerkranzes zu Füßen seines Werkes geehrt. Es ist ein wenig nachgedunkelt und wirkt schwer in der Farbe, erschüttert aber immer noch durch die Kraft der Empfindung und die Größe der Auffassung. Noch zwei andere Bilder Piglheins sind mit ausgestellt: ein „Centaurenpaar" am Meeresstrande, das sich im Scheln der sinkenden Sonne brünstig umschlungen hält, und ein Pastell „Frühlingsidylle", ein junges Mädchen darstellend, das nackt im Grase liegend, mit Schmetterlingen spielt.

Im Kuppelsaale hängen jetzt ferner zwei vorzügliche, stimmungsvolle Seestücke des bekannten Marinemalers Henry Moore. Auch die französische Abteilung, von Karl v. Stetten (Paris) zusammengebracht, besteht hauptsächlich aus Bildern neuerer Richtung und enthält Sachen, welche für diese sehr charakteristisch sind, so: Blanches „Christus bei Tische in der Familie des Künstlers", A. Binets „Versuchung des hl.

Anonius", Dinets „Aufruhr" (eine Scene von den Pariser Krawallen im letzten Karneval), Rolls „Feierabend", ferner Werke von Aman Jean, Aublet, Courtois, Duez, Gandara, Griveau, Raffaeli, Sisley, Lerolle, Hellen u. s. w. Bedeutende Werke haben in letzter Zeit noch eingesandt der eminente schottische Maler Guthrie, der in Paris lebende Maler Weeks und F. Skarbina (Berlin).

Inmitten des Kuppelsaales ist die prächtige Figur eines geharnischten Standartenträgers zu Pferde aufgestellt, die Rudolf Maison zum Schmucke des Reichstagsgebäudes in Berlin modelliert hat. Auch von Rodin, Troubetzkoi u. a. sind interessante plastische Arbeiten zu sehen.

Das neue Maisonsche Werk ist eine in bestem Sinne deutsche Leistung, die ganze Kraft und Tüchtigkeit der Renaissance spricht aus diesem wundervollen Reiterbilde. Ganz hervorragend ist die kühne Mischung von echtem Naturalismus und monumentalem Stil. In diesem vom Kopf bis zur Zehe gepanzerten Reiter mit dem Reichsfähnlein sieht man die eherne, kraftstrotzende Zeit verkörpert, die in Kampf und Sieg ihr Lebenselement fand, wo der Mann galt und nicht die Masse, der wuchtig sausende Schwerthieb und nicht das Geschütz, wo Rom zitterte, wenn ein solcher Herold seinem Herrn voran über die Alpen ritt. Bravo, Meister Maison!

Ich bin glücklich, mit meiner rückhaltlosen Bewunderung dieses Werkes und seines genialen Schöpfers nicht allein zu stehen: Der treffliche Hans Rosenhagen hat die nämlichen starken Worte der Anerkennung ausgesprochen.

Und nun einen Sprung hinüber in den Glaspalast, wo eine gleich außerordentliche Leistung auf einem anderen Gebiete wiederum einen jungen deutschen Meister mit einem Schlage in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt hat.

Ich meine die unvergleichlich schöne, geistig und technisch gleich bewundernswerte Original-Radierung „Darwinistische Disputation über das erste Menschenkind" von E. M. Geyger. Nächst Gabriel Max, der ja auch im Glaspalast wieder mit einem sensationellen Affenbilde vertreten ist, dem „Pithecanthropus alalus", wüßte ich keinen zweiten Meister, der mit solchem Tiefsinn, solcher humorvollen Divination die Natur unseres edlen Vetters studiert hat. Diese Geygerschen Typen von gelehrten Affen gehören in jeder Beziehung zu den hervorragendsten Schöpfungen deutscher Griffelkunst. Und wie ist das Bild geistig geschaut und durchgeführt, wie genial ist es rein als Komposition und welche Summe von Fleiß und Ausdauer steckt in seiner technischen Vollendung — es ist einfach wundervoll! Mit diesem Werke hat Ernst Moritz Geyger neben den ersten Maler-Radierern der Gegenwart, neben Meistern wie Klinger, Herkomer, Koepping, Stauffer-Bern, Seymour-Haden, Hellen, Krüger u. s. w. seinen Platz genommen. Bekanntlich verdanken wir Geyger auch eine der allerschönsten Nachbildungen des berühmten Bildes von Botticelli „Primavera".

Ja, der Herrlichkeiten sind viele in diesem Jahre: Böcklin, Hans Thoma, Fritz v. Uhde, Stuck, Albert Keller, Dill, Samberger und viele andere, die erst im rüstigen Anstieg stehen zu den Höhen deutscher Kunst, sind mit prachtvollen Werken erschienen. Ich werde später noch eins und das andere zur Besprechung herausgreifen.

Heute will ich den Blick noch einmal zurücklenken zu dem viel zu früh dahingeschiedenen Meister Bruno Piglhein. Von all den Nachrufen, die ihm von berufenen Kunstschriftstellern gewidmet wurden, hat vielleicht keiner das Wesen dieses herrlichen Künstlers besser getroffen, als der Nachruf, den Hans Rosenhagen in der „Tägl. Rundschau" veröffentlichte. Ich kann mich nicht enthalten, ihn zum größeren Teile in unsere „Gesellschaft" herüber zu nehmen.

Hans Rosenhagen schreibt: Piglhein war eins jener Sonntagskinder der Schöpfung,

die ſich, was ſie auch thun mögen, der Sympathien ihrer Mitmenſchen erfreuen, und dieſer Zauber einer liebenswürdigen Perſönlichkeit wirkte auch aus ſeinen Werken. Und das Wunderbare iſt: er hat als Künſtler niemals eine Alltäglichkeit geſagt, niemals mit billigen Mitteln um die Gunſt des Publikums gebuhlt. Von wie wenigen Künſtlern kann das geſagt werden! Piglhein iſt von der Höhe ſeines Schaffens abgerufen worden. Mit 46 Jahren hat er die Welt verlaſſen müſſen, die er in ihren erhabenſten und irdiſchſten Erſcheinungen geſchildert, wie kein anderer. In ſeiner Kunſt begegnen ſich ein ins Hohe und Ewige ſtrebender Geiſt und das Weltkind, das ſich Lebensluſt von roten Mädchenlippen und ſchäumenden Champagnerkelchen trinkt. Piglhein hat den ſterbenden Heiland am Kreuz mit tiefem religiöſen Gefühl gemalt und mit derſelben künſtleriſchen Vollendung jene Schnellläuferinnen in der Liebe und Kaffeehausexiſtenzen geſchildert, die für die Großſtadt ſo bezeichnend ſind. Was in der Darſtellung eines anderen zur platten Gemeinheit geworden wäre, wurde unter ſeiner künſtleriſch geſtaltenden Hand ein Werk, das durch ſeine liebenswürdige Anmut und künſtleriſche Eigenſchaften ſeine materielle Veranlaſſung vergeſſen machte. Piglheins unglaublich feiner Geſchmack adelte ſelbſt das Gewöhnliche. Er gehörte nicht zu den Naturen, die alles ſagen, was ſie wiſſen; er wartete vielmehr die Gelegenheit ab, wo man etwas von ihm verlangen würde. Wenn dieſes Verlangen an ihn herantrat, zeigte es ſich, daß er mühelos die ſchönſten Früchte vom Baume ſeiner künſtleriſchen Phantaſie herabſchütteln konnte; er war immer reich an Gedanken und wußte ihnen ſtets einen Ausdruck zu geben, der neu und eigenartig war. Er hatte das Zeug zu einem Univerſalkünſtler, wie Rubens, und daß er vor der Welt nicht als ſolcher erſchien, lag an dem Mangel an Auftraggebern, die dieſer Vollnatur ein Feld der Thätigkeit geboten hätten. Richard Muther hat von Piglhein, als er noch unter uns weilte, das treffende Wort geſagt: Sein Beſtes ſind — ſeine ungemalten Bilder, und es iſt troſtlos, daß ſie ewig ungemalt bleiben müſſen, daß die Nachwelt dieſen vornehmen Künſtlergeiſt vielleicht für weniger umfaſſend halten wird, als er ſeinen Zeitgenoſſen, die ſeine hohen Ideale, die Leichtigkeit ſeines Schaffens und die Schwungkraft ſeiner Phantaſie kannten, erſchienen iſt. Obwohl Piglhein niemals modiſch gemalt hat, beſteht doch nach keiner Richtung hin ein Zweifel, daß er ein moderner Künſtler im beſten Sinne des Wortes geweſen iſt und modern bleiben wird, wie alle wahrhaft großen Künſtler.

Der Aufgang dieſes maleriſchen Geſtirns fiel in die Zeit, da in der Diez-Schule in München das Malen im Stil und in der Technik der holländiſchen Genremaler des 16. und 17. Jahrhunderts gelehrt wurde, als man wieder Gefühl für die maleriſche Idee bekam, für Holbein und für Rembrandtſches Helldunkel ſchwärmte und die läſſige Eleganz Van Dycks bewunderte. Auch Piglhein konnte ſich dem Einfluß dieſer ſtarken Bewegung nicht entziehen; zu gleicher Zeit wirkte auf ihn der dämoniſche Farbenzauber Makarts und die bald jauchzenden, bald tiefſinnig klingenden Farbendichtungen Böcklins ein; aber er war nie ein Nachahmer, er war eine Perſönlichkeit, die aus dem Grunde ihres Seins ſchöpfte und Gold mit eigener Prägung ausgab.

Bruno Piglhein, einer alten niederdeutſchen Paſtorenfamilie entſtammend, war am 19. Februar 1848 in Hamburg geboren und widmete ſich als Jüngling zunächſt der Bildhauerei unter der Führung des Bildhauers Lippert in ſeiner Heimatſtadt. Das Jahr 1866 fand ihn als Schüler der Dresdener Akademie und Schillings, immer noch der Meinung, daß ſein Talent ihn zum Bildner berufe. Allein bei ſeinen erſten Arbeiten ſtellte ſich bereits ſo deutlich ſeine Neigung, maleriſch zu wirken, heraus, daß er ſich nach einer ihn in ſeinem Vorhaben bekräftigenden Reiſe nach Italien kurzer Hand entſchloß, der Phidiaskunſt zu entſagen und ſich der Malerei zuzuwenden. Da Weimar,

wohin er sich zunächst wandte, ihm nichts bieten konnte, ging er 1870 zu Diez nach München. Zu dieser Zeit wehte, durch die Gründung des Deutschen Reiches erzeugt, ein frischer, kunstfroher Zug durch unser Vaterland; man war der Scholle und des eigenen Hauses wieder froh geworden, und es war so natürlich, dieser Freude an sicheren Verhältnissen einen sichtbaren Ausdruck durch den künstlerischen Schmuck der Innenräume zu geben. Damals kam das üppige dekorative Talent Makarts in Schwung, und auch Piglhein, der so unendlich viel besser zeichnen konnte als der österreichische Meister, der so viel mehr Phantasie besaß, als dieser, durfte einige Münchener, Wiesbadener und Hamburger Patrizierhäuser mit dekorativen Gemälden schmücken. Bei diesen zum Teil in Hast geschaffenen Gelegenheitsarbeiten offenbarte sich aber bereits eine ganz eigenartige Persönlichkeit, die über einen unversiegbaren Schatz von Erfindungsgabe, Humor und lachender Sinnlichkeit zu verfügen schien. Zugleich jedoch ein malerisches Genie ersten Ranges. Diesen nur einem beschränkten Publikum zugänglichen dekorativen Schöpfungen folgte 1879 das erste, den Künstler in seiner vollen Größe zeigende Bild „Moritur in deo", den Heiland am Kreuze darstellend, dem ein herabschwebender Engel den Todesschweiß von der bleichen Stirne küßt. Das Bild war in seinen Einzelheiten fast naturalistisch durchgebildet, aber die Wahrheit und die Kraft der Empfindung, die sich in den beiden Gestalten aussprach, die wundervolle koloristische Stimmung, der tiefe Ernst der Auffassung ließen das Gemälde gleich einem Meisterwerk der besten klassischen Zeit wirken, obschon es keinem derselben ähnlich war. Kurze Zeit nach diesem eine tiefe Religiosität verratenden Bilde überraschte Piglhein die Schar seiner Bewunderer mit einer Reihe von Pastellen, dem künstlerischen Gewinn einer Reise nach Paris. Nach den weihevollen Orgelklängen der Kirche die Canceanmelodien von Moulin-Rouge, nach dem Todesseufzer des Welterlösers das girrende Lachen der Pariser Kokotte. So groß die moralische Enttäuschung beim ersten Anblick dieser Darstellungen einer verlotterten und morschen Welt war, man mußte doch immer wieder die künstlerischen Reize der Darbietung bewundern und den Geschmack, der über die Widerlichkeit mancher Scene triumphierte. Das Ganze war ein Tribut an die verbuhlten Reize Lutetias, ein offener Brief über die Erlebnisse des Künstlers während seines Pariser Aufenthalts. Daß er sich nicht verloren hatte, bewies er durch eine Reihe ganz köstlicher Kinderbilder, von denen das bekannteste jenes ist, wo ein niedliches nacktes kleines Mädchen neben einem Dackel auf einem Stege am Wasser sitzt. Von beiden Wesen sah man nur die Rücken, aber Kind und Hund waren trotzdem in ihrer Naivetät, ihrer Zuneigung zu einander so unendlich fein charakterisiert, daß der Erfolg des lustigen Bildes keineswegs übertrieben war. Eine in der ersten Hälfte der achtziger Jahre unternommene Reise nach Palästina gab Veranlassung zu dem Werke, das Pigliheins Namen am bekanntesten gemacht hat, zu dem inzwischen verbrannten Panorama der Kreuzigung Christi. Mit dem Begriffe Panoramenmalerei verbindet sich die Empfindung von etwas Rohem, ans Unkünstlerische Streifendem. Piglhein hat mit seinem Panorama bewiesen, daß man auch auf diesem Gebiete künstlerische Lorbeeren pflücken kann. Sein Rundgemälde hatte einen mächtigen Stimmungsinhalt; die Tragödie von Golgatha mit ihrer landschaftlichen Umgebung, mit den zur Feier des Osterfestes heranziehenden Karawanen, dem Blick auf Jerusalem, wirkte, obgleich nur Episode in dieser ausgedehnten Schilderung, ergreifend. Eine „Grablegung Christi", die jetzt die Pinakothek in München ziert, gehört auch in diese Periode des Meisters. In Berlin wurde er durch sein Kolossalbild „Die Blinde", welches auf der internationalen Ausstellung 1891 erschien, sehr volkstümlich. Das blinde, schöne syrische Weib, das, einen Wasserkrug auf dem Kopfe, sich durch ein blühendes Mohnfeld mit seinem Stabe forttastet, fand allgemeine Anerkennung, auch bei denen,

die kein Verſtändnis für die außerordentliche maleriſche Leiſtung dieſer Sinfonie in Rot hatten. Und ſo war es bei allen ſeinen Bildern: Wer Kunſt ſehen wollte, fand ſie bei ihm, wer ſich bei einem Kunſtwerk etwas denken können mußte, ſtand nicht vergeblich vor einer Piglheiniſchen Schöpfung. Der Künſtler wußte Ausführung und Inhalt ſo zu vereinigen, daß ſein Werk zu jedem ſprach, daß niemand nach irgend einer Seite einen Mangel empfand.

Zwiſchen dieſen großen Leiſtungen entſtanden zahlreiche kleinere Arbeiten, Bildniſſe und Idyllen von hinreißender Anmut und Farbenſchöne. Der Name Piglhein wurde überall mit Achtung genannt, wo Kunſt geſchätzt wurde. Als ſich vor zwei Jahren die Spaltung in der Münchener Künſtlerſchaft vollzog, ging der Maler, der längſt Profeſſor geworden war, ins Lager der Jungen, und man darf behaupten, daß ſein Name an der Spitze der „Sezeſſion“ dieſer mit zu ihrem Erfolge verholfen hat; denn eine Vereinigung, der Piglhein vorſtand, mußte etwas Gutes ſein. Leider befiel ihn damals ſchon das Herzleiden, welches ſein Ende herbeigeführt hat. Er konnte weder künſtleriſch, noch perſönlich mehr für die Sezeſſion thätig ſein, aber er ließ ihr ſeinen Namen bis vor etwa einem halben Jahre. Ein Aufenthalt in Abbazia, eine Kur bei Schweninger, alles war vergeblich, und ſo ging er im April als todkranker Mann nach München zurück. Nach unſäglichen Qualen, die eine Herzwaſſerſucht mit ſich brachte, iſt er nun in der Heimat aller Kunſt, in den Schoß der Schöpfung zurückgekehrt.

In den Schmerz, dieſen großen Künſtler verloren zu haben, miſcht ſich das Bedauern, daß er, der berufen war, monumentale Werke deutſcher Kunſt zu ſchaffen, keine Gelegenheit dazu finden konnte, daß man Durchſchnittskünſtler zu großen Aufgaben heranzog, während das Genie keinen Ort fand, wo es ſich und ſeinem Volke ein unvergängliches Denkmal hätte errichten können. Die Geſchichte der verpaßten Gelegenheiten in Deutſchland iſt wieder um einen traurigen Fall bereichert, wie Muther ſehr richtig bei Erwähnung Pigliheins ſagt. Der Künſtler iſt bis jetzt nicht einmal in der Berliner Nationalgallerie vertreten. Man konnte ſich nicht eher zum Ankauf der Blinden entſchließen, als bis ein Amerikaner die dollarſchwere Hand darauf gelegt und da war es natürlich zu ſpät. Pigliheins „Moritur in deo“ ſtand bis zuletzt in ſeinem Atelier, und der Sterbende hatte eine letzte Freude, als der Großinduſtrielle Krupp das Bild erwarb mit der ausgeſprochenen Abſicht, es der Berliner Nationalgallerie zu ſchenken.

Piglhein hinterläßt keinen Feind, nur Freunde. Die große Liebenswürdigkeit ſeines Weſens, ſein ehrenhafter Charakter, ſein goldenes Herz und ſein hochgeſinnter Geiſt haben es jeden angethan, der das Glück hatte, ihn perſönlich zu kennen. Er war ein ganzer Mann und ein ganzer, vollwertiger Künſtler, eine Prachtnatur, wie ſie in unſerer ſchwachherzigen, mutarmen Zeit immer ſeltener wird. Mag er der aufſtrebenden jungen deutſchen Kunſt zum leuchtenden Leitſtern werden. Ehre ſeinem Andenken!

* * *

Im nächſten Hefte werde ich die Beſprechung der Ausſtellungen fortſetzen und zugleich berichten, was ſich in dieſer Zeit an bemerkenswerten Begebenheiten auf den Münchener Schau- und Muſikbühnen abgeſpielt hat. —

Akkorde und Dissonanzen vom deutschen Olympia.

Von Wilhelm Mauke.

(München.)

I. Im Festspielhause.

Im Jahrgang 1891 dieser Zeitschrift veröffentlichte der geistvolle Spötter Panizza einen „Stoßseufzer aus Bayreuth“. Panizza machte damals in Nietzsche. Es lagen eben noch die Nachwehen des mit Theaterdonner inscenierten Gewitters: „der Fall Wagner“ in den deutschen Lüften. Und was dem Generalumstürzler erlaubt war, gegen die Heilslehre Wagner'scher Kunst mit Gift getränkte Lanzen zu brechen, warum sollte das nicht „auch Einer“, der sich zudem berufsmäßig mit der Heilslehre abgab, versuchen? Und so setzte sich Panizza hin, und damit die Sache etwas pikanter erschien, hing er dem Ganzen ein medizinisches Mäntelchen um. Er konstatierte bei und nach Anhörung der Tristan- resp. Parsifalmusik „glänzende Augen, Starrheit der Glieder, allerlei Anzeichen der Geistesabwesenheit, eine konstitutionelle Verkümmerung der Gehörs-Perception, ein Analogon der Farbenblindheit, welches sich im Mangel der Dreiklang-Müdigkeit äußerte und ein atavistisches Retourgehen auf die Tierstufe bedeutete,“ — und wie alle diese gelehrt-geistreichelnden ironischen Wendungen gelautet haben mögen. Nun aber: Scherz und Ironie beiseite! Ich frage mit bitterem Ernst: Sind diese nach Anhörung des „Tristan“ und des „Parsifal“ in Bayreuth 1891 niedergeschriebenen Auslassungen Panizzas, des feinfühligen Kunstmenschen, der für alles Moderne, Starkgeistige eine so bedeutsame Kraft des genialen Mitempfindens und Nachschaffens verrät, innerste Überzeugung? Und wenn —, ist Panizza des Wahns, man könne über Richard Wagner und die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Schöpfungen mit solchen Späßen hinwegkommen?

Hat ihm damals nicht eine innere Stimme die Feder übers Papier zögern lassen und ihm zugerufen, sich nicht am Erwecker eines neuen Geistes in der Kunst zu versündigen? Oder ist es wirklich nur ein Nachahmungstrieb Nietzsche'scher Umwertungspolitik gewesen, welcher ihn bewog, Wagner, dieses Urbild gesunder Schöpferkraft, als krank, nervös, überreizt, seine Kunst als Krankheit, als Décadencekunst hinzustellen?

Aber Panizza liebt ja schwärmerisch die Anzeichen der Décadence, die mit Alkoholicis und Neuroticis durchfurchten und vergifteten Hirne, den Haarschwund, „die tote Stirn, die Gedankenbläße, den müden Blick, den schlappen Gang“. „So wie wir sind, eine körperlich verkrüppelte und schwindsüchtige, aber cerebral hochentwickelte Rasse, so wollen wir bleiben. Wir verbitten uns die Verbesserung“. So stand zu lesen in seinen „Prolegomena zum Preisausschreiben: Verbesserung unserer Rasse.“ Nach seiner Darstellung im „Stoßseufzer“ hätte er demnach Wagner als Repräsentanten der Décadence eher verehren als lächerlich machen sollen.

Mir war es diesen Sommer zum ersten Male vergönnt, die heiligen Hallen des Gral*) zu schauen. Ich „wallte“ mit der festen Absicht „in den Tempel“, mich von dem berüchtigten Bayreuther Milieu, welches seit des Meisters Tode dort herrscht, nicht

*) Der Gral (sanguis realis, sang réalis, das wahre Blut) war eine aus einem kostbaren und glänzenden Steine, der bei Lucifers Sturz aus dessen Krone fiel, gefertigte Schale. In diese Schale wurde Brot und Wein vom Heiland beim Abendmahl gesegnet; in ihr fing Josef von Arimathia das Blut auf, welches aus der Seitenwunde des am Kreuze Sterbenden floß. Nach mancherlei Irrfahrten kam er auf die aragonische Burg Montsalvat. (Nach Walfram von Eschenbach.)

verwirren zu lassen und war entschlossen, nach der ersten Sturmflut der Gefühle die kritische Sonde der Objektivität nicht fallen zu lassen. Beim „Tannhäuser" habe ich sogar manchmal an den „Stoßseufzer" denken müssen. Als mehr oder minder „große Oper", als Vergangenheitsmusik gehört er überhaupt nicht nach Bayreuth, der Idealbühne des Musikdramas. Die verzückten Grimassen und mystischen Konvulsionen der Panizza'schen „Richard Wagner-Verein-Bauern" schwebten mir vor bei dem neubearbeiteten, d. i. mit einer wollustkitzelnden Chromatik neuer Tonfluten übergossenen Bacchanal, bei den orgiastischen Faunstänzen, bei den sexuellen Explosionen der Nymphen, Najaden, Jünglinge, Satyrn und Faunen, die schließlich von mächtigem Liebessehnen ergriffen in krampfhaften, immer matter werdenden Verzückungen und Verschlingungen zu Boden sinken: ein wollustdampfendes Fleischmeer. Hier werden allerdings auch die stärksten modernen Nerven schließlich in einen Wahnsinnsveitstanz gepeitscht.*) Zur möglichst naturalistischen Inscenesetzung dieser Brunst- und Taumelorgien hat Madame Kosima die prima ballerina assoluta Sgna. Zucchi aus Mailand für sehr schweres Geld kommen lassen. Jedenfalls ist dies im Interesse der internationalen Jeunesse dorée beabsichtigt, welche denn auch dankerfüllt in den jeweiligen Tannhäuser-Aufführungen stark vertreten ist und sich in dem erwarteten Kitzel der Rückenmarksnerven, speciell regio lumbalis nicht verrechnet hat.

Allenfalls konnte man also hier von einem „pathologischen Taumel der Erregung, welcher die gehörskranke Minderheit ergriffen", sprechen. — Aber der Parsifal, der Parsifal! Das ist das Verbrechen, daß Panizza diese weihevolle Wunderblume religiöser Kunst mit in seinen Hexenkessel geworfen hat. Ich will das Verbrechen jetzt für ihn sühnen, will ihn erlösen. — Doch zuvor ein paar Worte über das Innere des Festspielhauses.

Das Wagner'sche Reformtheater kann man am kürzesten als die Wiedergeburt des griechischen Amphitheaters aus dem Geiste der Renaissance bezeichnen. Die wichtigsten und genialsten äußeren Reformen sind bekanntlich: die amphitheatralisch emporsteigenden Sitzreihen, oben von einer einzigen Logenreihe harmonisch abgeschlossen, zu den Seiten flankiert von mächtigen korinthischen Säulen, welche dem Hause den Charakter eines Tempels verleihen; die fast absolute Verdunkelung des Zuhörerraums**); die Unsichtbarkeit des Orchesters; die Schaffung eines zweiten, vor dem leeren Raum des Orchesters befindlichen Proscheniums, welches in seinem Verhältnis zu dem dahinterliegenden engeren Proscenium ein Fernerrücken des Bühnenbildes bewirkt und damit das „beleidigend freche Hervortreten des scenischen Bildes bis zur Betastbarkeit durch den Zuschauer" beseitigt. Durch die ersten beiden Reformen vereitelt Wagner die bekannten gesellschaftlichen Unarten des Publikums unserer Opernhäuser. Daß diese Mittel, welche die Aufmerksamkeit so ungemein fördern, nicht längst bei dem Neubau von Opernhäusern nachgeahmt werden, ist sehr zu bedauern. Über die Notwendigkeit der Versenkung des Orchesters aus äußeren Gründen, namentlich aber im Interesse der Veredelung, Vergeistigung und wohlthuenden Milderung des Klanges ist die „musikalische Welt" nun wohl auch einig? Interessant ist, was der junge Wagner hierüber sagt: „Von jeher hatte ich die Unglücklichen bedauert, die genötigt waren, oder es vorzogen, in der unmittelbaren Nähe des Orchesters zu verweilen; ich vermochte gar nicht zu begreifen, wie es ihnen Freude machen konnte, die Musik zu sehen, anstatt zu

*) Nietzsche, Panizzas Vorbild, spottet hierüber: der Fall Tannhäuser lehrt uns, daß man durch ein Wagnerisches Ballett zur Verzweiflung gebracht werden kann — — und zur Tugend.

**) Sehr angenehm fiel mir das vollständige Fehlen der Uniformträger und Säbelrassler auf. Ihre Abwesenheit steht ohne Zweifel im ursächlichen Zusammenhang mit der Verdunkelung des Raumes.

hören; denn anders konnte ich mir die Gespanntheit nicht deuten, mit der sie unverwandt und starr den verschiedenartigen Bewegungen der Musiker zusahen, besonders aber mit begeisterter Teilnahme den Paukenschläger betrachteten, wenn er nach den mit umsichtiger Ängstlichkeit abgezählten Pausen sich endlich zu einer erschütternden Mitwirkung herbeiließ. Ich war der Überzeugung geworden, daß es nichts Prosaischeres und Herabstimmenderes gebe, als den Anblick der gräßlich aufgeblasenen Backen und verzerrten Physiognomien der Bläser, des unästhetischen Bekrabbelns der Contrabässe und Violoncelle, ja selbst des langweiligen Hinundherziehens der Violinbögen, wenn es sich darum handelt, der Ausführung einer schönen Instrumentalmusik zu lauschen."

Dem aufmerksamen Besucher werden aber noch andere Abweichungen von unserer Zunftbühne auffallen; alle ersonnen von dem zum Höchsten gewandten Kunstgenius Wagners zur Verstärkung des weihevollen Gesamteindrucks. Statt des an den Bahnhof gemahnenden prosaischen Glockensignals ertönen in Bayreuth vor Beginn jedes Aufzuges in dreimaliger Wiederholung gewaltige Fanfaren, Motive aus dem jeweiligen Akte, vom Meister selbst ausgewählt. Der vertikal sich erhebende Vorhang, welcher so hübsch zollweise erst die Stiefel, dann die Hosen der Akteurs zeigte, ist verschwunden. Statt seiner enthüllt die seitlich auseinandergehende Gardine mit einem Schlage das Bühnenbild. Vergebens sucht das Auge die Rampe mit ihren zahllosen roten und grünen Lampencylindern; vergebens den Soufflеurkasten, diesen Notstuhl des Gedächtnisses. Endlich sei erwähnt, daß die hydraulischen Maschinen auf der Bühne, die Nebel und Wolken entsendenden Dampfrohre ꝛc. vollständig geräuschlos arbeiten. Die inneren Reformen erstrecken sich auf den Geist der Darstellung, auf die Einheitlichkeit des dramatisch-musikalischen Stils des Ensembles und der Solisten. Diese mögen zu Lebzeiten und unter den Augen ihres Schöpfers vollkommener und besser zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein.

II. Lohengrin.

Im Mythus der Gralsage spielt die Lohengrindichtung später wie die Parsifaldichtung, denn Lohengrin ist Parsifals Sohn. (Nietzsche: Eine Thatsache endlich, die uns fassungslos läßt: Parsifal ist der Vater Lohengrins! Wie hat er das gemacht? Muß man sich hier daran erinnern, daß „Keuschheit *Wunder*" thut?) In der Reihe der Wagnerschen Schöpfungen steht sie vor dem Parsifal. Zweifellos läßt sich Lohengrin, welchem übrigens die Bezeichnung *Musikdrama* mit größerer innerer Berechtigung zukommt wie: Oper, mit dem letzten Werke Wagners schwer vergleichen, weil er einer ziemlich frühen Schaffensperiode des Meisters entstammt. Das Hauptmotiv des dichterischen Vorwurfs ist in beiden ein religiöses: *der Glaube ist das letzte Ziel aller Liebe*. *Elsa* hat sich durch die Stärke ihres kindlich reinen Glaubens zu der übersinnlichen Erscheinung ihres Geliebten erhoben und wenn sie in angeborener weiblicher Schwäche einen Augenblick dem Versucher das Ohr geliehen, kehrt sie im Momente, wo dieser erscheint, um ihre Neugier zu befriedigen, mit vollster Reue, ihren Irrtum erkennend, glaubensvoll zu Lohengrin zurück, geliebt von ihm bis an das unsagbar traurige Ende. *Parsifal*, der thöricht Reine, fühlt sich nach furchtbaren Kämpfen der Seelenqual und Selbstüberwindung als Erlöser und Heilsbringer der sündigen Ritterschaft gewelht; damit verwandelt er die Fleischesliebe Kundrys in die glaubensvoll reinere Liebe an den Erlöser. (Nietzsche: der Fall Kundry lehrt uns, daß alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehen, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden.)

Am Freitag, den 3. Auguſt, führte man Lohengrin auf. Eine ganz wunderſame, beinahe möcht' ich ſagen gläubige Stimmung überkam mich, als aus dem „myſtiſchen Abgrund, welcher die Realität von der Idealität trennt", die ätheriſchen (vielberufenen) Adurdreiklänge des Gralsmotivs geiſterhaft gleich pythiſchen Dämpfen zur Decke ſchwebten. Die Wirkung der Streichinſtrumente, namentlich in den hohen Lagen, iſt ungemein zart und zu Herzen gehend. Gewaltig klingt aus dieſem akuſtiſchen Hohlraum, der wie ein Rieſenreſonanzboden wirkt, der Ton der Poſaunen und Tuben hervor. Weit furchtbarer als im offenen Orcheſter dröhnt das ſchmetternde Donnern der Keſſelpauken. Aber wie geſagt, alles klingt wie aus der Ferne; von brutalem Lärm keine Rede. Dieſe ideale Geſamtwirkung, welche doch jedem einzelnen Inſtrument ſeinen individuellen Klangcharakter wahrt, iſt nur zu erreichen durch die Wagnerſche Reform. Wie lange wird es nun noch dauern, daß die deutſchen Theaterdirektoren dieſe mit faſt gar keinen Koſten verbundene, ſeit 1872 beſtehende „Neuerung" auch außerhalb Bayreuths einführen? Dazu kommt, daß das Organ der Sänger ſich weit mehr ſchonen kann und trotzdem ſiegreicher über den inſtrumentalen Tonfluten ſchwebt.

Die Chöre in Bayreuth ſind vollkommen zu nennen. Heinrich Porges, der langjährige Korrepetitor der Bühnenfeſtſpiele, erklärte auf meine freudige Verwunderung ſchmunzelnd: „Ja, mein Lieber, in unſerm Chore ſind aber auch verſchiedene Lohengrin und König Heinriche verborgen!" — Dieſer ungemein ſchöne und harmoniſche Geſamteindruck, den ich ſo erhielt, dauerte an — bis der „Held des Abends", Lohengrin in der Geſtalt des Monſieur v. Dyck aus Wien ſtolzen Theaterſchrittes vom Ufer der Schelde unter die erſtaunten Mannen von Brabant herunterſtelzte. Da war es aus mit der Weihe des Abends. Galliger Ärger und höhniſche Verwunderung traten an ihre Stelle. Die erſte Bayreuther Diſſonanz ſchrillte durch mein Inneres.

Ich will mich kurz faſſen. Man denke ſich einen Theaterprinzen nach bewährter Schablone, einen blaſierten, aufgedunſenen Heldentenor mit krankhaft bleich geſchminkter Geſichtsfarbe. Ein modiſcher, weichlich gepflegter Vollbart kräuſelt ſich um Wang' und Kinn. In ſchön geſchwungenen Bogen wölben ſich die ſemmelblonden Brauen über den raffiniert bläulich umſchatteten Augen. Ob dieſe birnenhaften Schatten unter den Augen die Keuſchheit des Gralsritters oder die angenehme Geſchwächtheit nach durchſpielter oder durchliebter Nacht ſymbolliſieren ſollten, weiß ich nicht. An den weißen Fingern blitzen zahlreiche Diamantringe. In wohlabgemeſſenem Pas, mit Geſten und Blicken, die von minutiöſem Spiegelſtudium zeugen, tänzelt dieſe verweibſte Ritterkarrikatur vor den mannhaften Königsrecken Heinrich, macht eine tadelloſe Salonverbeugung und beginnt: Heil, König Heinrich! Segenvoll möge Gott bei deinem Schwerte ſtehen! — Die Stimme, ein ſehr hoher Tenor, klingt bis zur Mittellage gequetſcht und dünn, entbehrt jedes edlen Klanges, des weichen vollen Timbres jener echten Tenorſtimme, die uns ſo zu Herzen dringt. Die Töne werden durch ein heftiges Tremolo entſtellt. Die Ausſprache iſt undeutſch, affektiert, unnatürlich. Statt: ich muß, ich muß — ſingt Monſieur v. Dyck mit dem eingeſchobenen e des falſchen Pathos oder wie ein Spreeathener: icke muß, icke muß! — Mit ſolch ſeltenen Mitteln ausgerüſtet, ſingt dieſer franzöſiſche Salon-Lohengrin ſeit einer Reihe von Jahren die erſten Partien in Bayreuth. Daß unter dieſen Umſtänden die ergreifende Scene der Neuvermählten im Brautgemach, wo ſich die feinſten Gefühlsnuancen des Mannes entfalten müſſen, wo die unausſprechliche Zärtlichkeit, das heiligſte Erſchauern bevorſtehender Wonnen aus ſeiner Bruſt brechen, wo er mit ſanfter Glut zu jenem reinen Weſen vor ihm die ſüße Melodie flüſtert:

— „Zum erstenmal allein, seit wir uns sah'n,
Nun sollen wir der Welt entronnen sein.
Kein Lauscher darf des Herzens Grüßen nah'n.
Elsa, mein Weib! Du süße, reine Braut!
Ob glücklich Du, das sei mir nun vertraut!"

für mich zur Höllenqual ward, wird man mir nachfühlen können. Und die gesamte Zunftkritik schweigt einhellig zu diesem Skandal? Warum? Weil Monsieur v. Dyck ein Protektionskind der allmächtigen Kosima ist? Weil er Kapellmeister und Berichterstatter — doch halt, dieses Mänteichen soll erst später weggezogen werden.

Daß es auch noch Leute giebt, deren Musikverständnis mit ihrer Wahrheitsliebe im harmonischen Einklang steht, dafür ist wohl Beweis genug, daß vier Festgäste, die des Augenblicks Laune am Abend nach der Lohengrin-Aufführung am Biertisch bunt zusammengewürfelt hatte, nämlich eine Münchener Wagnerkapazität, der Berichterstatter des „Musikal. Wochenblattes", ein Leipziger Maler und ein junger unbekannter Münchener Künstler, — daß wir Vier in unserer Verdammung dieser unmännlichen, unschönen und blasierten Monsieur v. Dyck'schen Sing- und Spielmanier unbedingt übereinstimmten. Daß ein Repräsentant jenes modernsten Sängertypus, welcher in seinem Spiele jede Spur natürlichen Empfindens verbannt, welcher die herrlichsten Stimmmittel im Fisteiton der Kastraten, im Tremolando der italienischen und Pariser Schule systematisch verdirbt, seinen Weg in die Kulturstätte der deutschesten, hehrsten und reinsten Kunst gefunden hat, ist ein Zeichen der Zeit. Und das traurigste an der Sache ist, daß die Geschmacksverirrung der großen Masse internationaler Kunstesel und die durch diese beeinflußte feile Zunftkunstschreiberei solche Sänger selbst in Bayreuth Jahre lang über Wasser halten kann, ohne daß die hellsehende Minderheit, die Leute, die abseits stehen, etwas dagegen ausrichten können.

Welch ein Abstand, wenn ich mir an dieses koketten Capauns Stelle unsern Heinrich Vogl denke, mit seiner in allen Lagen runden, voll hervorquellenden Stimme, seinem durchgeistigten Spiel, über welchem stets die herbe Frische der Natürlichkeit liegt!

Desto herrlicher waren die Leistungen der Elsa Fr. Lillian Nordica, einer eminenten Bostoner Gesangskünstlerin. Ihre richtige Auffassung des halb somnambulen, halb unschuldig naiven Elsagemütes muß um so mehr Bewunderung erregen, bedenkt man, daß diese Frau außer ihrer Rolle kein Wort Deutsch versteht! Die kernige Heldengestalt König Heinrichs des Finklers stellte dar, nein ihn lebte Hermann Döring aus Mannheim. Gesanglich vollendet, königlich im Spiel. Zwei Gestalten voll dämonischer Leidenschaft sind die Vertreter des heidnischen, bösen Elements: Ortrud: Frau Brema aus London; Telramund: der Czeche Popoviei vom Prager Landestheater. Vollsaftige Künstlernaturen von starkgeistiger Individualität!

Man nimmt zwei Überzeugungen vom Lohengrin in Bayreuth mit sich fort. Einmal, daß diese Tragödie sich hier, mit diesem Ensemble, diesem Chor, zu ungeahnter Größe erhebt und eine weit einheitlichere musikalische wie innere dramatische Architektur aufweist, als wir sie auf der traditionellen Opernbühne wahrzunehmen gewohnt sind. Zweitens aber, daß unter den sogenannten Wagneropern nur Lohengrin die innerliche Berechtigung hat, neben dem Bühnenweihfestspiel auf dem Piane zu stehen. Wäre Herr Possart in Bayreuth gewesen (ich glaube, er ist zerkriegt mit Frau Kosima), so hätte er sich doch gestehen müssen, daß die kostenreiche, stilgerechte und pomphafte Neustudierung und -Inscenierung des Münchener Lohengrin verlorene Liebesmüh' gewesen ist, und nichts anderes sein konnte, weil die künstlerischen Vorbedingungen zu solchem Unternehmen nur im deutschen Olympia und nirgends anderswo in der Welt gegeben sind.

III. Parsifal.

Über den tieferen Sinn, den philosophisch symbolischen Gehalt der Parsifaldichtung, oder, wie Wagner so bedeutungsvoll sagt: des Liebesmahls der Gralsritter*), giebt es verschiedene Lesarten. Am geistvollsten und dabei dem Wagnerschen Universalismus entsprechend, welcher hinter dem offenkundigen Dichtungsstoff stets eine höhere Idee, ein menschheitliches, ja metaphysisches Problem im Verborgenen walten läßt, scheint mir die Nohl'sche Auslegung zu sein. Anschließend an den Aufsatz Wagners, den dieser im Jahre 1850 unter dem bezeichnenden Namen Freigedenk schrieb, meint er, daß der Meister im Parsifal die große Menschheitsfrage der Erlösung und Vernichtung des ruhelosen Judentums durch Aufgehen im freien, pfaffenzwangsledigen Christentum angedeutet habe. Der weibliche Ahasver Kundry, die Vertreterin des jüdischen Geistes, findet ihre endliche Erlösung und damit ihren Untergang durch gläubiges Aufgehen im Geist des reinen Menschentums, durch die christliche Taufe, welche Parsifal, der sich dieses von Jesu Tode her mit Fluch beladenen irren Geistes erbarmende Gralsheiland, ihr spendet. Parsifal, der reine Thor, der durch Mitleid wissende Held, bringt Amfortas und der sündigen Ritterschaft, welche die Leiden der Menschheit vertreten, die Erlösung in Gestalt des heiligen Speers, der in der Hand des unreinen Zauberers alle die leidensvollen Wunden schlug, zurück als vom Fluche befreites Symbol des christlichen Kreuzes. In dieser hohen Mission ist der durch seelische Qualen schnell vom Jüngling zum Manne gereifte Held berufen, weil in ihm die altruistische Kraft des erbarmungsvollen Mitleids über die egoistische der Sinnenlust geflegt hat. So stellt Parsifal in jenem symbolischen höhern Sinne die Verkörperung dar des sich seiner Reinheit bewußten Genius der Menschheit, der Zeit und der Kunst, der, wenn auch zeitweilig in dumpfen Irren und niedrigem Wahn versunken, sich doch stets aus sich selbst wiedergebärt zu neuen und freien Daseinsperioden. Parsifal ist endlich der Geist der von Wagner geschaffenen nationalen Kunst, welcher unser Volk an die Spitze der Kulturvölker führen soll. — Amfortas erscheint uns als ein mystischer Schopenhauerscher Typus der Lebensverneinung. Furchtbare Sehnsucht packt den Sündigen, d. i. fleischlich Schwachen, nach Selbstvernichtung durch Willensentsagung. Doch der Wille Titurels und der Gralsritter zwingen den ohnmächtig Rasenden, das heilige Gefäß, welchem die Wundergabe innewohnt, das Leben des Schauenden zu verlängern, zu enthüllen und dadurch seiner Wunde und seiner Seele Qual endlos zu steigern**).

Ich möchte jetzt dem trefflichen Wagnerbiographen selbst das Wort geben. Nohl schreibt: „Kein Volk der Welt hat die von aller Welt verstoßenen Juden mit solchem heilig reinen Menschengefühl aufgenommen, wie die Deutschen, — sollten sie hier endlich ihre Erlösung von dem Fluch der Heimatlosigkeit, ihre Neuexistenz durch Untergang in ein größeres, reicheres, tieferes Ganze finden? Diese Frage ist es, die Wagner beseelt und bewegt. Aber nicht entfernt in dem Sinne eines zufälligen und wechselnden Haders unterschiedener Rassen oder gar religiöser Parteien! Sondern er ahnt, daß gerade diese Frage eine Lebensfrage der Zeit ist und ihrer endlichen Lösung entgegengeht. Nicht aber die Juden sind es, sondern der jüdische Geist, was hier

*) „So glaubte ich das mystisch bedeutsame Liebesmahl meiner Gralsritter dem heutigen Opernpublikum nicht anders vorführen zu können, als wenn ich das Bühnenfestspielhaus zur Darstellung eines solchen erhabenen Vorganges besonders geweiht mir dachte."

**) Es ist auffallend, wie durch diese letzte Offenbarung des alternden Genius eine wunderfam tiefe Glaubensinbrunst an die Erlösung des Schlechten und Schwachen in der Welt durch das Heiltum Christi tönt. Die herzensrohen Spötter keifen: Da seht hin, der alte Sünder wird fromm à la Tolstoj.

den Gegner im Kampf darstellt, jener Geist, der erst nach der Entstehung des Christentums dieses Volk an dem Schmutze der römischen Civilisation aus angebornen üblen Keimen zu einer welthistorischen Macht des Bösen geschaffen und der selbst in seiner glänzendsten Erscheinung, in Spinoza, wie am deutlichsten aus dessen eigenen Schriften Schopenhauer nachgewiesen hat, nur den eigenen Vorteil, dem er das Ganze opfert, nicht aber ein Ganzes kennt, dem er sich liebend opfert! Solche konkrete lebendige Erscheinung der Geschichte also nimmt sich Wagner nicht etwa zum Gegenstande, sondern zum innerlichen Anhalte seiner Kunstwerke. Denn irgend eines Raum- und Zeitinhaltes bedarf die Dichtung, um ihre Anschauung von der fortschreitenden Geistesentwickelung der Menschheit zu versinnlichen. Wagner verlegt den Schauplatz des Kampfes sogar in jene fernen Jahrhunderte, in denen der Kampf zwischen Christen und Heiden gar gewaltig, aber der von Juden und Occidentalen noch gar nicht vorhanden war. Er nimmt wie der echte Künstler auch nur einzelne Porträtzüge aus der Gegenwart, die sich allerdings dem Wesen jener arabischen Welt, die einst einen Weltkampf mit dem Christentum führte, nur zu verwandt zeigen, und bewährt überall, daß ihm am allerwenigsten diese Frage eine vergängliche Zeit- und Streitfrage, sondern daß sie eine ewige Menschheitsfrage ist, die nur diesmal wieder in einer besonders akuten Form ins Leben getreten ist. Sein freies Gefühl für das rein Menschliche, wie wir es überall in seinem Schaffen mit so ergreifender Wärme sich bethätigen sehen, das uns die wahren Menschheitsgestalten eines Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Siegfried geschaffen hat, es verleugnet sich uns diesmal nicht. Er ahnt die Sehnsucht, die hier waltet; er sieht die Gestalt schon an die Fläche des Daseins emportauchen und will nur echt menschlich anteilnehmend die wahre und volle Lösung zeigen, die keiner der beiden streitenden Seiten das gottgegebene Recht des Daseins versagt.

Klingsor, der Zauberer, Repräsentant alles dessen, was dem heiligen Gral und dessen Rittern feindlich ist, ruft dessen Dienerin Kundry, die seinem Zauber, das heißt eben jenem bösen Moralgesetze, dem der einzelne nicht zu widerstehen vermag, unterthan ist, vorwurfsvoll zu:

„Pfui! Dort bei dem Rittergesipp
Wo wie ein Vieh du dich halten läßt!"

Ist damit der germanische Standeshochmut, der sich „einen Leibjuden hielt", kernig genug gezeichnet und drückt sich unser eigenes altes Unrecht noch schärfer in Klingsors Worten aus:

„Möge denn so das ganze Rittergeschlecht
Unter sich selber sich würgen!"

so deckt doch Wagner hier noch tiefer, als schon im „Holländer" mit seinem „fabelhaften Heimweh" geschehen, einen Zug dessen auf, was sich nach Erlösung, nach Menschsein mit Menschen sehnt: Kundry bricht vor dem Anblick des Höheren und wahrhaft Menschenwürdigen, das sie in der Gestalt des aus der Erkenntnis des Wahren wiedergeborenen Parsifal zum zweiten Male in ihrem Leben sieht, in sich zusammen und wirft mit dem einzigen Worte, das sie nur noch kennt: „Dienen! Dienen!" alle böse Selbstsucht von sich.

Wie wahr ist hier Goethes Wort von jener Kraft geworden, die stets das Böse will und doch das Gute schafft! Kundry ist Botin des gleichen heiligen Grals, gegen den ihr Herr und Meister den tödlichen Krieg führt: in alle Fernen bringt gerade sie das höhere Stück Kultur, die sie dem Gral und seinem Leben entnimmt. Der Dichter hat denn auch hier, so sehr die besondere Physiognomie Kundrys der eigenen Gegen-

wartserfahrung entnommen ist, weitaus am meisten die allezeit und aller Orten wiederkehrende Natur des Bösen gezeichnet, die nie durch reines Mitleiden mit dem Leid des andern über das ewige Leid der Welt wissend werden kann. Klingsor zitiert aus dem chaotischen Urgrund der Welt, wo Gutes und Böses noch ungetrennt liegen, den blinden Naturtrieb als jene wunderbare Gestalt der Weltgeschichte, die überall Teufelsdiener und Heilsbote zugleich sein muß, mit den weitumfassenden Worten:

„Dein Meister ruft dich Namenlose:
Urteufelin! Höllenrose!
Herodias warst du und was noch?
Gundryggia dort, Kundry hier!"

Es ist der weibliche Ahasver, in allen Zeiten und Welten gegenwärtig, für unsre Gegenwart in dem waltenden Geiste des Judentums gesetzet. Aber wie ihre Sündnatur zuletzt an Parsifals Reinheit scheitert und sie ihm demütig naht, um die Taufe zu empfangen, die jedem Gläubigen und Thätigen zu Gebote steht, so verkündigt derselbe, als er Kundrys Verführung bestanden und dadurch von Klingsor den heiligen Speer des Grals wiedergewonnen hat, die nahende Katastrophe, indem er mit demselben das Zeichen des Kreuzes schwingt:

„Mit diesem Zeichen bann ich deinen Zauber
Wie die Wunde er schließe,
Die mit ihm du schlugst —
In Trauer und Trümmer stürze die trügende Pracht!"

Als im vorigen Jahrhundert der Katholicismus durch die Jesuiten ganz sinnlich veräußert wurde, der Protestantismus aber orthodox verknöchert oder rationalistisch verwaschen war, thaten sich geheime Gemeinschaften wie die Freimaurerei auf. An ihrem gutgemeinten aber flachen Humanitätsideal nahmen auch jene Volks- und Religionsfremden, die bisher verachteten Juden, lebendigen Anteil, und welch „trügende Pracht" haben sie nicht in Litteratur, Kunst und allgemeinem Dasein seitdem geschaffen! Ein einziges thatsächliches Wiedererstehen jenes Zeichens, in welchem wir Deutsche einzig Weltkultur und Weltbedeutung erlangt haben, hat diese „trügende Pracht in Trauer und Trümmer gestürzt" und wir hoffen in Wahrheit einer neuen Epoche unseres geistigen wie moralischen Seins entgegen. War schon aus dem ersten Erwachen eines rein menschlichen Gefühls, wie es uns im Gegensatz zum Pfaffentum das Christentum gebracht hat, ein Werk wie die „Zauberflöte" kindlich naiv, aber innig rein und seelenvoll entstanden, so ertönt als mächtiger Weckruf zu diesem vollen Wiedererstehen in der Nation Wagners Parsifal."

Die Musik zu Parsifal, herausgerissen aus dem harmonischen Verbande der Schwesterkünste, darf ja jetzt leider, wenn auch nur bruchstückweise, durch die Konzertsäle geschleift werden, wobei überdies imitierte blecherne Gralsglocken, Trompeten statt der menschlichen Singstimme und ähnlicher Unsinn jede Weihe vernichten. Daß der einzig denkbare Ort, wo diese Töne erklingen dürfen, der ist, wo sie als dramatisches Ausdrucksmittel wirken, also der „mystische Abgrund" in Bayreuth, wird wohl nur jenen klar zum Bewußtsein kommen, welche jemals im Tempel des heiligen Gral von der Gewalt dieser Tonsprache erschüttert, gerührt und sittlich gehoben wurden.

Wie in der Dichtung das fast vollständige Verschwinden des Stabreims auffällt, so in der Musik zunächst das, daß die Chromatik, welche im Tristan den denkbar möglichen Höhepunkt erreicht hatte, der ruhig dahinschreitenden Diatonik wieder hat Platz machen müssen. Eigentümlich, diese doppelte Selbstumkehr! Das Ohr des modern-differenzierten, akustischen Reizen zugänglichen Musikers wird ferner

mit Bewunderung die dem Auge in der Partitur schon graphisch kenntlich gemachten wunderbar-kombinierten Klangfarben vernehmen, welche entstanden durch gelstreiche und ganz neuartige Tonmischungen nach den Gesetzen der Enharmonik.

Tritt die Chromatik noch auf, so hat sie gewöhnlich die Oberstimme verlassen und ist eine mehr verinnerlichte halbtönige Melodik der Mittelstimmen geworden. Beispiel: das Schmerzensmotiv des Amfortas, das Thorenmotiv. Auch das gewaltige Klingformotiv kann hierher gezählt werden. Ein ungemein charakteristisches Motiv ist der entsetzliche, sich abwärtsbäumende Höllenschrei der Clarinetten, welcher das gellende Lachen der Urteufelin schildert. Sie hatte einst den zu ihren Füßen niedergebrochenen Heiland mit diesem Lachen verhöhnt: jetzt schrillt es der Ruhelosen als Fluch durch das endlose Dasein, bis die Stunde der Erlösung, der Vernichtung schlägt.

Kundry:

Oh! — Kennteſt du den Fluch
der mich durch Schlaf und Wachen,
durch Tod und Leben,
Pein und Lachen,
zu neuem Leben neu gestählt,
endlos durch das Dasein quält!
Ich sah — Ihn — Ihn —
und lachte — — — —
da traf mich sein Blick. —
Nun such' ich ihn von Welt zu Welt,
ihm wieder zu begegnen:
in höchster Not —
wähn ich sein Auge schon nah',
den Blick schon auf mir ruhn: —
Da kehrt mir das verfluchte Lachen wieder,
ein Sünder sinkt mir in die Arme!
Da lach' ich, — lache —,
kann nicht weinen:
nur schreien, wüten,
toben, rasen,
in stets erneuten Wahnsinns Nacht, —
aus der ich büßend kaum erwacht. —

Sind die Vertreter des Bösen und Sündigen: Klingsor, Kundry und Amfortas, durch diese mehr reflektierten, entochromatischen, dämonisch leidenschaftlichen Tonsymbole deutlich gezeichnet, so klingen uns, das Gute, den Glauben, das Mitleid und das Heil der Erlösung schildernd, eine Reihe diatonischer, ergreifend einfacher Naturmotive entgegen. Vor allem das „heroische Parsifalmotiv", welches gewöhnlich in Es-dur auftritt, wie Wagner überhaupt diese Tonart für das Heldenhafte, das überirdisch Machtvolle verwendet (vergleiche den ins Grandiose erweiterten „Hornruf Siegfrieds" am Ende des Trauermarsches). Gleich am Anfang des Vorspiels erhebt sich im sanften As-dur die schwermütig edle „Christenweise" der Einsetzungsworte. Während der Abendmahlsfeier singen unsichtbare Engelstimmen (Alt) die Worte selbst: „Nehmet hin meinen Leib, nehmet hin mein Blut." Die leidende Heilandsruhe dieser plastischen As-dur-Melodie, welche später in der Mediante, im düstern C-moll noch klagender ertönt, erweckt Seelenschmerzen im Hörer. Zu den Knabenstimmen aus der höchsten Höhe der Kuppel malen nur die tremolierenden Instrumentaldässe den harmonischen Untergrund; erst nach dem Motiv fallen allmählich die sanftflutenden As-dur-Bogen des gesamten Orchesters ein, wie Äolsharfen leis verklingend im ätherischen Pianissimo. Wie das Genie mit den einfachsten Kunstmitteln doch diese unvergleichliche Wirkung zu erreichen versteht! — Jetzt setzt das am häufigsten wiederkehrende, das ganze Drama wie ein roter Faden durchziehende Gralsmotiv, ebenfalls in As-dur, ein.

Als ich das Lohengrin-Gralsmotiv (harmonisch sich der Hauptsache nach zwischen A-dur*) und Fis-moll bewegend) mit dem einen halben Ton tiefer stehenden Parsifal-Gralsmotiv (harmonisch: As-dur und F-moll, Des-dur und mittelst der vier prägnanten Sexten $\frac{b}{des}$ $\frac{c}{es}$ $\frac{des}{f}$ $\frac{es}{g}$ zur Tonika As-dur zurückkehrend) im Geiste miteinander

*) Panizzas „ungeordnete, rhythmenlose A-dur-Dreiklänge in hoher Violinlage, mit beliebiger Umkehrung nach fünf bis zehn Minuten".

verglich, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: das erstere ist das melodische Urbild des letzteren.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur die Hauptmotive analysieren. Überhaupt eine undankbare Aufgabe, Tongebilde mit dürren Prosaworten zu zergliedern. Dazu gehört eine Tizianische glühende Farbenpracht auf der Palette der Sprache, und dann bleiben diese lautlichen Schilderungsversuche dem klanglichen, tönenden Leben gegenüber doch immer Stümperei. Nur des Abendmahlmotivs sei noch gedacht. Dieses ist ohne Zweifel der musikalische Höhepunkt des Werkes. Aus den schlichten, melodisch abwärtsschreitenden, einfach modulierenden Klängen dieses in F-moll beginnenden genialen Naturmotivs atmet ein so tiefreligiöses Empfinden seines Schöpfers, ein so bedingungsloser Glaube an des Mitleids erlösende Kraft, an die Reinheit der christlichen Caritas, daß es wie tiefer beseligender Friede durch die Brust des Hörers zieht. Nachdem Parsifal die Wunde Amfortas mit dem heiligen Speer geschlossen, ergreift er den erglühenden Gral: eine sanfte Gloriendeleuchtung ergießt sich über alle; aus der Kuppel schwebt eine weiße Taube herab und verweilt über Parsifals Haupt. Dieser schwenkt den Gral sanft vor der aufblickenden Ritterschaft. Kundry sinkt, mit dem Blick zu ihm auf, langsam, entseelt zu Boden. Amfortas und Gurnemanz huldigen kniend Parsifal. Während dieser ergreifenden seenischen Vorgänge steigen aus dem Orchester auf die vollen, doch gedämpften und von anschwellenden Harfentönen getragenen Klangwogen der drei vereinigten Motive, des Grals-, Abendmahls- und des harmonisch geläuterten Thorenmotivs, in wechselvollem Reigen und ungeahnten Modulationen die Erlösung des Grals durch den reinen Thoren, den thöricht Reinen, den durch Mitleid Wissenden versinnbildlichend. Die Chöre der Ritter und der unsichtbaren Engelsstimmen „aus der mittlern und höchsten Höhe" singen kaum hörbar leise: „Höchsten Heiles Wunder! Erlösung dem Erlöser!" — Ein stiller Abglanz überirdischer Wonnen zieht durch die Menschenbrust, entwaffnet durch diese höchste Offenbarung religiöser Kunst. —

Der Vorhang schließt sich langsam. Händeklatschen und Stühleklappern ruft uns wieder zur schaudervoll-nüchternen Realität zurück. Doch der Geist weilt noch lange im Banne dieser Klänge, der letzten, welche Richard Wagner für sein Volk geschaffen. So müßig es ist, Vergleiche zwischen Wagner'schen Tondramen anzustellen, so drängte sich doch ganz unwillkürlich ein solcher mir auf, als ich im Waldesfrieden des nächsten Tages über die Musik des Weihfestspiels und des von mir so geliebten Tristans, den ich auch jetzt noch für das größte menschliche Kunstwerk aller Zeiten und Zonen beachte, nachdenkliche Betrachtungen anstellte. Es schien mir da, als gliche der Gesamtcharakter der ekstatischen Tonsprache im „Hohen Lied der endlos ewigen, todessüchtigen Liebesnacht" der vom Sturme chaotisch durchwühlten, wildaufschäumenden Meeresbrandung, die prophetische, fast spiritualistische Parsifalmusik dagegen spiegeln die leidenschaftslose, abgeklärte Ruhe eines ätherblauen Stillen Oceans wieder.

Über die selbstlose, aufopfernde Mitwirkung des Orchesters, der er so viel zu verdanken hatte, sprach sich Wagner selbst in dem bekannten Aufsatz: „Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882", also nach der ersten Parsifalaufführung, wie folgt aus: „Es zeigte sich hier, welcher Veredelung der Anlagen für Zartsinn und Gefühlsschönheit der Vortrag deutscher Orchestermusiker fähig ist, wenn diese der ungleich wechselnden Verwendung ihrer Fähigkeiten anhaltend sich enthoben fühlen, um bei der Lösung höherer Aufgaben zu verweilen, an denen sie sonst nur hastig vorüber getrieben werden. Von der glücklichen Akustik seiner Aufstellung im zweckmäßigsten Verhältnis zur deutlichen Sonorität der Gesamtwirkung mit den

Sängern der Scene getragen, erreichte unser Orchester eine Schönheit und Geistigkeit des Vortrags, welche von jedem Anhörer unserer Aufführungen auf das Schmerzlichste vermißt werden, sobald er in den prunkenden Operntheatern unserer Großstädte wieder der Wirkung der rohen Anordnungen für die dort gewöhnte Orchesterverwertung sich ausgesetzt fühlt." Wenn auch heute das Auge des Meisters und sein elektrisierender Stab diese Künstlerschar nicht mehr leitet, sein Geist weilt lebendig unter ihnen und das ehrende Lob bleibt bestehen.

Einige Bemerkungen über die Inscenierung und die Aufführung am 5. August. Wie sehr Wagner im Einklang mit seinen sonstigen großen Reformen, die Scene im weitesten Sinne, die Kostüme und Dekorationen befreit vom traditionellen Opernprunk und möglichst einfach und naturgetreu hergestellt*) wissen wollte, geht ebenfalls aus der oben citierten Schrift hervor: „Sobald es sich um die Erfindung eines Kostüms der Blumenzaubermädchen Klingsors handelte, trafen wir hierfür nur auf Vorlagen aus Ballet und Maskerade: namentlich die jetzt so beliebten Hofmaskenfeste hatten unsere talentvollsten Künstler zu einer gewissen konventionellen Üppigkeit im Arrangement von Trachten verführt, deren Verwendung zu unserm Zwecke, der nur im Sinne einer idealen Natürlichkeit zu erreichen war, sich durchaus untauglich erwies. Diese Kostüme mußten in Übereinstimmung mit dem Zaubergarten Klingsors selbst befunden werden, und nach vielen Versuchen mußte es uns erst geglückt erscheinen, des richtigen Motives für diese Blumenmächtigkeit uns zu versichern, welche uns die Erscheinung lebender weiblicher Wesen ermöglichen sollte, die dieser zaubergewaltigen Flora wiederum wie natürlich entwachsen zu sein schienen. Mit zweien jener Blumenkelche, welche in üppiger Größe den Garten schmückten, hatten wir das Gewand des Zaubermädchens hergestellt, das nun, galt es seinen Schmuck zu vollenden, nur eine der buntbauchigen Blumen, wie sie rings her zerstreut anzutreffen waren, in kindischer Hast sich auf den Kopf zu stülpen hatte, um uns, jeder Opern-Ballet-Konvention vergessend, als das zu genügen, was hier einzig dargestellt werden sollte."

„Waren wir durchaus beflissen, dem idealen Gralstempel die höchste feierliche Würde zu geben und konnten wir das Vorbild hierfür nur den edelsten Denkmälern der christlichen Baukunst entnehmen, so lag es uns wiederum daran, die Tracht dieses Gehäuses eines göttlichsten Heiligtums keineswegs auf die Tracht der Gralsritter selbst übertragen zu wissen: eine edle klosterritterliche Einfachheit bekleidete die Gestalten mit malerischer Feierlichkeit, doch menschlich anmutend. Die Bedeutung des Königs dieser Ritterschaft suchten wir in dem ursprünglichen Sinne des Wortes „König", als des Hauptes des Geschlechts, welches hier das zur Hut des Grals auserwählte war: durch nichts hatte er sich von den andern Rittern zu unterscheiden als durch die mystische Wichtigkeit der ihm allein vorbehaltenen, erhabenen Funktion, sowie durch sein weithin unverstandenes Leiden."

„Für das Leichenbegängnis des Urkönigs Titurel hatte man uns einen pomphaften Katafalk mit darüber hängender schwarzer Sammet-Draperie vorgeschlagen, die Leiche selbst aber in kostbarem Prunkgewand mit Krone und Stab, ungefähr so wie uns öfter schon der König von Thule bei seinem letzten Trunke vorgestellt worden war. Wir überließen diesen grandiosen Effekt einer zukünftigen Oper und verblieben bei unserem durchgehends eingehaltenen Prinzipe einer weihevollen Einfachheit."

---

*) Gerade in diesem Punkte bezichtigen ihn seine oberflächlichen Gegner, stille oder offene Teilhaber der Weltfirma Beckmesser u. Co., des Gegenteils, einer Vorliebe für übertriebenen Pomp der Dekorationen und Maschinerien, für raffinierte Verschwendung der Kostüme ꝛc.

Um aus der Fülle der Bühnenbilder zwei gegensätzliche herauszugreifen, welche dauernd in der Phantasie haften bleiben: Klingsors Zauberblumengarten und die sanftanstelgende Blumenaue in freier anmutiger Frühlingsgegend. Hier die sirenenhaften Lockrufe der brünstigen Blumenmädchen, die schwüle Glut, welche diesen tropisch üppigen Wunderblumen entduftet, das Haupt des Jünglings süchtig umrankend, die Sinne zum schwachen Vergessen betäubend. Dort am quelldurchrieselten Waldessaum die milden Klänge des Charfreitagszaubers, der taufrische Geruch der unschuldigen Wiesenblumen vor der Einsiedlerhütte des christlichen Gralsritters Gurnemanz. Welch genialer Zug des Meisters, den tiefen Wesenskontrast zwischen heidnisch-zaubrischer Sinnenlust und christlich-natürlicher Einfachheit auf die farbigen Kinder der Natur, die Blumen zu übertragen!

Parsifal. (III. Aufzug.)

(Wendet sich um und blickt mit sanftem Entzücken auf Wald und Wiese.)

Wie dünkt mich doch die Aue heut' so schön' —
Wohl traf ich Wunderblumen an,
die bis zum Haupte flüchtig mich umrankten;
doch sah ich nie so mild und zart
die Halmen, Blüten und Blumen,
noch duftete All' so kindisch bald
und sprach so lieblich traut zu mir. —

Die Freude, welche ich empfand, als der ursprünglich angekündigte Monsieur v. Dyck-Parsifal durch Willy Birrenkoven ersetzt wurde, mäßigte sich sehr bald. Die Stimme des Hamburger „Heldentenors" entbehrt der für Bayreuth unerläßlichen Größe und Rundung; das Spiel ist zu akademisch; vor allem aber ist seine Gestalt sehr störend, weil für den idealen Heldenjüngling, den man sich doch viel eher als magern durchgeistigten Grübler vorstellt, zu auseinandergegangen, von zu positiver Körperlichkeit. Man kommt eben über die traurige Thatsache nicht hinweg, daß Bayreuth dieses Jahr keinen Tenor besitzt. —

Desto vollendeter war wieder Frau Brema als Kundry. Und dazu trat sie an jenem Tage zum ersten Male als Kundry vor die in Bayreuth versammelte musikalische Welt. Bei der feinen Ausarbeitung dieses dämonischen Weibercharakters, bei der Sicherheit des unbändig leidenschaftlichen Spieles, bei der Größe der rein musikalischen und deklamatorischen Wiedergabe, deren eminente Schwierigkeit wohl die wenigsten ahnen, war ich der festen Meinung, dies alles beruhe auf einem durch langjährige Darstellung der Rolle gesammelten Erfahrungsschatze. Und dabei hatte sie noch mit Kabalen und Intriguen freundnachbarlicher Schwestern in Apoll zu kämpfen. Ihre liebe Kollegin Rosa Sucher, welche in den fünf vorausgegangenen Aufführungen bewiesen hatte, daß ihr künstlerischer Stern im rapiden Erlöschen begriffen sei, hatte auf alle mögliche Weise zu verhindern gesucht, daß Frau Brema in dieser Rolle nach ihr auftrete. Sie mochte ahnen, daß das ihr Todesstoß werden würde. Doch der Wille Frau Kosimas und Kapellmeister Levis, welcher sich rühmen darf, die geniale Engländerin entdeckt zu haben, war mächtiger als sie. Frau Brema studierte in vierzehn Tagen die Kundry-Partie am Klavier ein, sang vor Levi in München Probe, erhielt dank Frau Suchers Bemühungen in Bayreuth nur eine einzige Orchesterprobe bewilligt, und sang am Abend siegreich auf der ganzen Linie. Mit dem Kundrysieg hat sie die Fähigkeit bewiesen, die schwierigsten Wagnerschen Frauengestalten musikalisch und dichterisch nachzuschaffen. Ihr Stimmumfang ist riesig; das Organ in allen Lagen von gleicher Stärke und gleichem Adel der Tongebung. Wenn sie im zweiten Aufzug in höchster Ekstase den furchtbaren Seelenschrei: ich sah ihn und lachte! lachte!

ausstößt (nebenbei ein musikalischer Riesensprung vom zweigestrichenen h bis zum eingestrichenen cis hinunter), da faßt uns Grausen ob des Geschickes dieses weiblichen Ahasvers, ob der Qual des verfluchten Lachens, welches sie packt, so oft ihr ein Sünder in die Arme sinkt. — Die Bahn liegt jetzt strahlend offen vor ihren Füßen. Eine stolze Bahn! Die Welt wird noch viel von dieser genialen Frau hören. —

Man mag daheim mit noch so heißem Bemühen die schwarzen Hieroglyphen in Klavier-Auszug oder Partitur studiert haben, das volle Verständnis erwächst uns erst durch die hinreißende Schönheit der orchestralen Tonsprache, durch die Deutlichkeit, womit das contrapunktische Stimmgewebe entwirrt wird. So z. B. im Vorspiel zum dritten Aufzuge, wo uns das rhythmisch wild zerrissene und harmonisch entstellte Thorenmotiv so bekannt und doch so fremdartig entgegentönt, wie wenn zuckende tückische Lichter dem Wanderer in pfadloser Irre zwischen Sümpfen und Dorngestrüpp entgegenflimmerten, da machte mich das tönende Leben des Orchesters zum ersten Male „welthellsichtig" und ich erkannte, daß dies zerrissene atemlose Thorenmotiv die musikalische Illustration des in Erfüllung gegangenen Fluches Kundrys ist, den sie mit dämonischer Kraft als letztwillige Äußerung des bösen Teils in ihr ausgestoßen, als Parsifal seiner Erlösermission gewiß die Lüsterne voll heiligen Zorns zurückweist.

Kundry:

Und flöh'st du von hier, und fändest
alle Wege der Welt,
den Weg, den du suchst,
dess Pfade sollst du nicht finden!
Denn Pfad und Wege,
die mir dich entführen,
so verwünsch' ich sie dir:
Irre! Irre, —
mir so vertraut —
dich weih' ich ihm zum Geleit!

Was die als großer Operneffekt von bewußter Beckmesserfirma verschrienen Gralsglocken in c, g, a, e betrifft, so wirken sie thatsächlich gar nicht aufdringlicher, denn ein Tamtam im modernen Orchester. Ihre tiefen vollen Schallwellen vermischen sich höchst harmonisch mit den Instrumentaldässen und dienen nur zur Verstärkung derselben. So erhöhen sie in unauffälligster Weise den feierlichsten Eindruck der Abendmahlsmusik.

Als musikalisch-dramatische Höhepunkte, deren die menschliche Psyche in höhere Schwingungen versetzende Kraft freilich nur durch die harmonische Vereinigung der Schwesterkünste zur vollen Geltung kommen kann, muß ich noch das Beschwörungsmotiv Klingsors erwähnen; die phantastisch aufzüngelnden Violinfiguren, wovon die Tuben und Posaunen in der Tiefe die melodischen Grundelemente losschmettern lassen.

Endlich die Peripetie des Dramas, am Schluß des II. Aufzugs: „Klingsor schleudert auf Parsifal den Speer, welcher über dessen Haupte schweben bleibt. Parsifal erfaßt den Speer mit der Hand und schwingt ihn langsam im Zeichen des Kreuzes. Wie durch ein Erdbeben versinkt das Schloß; der Garten ist schnell zu einer Einöde verdorrt; verwelkte Blumen verstreuen sich auf dem Boden. Kundry ist schreiend zusammengesunken." Hier schwingt der Pendel der Tonsprache vom Erhabenen zum Erhabensten. Der Grundcharakter der Musik ist naturgemäß durchaus diatonisch. Die Grundlage derselben bildet das Gralsmotiv im lichten D-dur. Wie eine Siegesgloriade schwebt über diesem strahlenden emporsteigenden Wunderbau das ekstatische Tremolo der Geigen im hohen d, g und c, je nach der harmonischen Basis, bis der furchtbare Donnerschlag des einstürzenden Schlosses, ein kolossaler C-dur-

Akkord in der Quintlage und stärkster Instrumentation auf dem tiefen fis (!) aufgebaut wie die berstenden Tubenstöße des jüngsten Gerichts allem Bestehenden ein Ende macht. — Es ist litterarischer Usus, über ein Kunstwerk, das man besprochen, ein Gesamturteil zu fällen. Selbst wenn ich dies wollte — die Sprache müßte mir versagen. Darum schweig ich still und überlasse das berufenen Federn. Aber eins möcht' ich rufen, immer lauter rufen, daß es durch des Vaterlandes Gauen wiederhallt: Geht hin, ihr Deutschen, erfüllt wenigstens nachträglich diese Ehrenpflicht dem größten Sohne eures Volkes! Geht hin gen Bayreuth und schaut das Nationalheiligtum deutscher Kunst mit eigenen Augen!

IV. Hautgôut international.

Jawohl! — „geht hin, ihr Deutschen!" — Sie gehen aber nicht hin. Der brave reichsdeutsche Bürgersmann geht bekanntlich mit größter Regelmäßigkeit zu allen Schützen-, Sänger-, Kegel- und Turnfesten, zu Manövern und verwandten militaristischen Spielereien. Dazu hat er stets Muße und Kleingeld genug. Aber zu einem Bühnenweihfestspiel? — dabei giebt's ja nichts zu trinken! — Ich will nun nicht sagen, daß ich diese vergnügungssüchtigen Volkselemente in Bayreuth gerade vermißte; aber unter diesen Tausenden sind doch gewiß Hunderte, welche ernstes Wollen, einigermaßen Verständnis und vor allem ein unbefangenes, empfängliches Herz für die Schönheiten der dramatischen Kunst Wagners mitbringen könnten. Man wende nicht den Kostenpunkt ein! Allerdings ist heute noch der Eintritt in den Gralstempel mit erheblichen Opfern verbunden, aber etwas Überlegung muß lehren, daß jene niedrigen Volksfeste teurer zu stehen kommen, ganz abgesehen von den idealen Gütern, die man in Bayreuth eintauscht.

Es ist eine jedes wahrhaft deutsch fühlende Herz sehr betrübende Thatsache, daß im deutschen Olympia das fremdländische Wesen sich unangenehm breit macht, daß der Fremdenkult in unglaublicher Weise blüht. An der Hand der letzten Fremdenliste stellte ich eine kleine Nationalitätenstatistik auf. Danach kam auf sechs Ausländer ein Deutscher! Was würde Hans Sachs da wieder sagen?

Ein babylonisches Sprachengewirr!*) Vom bärtigen Moskowiter bis zum gelben Iberer, vom schnellsprechenden Schweden zum seztragenden Moslemiten! Am stärksten vertreten sind natürlich die plattfüßigen, tabakkauenden Insulaner! Ich mußte sehr lebhaft an Heines „steifbritische Gesichter mit ihrer pöbelhaft roten Gesundheit" und an seine „englische Schönheiten, die Plumpuddings mit Rosinenaugen, Rostbeefbusen festoniert mit weißen Merrettig-Streifen" denken. Ein stickig parfümierter Dunstschwall schwebte über diesem Gewoge von dummstolz blasierten Amerikanern, die den Tag über Schlagball spielen und dann Abends mit dem Ballnetz ins Theater rennen und dann vergeblich warten, ob nicht bald eine schöne Koloratur, ein Triller auf dem hohen A kommt; von patschouliduftenden, frouffouknisternden Französinnen, von Gigerln unbestimmter Nationalität mit Armbändern und schneeweißen Gamaschen; von dicken Jüdinnen mit Schminke und Diamanten bedeckt. Kurzum eine höchst distinguierte „Gesellschaftscrême", welcher Standesdünkel, Halbbildung, Geistesarmut, Herzensroheit und der allzu intime Verkehr mit dem alleinseligmachenden Gelde einen deutlichen Stempel aufgedrückt hatte.

Alle fünf Minuten sieht man aber doch ein ehrliches deutsches Gesicht, einen rotbäckigen, nichtbehandschuhten Stammesgenossen leuchtenden Auges, im Geiste nachschauend, oder eifrig im Textbuch studierend. Ich armer deutscher Musiker kam mir recht einsam vor, als ich, um mein kritisches Wissen zu beruhigen, mich auf wenige

*) Scene: in der Zwischenpause auf der großen Terrasse vor dem Theater.

Minuten in diesem „internationalen Hautgoût“ bewegte. Bald kam infolge der verschiedenen Parfüms, womit sich diese Menschensorte zu umgeben liebt, Ekel und heftiger Brechreiz über mich. Ich floh in den einsamen Kiefernwald hinter dem Theater, welcher die schöne Fortsetzung des Festspielhügels bildet, und atmete in vollen Zügen ein Naturparfüm, gemischt aus Baumharz, Erika- und Tannennadelduft. —

Diese Internationalität wäre nun ja recht schön, wenn ihr die Deutschen die Wage zu halten vermöchten, und dann, wenn die Leutchen wirklich etwas von dem tiefen Gehalt dieser aus urdeutschem Gelste geborenen Dramen verstünden. Einzelne Beobachtungen lassen mich sehr daran zweifeln.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß leider auch *hinter den Coulissen* vieles faul ist. Vor allem die *Günstlingswirtschaft* der allmächtigen Frau Kosima Wagner. Dieses Konnexionsunwesen erstreckt sich vom ersten Kapellmeister bis zum letzten Statisten. Nur wer nach der oft sehr launischen, bizarren, ja unkünstlerischen Pfeife dieser Frau tanzt, darf mitthun. Wen sie aber einmal protegiert, den weiß sie vor jedermann, selbst vor den Unbilden einer allzu fre—ien Kritik zu schützen. Ihre autokratischen Gelüste gehen soweit, daß so manche selbstdenkende Künstlerindividualität nach den ersten Bühnenproben, welche von Frau Wagner stets geleitet werden, Bayreuth, Unmutstränen in den Augen, den Rücken gewendet hat, weil ihr die scholarischen Vorschriften der Frau Kosima, welche sich auf jede Handbewegung, jedes Augenblinzeln erstrecken und womit sie im Geiste ihres Mannes zu handeln vorgiebt, zu viel wurden. In welch' unkünstlerischer Weise der „gute Stern von Bayreuth“ oft die Chorsänger und Statisten drillen läßt, davon legt das *paarweise, taktmäßige Marschieren großer Gruppenaufzüge* in „Lohengrin“ und „Parsifal“ ein dröhnendes Zeugnis ab. Man fühlt sich auf des Deutschen liebsten Spielplatz, den Kasernenhof, versetzt und unwillkürlich sucht das Auge den: Links, rechts! kommandierenden Unteroffizier.

Daß gewisse Sänger von großem Bayreuther-Ruf also ebenso großer Kosimakonnexion sich überdies die Zukunftskritik durch gewisse Mittel erkaufen, deutete ich schon an. Diese Mittel sind ganz angenehmer Natur für die Herren Recensenten und Musik-Referenten der internationalen Presse. Man munkelt viel von gastfreien, jedermann offenen Sängervillen mit allnächtlicher Spielbank, Champagnerorgien u. s. w. „Schmutz — Schmutz — Schmutz! Was mich aber im Innersten verletzt hat, — daß Frau Kosima Wagner auf ihren Empfangsabenden (ich weiß den englischen High-life-Ausdruck nicht), wobei natürlich strengste Etikette, Frack- und Bindenzwang herrscht, mit Vorliebe hört, wenn allerseits *französisch parliert wird*! Heiliger Richard Wagner! Welch schreiender Gegensatz zwischen deiner durchs Leben bewiesenen Sinnesart, du deutschester der deutschen Künstler, und der Lebensführung deiner Witwe!

Am frühen Morgen nach der Parsifalaufführung stand ich mit wehmütiger Andacht im Herzen vor der Villa Wahnfried und betrachtete mir den Krauseschen Fries. Die Pforte wird aufgestoßen: ein junger Herr in echt englischem Jokey-Kostüm nimmt dem alten, sich bis zur Erde neigenden Diener die Zügel aus der Hand, schwingt sich auf den scharrenden Fuchs und trabt, mich mit einem vornehm lässigen Blicke musternd, davon. Das war Richard Wagners Sohn *Siegfried*. Neben mir standen Fremde. Trockenen Tons erklärt ihnen eben ihr Führer die allegorische Komposition im Giebelfeld der Villa: „Wotan lauscht als Wanderer der Unterhaltung zweier Raben und berichtet die geheimnisvolle Mitteilung den ihn umgebenden Gestalten; rechts steht die allegorische Gestalt der griechischen Tragödie, links die der Musik mit dem Knaben Siegfried an der Hand, welch' letzterer *Symbol und Zukunft der deutschen Kunst* darstellt.“

Deshalb hatte mich wahrscheinlich der junge Cavalier vorhin so selbstbewußt angeschaut.

V. Perſpektiven.

Die Sorge, daß durch dieſe Mißſtände vor und hinter den Couliſſen der deutſche Geiſt in Bayreuth nicht erkranke, der Herzenswunſch, daß das deutſche Volk dieſen Weihetempel ſeiner Kunſt rein erhalten, nicht zur Mördergrube werden laſſen möge, ließ mich jene Diſſonanzen erwähnen. Wie kann hier für die Zukunft Beſſerung eintreten?

Zwei Vorſchläge ſind es, die ich hiermit der Öffentlichkeit, d. i. den Kreiſen, von deren gutem Willen allein jegliche Reform abhängig iſt, unterbreite, des ohnehin ſchon zu ſtark in Anſpruch genommenen Raumes wegen jedoch nur andeuten kann.

1. Die wichtigern „Rollen“ in den Wagnerſchen Bühnenfeſtſpielen ſollen nur von Sängern deutſcher Zunge übernommen werden, welche die Mutterſprache dialektfrei und rein ſprechen und ſingen können, welche gemäß ihrer allgemeinen und ſpeziell muſikaliſchen Vorbildung befähigt ſind, auch in den Geiſt ihrer Partien einzudringen. Mutatis mutandis gilt dieſes auch von den Vertretern der kleinern Rollen und den Chorſängern.

Zu dieſem Zwecke müſſen ſämtliche deutſche Muſikſchulen und Konſervatorien, den überall verbreiteten Mitgliedern der Beckmeſſerfirma zum Trotz, ihre Pforten der Wagnerſchen Muſik öffnen. Am eheſten geſchieht dies durch Errichtung von „Wagnerſtil-Bildungs-Abteilungen für Solo- und Chorgeſang“. Jeder ſich heranbildende Bühnenſänger muß dieſe Abteilung beſuchen.

2. Um die Beteiligung der Deutſchen an den alljährlichen Feſtſpielen allgemeiner zu geſtalten, um namentlich den geiſtig hoch, materiell alſo ſchlecht ſtehenden Kreiſen der Künſtler, Schriftſteller und Lehrer den regelmäßigen Beſuch zu erleichtern (die jetzt durch die Gunſt des Verwaltungsrates zur Verteilung kommenden Stipendien reichen bei weitem nicht aus) giebt es nur ein Mittel: Ermäßigung des Eintrittspreiſes von 20 Mark auf beiſpielsweiſe 3 Mark für jede Aufführung. Vertrieb der Billette in allen deutſchen Hauptſtädten. Die Eiſenbahndirektionen befördern die Feſtgäſte (wie nach Tuntenhauſen zum Schützenfeſt und zum Kegelkongreß nach „Schlempenſett“) nach Bayreuth zu halben Preiſen. Die Vertreter der großen Partien erklären es für eine Ehre in Bayreuth zu ſingen (wie es jetzt erfreulicherweiſe ſchon bei Einzelnen der Fall iſt) und verzichten auf jedes Honorar. Der Nachweis in Bayreuth geſungen zu haben, öffnet ihnen bei jeder Theaterleitung Thür und Thor. Das wäre im Sinne des großen Olympiers gehandelt! Dann hätten wir erſt in Wahrheit ein deutſches Olympia.

Kritik.

Romane und Novellen.

Joſef Ruederer: Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers. (München, Dr. E. Albert u. Co. Separat-Konto.)

Als vor zwei Jahren die „Ballonmütze“ Ruederers Erſtling „Geopfert“ beſprach und neben ſchwerem Tadel mit hohem Lobe nicht kargte, da ſchüttelten hochwohlweiſe Herrn die Köpfe ob dieſer ſeltſamen Grille des geheimnisvollen und grillenreichen Kritikers. Aber der Mann hat recht behalten; das vorliegende Buch zeigt Ruederer als eine reſpektable dichteriſche Kraft — freilich nicht als eine modiſche Größe. Was er bringt, iſt geſunde Koſt, die zartbeſaiteten Nerven-

haben nicht behagen wird. Herrgott, es ist darin kaum von Nerven die Rede, und die psychologischen Kunststückchen fehlen. Dafür wachsen die Gestalten um so lebensvoller vor unsern Augen, und mir will scheinen, daß diese einfache Kunst auf sicherern Füßen steht, als die der modernen Hochsaison. Vor allem schon, weil sie ihr Publikum hat, da sie aus dem Volke herausgewachsen ist. Das Buch ist nationai. Nicht in dem Sinne, daß ein dutzendmai „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen wird. Deshalb, weil es wieder einmal den Kampf einer ehrlichen deutschen Natur darstellt mit der Macht, die jenseits der Berge ihre Wurzeln hat. Das gibt eine Grundstimmung ab, die geradgewachsne Seelen in ihren Bann ziehn muß. Der Kampf, den der verrückte Lehrer kämpft, ist nicht politisch, trotzdem auch die Seite nicht fehlt; es stehen sich zwei Welten gegenüber, die eigenkräftige deutsche Natur, die ihr Recht fordert, und die fremdbürtige kirchliche Macht, die in deutschem Fühlen immer den Erzfeind sehn muß. Es kämpft nicht Aufklärung gegen Kirche; der verrückte Lehrer ist kirchlich fromm; nicht Liberalismus gegen Ultramontanismus; sondern die deutsche Natur gegen den importierten Geist und sein Gefolge. Das ist der Hauptvorzug der Ruedererschen Erzählung in stofflicher Beziehung: die Weite des Gesichtspunkts in beschränktem Rahmen.

In nationaler Eigenart beruht auch die Stärke von Augusi Strindbergs Roman: Die Hemsöer. (Berlin, Paul List.) Von Dorfgeschichten lassen sich diesem Buche nur die Schweizer Dorfgeschichten an die Seite stellen, an brutaler Kraft rivalisiert es mit Zolas „Mutter Erde". Es ist das klassische Meisterwerk des schwedischen Nationalismus.

Heinrich Mann: In einer Familie. Roman. München, Dr. E. Albert u. Co. Separat-Konto. Das Buch ist Paul Bourget gewidmet und ganz in seiner Art gehalten. Nur daß ihm die Eleganz des Franzosen fehlt. Es ist fein gearbeitet, aber die psychologische Kleinkrämerei erdrückt eine starke kräftige Wirkung. Es wird so viel um die Handlungen und Entschlüsse der Personen herumgeredet, daß ein künstlerischer Genuß kaum aufkommen kann. Außerdem hapert es mit der psychologischen Begründung gerade in einem Hauptmomente, da wo die Gattin den Mann, der mit der Stiefmutter Ehebruch getrieben, nicht verlassen will.

Ein eigentümliches Buch ist Pastor Mors, Eine seltsame Geschichte von Karl Gjellerup. (Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. Preis: 2 Mk.) Ein Professor der Theologie hat eben ein Buch über die Unsterblichkeit vollendet. Da läßt sich Pastor Mors melden, der Sensenmann in neuer Verkleidung. Im Gespräch macht er den Professor irre an allem, was er geschrieben. Es ist eminent feine Arbeit, wie wir im Verlauf der Unterhaltung zugleich den Inhalt des Unsterblichkeitsbuchs kennen lernen und mit erleben, wie der Professor Punkt für Punkt seine Positionen räumt, um endlich den ganzen Schmöker zu vernichten. Dann aber setzt er sich hin und schreibt ein neues Werk — hochorthodox, starr am Buchstaben der Schrift hängen bleibend, er hat gemerkt, auf welche Abwege selbständiges Denken führt. Es ist vielleicht die beste Arbeit, die der dänische-deutsche Dichter bis jetzt veröffentlicht hat.

Ins Gebiet des Lächerlichen gehört die Novelle: Ewige Krankheiten von Gustav Steinbrecht. (Berlin, Eduard Rentzel.) Kindlich in seiner nationalökonomischen Weisheit hat der Verfasser keine Ahnung von künstlerischer Gestaltung. Aber er verdient einen Orden als Stütze des Staates.

Reine Unterhaltungslektüre sind Manuel Schnitzer: Käthe und ich, Erlebnisse aus junger Ehe (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft) und George R. Sims: Erinnerungen einer Schwiegermutter (Engelhorns Romanbibliothek X, 17. 18). Hier herrscht possenhafter Humor, beim Deutschen etwas feiner

als bei dem Engländer. Ohne künstlerischen Wert, sind beide Bücher wenigstens amüsante Lektüre und werden ihre Leser finden.

Kaum mehr litterarischen Wert besitzt das neueste Werk von Johannes Trojan: Das Wustrower Königsschießen und andre Humoresken. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Auch Trojan hat ja sein Publikum, und das nette kleine Buch wird schon seinen Weg machen, ob nun die Kritik ja und amen dazu sagt, oder nicht.

Aus Ludwig Anzengrubers Nachlaß sind herausgegeben: Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). Ein stattlicher Band, der neben einigen recht oberflächlichen Sachen vieles Anzengruber würdiges enthält. Obenan stehn die humoristischen Sachen (z. B. „Im Dienste der Wissenschaft", „Die Vorangegangenen und die Dahintergebliebenen"). Jeder Verehrer Anzengrubers wird den Band gern seiner Bibliothek einverleiben.

G. Morgenstern.

Gust. Andr. Ressel: Wiener Vorstadtgeschichten. Mit einem Vorwort von Adam Müller-Guttenbrunn. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Bücher mit einem Vorwort? — Ich habe so ein gewisses, erfahrungentstammtes Mißtrauen dagegen. Man weiß ja, wie derlei oft zustande kommt, wenn auch der Vorwortschreiber gewöhnlich einen berühmten Namen hat. Es giebt eben Verhältnisse u. s. w. Umsomehr freute es mich, als ich in Ressels Vorstadtgeschichten ein Buch fand, das ein Vorwort von dem tapferen Müller-Guttenbrunn redlich verdient. Ressel reiht sich mit seinen Sittenbildern aus dem Wiener Leben Schlögl, Pötzl und Chiavacci würdig an, wobei er mit ersterem die meiste Verwandtschaft zeigt, indem er mit beißender Satire das hervorsucht, woran das Wienertum unbedingt zugrunde gehen muß. Wo aber Schlögl polternd dreinfuhr, da lächelt Ressel nur spöttisch; wenn jener oft sagte: „So sollt ihr sein!" so sagt dieser nur: „So seid ihr!" Wer von beiden den meisten Einfluß ausüben wird? Ich glaube keiner. Denn was ein echter Wiener fühlt in den von Ressel geschilderten Kreisen, läßt sich überhaupt nicht bessern, weil er prinzipiell alles besser weiß. Als Unparteiischer muß man aber an dem auch seine helle Freude haben. Es sind besonders die mittleren Schichten der Bevölkerung Wiens, die Bürgerfamilien, aus denen sich Ressel seine Gestalten holt. Hie und da greift er wohl auch etwas tiefer hinab. Immer sind es aber wirkliche Menschen, solche, denen wir hundertmal begegnen, die wir gut kennen. So z. B. die „Frauen vom Grund" mit ihrem tödlichen Grundsatz: „Die Männer haben ihr Vergnügen im Geschäft, wir wollen auch eins haben!" und darnach verprassen, was die Männer mühsam verdienten: die „Kleingewerbetreibenden", die den selbstverschuldeten Ruin den „Juden" aufhalsen; die famosen Hausherrnsöhnchen, die bei allem noblen und unnobien Sport das Geld der Väter in die Luft schlagen: die Bierbank- und Tarokphilister; die im Heurigentrubel für alles Edlere abgestumpften „Gaudibrüder" u. s. w.

Wer ein Stück Wiener Lebens kennen lernen will, dem kann ich nur raten, sich für 3 Mark Ressels Buch zu kaufen.

Karl Bienenstein.

Lyrik.

Neue Gedichte von Arthur Pfungst. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) — Arthur Pfungst nimmt unter den modernen Lyrikern eine eigenartige Stelle ein. Er singt nicht von Lenz und Liebe, den Ur- und Grundthemen aller Liederdichter, durch seine Verse brausen keine Stürme der Leidenschaft, ja man findet kaum ein eigentliches, subjektiv geschautes Stimmungsbild in seinen Gedichtbüchern. Was Pfungst in seinen Gedichten anstrebt, ist vor allem die Herausarbeitung und poetische Gestaltung eines philosophischen Gedankens, einer Lebenswahrheit, eines alten Weisheitsspruches. Das ver-

leiht seiner Lyrik etwas Sprödes, Kühles, fast Orientalisch-Quietistisches, das natürlich nicht nach jedermanns Geschmack ist. Es soll aber selbst in unserer wildbewegten Zeit immer noch Leute geben, die das Glück haben, wenigstens zu Zeiten und auf Stunden oder Augenblicke abseits gehen und ihren eigenen Gedanken über Gott und die Welt nachhängen zu können. Solchen einsamen Wanderern werden Pfungsts Gedichte treue Begleiter sein auf ihren Pfaden, und um so mehr, als eben doch — trotz aller Ruhe und Beschaulichkeit — ein echt moderner Zug durch alle Verse des Dichters geht: die Erlösungssehnsucht. Als typische Probe sei hier das Gedicht „Der alte Ruf" wörtlich angeführt:

Rauh und ahn' Erbarmen ziehn die Zeiten,
Und die Menschen, die so groß sich wähnen,
Die vom Leid gebeugt durchs Leben schreiten,
Mit dem Schicksal hadernd unter Thränen,
Denken oft zurück in ihrer Pein;
Denken jener Worte, die erklangen
Überall, wo Menschen blutig rangen:
Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein.

Jenes Glück, das einst der Menschheit blühte,
Wie die alten Schriften uns erzählten
— Ach! es ward ja längst zur schönen Mythe' —
Und ich denk der Menschen, die sich quälten,
Finstern Mächten ihren Dienst zu weih'n,
Und mir ist, als hörte ich sie rufen,
Knieend auf den kalten Tempelstufen:
Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein.

Wohl sind die Jahrtausende entflohn,
Und Geschlechter still hinabgestiegen,
Wohl ist längst zerstört der Götter Thron,
Doch die Menschen noch im Staube liegen.
Und ich hör' sie laut und lauter schrein:
Zeiget uns in unsrer Nacht ein Licht,
Das verheißend aus den Wolken bricht —
Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein.

Diesen Trost und Leitstern, der die Menschen aus der Nacht zum Lichte führen soll, erblickt Arthur Pfungst in der Erlösungs- und Entsagungslehre Gautama Buddhas. Auch diesen Zug teilt er mit vielen Modernen. Ob uns aber die „große Entsagung" aus unseren sozialen Nöten erretten und eine neue Kultur heraufführen wird, wer könnte das sagen? Mir will es nicht eben wahrscheinlich dünken, denn aller Kulturfortschritt beruhte bis heute auf Arbeit, nicht auf Beschaulichkeit, auf fröhlichem Männerkampf, nicht auf weibischer Entsagung. Aber die abgehetzte, müde gearbeitete Menschheit sehnt sich nach einem Ruhepunkt, sie sucht Ersatz für ihre alten verblaßten Götter, — und da mag denn der Dichter manchem aus der Seele sprechen, wenn er singt: „Wer uns Trost bringt, soll willkommen sein." H. M.

Zeit-Sonette von Theodor Maurer. (Worms, H. Kraeutersche Buchhandlung, Julius Stern.)

Ja, wenn brave Gesinnung und guter Wille zum Dichter machten! Aber es geht denn doch nicht, dem Reim zuliebe die deutsche Sprache zu mißhandeln. S. 9: „Ach, ihr Mut, Ist's Wunder, er in solchem Sturme wanke?" Daß der sterbende Kaiser Friedrich die Hand seiner Gemahlin in die Bismarcks legt, wird in demselben Gedichte folgendermaßen erzählt:

„In eine Eisenhand, trotz Götzens weiland,
Legend die ihre, beiden er vermacht:
Mein Friede mit euch, wenn ich nicht mehr bin!"

So geht es von Seite zu Seite, von Gedicht zu Gedicht. Wer nicht Verse machen kann, soll, was er auf dem Herzen hat, in Prosa sagen.

Gedichte von Robert Kothe. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Kothe wird es leicht, einen Vers zu schmieden, und er ist ein lustiger Geselle, der nicht gern mit seiner Habe geizt: er wirft mit vollen Händen dem armen Leser zu, ohne sich viel zu kümmern, ob die Gedichte einander wert sind. Ein alter Ton steht neben einem frischen; und so wie sich der Dichter jetzt präsentiert, ist's am besten, mit dem Urteil zurückzuhalten. G. Morgenstern.

Dramen.

Lassaline. Schauspiel in drei Akten von G. Bolle. (Berlin W., F. Fontane & Co.)

In die Familie des Schuhmachermeisters und Sozialdemokraten Berg zieht das Glück

ein. Der älteste Sohn kommt heim als reicher Mann. Die Familie schwimmt plötzlich in Überfluß. Da zeigt es sich denn, daß die guten Leute das Glück nicht vertragen können. Vater Berg wird ein eitler Geck, der seiner Frau schließlich gar mit einer hübschen Person durchbrennen will. Seine Frau läßt sich mit einem sozialdemokratischen Agitator ein, der sich von den Blutgroschen der Arbeiter eine Villa baut. Nur Lassaline, die Tochter des Agitators, und der jüngre Sohn Bergs bleiben seuchenfrei. Dafür wenden sie sich auch von der sozialdemokratischen Partei ab; denn sie sehn nicht die Zukunftsmenschen, die des Zukunftsstaates würdig wären. Die Tendenz ist etwas plump aufgetragen. Das würde hingehn, wenn die Handlung nicht ebenso plump gefügt wäre. Und nun die Form, die Sprache. Der Aktenstaub liegt fingerdick darüber. Da sagt z. B. der Agitator: „Der Zukunftsstaat steckt aller Welt im Kopfe. Unsre vornehmen Herrn warten nur noch, daß wir jedem derselben (!) ein Dutzend Ballettänzerinnen konzedieren." Ein liebestoller junger Mann, der seiner Paula in der Laube den Schuh anzieht, spricht folgendermaßen: „Es kommt niemand. Die Laube verdeckt uns den Blicken solcher, die etwa nahen sollten. Darum, Paula, gönne mir das Glück, Dein Kammerkätzchen zu sein." Paula antwortet gütig: „So sei's." Als dann Karichen fertig ist, „hebt er seinen Mund nach ihr" und sagt: „Paula, meine Lippen verlangen nach den Deinigen." — — — — — — — — — —

Georg Jenatsch, Trauerspiel in fünf Akten von Rudolf Balm. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.) — Eine in dramatische Form gegoßne Chronik. Also weder Chronik noch Drama, weder Geschichte noch Poesie.

Zwei Dramen aus der Schweizer Geschichte bringt Frau M. Bach-Geipke: Wieland und Julia. Drama in vier Akten, 2. Aufl., und Arsent. Drama in fünf Akten. (Glarus, Verlagshandlung Vogel.) — Zwei Jambenstücke, die merkwürdigerweise nicht 100 Jahre alt sind. Ich will nur eine Stelle aus dem ersten Drama anführen, die zur Charakterisierung der dichterischen Kraft genügen mag. Wieland macht der Schwester seiner Verlobten eine Liebeserklärung. Sie fragt: „Und meine teure Schwester?" Wieland hat daraufhin den köstlichen Blankvers parat: „Hat leider nicht mein Herz ganz ausgefüllt." Nun sage einer, das sei keine Poesie! G. Morgenstern.

Litteraturgeschichte.

Hermann Türck: Die Übereinstimmung von Kuno Fischers und Hermann Türcks Hamlet-Erklärung. —: Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türck'sche Hamlet" in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". (Jena. Fr. Maukes Verlag [A. Schenk].)

Die beiden Schriften haben mit Litteraturgeschichte wenig zu thun. Sie fördern das Verständnis der Hamlettragödie nicht. Türck ficht einen Kampf ums Recht. Er hat seiner Zeit seine bekannten Hamletbroschüren Kuno Fischer übersandt. Dieser hat brieflich sich anerkennend darüber geäußert und in der zweiten Auflage der Schillerschriften aufs klarste Türck benutzt. Nun bespricht Fischer in der „Allgemeinen Zeitung" 1894 Nr. 57, 58, 60 Lönings Hamletbuch und giebt, ohne Türck zu nennen, eine Deutung des Hamletcharakters, die mit der Türck'schen, sagen wir, sich sehr nahe berührt. Von Türck ersucht, nachträglich die Übereinstimmung in der „Allgemeinen Zeitung" bekannt zu geben, veröffentlicht Herr Professor Fischer in Nr. 132 der „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel „Der Türck'sche Hamlet", worin er grimmig allerhand Äußerlichkeiten und Nebensächliches an Türcks Schriften zeigt, die Hauptsache aber kaum berührt. Der Artikel ist lediglich psychologisch interessant. Der zweiten Schrift Türcks hätte es kaum bedurft, um unparteiischen Zu-

schauern klar zu machen, auf welcher Seite sie Stellung zu nehmen haben.

Kultur- und Litteratur-Bilder. Herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. Heft 2. Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. (Neuwied und Leipzig, August Schupp.) — Greinz stellt die stofflichen Berührungen Heinescher Poesie mit dem deutschen Volksliede zusammen. Er bescheidet sich mit dem Sammeln und Registrieren, zur Beurteilung von Heines Schaffen schreitet er nicht vor. Er zeigt nicht, wie Heine sehr oft rein geschäftsmäßig seine Lyrik fabriziert, einen menschlich kleinen Gedanken- und Gefühlsinhalt geschickt aufbauscht, so daß schließlich die Geschichte nach etwas aussieht. Immerhin ist das Buch als Materialsammlung wertvoll.

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Das Buch erzählt eine der trostlosesten Leidensgeschichten, die die deutsche Litteraturgeschichte kennt. Als Nissel Ende 1889 seine Selbstbiographie begann, schrieb er die Worte nieder: „Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben.“ Der 58jährige Mann beklagt, daß er nichts erreicht hat und nichts mehr hofft. Auch die Litteraturgeschichte der Zukunft wird dem Dichter kaum einen hohen Platz anweisen, und wer in großen Zügen die Entwicklung des deutschen Schrifttums im neunzehnten Jahrhundert überblickt, wird kaum je Nissel hervorzuheben haben. Und doch steht man schaudernd vor diesem Buche. Ein Leben, das nur ein langsames Absteigen ist, ohne eigentlichen Höhepunkt. Ein Mann, der einen Beruf ergreift und heilig hält, und niemals darin anerkannt wird; der niemals im Leben resolut zugegriffen hat und niemals beim Glück zu Tisch geladen ist. Auch wer nicht daran glaubt, daß Nissels Werke je große Anerkennung finden werden, kann diesem Lebensbuche die wärmste Teilnahme nicht versagen.

Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forster. Herausgegeben von Albert Leitzmann. (Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung. [Deutsche Litteraturdenkmale. 46/47.])

Leitzmann hat aus den kleineren Aufsätzen des bekannten Reisenden und Politikers acht ausgewählt, die auch für das heutige nichtphilologische Publikum von Interesse sind. So namentlich der Aufsatz über Proselytenmacherei. Nebenbei ist Forster ein glänzender Stilist. Mag die Auswahl dazu beitragen, daß der eine und der andere dem merkwürdigen Manne das Interesse entgegenbringt, das er verdient.

G. Morgenstern.

Vermischte Schriften.

Felix Dubois, Die anarchistische Gefahr. Deutsch von Max Trüdjen. Mit 70 Illustrationen und Dokumenten. (Amsterdam, Aug. Dieckmann.)

Das Buch verdankt, wie der Übersetzer mitteilt, seine Entstehung einer Anregung des „Figaro“. Dies erklärt den eigentümlichen Charakter der Schrift. Sie ist schwach im geschichtlichen Teil und stellt die Entwicklung der anarchistischen Ideen nur oberflächlich und sehr ungenügend dar. Der Wert des Buches liegt in den Angaben über das Leben und Treiben der anarchistischen Gruppen in Paris, ihre Versammlungen und vor allem ihre Presse. Die Angaben des Verfassers machen den Eindruck der Glaubwürdigkeit, und die beigegebenen Dokumente geben dem Werke einen hohen Wert. Besonders interessant sind die aus dem Père Peinard reproduzierten Bilder; sie sind teilweise von nicht geringem künstlerischen Werte. Es wird niemand, der sich über die anarchistischen Zustände in Paris unterrichten will, versäumen dürfen, das Buch zu lesen. Die Übersetzung ist offenbar Schnellarbeit. Auf S. 106 steht z. B. zu lesen: „Der dritte, augenblicklich im Gefängnis, ist dem Publi-

kum unbekannt, nichts deſto weniger verdient er alle Andacht“ (!). Bei Gelegenheit einer zweiten Auflage ſollte das Buch ſorgfältig auf ſolche Überſetzungsblüten hin durchgeſehen werden. G. Morgenſtern.

Meine Herren Kollegen! Moment-Aufnahmen einer jungen Schriftſtellerin. (Berlin, Guſtav Pohlmann.)

Die Verfaſſerin iſt alſo jung, laut Vorrede ein paar Jahre älter als zwanzig; denn mit zwanzig Jahren ſtand ſie noch nicht auf der Höhe ihrer jetzigen Einſicht, doch war ſie damals ſchon klüger als mit 15 Jahren. Als ſie nun merkte, daß ſie reif genug geworden, um auf Entdeckungsreiſen auszugehn, hatte ſie den Mut, ein paar Kollegen von der Feder aufzuſuchen, ſie ein paar Minuten anzugucken, vielleicht auch ſich mit ihnen zu unterhalten — und als ſie dann ihre Wanderung, die ſich nicht über Berlin hinaus erſtreckte, vollendet, da hatte ſie natürlich auch ein kleines Heft fertig, das ihr hoffentlich ſoviel einbringt, daß ſie in die Sommerfriſche wandern kann. Was die Verfaſſerin bei ihrer Expedition unter Kollegen geſehn, iſt von ſehr verſchiedner Qualität, und für die eine und die andre Perſon iſt wohl ihr Sehorgan nicht gerade günſtig konſtruiert. Am beſten gelingt ihr ein einfaches Bildchen, wenn ſie ſich ein bißchen moquieren kann ... Ich will nichts verraten. Sie hat dem Braten auch ein Quantum Sauce beigegeben in Geſtalt von allgemeinen Bemerkungen, die über das Perſönliche hinausgehn. Ich will auch darüber nichts verraten, nur ſoviel: ohne Sauce hätte mir der Braten viel beſſer geſchmeckt. Der Himmel aber bewahre uns vor „jungen Schriftſtellerinnen“, die nun, wo die erſte Expedition geglückt, auch auf Entdeckungsreiſen ausgehn. Ballonius.

Geiſteshelden, eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. (Berlin, Ernſt Hofmann & Co.) — Von dieſer bekannten Sammlung ſind drei neue Bände erſchienen. Alois Brandl ſtellt überſichtlich zuſammen, was wir von Shakeſpeare wirklich wiſſen. Es iſt gerade jetzt, wo der Baconunfug wieder floriert, ein nützliches Buch, ein getreuer Führer, auf den man ſich verlaſſen kann. Franz Guntram Schultheiß würdigt den Turnvater Jahn. Begeiſtert für das Lebenswerk ſeines Helden, hält ſich Schultheiß von Überſchätzung der Perſönlichkeit Jahns frei und giebt ein klares und gutes Bild ſeiner Entwicklung. Endlich bringt Max Jähns in Moltkes Lehr- und Wanderjahre den erſten Band einer umfaſſenden Biographie. Er ſchließt mit Moltkes Ernennung zum Chef des Generalſtabes. Ein Urteil wird erſt nach Erſcheinen des zweiten Bandes möglich ſein, der die folgenreichſte Wirkſamkeit Moltkes behandeln wird. ***

Kate Marsden, Reiſe zu den Ausſätzigen in Sibirien. Überſ. von Marie Gräfin zu Erbach-Schönberg. Zweite Auflage. (Leipzig, W. Friedrich.)

Die Verfaſſerin iſt ausgezogen, um den Ausſätzigen in Sibirien Hilfe zu bringen. Die Strapazen, die ſie überwunden, ſind kaum glaublicher Art; das, was ſie geſehen, iſt grauſiger, als man ohnehin erwarten konnte. Man legt das Buch aus der Hand mit einer gewiſſen ehrfürchtigen Scheu vor der Verfaſſerin, die unüberwindlich ſcheinende Schwierigkeiten frohgemut überwand in dem Glauben, von Gott berufen zu ſein. Die Darſtellung iſt nicht glänzend, ſie iſt ſo einfach wie nur möglich. Was hätte ein federgewandter Journaliſt zu Tage gefördert! Kate Marsden verſcherzt große Effekte. Hin und wieder klingt ein eigener Humor an, wie er tiefe Frömmigkeit wohl zu begleiten pflegt. Das Buch iſt vornehm ausgeſtattet und mit einer Reihe von Bildern geſchmückt.

Die neue Kunſt und der „Schaupöbel“. Von einem Mitgliede des „Schaupöbels“. (Dresden, Verlag: Kunſtdruckerei „Union“, Herzog & Schwinge.) — In dieſer vernünftigſten aller Welten halten ſich die, die von einer Sache nichts verſtehn, für am meiſten berufen, den Mund weit

aufzuthun. Der sonderbare Heilige, der die vorliegende Broschüre verbrochen hat, bildet sich etwas darauf ein, zum Schaupöbel zu gehören, der unfähig ist, moderne Kunst zu verstehn und zu würdigen. Lassen wir ihm das Vergnügen, sich an den Pranger zu stellen. Es wird wohl auch ohne ihn weitergehn.

Wilhelm Fischer, Die „Moderne". (Wiesbaden, Jurany und Hensels Nachfolger [Wende & Habermann].)

Der Herr Verfasser gebraucht den Ausdruck „wir Realisten" mit besondrer Vorliebe. Er muß also ganz genau wissen, was moderner Realismus ist. Auf der ersten Seite der Einleitung bittet unser Herr Realist, den modernen Realismus „nicht mit der Unnatur in der Kunst, mit dem Naturalismus zu verwechseln". Herr Wilhelm Fischer, der Realist, bekämpft diesen schrecklichen Naturalismus auf S. 35 „vom künstlerischen und litterarischen Standpunkte" aus. Diese Widerlegung hat folgenden Wortlaut: „und da stelle ich mich entschieden auf die Seite derjenigen, welche ihn der Brutalitäten seines Fühlens und den Stil seiner unkünstlerischen Manirtheit wegen beklagen und verdammen. Im Schmutze wühlen, in der erbärmlichsten Dekadenz Inspirationen suchen, sich brutal, einer brünstigen Bestie gleich instinktiv, krank an geistiger Satyriasis in die dunstige, sexuelle Sphäre begeben, das vermag kein Künstler, das identificiert den, der schreibt mit dem, was er beschreibt, mit seinem Milieu! Dann dieser barocke, lächerliche, unschöne, unkünstlerische Stil, dies jämmerliche Effekthaschen, und oft diese Gemeinheit in Sprache und Form!" Auf S. 37 ist der Realist W. Fischer so gütig, zu erklären: „was wir erreichen werden und wollen, ist, die naturalistische Schule wiederum in den Dienst der Kunst zu stellen, von der sie gegenwärtig leider abirrt." Wie gütig! Wenn nur Herr Fischer ein einziges Mal klipp und klar herausgesagt hätte, was er unter Realismus und Naturalismus versteht! Er bringt Phrasen, Phrasen, nichts als Phrasen. Aber vielleicht ist das Buch für die Realisten vom Schlage Fischers eine Offenbarung — wer weiß? G. Morgenstern.

Französische Litteratur.

Jean Aicard, „Fleur d'abime" (Paris, Flammarion). — Aicard verdankt sein litterarisches Ansehen vornehmlich seinen formvollendeten und leidenschaftsdurchglühten Dichtungen, erst in jüngster Zeit hat sich der geschätzte Dichter, der unter den zeitgenössischen Lyrikern Frankreichs der besten einer ist, auch auf dem Felde des modernen Romans versucht, ohne indessen über das Durchschnittsniveau der landläufigen Produktion wesentlich hinaus zu gelangen. Das vorliegende Werk des Autors bedeutet einen gewaltigen Schritt nach vorwärts auf der Bahn selbständiger Lebensbeobachtung und eigenmächtiger Wahrheitsschilderung. Aicard hat hier das ausgefahrene Gleis, in dem er sich noch in seinem „Ibis bleu" bewegte, ganz und gar verlassen, um mit der Ruhe und der Sicherheit eines Mannes, der weiß, was er will, sein künstlerisches Ziel auf neuem Wege zu erreichen. Solch kühne Art realistischer Charakterzeichnung, wie sie in „Fleur d'abime" hervortritt, durfte man unserem Autor, der bisher stets so zahm und vorsichtig zu Werke zu gehen pflegte, am allerwenigsten zutrauen. Nichts Halbes und Schwankendes stört in diesem Buch, alles ist aus dem Vollen herausgeschöpft, fest gefügt und in sich geschlossen, sowohl hinsichtlich der Technik wie auch der verständigen Auffassung und gewissenhaften psychologischen Arbeit. In Marie Deperrier, der Heldin des Romans, hat Aicard den Typus der heiratswütigen, jungen Dame der modernen Gesellschaft meisterlich gekennzeichnet. Das feingebildete, jungfräulich stolze Mädchen, das sich im Denken und Fühlen so wenig von der lumpigsten Dirne unterscheidet, wenn es seinen Gedanken auch den gehörigen salonfähigen Ausdruck zu geben weiß, ist in Wahrheit ein moralisches

Scheusal, das einzig und allein darauf bedacht ist, eine Partie zu machen, die ihre standesgemäße Versorgung und die Aussicht auf endliche Befriedigung der lange unterdrückten sinnlichen Begierden eröffnet. Mit dem Erreichen dieses Zieles ist auch die Zeit der Tugendheuchelei zu Ende, die sittsame Jungfrau wirft die unbequeme Maske mit Vergnügen beiseite, und der arg betölpelte Gatte wird mit Schrecken gewahr, daß seine Gemahlin zwar physisch untadelig, im übrigen aber ein moralisch verkommenes Geschöpf ist, das die Ehre und das Glück seines Gatten mit cynischem Gleichmut unter die Füße tritt. Ricard hat sich mit seiner „Fleur d'abime" in die vorderste Reihe der modernen französischen Romanschriftsteller gestellt, wir wollen hoffen und wünschen, daß er auf dem Wege, den er hier betreten, rüstig vorwärts schreitet.

Léon A. Daudet, der Sohn Alphonse und Neffe Ernests Daudets, veröffentlichte unter dem Titel „Les Morticoles" bei Charpentier in Paris eine ditterböse Satire, die ihre Spitze gegen die modernen Naturwissenschaftler und die materialistische Weltanschauung im allgemeinen, und gegen die Ärzte im besonderen richtet. Léon scheint von seinem Vater das gallige Temperament und die Gepflogenheit, sich in seinen Büchern für erlittene Schlappen zu rächen, geerbt zu haben; die Absicht des Verfassers, an den Koryphäen der medizinischen Wissenschaft sein Mütchen zu kühlen, tritt in seinem satirischen Roman nur allzu deutlich zu Tage. Das Fabelland, so da von den Morticolen bevölkert wird, ist eine wettvergessene Insel, auf der es nur Ärzte und Kranke giebt, die ersteren als Versuchsobjekte dienen und die unmenschlichste Behandlung über sich ergehen lassen müssen. Die mannigfachen Abenteuer der unglückseligen Schiffbrüchigen, die ein wildriges Schicksal auf das ungastliche Eiland, das Eldorado dummstolzer Medizinmänner, verschlägt, sind im Anfange recht ergötzlich geschildert, schade nur, daß der hübsche Einfall totgehetzt wird, und da dem Autor nichts besonderes einfallen will, so hält er es für angezeigt, im Interesse des Lesers ganze Abschnitte aus medizinischen Hand- und Lehrbüchern abzuschreiben und seinem Buche einzuverleiben. Das wirkt auf die Dauer langweilig und ekelerregend obendrein, weil Daudet geschmacklos genug ist, sich gerade die unsaubersten Krankheitsfälle herauszusuchen, um mit wenig Witz und viel Behagen über allerlei unappetitliche Dinge ein langes und breites zu reden. An Talent fehlt es dem Autor nicht, aber dieses Talent bedarf noch sehr der Reife, ehe seine Hervorbringungen auf künstlerischen Wert Anspruch machen können.

Die zwölf Novellen und Skizzen, die Sander Pierron unter dem Titel „Pages de charité" bei Lacomblez in Brüssel erscheinen ließ, bilden ein vielversprechendes Erstlingswerk, in dem ein ernstes künstlerisches Streben und eine starke Individualität vorteilhaft in die Erscheinung treten. In allen diesen Geschichten atmet die echte Begeisterung einer elementaren Dichternatur, die auch dem Nebensächlichen und Unscheindaren Wert und Bedeutung zu geben weiß. Pierron ist es heiliger Ernst mit der Kunst, er ist weder ein gelecter Unterhaltungsfabulist, noch ein Routinier, der die Bücherschreiberei nur als litterarisches Handwerk betreibt, er greift zur Feder, wenn er wirklich etwas zu sagen hat, und weiß seinen Erzählungen den schlichten Wahrheitston und die innige Gefühlsstimmung zu geben, deren anheimelnder Reiz den Leser wie in einem Zauberbann gefesselt hält. Der Verfasser der „Pages de charité" ist ein Glied der kampf- und arbeitsfrohen jungbelgischen Dichterschule, und es spricht für den Wert des Pierronschen Buches, daß es Eekhoud nicht verschmäht hat, dem Werke seines talentvollen Schülers ein warmgehaltenes Geleitswort mit auf den Weg zu geben.

Gleichfalls bei Lacomblez in Brüssel gelangten soeben die „Nouvelles Kermesses" von Georges Eekhoud, dem

markanteſten und eigenartigſten Charakterkopf unter der belgiſchen Schriftſtellerſchar, in einer „Edition definitive“ zu erneuter Ausgabe. In den flämiſchen Erzählungen, die der Band enthält und die den litterariſchen Ruf des Autors begründen halfen, zeigen ſich all die Eigenſchaften, die wir an Eekhoud ſchätzen und lieben, im reinſten und glänzendſten Lichte. Mit welchem innigen Naturgefühl weiß uns der Dichter die Reize ſeiner Heimat zu ſchildern! Wie kräftig und menſchlich wahr zeichnet uns der hellängige Herzenskündiger die einfachen Menſchen, die ſich im Denken und Handeln die köſtlichſte Naturfriſche bewahrt haben! Die „Nouvelles Kermesses“ ſind nach Form und Inhalt wahre Meiſter- und Muſterſtücke vollendeter realiſtiſcher Erzählkunſt, die noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt werden.

Nur der Vollſtändigkeit wegen ſeien hier noch die Novellenbände „Maquettes et Pastels“ von Moreau-Vauthier und „Au pays des cigales“ von Georges Beaume erwähnt, die beide bei Plon in Paris erſchienen ſind. Die Geſchichten ſind nicht beſſer und nicht ſchlechter als all die andern, die geſchickte Fabuliſten jahraus jahrein dem leſehungrigen Publikum aufzutiſchen pflegen.

Die im Monat Juli erſchienenen beiden Bände der „Petite Collection Guillaume“ (Paris, Dentu), die von Pieard mit prächtigen Bildern geſchmückt ſind, enthalten Ch. Nodiers Novellen „Seraphine“, „Amélio“, „Jean-François“, „Les Bas-bleus“, „Jnès de bas Sierras“ und „Mademoiselle de Marsan“, wodurch die Sammlung ausgewählter Erzählungen von Nodier zum Abſchluß gelangt.

L. Bernardini, „La litterature scandinave“ (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). — Den Jnhalt des Bandes bilden eine Reihe von intereſſanten Studien, die wert ſind, die Aufmerkſamkeit aller derjenigen zu erregen, die ſich für die Entwickelungsgeſchichte der modernen Litteratur intereſſieren; die einzelnen Kapitel ſind Belman, Rydberg, Garborg, Strindberg, Jacobſen, Bang, Björnſon, Ibſen u. a. gewidmet. Bernardini kennt Land und Leute genau, das zeigt ſich auf jeder Seite des leſenswerten Buchs, das gut geſchrieben iſt und eine Fülle trefflicher Bemerkungen enthält.

Die „Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon Ier“, die der rührige Dentuſche Verlag in Paris in einer vornehm ausgeſtatteten und mit ſchönen Porträts geſchmückten dreibändigen Ausgabe veröffentlichte, ſind nicht nur eine Vermehrung, ſondern eine wertvolle Bereicherung der ſtattlichen Sammlung von Werken, die ſich mit der Perſon und dem Wirken des großen Korſen beſchäftigen. Der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten, Baron François de Méneval, bekleidete von 1802—12 die verantwortliche Vertrauensſtellung eines Geheimſekretärs bei dem Konſul bez. Kaiſer. Dem langjährigen Zuſammenarbeiten und dem vertraulichen Verkehr mit Bonaparte, der mit ſeinem Sekretär auf freundſchaftlichſtem Fuße verkehrte, hatte Méneval die intime Kenntnis des Charakters Napoleons zu danken, von der er uns in ſeinen Memoiren mehr als eine Probe giebt. Daß der Memoirenſchreiber, geblendet von der gewaltigen Perſon ſeines Herrn, in Napoleon einen Gott ſieht und ſeine Bewunderung in die überſchwenglichſten Worte kleidet, iſt im Grunde natürlich genug, auch darf man es ihm billigerweiſe zugute halten, wenn er in ſeinem Bemühen, alles was dem Andenken ſeines vergötterten Lieblings verhängnisvoll werden könnte, zu beſchönigen und zu entſchuldigen, des Guten etwas zu viel thut. Jn jedem Falle enthalten dieſe Aufzeichnungen eine Fülle von charakteriſtiſchen Anekdoten und Einzelzügen, die einen wertvollen Beitrag zur Pſychologie Bonapartes bilden, und man darf dem Baron Joſeph Erneſt de Méneval dankbar dafür ſein, daß er die intereſſanten Memoiren ſeines Großvaters veröffentlicht und dem Publikum zugänglich gemacht hat.

Einen weiteren schätzbaren Beitrag zu der reichen Litteratur über den ersten Napoleon bildete die fleißige Arbeit, die der Gesandtschaftssekretär Georges Firmin-Didot nach den unedierten Rapporten des Marquis de Montchenu unter dem Titel „La captivité de Sainte-Hélène“ veröffentlichte (Paris, Didot). Haben uns Menevals Memoiren das Leben und Schaffen des Helden geschildert, so entrollt sich uns in den Berichten de Montchenus, der als Bevollmächtigter der Regierung Ludwig XVIII. auf Helena seines Amtes waltete, das ergreifende Schlußtableau der gewaltigen Tragödie. Die von Firmin-Didot herausgegebenen Dokumente werden der historischen Forschung als wertvolles Quellenmaterial willkommen sein, der Band wird durch acht hübsche Bilder ansprechend illustriert.

Adrien Moureau, der Verfasser der interessanten Moureau-Monographie, veröffentlichte im Rahmen der von der Librairie de l'Art herausgegebenen „Artistes célèbres“ eine kunsthistorische Studie, die dem Leben und Schaffen des venezianischen Malers Antonio Canal, genannt Le Canaletto, gewidmet ist. Der reiche Bilderschmuck des Bandes bringt die Hauptwerke des Malers in trefflich ausgeführten Reproduktionen. — Die von der Librairie de l'Art edierte „Bibliothèque d'éducation artistique“ publiziert in acht wohlfeilen Heften die hervorragendsten Stücke der in der Kunstwelt bestbekannten japanischen Sammlung Ch. Gillots. Die nach den Originalen mit peinlichster Sorgfalt hergestellten Zeichnungen bieten eine erlesene Auswahl des vorzüglichsten, was die altjapanische Kunst hervorgebracht hat.

Maurice Pujo, „Le règne de la grâce“ (l'idéalisme intégral) [Paris, Alcan]. — Zum ersten Mal unternimmt es hier ein Vertreter der modernen Richtung der französischen Litteratur, in eine kritische Untersuchung der Ideen einzutreten, die von 1850 bis heute in der Philosophie, Litteratur und Kunst, im politischen, sozialen und moralischen Leben die herrschenden gewesen sind, um im Verlaufe dieser Geistesinventur den Zielpunkt zu bestimmen, dem die Menschheit in ihrem Entwickelungsgange entgegengeht.

Ein neues humoristisches Bilderbuch für große Leute gelangte im Plonschen Verlage in Paris unter dem Titel „Histoires de Saint-Hubertin“ zur Ausgabe. Zu den lustigen Schnurren, die uns Mancheourt — hinter dem Pseudonym verbirgt sich der bekannte Chroniker Henri Lavedan — erzählt, hat der geistsprühende Karikaturist Crafty eine Reihe von Bildern gezeichnet, in denen die feinpointierte Komik des launigen Zeichners zu prächtiger Wirkung kommt. A. G—tze.

Vermischtes.

Dr. phil. Paul Kühn, Assistent an der Universitätsbibliothek zu Leipzig, plant die Herausgabe einer Monatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur „Deutsche Dramaturgie“ (Verlag von C. Schmidt, Leipzig), deren erstes Heft Anfang Oktober ausgegeben werden soll. Der Inhalt dieser Monatsschrift soll bestehn aus Aufsätzen über allgemein-dramatische Fragen, genauen Analysen und Untersuchungen einzelner Dramen, Aufsätzen über die Geschichte des Dramas und die Reformen der Theaterzustände unsrer Zeit, biographischen Darstellungen einzelner Dichter. Daran soll sich ein bibliographisch-kritischer Teil, eine Umschau über das gesamte Theaterleben, Bühnenaufführungen, dramatische Festspiele, Personalien ꝛc., sowie eine Zeitschriftenschau anschließen. Letztere soll nicht nur den Titel der in Betracht kommenden Aufsätze in systematischer, inhaltlich geordneter Zusammenstellung bringen, sondern eine knappe Inhaltsangabe mit Citierung der erlangten Resultate und besonders wichtigen Beobachtungen. Die „deutsche Dramaturgie“ soll das Centralorgan für das ganze umfangreiche Gebiet des dramatischen Lebens werden.

Princeton University Library
32101 045373907